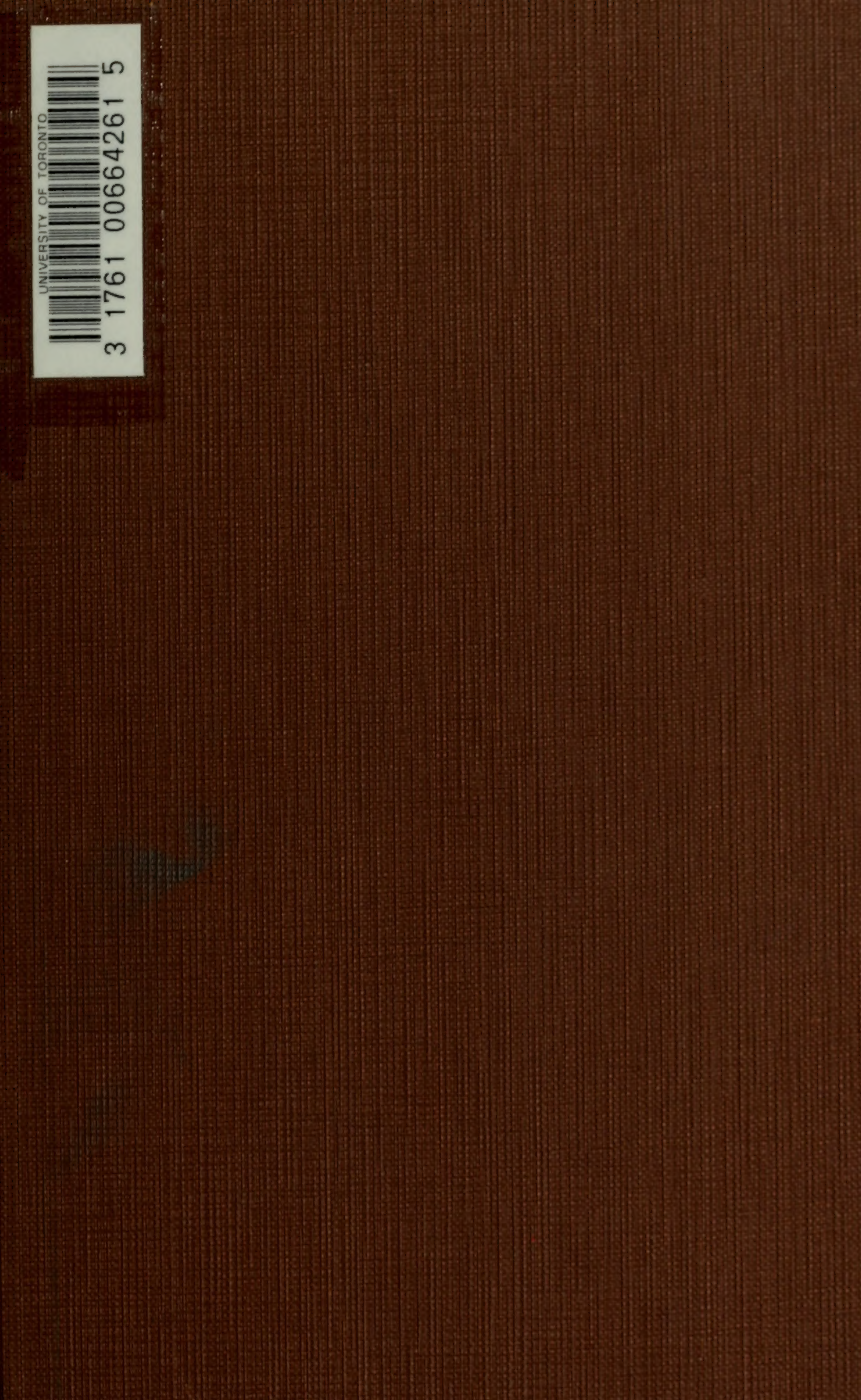

UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00664261 5



# Die Mythologie

der

Asiatischen Völker,

der

**Aegypter, Griechen, Römer, Germanen und Slawen,**

herausgegeben von

**Konrad Schwenck.**

---

Siebenter Band.

Die Mythologie der Slawen.

**Frankfurt am Main.**

J. D. Sauerländer's Verlag.

**1853.**

Die

# Mythologie der Slawen

für

Gebildete und die studirende Jugend,

dargestellt von

**Konrad Schwenck.**

**Frankfurt am Main.**

J. D. Sauerländer's Verlag.

**1853.**

Gedruckt bei J. D. Sauerländer.

# I.

# Einleitung.

Das zahlreiche und bedeutende Volk der Slawen ist, wie seine Sprache zeigt, ein Zweig des Urvolkes, zu welchem wir ebenfalls als Zweig zu zählen sind, und zu welchem die Arischen Völker, die Griechen, Latiner, Celten u. s. w. gehörten. Alt ist natürlich das Volk, aber jung ist seine Geschichte, und die Quellen derselben sind dürftig. Von ihrem Glauben und ihrer Religion ist Einiges überliefert worden, aber in sehr später Zeit durch Christen, die feindselig dagegen gestimmt waren, und denen es nicht darum zu thun war, uns einen vollständigen und zusammenhängenden Bericht zu hinterlaßen. Als die Slawen in die europäischen Länder an der Donau und tief in Deutschland herein sich niedergelaßen hatten, waren sie in viele Stämme zertheilt, die zwar alle den gemeinsamen Ursprung erkennen ließen, aber auf weiten Strecken zerstreut eines gemeinsamen Mittelpunkts entbehrten. Daraus aber dürfen wir nicht folgern, daß diese Stämme verschiedene Religionen gehabt hätten in dem strengen Sinne des Wortes. Zwar bemerkt einer der älteren Berichterstatter, was man nämlich auf diesem Gebiete „älter" nennen kann, der christliche Geistliche Helmold (1. 83), die Slawen hätten nicht Alle eine Art des Aberglaubens, sondern diese sey bei ihnen mannigfaltig; doch ist das so zu verstehen, daß von den slawischen Gottheiten der eine Stamm diese, ein anderer jene vorzugsweise verehrte. Daraus folgt aber keineswegs, daß die von einem Stamme vorzugsweise verehrte Gottheit von einem andern nicht anerkannt worden wäre, welche Art des Verfahrens überhaupt dem Heidenthume fremd war, oder daß diese Gottheit nicht dennoch allen gemein gewesen wäre. Es handelt sich dabei nur um Verehrung, nicht um Glauben und Lehre.

Wenn uns christliche Berichterstatter mitunter die Slawen so darstellen, als seyen sie wild und roh gewesen, so würde man doch sicherlich Unrecht thun, wenn man dies unbedingt als eine allgemeine Wahrheit in Betreff des ganzen Volks annehmen wollte. Konnten doch mitunter diese Berichterstatter nicht umhin, trotz ihrer Vorurtheile gegen diese Heiden, schöne menschliche Tugenden von ihnen zu melden, als: Gastfreundschaft in einem hohen Grade, Unterstützung der Armen in solchem Maße, daß keiner darben mußte u. s. w., und wird von dem einen Theil eines Volkes Schlimmes angegeben, so erhält hinwieder ein anderer Theil Lob. So giebt z. B. Nestor in der rußischen Chronik an (II. S. 125 flg. Schlözer): die Polen hatten die Art ihrer Väter; sie

waren still und sanft und bezeugten ihren Eltern und Verwandten, ihren Schwiegertöchtern, Schwiegersöhnen und Schwägern viele Ehrfurcht. Auch Ehen hatten sie. Der Bräutigam gieng nicht selbst, seine Braut zu holen, sondern man führte sie ihm des Abends zu, und den andern Morgen brachte man das, was für sie gegeben wurde.

Dagegen halte man nun, was er weiter angiebt: Die Drewier hingegen lebten auf thierische Weise; wie Vieh lebten sie. Einer brachte den andern um, alles Unreine aßen sie. Ehen hatten sie gar nicht, sondern mit Gewalt entführten sie Jungfrauen und legten sie sich als Weiber bei. Die Radimittschen, Wiätitschen (diese zählt Nestor S. 46. bei Schlözer I. S. 122 zu den Lechen, also Polen) und Sewerier hatten einerlei Sitten. Sie lebten im Walde wie wilde Thiere und aßen alles Unreine. Vor Eltern und Schwiegertöchtern führten sie unzüchtige Reden ohne alle Ehrfurcht gegen sie. Ehen hatten sie nicht, sondern sie stellten lustige Spiele an, da liefen sie zusammen, spielten, tanzten und sangen teuflische Lieder, und da entführte sich jeder das Weib, mit dem er eins geworden war. Auch hatten sie zwei bis drei Weiber.

Selbst von einem furchtbaren Gräuel ist die Rede, denn noch um das sechzehnte Jahrhundert soll es bei Wenden in der Mark Brandenburg (s. Kuhn Märkische Sagen S. 335) Brauch gewesen seyn, ihre alten Väter, wenn sie zur Arbeit untüchtig wurden, unter besonderen Ceremonien zu tödten. Man könnte dieses als einen Nothbrauch etwa damit vertheidigen, daß jenes griechische Localgesetz die Sechzigjährigen zu tödten verordnete, um den Nahrungsmangel abzuwehren, und es so als verträglich mit einem civilisirten Zustande darstellen; aber diese Elterntödtung betrifft die Wilzen (Weletaben), und ist als ein Mährchen zu betrachten, deßen wahrscheinliche Ursache weiter unten angegeben werden wird.

Allein man könnte, abgesehen von Allem, was den Ausspruch über die Rohheit und Wildheit der Slawen einschränken muß, und ohne auf das günstige Zeugniß, welches ihnen früher Prokopius gab, Rücksicht zu nehmen, es in ausgedehntem Maaße gelten laßen, daß die Slawen zur Zeit der christlichen Bekehrer roh und wild gewesen seyen, ohne daß damit etwas Wesentliches über dieses Volk bewiesen wäre, was uns bei der Betrachtung ihrer Religion leiten dürfte. Völker erfahren, wie die einzelnen Menschen, den Einfluß der Lagen, in welche sie kommen, und können in Zustände der Rohheit und Wildheit gerathen, nach welchen ihr früheres Wesen nicht beurtheilt werden kann. Ueberhaupt sind ja alle unsere geschichtlichen Nachrichten aus einer so späten Zeit, daß wir durch sie auch nicht das Geringste erfahren von den Zuständen, in welchen sich bei den sprachverwandten Völkern ihre spätere Besonderheit zu bilden anfieng und entwickelte. Schlüße von einem gegebenen Zeitpunkt aus auf

frühere Zeiten sind sehr mißlich, und wenn sich bei einem Volk eine so wohlklingende und so schöne, allen Anforderungen an den Ausdruck des Denkens und Empfindens in reichem Maaß entsprechende Sprache findet, wie die slawische ist, so darf uns keine angebliche Rohheit, die man an ihm zu einer bestimmten Frist wahrgenommen haben will, an früherer Geistesthätigkeit, Fähigkeit und Entwickelung zweifeln machen. Schafarik's Schlußbetrachtung im ersten Bande der slawischen Alterthümer leidet durchaus nicht an Uebertreibung, sondern enthält nur wohlbezeugten guten Leumund dieses Volkes.

Wir dürfen daher, weil die Religion der Slawen untergegangen ist, ohne daß wir aus den dürftigen Bruchstücken, welche nur kurze Nachrichten, oft nur Namen enthalten, ein zusammenhängendes Ganze herzustellen vermögen, nicht den Schluß wagen, ihre Religion, als die eines niedriger stehenden Volkes, sey ursprünglich weniger bedeutend gewesen, als die Religionen der ihnen verwandten Völker, von welchen uns mehr aufbewahrt worden ist. Einfach in ihren Elementen sind ursprünglich alle Religionen, und wenn wir bei den Slawen die Hauptgottheiten der Naturreligionen der anderen verwandten Völker nach ähnlichen Vorstellungen gedacht finden, so können wir den Mangel einer vollständigeren Religionskunde dieses Volkes nur beklagen, über die Geistesanlagen und Gesittung desselben in den früheren Zeiten aber keine nachtheiligen Schlüße ziehen. Die verwandten Religionen können uns vielmehr in einzelnen Fällen dienen, den einzelnen Bruchstücken ihre richtige Stelle anzuweisen, indem sie uns durch ihre vollständigere Nachrichten in allgemeinen Dingen eine Aushülfe zur näheren Bestimmung und Deutung dürftiger Bruchstücke gewähren. Freilich darf man sich nicht über das Allgemeine mit dieser Aushülfe wagen wollen, und darf sie auch da nur mit großer Vorsicht anwenden. Doch ist unter den verwandten Religionen eine, welche am wenigsten zur Vergleichung herbeizuziehen ist, nämlich die indische, deren Vergleichung aber überall in die Mode gekommen ist, denn die Arische Religion der Veda's, die älteste Indiens, die uns schriftlich überliefert ist, muß von der späteren, jetzt noch in reicher Vollständigkeit überlieferten getrennt werden, und letztere trägt so sehr das Gepräge der reichsten Ausbildung, daß, wie alt immerhin der Grund sey, und er muß nothwendig sehr alt seyn, aus welchem sie sich entfaltet hat, sie in ihrer jetzigen Gestalt jünger ist, als die der Veda's. Wie sollten die verwandten Völker mit dieser späteren Form der Mythologie übereinstimmen, als durch Zufall oder Ueberlieferung? Weder das eine noch das andere kann angenommen werden, und wir dürfen bei den Vergleichungen der Mythologieen anderer Völker mit der indischen nicht über das ganz Allgemeine hinausgehen, welches eben allen gemeinsam gewesen sein muß, wenn anders diese Völker verwandt waren.

Deutlich läßt sich noch aus den Bruchstücken der slawischen Mythologie erkennen, daß sie die wesentlichen Gottheiten und die Geisterwelt in vollständiger Ausbildung besaß, und zwar:

1) Den Himmelskönig, als obersten, gewaltigsten Gott, dem Blitz und Donner, Regen und Sturm gehörte, und der den Segen der Erde in seiner Gewalt hatte.

2) Die Erdgöttin, als segenspendende mütterliche Göttin, als große Lebensmutter und herrliche Amme, als schöne Göttin der Liebe und Freude, so wie hinwieder als Göttin der ihr übergebenen Todten, und Herrscherin der Unterwelt. Sie ist Göttin des Schicksals, und weibliche Schicksalswesen sind aus ihr und ihrem Thun gedichtet worden.

3) Das Segenskind dieser Lebensmutter, die zur Gottheit gedichtete Blüthe der Natur und ihr Segen, die in jedem Frühjahr neu gebohren werden und im Herbste wieder vergehen.

4) Den Sonnengott, der Morgens frisch gebadet dem Meere entsteigt, und Abends in das Reich der Erdmutter eingeht zu den Todten, wo er als König derselben waltet. Sein Verhältniß zum Segen der Erde und zur Zeitbestimmung tritt hervor.

5) Die Geisterwelt, und diese in aller Ausbildung. Der Todte reist in die Unterwelt, und sein Geist erscheint wieder den Lebenden. Riesen und Zwerge, Waldgeister und Waßergeister sind daraus gebildet. Segen und Verderben geht von dieser Geisterwelt aus.

Diese Hauptzüge konnten nicht vorhanden seyn, ohne eine im Wesentlichen ausgebildete Mythologie, und die Menge noch vorhandener Namen zeugt von einer nicht unbedeutenden Entfaltung dieser Naturreligion, indem sie oft auf sehr specielle Gegenstände hinweisen, und die Gottheit, die ihrer waltete, nach denselben benamen. Mährchen oder Mythen, welche das Wirken und die Verhältniße der Gottheiten nach menschlichen Verhältnißen in der Form von Begebenheiten darstellen, sind uns aus der slawischen Mythologie nicht aufbewahrt, aber auch darüber müßen wir uns bescheiden nicht aburtheilen zu wollen, und wenn wir nicht beweisen können, daß die Slawen Göttermythen hatten, weil ja der wirkliche Beweis nur durch Aufzeigung solcher geliefert werden könnte, so sind wir dennoch nicht berechtigt, zu behaupten, sie hätten keine gehabt. Bei der Dürftigkeit der Bruchstücke, überliefert von Christen, welche dieses Heidenthum haßten und vertilgten, das sie nur als Idololatrie und bösen Aberglauben in Kürze erwähnen, läßt sich über dergleichen eine bestimmte Behauptung nicht aufstellen.

Welche sittlichen Gesetze für die Menschen mit dieser Religion verbunden waren, wißen wir nicht, wenn wir aber überall im Heidenthum eine Reihe derselben mit der Religion verbunden und durch sie geheiligt stehen, so steht zu vermuthen, daß dieses Verhältniß auch bei den Slawen

statt gefunden habe. Daß der Mensch in dem Heiligthum des Gottes, um Gottes willen Schutz fand, und daß man die Götter zu Eidzeugen nahm, sie demnach als Bestrafer des Meineids ansah, wißen wir durch die Ueberlieferung, eben so, daß religiöse Scheu ihnen die Todten heiligte, und daß Recht gesprochen ward unter dem Schutz und in der Gegenwart des Gottes. Wo wir die Gottheit selbst in den gewöhnlichen Dingen des Lebens so vielfach schutzverleihend angenommen sehen, wie bei den Slawen, darf man vermuthen, daß auch die sittlichen Lebensbedingungen, und das Sittliche im Verkehre der Menschen, als Gastfreundschaft, Familienverhältniße und dergleichen mehr nicht ohne allen göttlichen Schutz und ohne jede religiöse Heiligung gewesen sein mögen. Daß wir so wenig über diese, in menschlicher Hinsicht so wichtigen Dinge unterrichtet sind, ist freilich zu bedauern, aber aus dem Mangel an Nachrichten dürfen wir nicht auf einen Mangel der Sache schließen.

Eben so fehlt es an Ueberlieferungen, die uns genügend über die Ansichten der Slawen vom Schicksale der Menschen belehrten, d. h. wie weit sich bei ihnen dieser Begriff erstreckte und zum Walten ihrer Götter verhielt. Daß ein Theil dieses bei allen Völkern der Natur der Sache nach dunkeln Begriffs sich an die Göttin des Lebens und des Todes knüpfte, sehen wir aus den vorfindlichen Bruchstücken, über das Walten des Himmelskönigs aber und sein Verhältniß zum Schicksal fehlt jede Spur einer Nachricht, eben so darüber, wie die Slawen es in seiner Strenge betrachtet haben. Damit fehlt uns auch alle Kenntniß darüber, welch' ein Verhältniß sie zwischen der Freiheit der Selbstbestimmung des Menschen oder seinem Willen und der Nothwendigkeit, von deren Banden er sich gefeßelt fühlt, angenommen haben. Ein klares Erkennen dieses Verhältnißes ist zwar bei keinem Volke zu finden und selbst der Denker vermag, sobald er beide Begriffe aufstellt, sie nicht wieder auszugleichen, weil sie einander ausschließen, und einen vollendeten Gegensatz bilden, noch auch beiden im Leben eine genaue Grenze anzuweisen; aber wir finden doch über diese dem Menschen sich aufdrängende Lebensbedingung Ansichten bei den Völkern, von welchen wir genauere Kunde haben, und würden eine gewagte Vermuthung aussprechen, wenn wir behaupten wollten, den Slawen der alten Zeit seien diese Begriffe fremd gewesen. Davon aber, woher das Gute und das Böse der Menschen komme, unterrichten uns die Bruchstücke ihrer Religion noch so weit, daß kein gegründeter Zweifel darüber bestehen kann. Die Götter und selbst die Geister der Unterwelt, wie unheimlich auch der Tod, als großes Uebel, erscheine, verleihen bei günstiger Stimmung Segen, und verhängen dem Menschen Schlimmes, wenn sie ihm zürnen. Daß diese Religionsansicht, welche sich als eine bei den heidnischen Völkern sehr verbreitete zeigt, gut geeignet war, um die Sittengesetze daran zu knüpfen, und vor einer

ganz trostlosen Ansicht vom Lebensschicksale des Menschen zu bewahren, ergiebt sich von selbst.

Von ihrer Ansicht über die Entstehung der Welt haben wir keine Kunde, und wenn auch aus den zu unserer Kenntniß gekommenen Kosmogonieen, welche die verschiedenen Völker aufgestellt haben, um sich das Werden der Welt zu erklären, für die Sache selbst nichts gewonnen werden kann, so ist es doch nicht ohne Interesse, zu betrachten, wie sich die verschiedenen Völker, oder ihre Lehrer und Weisen, die Entstehung der Welt gedacht haben. Darum können wir es auch nur bedauern, daß wir in dieser Hinsicht gar nichts von der Ansicht der Slawen erfahren. Eine Götterabstammung wird zwar gemeldet, in welcher ein kosmogonischer Begriff enthalten seyn könnte, was aber, wenn es auch der Fall wäre, nicht weit führen könnte, da selbst Götterabstammungen uns nicht gemeldet werden. Jene vereinzelte Kunde, die uns Lasicz in seinem Verzeichniß der litthauischen Gottheiten aufbewahrt hat, giebt an, die Litthauer hätten die Perkuna-Tete verehrt, d. h. die Mutter des Donnergottes, welche Morgens den Sonnengott gebadet entlaße. Die Erdgöttin ist es, die nach alter Vorstellung Abends die Sonne in der Unterwelt empfängt, wohin sie über Waßer schiffen muß und sie Morgens wieder durch das die Unterwelt umgebende Waßer zum Himmel entläßt. Da hätten wir denn die Ansicht, daß der Himmel, denn der Donnergott ist Himmelskönig, von der Erde stamme, und man könnte dieselbe mit der Ansicht der griechischen Kosmogonie zusammenstellen, welche in der Hesiodischen Theogonie ausgesprochen ist, wo (V. 125 flg.) es heißt: Die Erde gebahr zuerst sich selbst gleich den gestirnten Himmel. Weiterhin aber fehlen alle Spuren einer Kosmogonie, und eben so einer Götterabstammung, da nur noch der Erd- und Lebens-Mutter ein Kind zugeschrieben wird, von deßen Vater aber keine Kunde erhalten ist.

Ueber den Cultus der Slawen haben wir verhältnißmäßig ziemlich viele Nachrichten, aber freilich nicht in der Weise überliefert, daß wir, was so wünschenswerth wäre, nach Zeitaltern unterscheiden und deßen Ausbildung nachweisen könnten. Wiewohl Priester, Opfer, Feste und dergleichen mehr bei den Gottheiten, auf welche sie sich beziehen, berührt werden müßen, so dürfte es doch zweckmäßig seyn, hier eine Uebersicht zu geben, zumal eine solche geeignet ist, uns zu zeigen, wie wenig arm das slawische Heidenthum an Ausbildung des Religionscults gewesen sey, und daß ihm nichts Wesentliches gefehlt habe.

# Priester. Opfer. Feste.

Daß die slawischen Völkerschaften Priester hatten, welche den Gottesdienst und die Opfer besorgten, ist hinlänglich bezeugt, so wie auch, daß dieselben in einem großen Ansehen standen und sich in Priester eines höheren und geringeren Ranges theilten nach bestimmten Abstufungen. Wir sehen sogar bei ihnen, wenn auch nicht überall, doch wenigstens bei einigen dieser Völker die geistliche Macht höher gestellt als die weltliche, und den König vom obersten Priester abhängig, oder das Volk ohne Königthum von dem Oberpriester beherrscht. Helmold (1. 37) nennt die Rugier oder Ranen grausam, dem Götzendienst über die Maßen ergeben, und die erste Stelle im Volke der Slawen einnehmend mit einem König und dem angesehensten Tempel. Die große Verehrung ihres Heiligthums gewährt auch ihnen die erste Stelle in der Verehrung, und wegen ihrer sicheren Lage an unzugänglichem Orte werden sie nicht unterjocht, unterjochen aber Viele, und machen dieselben ihrem Heiligthume zinsbar, so wie sie auch beim Siege das Gold und Silber in den Tempelschatz bringen, das Uebrige aber theilen. Die Verehrung des Priesters ist bei ihnen größer als die des Königs, und der Ausspruch des Looses entscheidet über die Heerzüge. Der Kriwe Kriweito, der oberste Priester zu Romowe in Preußen war ein weitgebietender Herr von größtem Ansehn, wie es nur ein entschieden hierarchisches Verhältniß gewähren kann.

Die Priester versöhnten die Götter, erwirkten ihre Gunst und ihren Segen, und thaten ihren Willen, den sie erforschten, dem Volke kund. Natürlich war es also, daß sie einen großen Einfluß besaßen, da sie dem Volke so Bedeutendes leisteten, und nicht nur für wichtige Unternehmungen unentbehrlich waren, sondern auch für alle wesentlichen Dinge des gewöhnlichen Lebens, die stets der Gnade und des Segens der Götter bedurften. Den Priestern lag es ob, die Götterverehrung zu ordnen und anzugeben, auf welche Weise und womit man ihren Schutz und ihren Segen erwerben müße, denn man glaubte, daß die Gottheit den Priester sogar unmittelbarer Eingebungen würdige und ihm ihren Willen mittheile. Das Opfer mußte der Priester besorgen, und wenn auch ein jeglicher sich mit frommem Gebete zu den Göttern wenden konnte und auch wirklich wendete, so ward doch dem Gebete des Priesters eine größere Wirksamkeit zugeschrieben. Auch Priesterinnen gab es, wie man weiter unten sehen wird.

Die Opfer der Slawen waren von denen der andern heidnischen Völker nicht verschieden und hatten natürlich denselben Zweck. Man kann sie in Bittopfer, Sühnopfer und Dankopfer eintheilen, wiewohl wir damit

keine größere Einsicht in das Wesen dieser Mythologie gewinnen, und eben so wenig, wenn wir noch mehrere Abtheilungen aufstellen wollten. Wollte man etwas unternehmen, so bedurfte man der Götterhülfe, wandte sich also an die Gottheit, und bat sie um ihre Gunst und suchte zu erforschen, ob man auf dieselbe rechnen dürfe. Die Opfer, welche dabei stattfanden, kann man Bittopfer nennen, so wie auch die, durch welche man das Gedeihen der Lebensbedürfniße erflehte. War die Gottheit erzürnt und suchte die Menschen mit Unglück und Verderben heim, so galt es den Zorn derselben zu sühnen, und man brachte Sühnopfer dar. Für den glücklichen Ausgang der Unternehmungen, für alles Gelingen im Leben und für Segen und Gedeihen erhielt die Gottheit Dankopfer. An Festen für das Volk, wie sie gerade zu der Sache sich eigneten, fehlte es bei den Slawen auch nicht. Von den Polen z. B. sagt Dlugoß (hist. Vol. I. 26 bis 39): sie erbauten ihren Göttern und Göttinnen kleine Tempel, machten Bilder derselben, setzten Priester für sie ein und verehrten sie mit Opfern und Festen. Die Feste wurden in den volkreichen Orten, wo heilige Haine waren, gefeiert. Geopfert wurden Thiere, manchmal auch Kriegsgefangene, und mit den Festen waren Spiele verbunden, Männer und Weiber kamen in den Städten zusammen, brachten Trankopfer dar und feierten das Fest mit unsittlichen Spielen, Liebesliedern, unzüchtigen Gebärden, Geschrei und Liebesabentheuern. Es ist kein Zweifel, daß von diesen Spielen noch jetzt die lustigen Aufzüge zu Pfingsten herrühren, welche die Polen Stado, Haufen oder Zusammenkünfte nennen, und die sich mit Wollust, Trägheit und Schmausereien endigen. War die Sonne durch Wolken verdunkelt, so meinten sie, es werde ihnen gezürnt, und weihten sich zur Sühne.

Die Opfer, welche sie darbrachten, bestanden also aus Menschen, Thieren und anderen Gaben, so wie auch Trankopfer, nämlich Spenden, dargebracht wurden. Selbst Gerüche finden sich als eine Art von Opfern angewendet, doch ist wenig die Rede davon, so daß es sich nicht weit erstreckt haben mag. Die Thiere, welche man opferte, waren Rinder, Böcke, Schweine, Hähne u. s. w., je nachdem es der Zweck des Opfers erheischte, aber obgleich das Thieropfer in vielen Fällen an die Stelle des Menschenopfers bei den heidnischen Völkern getreten war, so sehen wir doch, daß es vielfach schwer gehalten hat, diesen schrecklichen Brauch ganz auszurotten, und begegnen ihm häufig genug bei den Slawen. Führten ihnen doch Christen zur See geraubte Menschen für Geld zu, und verkauften ihnen doch sogar christliche Herrn ihre leibeigenen Knechte, damit sie zu Menschenopfern dienten. Bei der Dürftigkeit der Nachrichten über die heidnischen Slawen läßt sich nicht bei jedem einzelnen Volke desselben das Menschenopfer nachweisen, aber darum läßt sich nicht annehmen, es sei ihnen nicht gemeinschaftlich gewesen, denn da die

uns überlieferten Bruchstücke ihres religiösen Glaubens überall die genaueste Gemeinschaftlichkeit zeigen, so ist kein Grund vorhanden zu einem Zweifel an der Gemeinschaftlichkeit auch dieses entsetzlichen Opfers, deßen wir in weit auseinander liegenden Theilen der slawischen Ansiedelungen gedacht finden. So erzählt uns Nestor (Scherer 97 flg.): Im Jahre 983 gieng Wolodimir wider die Jätwägen, und bezwang die Jätwägen, eroberte ihr Land, und kam nach Kiew zurück, und opferte den Götzen mit seinen Leuten, und die Aeltesten und die Bojaren sagten: Wir wollen unter den Knaben und Mädchen loosen, und auf welchen das Loos fällt, der soll den Göttern zum Schlachtopfer dienen und erstochen werden. Und es fand sich da ein Waräger, welcher an dem Orte, wo jetzt die Kirche der heiligen Mutter Gottes steht, welche von Wolodmir erbaut worden, ein Haus hatte. Dieser Waräger aber war aus Griechenland gekommen, und bekannte sich zum christlichen Glauben, und er hatte einen einzigen Sohn, welcher schön an Leib und Seele war. Auf diesen fiel das Loos aus Neid des Teufels; und die, welche zu ihm geschickt waren, kamen und sagten zu ihm: Das Loos ist auf deinen Sohn gefallen; denn die Götter wollen ihn zu ihrem Opfer haben, wir wollen ihn also aufopfern. Der Waräger aber antwortete: dies sind keine Götter, sondern ein Holz, welches heute da ist, morgen aber ganz verfaulet und verweset; weil sie weder eßen, noch trinken, noch reden können, sondern ein Werk der Menschen-Hände, von Holz gemacht sind. Aber es ist ein Gott; diesem dienen die Griechen und beten ihn an. Derselbe hat Himmel und Erde, Sterne, Mond, Sonne und den Menschen erschaffen, und ihm die Erde zu seiner Wohnung gegeben. Was haben diese Götter aber gethan, da sie selbst gemacht worden sind? Ich gebe meinen Sohn dem Teufel nicht. Sie giengen also fort und sagten es den Leuten. Diese aber nahmen ihre Waffen, giengen auf ihn los, und rißen alles, was um sein Haus war, nieder. Der Waräger aber stand indeßen mit seinem Sohn in dem Vorhaus, und sie sagten zu ihm: Ueberliefere uns deinen Sohn, damit wir ihn den Göttern geben. Er aber antwortete: Wenn es Götter sind, so mögen sie einen von ihnen schicken, meinen Sohn zu holen: Ihr aber, was verlanget ihr? Da erhuben sie ein großes Geschrei, hieben das Vorhaus unter ihnen nieder, und so wurden sie erschlagen, und Niemand weiß, wo man ihre Körper hingethan hat.

Vor dem Beginn eines Krieges suchten die Preußen sich eines aus dem Volke, welchem der Kampf galt, zu bemächtigen. Hatten sie nun einen gefangen, so schnitt der Criwe demselben mit einem Opfermeßer die Brust auf und beobachtete, wie das Blut floß. Schoß es rasch hervor, so war es ein gutes Zeichen, und der Criwe verkündigte einen glücklichen Ausgang des zu beginnenden Krieges. Wollte jedoch das Blut nicht

recht fließen, oder kam nur tropfenweise heraus, so ermahnte er das Volk, von dem Kampf abzustehen, bis die Götter beßere Anzeichen ertheilten. Auch Leute, die sie im Kriege fiengen, opferten sie, wie denn eine solche Opferung von Duisburg (S. 333) angegeben wird, welcher erzählt: Den Bruder Gerhard, genannt Rude, den Vogt von Samland verbrannten sie ihren Göttern als Opfer für den Sieg, angethan mit seinen Waffen und auf sein Roß gesetzt. Hatten sie mehrere Anführer gefangen, so mußten diese um die Opferung loosen. Als die Preußen unter der Anführung des Heinrich Monte, der sich in Deutschland hatte taufen laßen, jedoch zum Glauben seiner Väter zurückgekehrt war, 1261 die Kreuzherrn geschlagen hatten, ließen sie die gefangenen Ritter loosen, und das Loos traf den Ritter Hirschhals. Dieser wandte sich bittend an Heinrich Monte und rief ihm die Wohlthaten in das Gedächtniß, die er ihm vordem in Magdeburg erwiesen hatte. Dieser erbarmte sich seiner, ließ zum zweiten Male losen, und als das Loos ihn wieder traf, selbst zum dritten Male. Als es ihn aber auch diesesmal traf, machte er keine weiteren Versuche; sondern gab sich zum Opfer hin, ward auf das Pferd gebunden und verbrannt, wie Duisburg (S. 86) erzählt. Waren unter den Gefangenen, welche die Preußen machten, Jungfrauen, so wurden diese mit Blumen bekränzt geopfert. (Hartknoch S. 158.) Wie Duisburg (S. 5) bemerkt, tauchten die Preußen, wann sie einen Gefangenen geopfert hatten, ihre Waffen in sein Blut, wovon sie sich Glück im Kampfe versprachen.

In einer weiter unten angeführten böhmischen Erzählung, worin die einen ein Eselsopfer angeben, nennen andere ein Menschenopfer, und mag es sich damit verhalten, wie es wolle, so beweißt es doch, wie wenig fern der Gedanke an Menschenopfer bei den Slawen war.

In der Lausitz war der Glaube, daß mehrere Wälder jährlich ein Menschenleben haben müßten, so daß ein Mensch darin sein Leben laßen müße. Lausitzer Monatschrift. 1797. S. 748. Daß die den Göttern geweihten Bäume mit Opferblut besprengt wurden, wird bemerkt (Frencel 174).

Die Serben haben folgende Sage von der Erbauung Skutari's: Dreihundert Meister bauten vergeblich drei Jahre lang an dem Grunde der Feste; was sie bei Tage aufgemauert hatten, riß die Wile Nachts wieder ein. Endlich verkündete sie den Königen, der Bau werde nur dann halten, wenn man zwei leibliche gleichnamige Geschwister in den Grund lege. Nirgends waren solche aufzufinden. Da verlangte die Wile von den drei Ehefrauen der Könige die, welche nächsten Tags das Eßen hinaustragen werde, in den Grund gemauert. Als die Frau des jüngsten Königs, ohne von diesem Beschluß etwas zu ahnen, das Eßen hinausbrachte, warfen die dreihundert Meister Steine um sie her und

fiengen an, sie einzumauern. Auf ihr Flehen ließen sie eine kleine Oeffnung, an der sie noch lange Zeit ihren Säugling stillte, den man ihr täglich vorhielt. — Man sehe das Gedicht: Erbauung Skadar's (Götze S. 134 flgg. Talvj. I. 117) welches endigt:

„Und sie säugt es eine ganze Woche,
Aber dann verstummet ihr die Rede.
Doch dem Kinde fließt noch immer Nahrung,
Und es trinkt ein ganzes Jahr am Busen.

„So geschieht zur Stunde noch das Wunder.
Heute fließet Milch noch dort und Heilung
Nahrungslosen Busen schwacher Mütter."

Nämlich an einer Stelle an der Mauer Skutari's tropft eine kalkartige Feuchtigkeit und zwar nach der Volkssage eben dort, wo die Unglückliche ihre weiße Brust hinaushielt, um ihr Kindlein zu stillen. Mütter, denen es an Milch fehlt, oder die eine kranke Brust haben, nehmen gläubig ihre Zuflucht zu dieser wunderbaren Feuchtigkeit, und hoffen dadurch Genesung zu erlangen.

Als die Slawen eine neue Stadt an der Stelle von Slawensk anlegen wollten, sandten sie Morgens frühe bei Sonnenaufgang Leute, welche den ersten, der ihnen begegnen würde, nehmen, um zum Grund des Baues zu dienen. Von diesem Knaben erhielt die Stadt den Namen Detinez (Popow. S. 29 flg.) Dieses Mährchen ist sicherlich aus dem Namen der Stadt erdichtet worden (böhmisch detina, dite, polnisch dziecina, dziecko, Kind, rußisch ditjä u. s. w.), doch zeugt es von der Verbreitung und Geltung dieses Glaubens. Hätte der Name einen mythologischen Grund, dann wäre dieser kein anderer, als daß sie zu Ehren des Kindes der großen Lebensmutter benannt wäre.

Bei den Römern sehen wir in der bekannten Sage von Curtius einen auf dem Forum entstandenen Abgrund dadurch geschloßen, daß Curtius in denselben sich stürzt und der Unterwelt zum Menschenopfer darbringt. Die Sage von einem solchen Opfer finden wir auch in Preußen, die also lautet (Tettau und Temme S. 109, aus Hartwich Beschreibung der Werder S. 491): Im Jahre 1463 am Dienstag vor Jubilate trieb ein heftiger Sturm das Waßer im Nogatstrome so hoch, daß er eine Otternhöhle in der Nähe von Sommerau erreichte, und dadurch einen solchen Bruch im Damme machte, daß fast alle Dörfer des Fischau'schen Werders von den Fluten bedeckt, die Wohnungen fortgerißen, Menschen und Vieh ersäuft, und die Bewohner in wenigen Augenblicken um all ihre Habe gebracht wurden. Als sich nun das Waßer endlich wieder in das Haff und den Drausensee verlaufen, versuchte man es, die entstandene Oeffnung zuzudämmen. Aber alle Anstrengungen waren umsonst; denn was des Tags über gemacht worden, fand man am nächsten

Morgen jedesmal wieder versunken. Als nun die Bauern noch eine Berathung hielten, aber keiner mehr aus noch ein wußte, da trat plötzlich ein Unbekannter in die Versammlung und eröffnete derselben, daß es erst dann gelingen würde, das Loch wieder zu verstopfen, wenn zuvörderst ein lebender Mensch in dasselbe hineingestürzt wäre. Die Bauern folgten diesem Rathe und machten einen Bettler berauscht, der dann, als er seiner Sinne nicht mehr mächtig war, an das Loch geführt, in den Bruch hineingestürzt und sofort mit Erde beschüttet wurde. Und siehe! von Stund' an gelang es mit leichter Mühe, die Oeffnung im Damme zu verstopfen.

---

## Die Stätten der Gottesverehrung.

In der Zeit, aus welcher wir Nachrichten über die slawischen Völker haben, besaßen dieselben Göttertempel, in welchen sie ein Allerheiligstes hatten, wo sich das Bild des Gottes befand, dem der Tempel geweiht war. Bei den einzelnen Gottheiten wird der Leser die Angaben, welche wir über diese Heiligthümer erhalten haben, angeführt finden. Von den Polen sagt Dlugoß (Geschichte Polens I. 26 bis 39): sie erbauten ihren Göttern und Göttinnen kleine Tempel, machten Bilder derselben u. s. w. Ob alle slawischen Stämme ihren Göttern und Göttinnen Tempel errichteten, ob Einzelnen mit Auswahl, oder Allen gemeinschaftlich, ob überhaupt nicht, können wir nicht bestimmen, weil wir nicht hinreichend unterrichtet sind, aber darauf kann auch wenig ankommen, da dergleichen nur zu wißen werth ist, wenn es mit dem Glauben in Verbindung steht, d. h. aus ihm hervorgeht. Daß aber die Slawen Tempel und Bilder hatten, wißen wir, und somit auch, daß diese ihrem Glauben durchaus nicht widersprachen. Helmold (I. 84) sagt von dem Volke im Allgemeinen: der Götzendienst ist mannigfach. Die Einen haben Bilder in Tempeln, wie das Plunensische Bild, Namens Podaga; Andere haben Haine oder Wälder zur Wohnung, wie Prove, der Aldenburgische Gott, von denen es keine Bilder giebt. Zu Julin und Chozegow waren laut der Lebensbeschreibung des heiligen Otto (490 und 503) große hölzerne, und kleine goldene und silberne Götterbilder. Da zu Romowe die Bilder in dem Baume standen, d. h. in den Abtheilungen desselben, wie man vermuthet hat, so ist man noch weiter gegangen und hat vermuthet, Götterbilder möchten wohl auch aus Bäumen geschnitten worden seyn, oder vielmehr in Bäume eingeschnitzt. Die Angabe Heinrich's des Letten (Gruber origines S. 44), es habe einer die Vision eines Gottes gehabt, den er gesehen als Bild aus einem Baum von der Brust an oberhalb herauswachsend (imago excrescens ex arbore a pectore ad

sursum usque), soll dies bezeugen. Mag solch eine Bildnerei hie und da vorgekommen seyn oder nicht, so hat es in mythologischer Hinsicht wenig oder nichts zu bedeuten, denn der Irrthum, man habe die Bäume für wirkliche Götter gehalten, und das angeblich in den Baum oder aus dem Baume geschnitzte Bild habe diese Gottheit des Baumes dargestellt, bedarf kaum einer Widerlegung. Der Baum war nur heilig, göttlich, aber nicht ein wirklicher Gott.

Im Leben des heiligen Otto von Bamberg (II. Kap. 31) werden zu Stettin vier slawische Tempel (Kontinen) erwähnt, welche dieser heilige Mann zerstören ließ. Einer derselben, welcher der Haupttempel war, zeichnete sich durch seine Schönheit und Kunstarbeit aus, inwendig und auswendig war er mit Schnitzwerk geziert, welches aus den Wänden hervorstand, und Menschen, Thiere, Vögel in ihrem gewöhnlichen Thun und Treiben so natürlich darstellte, daß man hätte glauben mögen, sie athmeten und lebten. Was man etwas Seltenes nennen kann, die Farben der Bilder an der Außenseite waren durch Schnee und Regen weder gedunkelt noch verwischt.

Häufig aber war bei den Slawen der heilige Hain eine Wohnung des Gottes, wie schon die oben angeführte Stelle aus Helmold's Nachrichten zeigt, und unzweifelhafte Berichte darthun. Von den Preußen sagt Duisburg (3. Kap. 5): Sie hatten heilige Haine, Felder und Waßer, und in diesen Hainen durfte man kein Holz hauen, das heilige Land durfte nicht bebaut und in dem heiligen Waßer nicht gefischt werden. Die Heiligkeit der Haine war so groß, daß der, welcher die Religion der Slawen oberflächlich ansah, wohl gar den heiligen Hain für einen angebeteten Gott halten und damit verwechseln konnte. Ein solches Verfahren zeigt sich in einem Beispiele, welches auch geeignet ist, uns die geringe Sorgfalt zu zeigen, welche manche Berichterstatter auf die Dinge der slawischen Religion, von denen sie Nachricht geben wollten, verendeten, wobei nur zu bedauern ist, daß wir in manchen Punkten auf derartige Berichterstatter angewiesen sind. Diese haben nämlich wirklich aus einem heiligen Hain einen Gott erfunden.

Zu Merseburg wird ein Gott Zuttiber genannt: Brotuff in der Merseburger Chronik (S. 462) schreibt: Zuttibero haben die Bürger der Stadt Merseburg einen lucum, das ist, ein Eichwald heiligen laßen, darin hat bey Verliehrung seines Lebens, niemand einen Baum oder Ast dürffen abhauen, denn sie alle dem Abgott geheiliget; daselbst seind im Jahr zu gewisser bestimmten Zeit, viel Heyden und abgöttische Wenden von fern zusammen kommen, haben dem Teufel Zuttibero geopffert, und ihn angebetet, es hat auch der Zuttiberus seine eigene Pfaffen gehabt, mit ihren ritibus sacrificiorum. Dieser Chronikschreiber meint, der Hain sey an der Saale gewesen, Bischof Wigbert habe ihn 1007 zerstört und

man habe noch zu seiner Zeit von der Saalbrücke zu Merseburg unzählige Eichen auf dem Grunde des Flußes im Sande steckend gesehen. Ein heiliger Hain zu Merseburg hieß nämlich vorzugsweise szwiaty bor, d. i. heiliger Hain, in der Sprache der Sorben (man machte daraus Szitibor, Zuttiber, und selbst Cuttiber) und es ward dann daraus ein Gott dieses Namens gedichtet. Sebastian Mann schreibt in dem kurzen Entwurfe der Stadt Hayn in Meißen (Frencel 210): Man hält dafür, daß sowohl der Abgott Swantewitz und Zuttiberus zu der Soraber Wenden Zeiten in dieser Gegend absonderlich sind veneriret und angeruffen worden. Es soll der Waldgott Zuttiberus dieses Orts in einem Eichwalde veneriret worden seyn, welcher bis zu den Zeiten Hildewarde des dritten Bischoffs zu Meissen, im Jahr Chr. 1060 annoch soll gestanden haben; jedoch durch denselben niederzulegen und gänzlich zu verbrennen befohlen worden, worzu ihm dann etliche noch ungläubige Wenden, so nicht ferne vom Stifft um die Röder gewohnet, und öffters noch dahin gelauffen, solchen Abgott anzubeten, Ursache gegeben. Der Wald aber dessen soll an dem Orte gestanden haben, allwo anitzo für den Naundörffer Thore die Scheinen und etliche Vorwerge der unsrigen aufgebauet sind, und sich also von daraus nacher Walde (so dieser Zeit dem Adelichen Geschlechte der Göckeritze zuständig gewesen), worvon auch solches Dorff hermahls den Nahmen erhalten, erstrecket haben.

Ein Anderer, Johannes Vulpius (Frencel a. a. O.) erzählt: Insonderheit haben die Bürger zu Merseburg und die Landschafft um oder an dieser Stadt den Zuttibor als einen Wald- oder Holz-Götzen geehret, demselben einen Lucum oder dichten Eich-Wald geheiliget, darinnen niemand bey Verlust seines Lebens einen Baum oder Ast abhauen dürffen: nicht weit von der hohen Brücken dahin zu gewisser Zeit des Jahrs viel Wenden und andere Heyden von nahen und fernen Orten zusammen kommen, und dem Zuttiber geopffert, auch denselben angebetet, darzu waren gewisse Pfaffen bestellet, die ihre sonderbahre Ceremonien bey den opffern gehalten. Solcher Eich-Wald nebenst den Götzen ist im Stande gewest biß auf die Zeit Wigberti des dritten Bischoffs zu Merseburg, welcher etwan im Jahre Christi 1008 diesen Wald und Abgott niederhauen und verbrennen lassen, worzu ihn die Sorben- und andere Wenden, welche an der Elster, Leppe und Pleisse gewohnet, und offt den Zuttiber anzubeten, dahin gelauffen, sehr Ursache gegeben. An die Stelle hat gedachter Bischoff Wigbertus die Capelle S. Romani gebauet: von solchen Eich-Walde hat man hernach lange Zeit, und noch zu Brotuf's Zeiten, etliche lange, dicke eichene Bäume, Stöcke, und Stüffte in den Ufern der Saale sehen stecken; wenn zumahl das Wasser helle; deßen auch Kayser Friedrich's I. Brief (den er dem Closter S. Petri anno 1152 belangende den Garben-Zehenden in der wüsten Marck zu Kethewiz um die hohe Brücke

zu Merseburg, so damahls und noch lange hernach höltzern gewesen, ertheilet) gedenket. Ditmar von Merseburg (6. S. 384) sagt vom Haine Zutibure im Merseburger Bisthum, er sey von den Anwohnern wie ein Gott geehrt und von Alters her unverletzt gewesen.

Wären diese Nachrichten auch aus älterer Zeit, als sie sind, und verdienten demnach mehr Vertrauen in die Sachkenntniß der Verfaßer, so müßte man dennoch es unglaublich finden, daß die Slawen einen Gott mit dem Namen „heiliger Hain" benannt hätten. Es liegt nahe, anzunehmen, daß es eine Gottheit eines heiligen Hains auch zu Merseburg gegeben habe, denn die Haine waren ja Göttern geweiht, welcher aber der Merseburger geweiht war, läßt sich nicht errathen; denn der „heilige Hain" konnte auch ein allgemeiner, allen ihren Göttern geweihter seyn. Wir wißen daher nur, daß es zu Merseburg auch einen heiligen Hain gab, wo die Slawen Gottesverehrung übten, und sehen, daß die Christen aus Mißverstand daraus einen Abgott Zuttiber machten, unbekümmert darum, ob das möglich sey oder nicht. Viel Kritik hat in der Ueberlieferung der slawischen Dinge nicht immer gewaltet. Ein anderes Beispiel mag das zeigen: Schlözer im Nestor (3. S. 255) zeigt eine Erfindung eines Volksnamens. „Ein Dritter, sagt er, wollte deutlicher schreiben und flickte ein das ist verdolmetscht (tolkovano). Daraus machte der Vierte ein eigenes Volk, Namens Toioviny! So entstehen Schreibfehler, und aus den einfältigsten Schreibfehlern Unwahrheiten und historische Träume, die dem ersten Verfaßer nie in den Sinn gekommen waren. Es ist nichts so albern, das man den rußischen Schreibern nicht zutrauen könnte — doch nicht den rußischen allein. Von unserm obigen heiligen Clemens sagt eine Legende, er sei bei Cherson mit einem Anker (ἀγκυρα) ersäuft worden; daraus machte ein Anderer, er sey vorher in der Stadt Ankyra in Kleinasien Bischof gewesen.

Die Eiche zu Romowe war sechs Ellen dick im Durchschnitt, mit einem gewaltigen Blätterdach, welches kein Regen durchdrang, und blieb auch im Winter grün, wie der Baum zu Upsal. Einige setzten diesen Baum nach Rykajoth, doch Andere widersprechen, und setzen die großen Götter nach Romowe, die geringeren nach Rykajoth. Das Niederhauen jener berühmten und hochgefeierten Eiche soll unter dem Hochmeister Winrich von Kniprode durch Heinrich von Schnidekopf Statt gefunden haben, worauf später Peter Regel von Sehr das Kloster Dreifaltigkeit an derselben Stätte, wie man angiebt, gründete. Von dem Laube jener Eiche erwartete man wirksamen Schutz gegen mancherlei Ungemach, und die Leute trugen davon bei sich und dem Vieh that man welches um den Hals. (Hartknoch, Altes Preußen. S. 117 flg.)

Wo jetzt Heiligenbeil steht, befand sich eine dem Curcho geweihte Eiche, deren Weihe dem Könige Waidewut zugeschrieben ward. Auch

diese grünte im Winter fort. Sie ward durch Anshelm, Bischof von Ermeland, zerstört. Er trat auf, predigte gegen den dort getriebenen Götzendienst, und ermahnte die Leute, davon abzustehen, und als dies nichts half, befahl er sie umzuhauen. Ein Christ that den ersten Hieb, aber das Beil schlug um und verwundete ihn tödlich. Da kam Anshelm selbst herbei, nahm eine Axt und hieb in die Eiche, ließ dann Feuer daran legen und zerstörte sie auf diese Weise. (Hartknoch S. 118.)

Nicht weit von Welau, in dem Dorfe Oppen, stand eine Eiche von ungeheurem Umfange, welche hohl geworden war. Unten am Stamme maß sie sieben und zwanzig Ellen im Umfange. Daß heidnischer Gottesdienst unter ihr Statt gefunden habe, wird nicht gemeldet. (Hartknoch S. 119.)

Noch zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts fand sich unweit des Dorfes Schakaniken in Schalavonien an dem Fluß Russe eine Linde, zu welcher „elende, blinde" Leute, wiewohl nur heimlich und zwar meist bei Nacht giengen, um den heidnischen Gottesdienst zu üben. (Hartknoch S. 120.)

Die Rußen erwiesen auch den Bäumen ihre Verehrung, besonders denen, welche hohl waren und schmückten die Zweige mit Tüchern. Constantinus Porphyrogennetes meldet, daß sie auf ihren Reisen nach Constantinopel auf der St. Gregorsinsel Halt machten, um einer alten Eiche zu opfern, die sie mit Pfeilen umgaben und bei der sie sich versammelten, um durch das Loos zu entscheiden, ob man ihr die zum Opfer bestimmten Vögel darbringen oder fortfliegen laßen sollte. Das Semikfest und der noch bestehende Brauch, die Zweige der Bäume mit Bändern zu schmücken, sind Reste des alten Aberglaubens, wie Karamsin (I. Kap. 3) angiebt.

(Noch im zehnten Jahrhundert brachten die Rußen ein Opfer von Brod und Fleisch und lebendigen Vögeln einer großen Eiche, die auf einer Insel im Dnieper stand, für die auf den Waßerfällen dieses Stroms und durch Abwehrung der Petschenegen überstandene Gefahr, und ließen bei derselben verschiedene Spieße, womit sie dieselbe gleichsam einzäunten. [Constantinus Porphyrogenneta de Thematibus Or. et Occid. cap. 9. Allg. Weltg. 51. S. 241. Note o.])

Der hohle Baum scheint demnach besonders für einen Sitz der göttlichen Wesen gegolten zu haben, und wir werden weiterhin sehen, daß der Hohlunder eine besondere Heiligkeit hatte, der seinen deutschen Namen von der Hohlheit hat. Die Heiligkeit des Haines aber war die eines Heiligthums des ganzen Volks, und ein Zweig desselben ein heiliges Zeichen. Wie Mickiewiz (I. 56) angiebt, schnitt man einst in Polen, wenn ein feindlicher Einfall befürchtet ward, Zweige im heiligen Hain und sandte sie zu den Nachbarn, denen es bedeutete, daß sie zu Hülfe gerufen würden im Namen der Religion.

Auch einzelne Bäume waren heilig, und der Dienst der Götter ward bei ihnen verrichtet, so wie deren Bilder unter ihnen standen. Ein größeres Heiligthum, als die uralte Eiche zu Romowe, hatte Preußen nicht aufzuweisen, und unter ihr fand sich ein Verein von drei ihrer wichtigsten Götter in Bildern. Sehen wir auf die Bedeutung der Haine und Bäume, so ist dieselbe sinnbildlich, wie bei allen alten Völkern. Der Baum war ein wichtiges Sinnbild der Zeit und des Lebens, und darum der Gottheit zugetheilt, von welcher man die Fortdauer des Lebens erflehte. Der Hain hat dieselbe Bedeutung, da er ja nur das vervielfältigte Sinnbild war. Daß man dem einen Gott diesen, dem andern jenen Baum weihte, hatte manchmal noch eine auf das Wesen des Gottes bezügliche Nebenbedeutung, die aber das Sinnbild Baum im Allgemeinen nicht berührt. Wir finden also bei den Slawen dieselbe Idee, welche wir bei den Semiten, den Aegyptern, den Italiern, Germanen u. s. w. deutlich sehen, und die daher in ein sehr hohes Alterthum zurückweist, denn wir haben gar keinen Grund, anzunehmen, es habe ein Volk dem andern in der Zeit, welche wir eine geschichtliche nennen können, dieses Sinnbild und seine Verwendung im Culte mitgetheilt.

Die Höhen galten auch den Slawen für die Stätten, wo man den Göttern näher sey, und man betete sie daher dort gerne an und ehrte und sühnte sie mit Opfern. Selbst der Priester mußte, um mit der Gottheit zu reden, so gut es gieng, erhöht werden, denn die Slawen machten es wie die andern Völker, denen die Höhen heilig waren; wo sie keine wirklichen hatten, behalfen sie sich mit künstlichen, mochten diese auch noch so gering seyn. Sie genügten ja damit dem Begriff der Höhe.

Zum Gottesdienst haben die Wenden gewaltige Steine hoch aufgerichtet, mochten sie nun da oben opfern, oder mochten die Priester von da herab den Willen der Götter verkünden, sicherlich liegt diesen Steinmassen der Begriff der Höhen und der Glaube an deren Heiligkeit zu Grunde. Beckmann giebt Abbildungen solcher heiligen Stätten in der Beschreibung der Mark Brandenburg (II. S. 47 flg.) — In dem Gedichte Czestmir und Wlaslaw (Königinhofer Handschrift S. 22), heißt es von dem zum Kampf entbotenen Helden:

„Freudevoll erhebt sich Czestmir,
Freudig greift er nach dem schwarzen Schilde
Mit dem Doppelzahn, und nach der Streitaxt,
Und dem Helm, den nie ein Hieb durchdringt,
Und an allen Bäumen
Bringt er Göttern Opfer."

In dem nämlichen Gedichte wird von dem durch Czestmir befreiten Woymir erzählt, daß er auf dem Berge, auf der Höhe opfert (S. 29):

„An des Felsen Gipfel zündet er das Opfer
Seinen Göttern an, die ihn befreiet,
Für den Sieg, der ihnen noch bevorsteht.
Und er opfert eine muntere Färse,
Eine Färse, der kein Stier noch nahte,
Glänzend weiß ihr Fell.
Die Opferflamme lodert, und die Heere
Nah'n dem Thale, und von dort zum Berge
Geht der Zug, von da zum Eichwald
Also zieh'n die Schaaren, lärmumrauschet,
Mann auf Mann, ein jeder Waffen tragend.
Jeder als vorbei er zieht beim Opfern,
Rufet laut den Göttern Preis und Ehre,
Keiner säumet im Vorüberziehen
Laute Lobgesänge anzustimmen."

In dem Gedicht Zbyhon (Königinhofer Handschrift S. 50):

„Fort zum Berg — —
Dort den Göttern, unseren Befreiern,
Reiche Opfer darzubringen,
Ihre Lieblingssänge anzustimmen,
Ihnen auch zu weih'n die Waffen
Der erschlagnen Feinde!"

Hohe Steinmaßen errichteten die Slawen zu Altären, wo die Priester das Opfer verrichteten (Karamsin I. 3), dergleichen auch in Deutschland, England, Irland sich vorfinden. Das waren Höhen, die zwar die wirklichen Bergeshöhen nicht erreichen konnten, aber sie stellten sie doch vor.

Dietmar von Merseburg sagt von der Stadt Nemzi (Nimptsch in Schlesien), sie hat ihren Namen von einem gewißen Berge, welcher sehr hoch und groß ist, und dieser ward wegen seiner Beschaffenheit und Größe von allen heidnischen Einwohnern sehr verehrt. Man hat dafür gehalten, Dietmar meine den Zobtenberg.

Betrachten wir noch, was Hupel (I. 151 flg.) über Haine, Opfer, Tempel, Altäre in Liefland meldet.

Von den Stellen und Hainen, wo die alten Liefländer, sowohl Esthen als Letten, ihre gottesdienstlichen Verrichtungen unternahmen, sind bei allen oft scharf anbefohlenen Zerstörungen doch viele noch übrig geblieben, gegen die sie auch jetzt eine schaudernde Ehrfurcht bezeigen. Keiner naht sich gern; sie wagen nie einen Zweig von dergleichen heiligen Bäumen zu hauen, oder so weit sich deren Schatten verbreitet, eine Erdbeere abzubrechen. Wenn ein Deutscher aus heiligem Eifer oder Uebermuth daran schneidet, oder haut, so zittern sie fast mit gewißer Erwartung einer bevorstehenden Rache. Einige solcher heiligen Stellen sind nur durch einen, andere durch mehrere (meistentheils Gränen) Bäume kenntlich;

man findet sie auf Hügeln, Flächen, an Quellen u. s. w. Bauern, welche die etwaige Kundwerdung und die darauf gesetzte Strafe nicht abschreckt, begraben ihre Leichen gern heimlich an solche Orte. Die Besuchung und Verehrung aller solcher Haine ist streng verboten. Etliche Erbherrn haben von ihren Bauern das Abhauen eines solchen Baumes gefordert, aber mit allen Drohungen und Zureden nichts erhalten, bis sie den Furchtsamen Muth einzuflößen, das Beil mit eigner Hand ergriffen.

Die Opfer von Wolle, Wachs, Garn, Brod u. s. w. sind noch jetzt bei ihnen in Gebrauche; sie legen solche an heilige Stellen, oder stecken sie in die darauf stehenden hohlen Bäume; auch die Quellen und Flüße bekommen welche; sonderlich wenn sich auf ihrem Leib ein Ausschlag, Geschwüre u. s. w. plötzlich zeigt, so sagen sie, es komme von einer Stelle, oder eigentlich von der Erde; sie gehen also an den Ort, wo sie zuletzt geseßen, geschlafen, oder getrunken, und auch ihrer Meinung nach den Schaden bekommen haben; dort schaben sie ein wenig Silber von einem Rubel, oder von dem Hals- und Brustschmuck ihrer Weiber; und weil insgemein die Natur selbst bald hilft, so halten sie den für sehr einfältig, der an der Kraft des Silberschabens zweifelt. Diese Art der Opfer ist vermuthlich als eine Versöhnung der an dem Orte wohnenden Untergottheit eingeführt worden. (Manche gemeine Deutsche lachen über der Bauern Aberglauben, laßen aber doch, so oft sie einen solchen Ausschlag an sich sehen, durch den Dienst eines alten Weibes an die vermeinte böse Stelle schaben.) Bei ihren heimlichen abgöttischen Zusammenkünften ist noch jetzt die Unterhaltung des Feuers, in welches sie allerlei Opfer werfen, einer der vorzüglichsten Dienste.

Auch Götzenbilder gab es unter den Liefländern, vielleicht nur sparsam. Kelch beschreibt eines, das sie unter der Gestalt eines gekrönten Menschen verehrten; es muß ziemlich groß gewesen seyn, weil man in eine auf deßen Schooße befestigte Schale Opfer legte. In der Bibliothek bei der Olai-Kirche zu Reval verwahrt man unter anderen kleinen Seltenheiten noch jetzt ein liefländisches Götzenbild aus den heidnischen Zeiten, eines Fingers lang; weil man damals keine Bildhauer in Liefland hatte, so ist die ihm gegebene Menschengestalt sehr schlecht ausgedrückt.

Auch findet man noch einige wenige Altäre. Einer steht im Oberpalschen, nahe bei dem Hof Kawershof unter einem heiligen Baum, in deßen Höhlung man noch oft kleine Opfer findet. Dieser aus einem großen Feldstein ohne alle Kunst gehauene Altar ist beinahe zwei Ellen hoch, eben so lang, aber kaum eine Elle breit; oben eben, fast oval, mit einem Rand umgeben, der etwa drei Finger breit über den Fuß vorspringt. Der mit der Platte aus einem Stück gehauene Fuß geht

unten spitzig zu, damit er in die Erde gestoßen und befestigt werden konnte. Daß er noch ein Ueberbleibsel aus dem Heidenthum sey, bekräftigt die allgemeine Sage und Sache selbst. Nach der Reformation machte man keine Feldaltäre; in päpstlichen Zeiten hätte man ihm eine beßere Gestalt gegeben, und ihn gewiß nicht unter einen verdächtigen Baum gesetzt; überhaupt widerspricht die ganze Form der Vermuthung, als sey er nach Einführung des Christenthums gemacht worden. Zum häuslichen Gebrauche konnte er nicht gemacht seyn, da viele Bauern noch jetzt in ihren Häusern keine Tische, viel weniger steinerne haben. — Daß ihre heiligen Bäume und Haine sich durch das eigne Besamen oder durch heimliche Pflanzungen erhalten, bedarf keiner Erinnerung.

Eigentliche Götzentempel hat man zwar in Liefland nicht gefunden, doch in Ansehung einer alten noch jetzt vorhandenen Mauer bin ich etwas zweifelhaft. Sie steht nahe bei Wastemois, auf dem fellinschen Schloßgebiet, in einem sehr ausgehauenen Wald, auf einer kleinen Anhöhe. Die Mauer ist viereckig, zwei Ellen dick, vier Faden lang und drei Faden breit. Auf jeder Seite sieht man drei kleine Fenster, aber oben der Thür gegenüber keins. Man erkennt nicht genau, ob sie ehemals bedeckt gewesen; inzwischen erzählen die Bauern einstimmig, in alten Zeiten, als noch die felliniſche Straße hier vorbei gieng, habe sich ein Reisender in diesem damals dichten Walde verirrt, und in der Angst hier eine Capelle zu bauen angelobt, auch sein Versprechen erfüllt und dieses Kirchlein Rist-Kirrik, d. i. Kreuzkirche, genannt. Jetzt dient die sehr verfallene Mauer zu einem sonderbaren Gebrauch. Jährlich neun Tage vor Georgius oder Sanct Jürgen, in der Nacht, versammelt sich hier eine große Menge Bauern beiderlei Geschlechtes von allerlei Alter aus den umliegenden Gegenden, bisweilen einige tausend, zünden oben in dem Raume der Mauer ein Feuer an, in welches sie allerlei Opfer von Garn, Flachs, Wolle, Brod, Geld u. s. w. werfen. Um das Feuer setzen sich Bettler, die deßen Unterhaltung besorgen, und manches von den Opfern bekommen. Allerlei Figuren von Wachs legen sie in die kleinen Fenster-Oeffnungen der Mauer. Hier sieht man unfruchtbare Weiber nackt um die Mauer herumtanzen; andere mit vielen Freuden eßen und trinken; viele verbreiten sich in den Wald. Bis jetzt hat man diese Zusammenkunft noch nicht auf immer zerstören können. Alles weißt auf Heidenthum und somit hätten wir ein Ueberbleibsel eines heidnischen Tempels in Liefland. — Auch das hat sich aus dem Heidenthum bei den Letten und Esthen erhalten, daß sie ihren Unternehmungen durch Opfer einen glücklichen Fortgang zu erwirken suchen.

# Weißagung und Zauberei.

Ueber Weißagung und Zauberei bei den slawischen Völkern liegen uns unzweifelhafte Berichte vor. Priester erforschten den Willen des Gottes, dem das Gebiet oblag, in welchem der Mensch etwas unternehmen wollte, und je nachdem die Antwort lautete, begann man eine Sache oder verschob sie, bis man von dem Gott eine ermuthigende Antwort erhielt. Aber nicht allein Priester waren im Stande eines Gottes Willen zu erkunden, sondern auch Frauen hatten die Gabe der Weißagung, und es werden sowohl alte als junge Frauen in dieser Beziehung erwähnt. Hageck in der böhmischen Chronik giebt in der Erzählung vom Jahr 848 an, daß damals eine große Anzahl alter weißagender Weiber in Böhmen herumgezogen sey, deren Führerin Doyka geheißen habe. Dieser Name (dojka) bedeutet eine Säugamme (böhmisch dojiti, säugen). Da die Gottheit, welche bei den Slawen als die Lebensmutter erscheint, auch Zlota Baba, d. i. goldne Amme hieß, so mag die Doyka ihr zu Ehren genannt worden seyn, denn Zlota Baba mochte wohl die Oberste aller weiblichen Weißagerinnen und Zauberinnen gewesen seyn. Derselbe Hageck (II. 477) erwähnt im Jahr 822 einer Weißagung der Fürstin Banca, die sich auf die Zukunft verstand. Nach dieser Angabe sagt Banca, die erst sechzehn Tage durch nächtliche Sühnen und Opfer Vorbereitungen macht: die Götter der Oberwelt und Unterwelt, des Waßers und der Luft, und jene, die von den vier Enden der Welt kommen, haben mich folgender Antwort durch Kyhala gewürdigt u. s. w. Also ist Kyhala ein göttliches Wesen, welches Weißagungen mittheilt. Die Geschichte der Libussa wird weiter unten die Weissagung und Weisheit der Frauen bei den Czechen noch mehr ins Licht setzen.

Die Weissagung der Priester war vorzugsweise mit der Verehrung des Gottes verbunden, dem sie dienten, und wir sehen, daß auch das Kosten des Opferblutes die priesterliche Weißagekraft vermehrte, die durch ein heiliges Roß und durch Loose, oder durch Befragung des Gottes, der dem Priester die Antwort gab, erwirkt ward. Helmold (I. 53) sagt von den Opfern und Festen: Der Priester kündigt die den Göttern zu haltenden Feierlichkeiten nach dem Ergebniß der Loose an, und es versammeln sich die Männer und Weiber mit den Kindern, opfern Rinder und Schafe, die meisten auch Menschen, und zwar Christen, deren Blut sie ihren Göttern für sehr angenehm halten. Ist das Opferthier geschlachtet, so kostet der Priester von dem Blute, damit er tüchtiger zum Weissagen werde. Nach Vollendung des Opfers wendet sich das Volk zum Mahl und zur lauten Freude, zuletzt aber spenden sie dem guten und dem schlimmen Gott den Trank. Sie erwarten Alles Gute von dem guten

Gott, Alles Schlimme von dem Bösen, und den Bösen nennen sie Diavol oder Zeerneboch, d. i. den schwarzen Gott. War den Preußen etwas von den Göttern zu melden, so huben die Waidelotten den Criwe-Criweito, den obersten Priester auf ihren Schultern auf einen Holzstoß, wo er mit den Göttern sprach, ihre Befehle den Waidelotten sagte, die sie dem Volke meldeten. Freilich sind solche Meldungen nicht eigentliche Weißagungen, sondern vielmehr Gottesoffenbarungen, die der Priester auf der Höhe empfängt; denn die Höhe ward bei dieser Befragung durch den Holzstoß dargestellt, aber sie zeigen doch deutlich den Verkehr des Priesters mit der Gottheit.

Daß bei den Slawen jedoch auch Thiere, die einem begegneten, für gute oder böse Anzeichen genommen wurden, bezeugt Saxo Grammaticus (14. S. 827 ed. Müller), indem er nach der Beschreibung der Weißagung durch Swantowits Roß weiter bemerkt: Auch wann sie sich zu diesem oder jenem Geschäft begeben wollten, nahmen sie aus der ersten Begegnung eines Thieres sich ein Vorzeichen für das, was sie vorhatten. War das Zeichen ein günstiges, so setzten sie freudig den begonnenen Weg fort; war es aber ungünstig, so kehrten sie nach Haus zurück.

Auch der Gebrauch der Loose, fährt Saxo Grammaticus weiter fort, war ihnen nicht unbekannt. Sie warfen drei Stückchen Holz, die auf der einen Seite weiß, auf der andern schwarz waren, in den Schooß, und je nachdem die weiße oder schwarze Seite oben hin kam, weißagten sie daraus Glück oder Unglück.

Noch einer dritten Art, wie sie die Zukunft erforschten, gedenkt der nämliche Berichterstatter am angegebenen Orte. Die Frauen nämlich, meldet er, setzten sich an den Feuerherd und zogen ohne alle Berechnung Linien in der Asche, wie es sich grade traf. Zählten sie nun dieselben und es kam eine gerade Zahl heraus, so meinten sie, dieses bedeute Glück, war aber die Zahl eine ungerade, so bedeutete sie Unglück.

Meletius erzählt: die Lituanen und Sawagiten haben Wahrsager, in ruthenischer Sprache Burten geheißen. Diese rufen den Potrimpos an und gießen geschmolzenes Wachs in Waßer, und aus den Bildern, welche sich bey diesem Gießen im Waßer bilden, weißagen sie über die Dinge, über welche man sie befragt. Ich habe selbst eine Frau gekannt, die, als sie lange auf die Heimkehr eines abwesenden Sohnes geharrt, der aus Preußen nach Dänemark gegangen war, den Wahrsager zu Rathe zog. Von diesem vernahm sie, er sey durch Schiffbruch umgekommen; denn das in das Waßer gegoßene Wachs stellte das Bild eines gescheiterten Schiffes dar und das eines rücklings schwimmenden Menschen daneben.

(Daß auch Ringe zur Erforschung der Zukunft dienten, zeigt das Lied: der wahrsagende Ring, bei Waldbrühl in der slawischen Balalaika. Doch kommen daselbst (S. 487) nur die Verse in Betracht:

„Unterm Ahorn dort am Pfade
Zog die Maid den Ring zu Rathe.
Wird er kommen bald mein Lieber,
Von der Reise fern herüber?
Ringlein sprich, erklär' dich drüber!
An dem Fenster stand sie, dachte,
Bis das Schicksal her ihn brachte.
Gott gab liebe Gäste heute,
Aunchen's Herzchen sich erfreute,
Daß sie von dem Fenster lachte.
Fort ließ sie das Ringlein rollen,
Um sich hinter ihm zu trollen;
Klatscht' in ihre weißen Hände,
Lief ihm nach und eilt' behende.
Mein Geliebter kehrt mir wieder!"

Wie eigentlich die Zukunft durch den Ring erforscht wurde, wird nicht angegeben. Wenn wir voraussetzen dürfen, daß die czechische Dichtung von Fremden redend, die slawischen Zaubergebräuche vor Augen hatte, und das ist nicht ganz unwahrscheinlich, dann ist zu beachten, was sie den Tataren zuschreibt.

In dem Gedichte Jaroslaw (Königinhofer Handschrift S. 11) ist die Rede von dem Kampfe des Tatarchan Kublay gegen die Deutschen (die Waräger in Kiew und Nowgorod) und es heißt daselbst:

„Kublay rufet seine Zaub'rer alle,
Sternenkund'ge, Seher, und Schwarzkünstler,
Zu erforschen, ihm dann zu verkünden,
Welch ein End' der Krieg wohl würde nehmen.
Und die Zaub'rer, Sternenkund'ge, Seher
Und Schwarzkünstler traten nun zusammen,
Schritten einen Kreis ab zu zwei Seiten,
Legten einen schwarzen Stab drein nach der Länge,
Spellten ihn dann in zwei gleiche Theile;
Einem gaben sie den Namen Kublay,
Und den andern nannten sie die Fürsten.
Singen drüber dann uralte Sprüche.
Drauf die Stäbe huben an zu kämpfen,
Und der Stab des Kublay hat gesieget.
Jauchzt darob die Menge alles Volkes,
Jeder eilet schnell zu seinem Roße,
Und es ordnen sich zur Schlacht die Haufen."

Die Christen unterliegen den Tartern, und diese erobern die zwei Reiche:

„Kiews alte Burg, das weite Nowgrad.")

(Der Name dieser Wahrsager bezeichnet sie eben nur als solche, denn litthauisch heißt burta und burtas, das Loos, burtininkas, der Werfer

des Loses. Ferner burti wahrsagen, burimas und burtininkas der Zeichendeuter, burtininka, die Wahrsagerin, wie Nesselmann angiebt). *)

Die Weißagung durch Menschenopfer wölle man in dem Abschnitte, welcher von den Opfern handelt, nachsehen. Ob bei allen Slawen die Begegnung für eine Vorbedeutung galt, wißen wir nicht, da es an Nachrichten über diese Sache bei vielen Stämmen fehlt. Wer es für etwas sehr Wahrscheinliches hält, möchte wohl nicht grade allzukühn vermuthen, weil es etwas sehr Naheliegendes ist und sich so weit verbreitet findet.

Daß bei den Preußen Begegnungen Gutes oder Schlimmes bedeuteten, meldet Grunau. Wenn einem ein kranker Mensch beim Ausgehen entgegen kommt (dies fand nämlich noch zu Grunau's Zeit statt) oder ein altes Weib, so kehrte man wieder um, und wartete eine beßere Zeit ab. Eben so, wenn einer aus dem Wirthshaus weggeht, kehrt er, falls ihm ein altes Weib begegnet, wieder um, und trinkt noch Bier, weßhalb Wirthinnen ihres Vortheils wegen, solche alte Weiber zur Begegnung bestellten. (Hartknoch S. 166.)

Daß es an sogenannter Zauberei bei den slawischen Völkern nicht gefehlt habe, melden uns manche Nachrichten, die jedoch eine im Ganzen nicht grade weitreichende Kunde davon geben, und wir dürfen vermuthen, daß dieser Zweig des Glaubens uns nicht vollständig bekannt geworden ist.

Von den Preußen giebt Hartknoch (13. 188) an: Wann die Preußen krank darniederliegen, so laßen sie den Waidelott oder Priester rufen, der sie tröstet und ihnen die großen Freuden, welche sie nach dem irdischen Leben bei den Göttern zu genießen haben, vorstellt. Wenn nach Verlauf von vier Monaten die Krankheit nicht nachgelaßen hat, so machen sie den Göttern auf Geheiß des Priesters Gelübde für die Wiederherstellung ihrer Gesundheit. Genesen die Kranken auch dadurch nicht, so wird Asche von dem den Göttern geweihten Altar geholt und unter gewißen heiligen Gebräuchen angewendet.

Das Tage wählen und Stunden wählen war ein weit verbreitetes Verfahren im Heidenthum, und schwerlich war es bei den Slawen unbekannt. Papst Nicolaus in einem Brief an die Bulgaren (Hageck III. S. 106) bemerkt von ihnen, daß sie zum Kampfe Tag und Stunde wählen, Zauber und Scherze und Sprüche und Vorbedeutungen anwenden.

Hartknoch berichtet (Dissertation 10. S. 166): Wenn einem etwas gestohlen worden war, ließ man alsbald den Sigonotten oder Zauberer

*) Die Bemerkung, die Slawen hätten die Zauberer von den musikalischen Instrumenten, Kuslar und Gußlowai genannt, weil diese Instrumente gusla und hudak geheißen (s. Allgemeine Weltgeschichte 51. Seite 242) ist falsch. Polnisch heißt gusla, Zauberstückchen, Aberglauben; guslarz, Hexenmeister, Gaukler, abergläubischer Mensch; guslarka, Hexe; guslarstwo, Gaukelei.

rufen, der meistens arm, blind oder lahm war. Befragt, warum er so arm sey, antwortete er, das sey der Wille der Götter. Dieser nun rief zuerst den Gott des Himmels, den Occopirn und den Gott der Erde, den Puschhait an, und flehte sie an, sie möchten den Dieb nicht entwischen laßen; dann wurden auch zwei Schüßeln genommen, und der Bestohlene legte auf die eine zwei Stücke Geld, das eine für sich, das andere für den Dieb, und goß Bier darüber. Dann malte der Sigonotte mit Kreide etwas in der Schüßel und schüttelte. Auf welcher Seite sich nun in der Schüßel das Geldstück des Diebes fand, nach der Weltgegend hin, glaubte man, habe er sich begeben. War dies fertig, dann nahm der Sigonotte die andere Schüßel, stellte sie auf die Erde und goß Bier hinein, und sprach zum Himmel aufblickend die Worte: Gütiger Gott des Himmels und der Erde und der Sterne, durch deine Macht befiehl deinen Knechten, daß deine Ehre dir nicht geraubt werde, daß der Dieb, der diese Sache (er nannte sie) gestohlen hat, ruhen möge, bis er sie zurückgebracht. Dann nahm er die Schüßel auf, um zu untersuchen, ob sich eine Blase in dem Bier finde. War eine Blase zu sehen, so glaubte er, seine Bitte sey gewährt, konnte er aber keine Blase finden, dann leerte er das Bier aus, und goß neues hinein, was er so lange fortsetzte, bis er meinte seine Bitten seyen erhört worden. Ditmar fügt dazu, nach Beendigung der Cäremonien habe der Sigonotte die Worte ausgesprochen: Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Amen. Dieses sey, bemerkt Waissel in der preußischen Chronik, zu seiner Zeit noch geschehen, sowohl von Deutschen, die in Preußen wohnten, als insbesondere von den alten Preußen.

Aeneas Sylvius (Kapitel 20) erzählt: Hieronymus, der Prager Märtyrer, fand dann die Litthauer, welche ein heiliges Feuer verehrten, das sie ein immerwährendes nannten; die Priester des Tempels besorgten Holz, daß es nicht ausgehe. Diese Priester fragten die Freunde der Kranken über das Leben derselben, dann giengen jene des Nachts zu dem Feuer hin, und ertheilten am nächsten Morgen die Antwort, indem sie vorgaben, sie hätten den Schatten des Kranken bei dem heiligen Feuer gesehen; während er sich wärmte, habe er die Zeichen des Todes oder des Lebens gezeigt. Hatte derselbe sein Gesicht dem Feuer zugekehrt, so gab dies kund, daß er leben werde, hatte er aber dem Feuer den Rücken zugekehrt, so war es ein Zeichen, daß er sterbe, und in diesem Fall ertheilten sie den Rath, daß der Kranke sein Testament mache und seine Angelegenheiten in Ordnung bringe. Hieronymus aber bewirkte die Annahme des Christenthums und die Zerstörung des Tempels.

Als priesterliche Männer werden auch (Hartknoch 152 flg.) genannt die Lingussonen und Tilussonen (Linguschones, Lugastones und Talissones findet sich auch geschrieben), von welchen es in dem Erlaße

eines päpstlichen Legaten heißt, daß sie die Todten bei der Bestattung ob ihres Thuns im Leben lobten, und daß sie ihre Augen zum Himmel erhebend, vorgäben, sie sähen den Verstorbenen mitten durch den Himmel fliegen auf einem Roß, angethan mit glänzenden Waffen (litthauisch heißt talazus, der Schwätzer; talaczeti, plappern, Gewäsche machen). Von den Zauberworten heißt litthauisch wardytojis der Zauberer, wardyti zaubern, wardas aber bedeutet den Namen.

Es gab auch Zauberer, welche ein Bild von Wachs machten, und die Krankheit eines Menschen von diesem in das Wachsbild zauberten, so wie sie auch durch das einen Menschen vorstellende Wachsbild demselben allerlei Plagen anthaten, indem sie das Bild plagten. (Hartknoch S. 153.)

Prätorius bei Hartknoch (S. 153) giebt als priesterliche Namen oder, als die Zauberer, die er selbst in Preußen an der litthauischen Gränze aus dem Munde des Volkes vernommen, folgende an: Swalgonen, Puttonen, Weionen, Pustonen, Seitonen, Swakonen. Die Swalgonen sollen bei Hochzeiten gebraucht werden, welche die Ehe einsegnen, und Glück oder Unglück, welches dieselbe treffen wird, weißagen. (Ihren Namen leitet Prätorius von dem preußischen swalgaid, der Hochzeit und dem Verlöbniß vorstehen. Doch verbürgt er dieses Wort nicht, und wenn es nicht richtig seyn sollte, so bietet sich das litthauische zwilgeti, sehen dar, woher Zwalgas, der Ausspäher, besonders der Brautspürer, der für einen Andern eine Braut sucht, und deßen Geschäft dem des Brautwerbers vorangeht. Erwägt man, wie nahe dieses Wort dem obigen Namen steht, so mag man sich versucht fühlen, die Angabe über die Swalgonen nicht für ganz richtig zu halten.) Die Puttonen sollen aus dem Schaume des Waßers prophezeit, und auch mit derlei Cärimonien Streitigkeiten unter den Leuten beigelegt haben. (Litthauisch heißt wirklich putta der Schaum und putweizdys der Schaumseher, Wahrsager. Daß dieses Schaumsehen auch durch Frauen betrieben ward, zeigt das litthauische Wort pudweizda, die Wahrsagerin, und den häufigen Gebrauch dieser Wahrsagerei, daß putzurys auch im Allgemeinen einen Wahrsager bezeichnet.)

Die Weionen weißagten aus den Winden, und wendeten diese mit ihren Zauberkünsten wohin sie wollten (litthauisch heißt wejas, der Wind). Die Pustonen heilten Wunden und Krankheiten durch Anhauchen (litthauisch pusti, blasen, wehen). Die Seitonen heilten Krankheiten, indem sie den Kranken Amulete an den Hals hiengen (litthauisch heißt saisti Zeichen deuten, prophezeien, saitas, Zeichendeuterei, saitininkas, der Zeichendeuter, der Wahrsager). Die Swakonen weißagten aus der Flamme oder dem Rauch eines Lichtes (litthauisch heißt Z'wake, die Kerze, das Talglicht).

Bei den Letten weißagt der Kannengucker (Kannaraugis) aus dem

Schaume des Biers, der Salzbläser (sahls puhschlotajs oder puhschelnecks) treibt Zauberei mit dem Blasen des Salzes, wie es denn auch Hexensalz giebt (puhschlotaju sahls), der Zauberer im Allgemeinen heißt burwis und burt zaubern, hexen, woher auch der Taschenspieler burmannis heißt.

Im serbischen Volksglauben gilt die Zauberin, Wahrsagerin (vjeschtitza) für beseßen von einem bösen Geist, der im Schlafe aus ihr heraus geht und als Schmetterling oder Henne erscheint. So lange dieser Geist die Zauberin verlaßen hat, liegt der Leib leblos da, und wenn man sie so wendet, daß der Kopf an die Stelle kommt, wo die Füße waren, so kommt sie nicht wieder aus dem Todesschlaf. Sie strebt nach Leuten, besonders Kindern, die sie ißt. Einem schlafenden Manne stößt sie eine Ruthe durch die linke Brustwarze, öffnet die Seite, holt das Herz heraus und ißt es, worauf die Brust wieder zuwächst. Manche sterben gleich davon, Andere leben noch eine Zeit lang. Den Knoblauch ißt die Zauberin nicht, drum schmieren sich Viele in der Fastenzeit die Brust, die Fußsohlen und unter den Achseln mit Knoblauch, um sich vor ihr zu schützen, denn in der Fastenzeit ist sie gefährlicher als sonst. Immer sind solche Zauberinnen alte Weiber, und das Sprichwort lautet: Junge Hure, alte Zauberin. Beichtet eine solche einmal und giebt sich an, dann ist ihre Zauberkraft zu Ende Wenn die Zauberinnen Nachts ausfliegen, glänzen sie wie Feuer, ihr Sammelplatz ist eine Tenne. Beim Ausfahren aus der Küche schmiert sich jede mit einer Salbe unter den Achseln und spricht: Nicht an Dorn, nicht an Eiche, sondern zur gefegten Tenne. Sterben in einem Dorfe viele Kinder oder Leute, so bindet man die Alte, auf welche der Verdacht fällt, und wirft sie ins Waßer: geht sie nicht unter, so gilt sie für eine Zauberin und wird getödtet. Wenn jemand vor Mariäverkündigung eine Schlange tödtet, in ihren Kopf ein Stück Knoblauch bindet, und am genannten Tage beim Kirchgange den Schlangenkopf an die Mütze steckt, so kann er die Zauberinnen kennen lernen, denn sie versammeln sich um ihn, um ihm die Schlange oder ein Stück davon wegzunehmen. (Wuk.)

Was den Schmetterling betrifft, als eine Form des Geistes, so ist ursprünglich die Phaläne, die bei Nacht fliegt, als eine Erscheinung der abgeschiedenen Seele angenommen worden, und das nächtliche Fliegen war der Grund dieses Glaubens, nicht aber die Wahrnehmung, daß der Schmetterling sich aus der Raupe entwickelt, wodurch er ein Sinnbild der Seele ward. Der Tagschmetterling würde nicht gespenstisch geworden seyn, und jene Wahrnehmung hätte den Aberglauben nicht veranlaßt, den das Unheimliche der Nacht hervorbrachte.

Mit diesem Glauben an die Möglichkeit, daß die Seele den Leib verlaße und wieder in denselben zurückkehre, vergleiche man das Folgende, welches anders dargestellt, dennoch nichts weiter besagt und auf diesem

Glauben beruht, welcher hervorgegangen ist auf einer Uebertreibung der Extase und ihrer Erschöpfung.

Bedsborn (respubl. Moscov. II. p. 45) giebt uns nämlich folgende Nachricht. In der Nähe der Tartaren wohnen die götzendienenden Moscowiten. Sehr gefeiert ist bei ihnen der Götze, die Goldne Alte genannt. Wenn ein schweres Uebel das Volk bedrängt, als da sind: Hunger, Krieg oder Pest, so fragen sie alsbald ihren Götzen um Rath, was sie auf folgende Weise thun. Vor dem Bilde hingestreckt beten sie; bald darauf stellen sie eine Trommel hin, um welche sich durchs Loos Erwählte stellen. Sie legen eine silberne Kröte auf die Trommel, und dann wird die Trommel mit einem Stäbchen geschlagen. Zu welchem von den Herumstehenden die Kröte gelangt, der wird sofort getödtet. Sogleich, ich weiß nicht durch welchen Zauber des Götzen in das Leben zurückgeführt, giebt er die Ursachen des Uebels an, und so, indem der Götze versöhnt wird, werden sie nach kurzer Zeit von dem Unheil befreit.

Weißagerinnen und Zauberinnen sind besonders reichlich verbreitet. (Hupel I. 561.) Es soll noch in einigen deutschen Häusern in Liefland Brauch seyn, die kleinen Kinder von weisen Bauerweibern durch Worte und andere ähnliche Mittel mehr als durch gute Arzeneien kuriren zu laßen. Einige rathen gegen die sogenannte Hundesucht der Kinder (wann sie nicht gedeihen, sondern abnehmen), das Kind an drei Donnerstagen Abends zu wägen, unter dem Fenster aber ein altes Weib, das seinen mächtigen Einfluß nicht sobald in Liefland verlieren wird, nach der Zahl der Pfunde fragen zu laßen; oder bei einer Thürschwelle über das kranke Kind einen Hund dreimal springen zu laßen. (Hatten die Deutschen diesen Aberglauben mit nach Liefland gebracht, oder hatten sie ihn dort angenommen? Die weisen Bauerweiber waren keine Deutsche, und konnten mithin nur darum zu diesem Zwecke gebraucht werden, weil man ihnen die Zauberkunde zutraute, die also den lettischen Weibern eigen seyn mußte, so gut wie sie es deutschen Weibern war. Darum kann man diesen Aberglauben nur als in Liefland einheimisch betrachten.)

In dem Krieg zwischen Neclan und Wladislaus führt Cosmas (S. 1981) eine Zauberin auf, welche zu einem der Leute des Wladislaus sagt: Obgleich es nicht natürlich für Stiefmütter ist, den Stiefsöhnen wohl zu thun, so will ich doch, eingedenk der Genoßenschaft deines Vaters, dich berathen, wie du am Leben bleiben kannst, wenn du willst. Wiße, daß die Zauberinnen der Böhmen die Oberhand über die unsrigen gewonnen haben durch ihr Gelübde, wodurch den Böhmen der Sieg zu Theil werden wird, nachdem die Unsrigen alle bis auf einen gefallen sind. Dieser Niederlage kannst du entgehen, wenn du beim ersten Zusammentreffen deinen Gegner tödten, ihm beide Ohren abschneiden, in deinen Beutel stecken und die Erde zwischen beiden Beinen des Roßes

kreuzweis mit dem aus der Scheide gezogenen Schwerdte zeichnen wirst; denn dadurch wirst du die unsichtbaren Bande lösen, mit welchen der Götterzorn euere Roße gefeßelt hat, daß sie versagen und fallen werden, als wären sie müde von einer großen Reise. Dann springe auf das Roß und ergreife die Flucht, und welches Zagen und Getöse auch hinter dir seyn wird, blicke dich nicht um, und auf diese Weise wirst du allein mit Mühe entrinnen. Denn die Götter, die uns in das Treffen zu begleiten pflegten, haben sich unsern Feinden zu Hülfe zugewendet.

(Die Böhmen des Neclan fragten eine Zauberin um Rath, und diese sagte ihnen: Wenn ihr siegen wollt, so müßt ihr zuvor die Befehle der Götter ausrichten. Also opfert euern Göttern einen Esel, daß sie euch zu einem Asyl werden. *) Daß dieses geschehe, befiehlt der höchste Jupiter und Mars selbst und seine Schwester Bellona, und der Eidam der Ceres. Man suchte also einen Esel, tödtete ihn, schnitt ihn in tausende von Stücke und das ganze Heer verzehrte ihn in einem Nu. Dasselbe war nach diesem Eselsmahle wunderbar lustig und zu sterben bereit wie wilde Schweine.) Wie jene Zauberin ihrem Stiefsohne es vorausgesagt hatte, unterlag das Heer des Wladislaus, und Alle fanden in dieser Schlacht ihren Tod, ausgenommen jener Stiefsohn, der die Vorschrift seiner Stiefmutter genau befolgte. Als dieser dem Verderben entronnen nach Hause kam, war Leid um seine verstorbene Frau. Beim Beschauen der Leiche bemerkte er, daß sie eine Wunde in der Brust hatte und daß ihr die Ohren abgeschnitten waren, und indem er daran dachte, was in dem Treffen geschehen war, holte er die Ohren mit den blutigen Ohrringen aus seinem Beutel und erkannte, daß es seine Frau gewesen war, welche er unter anderer Gestalt in der Schlacht getödtet hatte. — Böhmen ist vorzüglich in seiner angeblich älteren Geschichte reich an weiblicher Zauberei und Weißagung, wie man unten sehen wird.

Eine sonderbare Weißagung durch Waßer in einem Siebe kommt in einer Chronik (Chron. montis sereni. Hofmann scriptores rer. lusat. 41. 62. bei Mencken II. S. 228) vor. Im Jahre 1209 belagerte Markgraf

ESEL siehe TALMUD

*) Ergo litate Diis vestris *asinum*, ut sint et ipsi vobis in *asylum*. Wer wohl diesen erbaulichen Anklang asinum. asylum ausgedacht haben mag? Vielleicht ist derselbe der Grund zum Eselsopfer, da Aeneas Sylvius ein Menschenopfer nennt; freilich ist dieser ein späterer Schriftsteller, was dem Esel zu gute kommen kann, dem auch die Hyperboreeresel, das Thier des Silenos, das Palmfüllen der Eselin, und sonst noch etliche Esel zu Hülfe kommen können und mögen. J. Grimm in der deutschen Mythologie (Seite 43) bezieht es auf das bei den Böhmen erwähnte Eselsopfer, daß die Schlesier Eselfreßer genannt wurden, und fügt hinzu: „Wenn den Göttingern derselbe Beiname zusteht, so dürfen auch in Deutschland diese Volksscherze sehr alt seyn.“ (Glück auf!)

Konrad die Feste Lubus, seines Schwähers, des polnischen Herzogs Wlodislaus wegen vieler von ihm erfahrener Unbilden. Wlodislaus zog ein Heer zusammen und kündete dann für den folgenden Tag dem Markgraf eine Schlacht an. Am Abend des vorhergehenden Tages wollte er über die Oder gehend, den Feind unversehens überfallen, doch einer seiner Supane widersetzte sich sehr, vor der einmal bestimmten Zeit zu schlagen, weil es eine Treulosigkeit seyn würde. Als der Herzog ihn der Feigheit beschuldigte und an die schuldige Treue mahnte, antwortete er: Ich gehe zwar zum Kampf, aber ich weiß, daß ich mein Vaterland nicht mehr sehen werde. Wlodislaus hatte aber eine gewiße Zauberin als Führerin in diesem Kriege, welche Waßer aus dem Fluße geschöpft in einem Siebe, ohne daß es herausfloß, tragend dem Heere voranging und mit diesem Zeichen ihnen den Sieg versprach. Dem Markgrafen blieb der Anmarsch nicht verborgen, und rasch bewaffnete und ordnete er die Seinigen und jagte in kräftigem Zusammenstoß die Feinde in die Flucht, wobei zuerst die Zauberin getödtet ward. Jener Supan fiel mit einer Menge Anderer, indem er mannhaft stritt.

Bei den Ehsten gab es eine Weißagung vermittelst der Fischreusen, aus denen man Wetter und Fruchtbarkeit wahrsagte. Gutslaff in der Schrift über die Wöhhanda giebt an, es sey ihm erzählt worden, die Bauern hätten vormals ihre Wetterprophezeiung an jenen Bächen gehabt, indem sie drei Körbe in diese Bäche neben einander gesetzt und auf den in der Mitte geachtet, was für Fische in denselben kämen. War ein unschuppiger Fisch, ein Krebs oder Quap oder dergleichen hineingekommen, so besorgten sie schlechtes Wetter und unfruchtbares Jahr, und opferten einen Ochsen, um gutes Wetter zu erlangen. Dann stellten sie die drei Körbe aufs neue, und kam zum zweiten Mal ein unschuppiger Fisch in den mittleren, so opferten sie noch einmal einen Ochsen, und versuchten es zum dritten Mal. Mißlang auch dieser Versuch, so opferten sie ein Kind, und setzten die Körbe nochmals ins Waßer. Wenn aber auch zum vierten Mal ein unschuppiger Fisch in den entscheidenden Korb kam, so fügten sie sich in Geduld.

In der christlichen Zeit galten die Waideler (Waidelotten, die ihr Heidenthum insgeheim trieben) noch als zauberkräftig, wie folgendes Beispiel zeigt.

Im Jahre 1520, als Albrecht der Aeltere, Markgraf zu Brandenburg und der Zeit Hochmeister des deutschen Ordens, mit dem Polen-Könige Sigismund in offnem Kriege lebte, ließen sich auch plötzlich die Schiffe der Polen auf der See und im Haff sehen, und drohten Einfall in Samland. Ein angesehener Freibauer am Strande, Baltin Supplit, der von dem alten Priester abstammte, war insgeheim der oberste Waideler, und erklärte, den Feind vom Lande abzuhalten, wenn es ihm die Obrigkeit erlaube. Der Markgraf gab die Erlaubniß, der Waideler

versammelte alle Bauern der Gegend, nahm einen schwarzen Stier und zwei Tonnen, womit sie zum Strande zogen. Der Stier ward geschlachtet, zerhauen, Eingeweide und Knochen wurden verbrannt, und das Fleisch kochte man in einem großen Keßel. Dies alles begleitete er durch seltsame Gebärden mit Händen und Füßen, und betete viel zu den alten Göttern des Landes. Fleisch und Bier wurden gänzlich aufgezehrt mit vielen seltsamen Gebeten.

Fortan konnten die feindlichen Schiffe auch beim besten Wetter nicht an das Land heran, weil seltsame Verblendungen die Leute in den Schiffen irre machten. Bald glaubten sie einen entsetzlichen Abgrund, bald unersteigliche Sandberge vor sich zu haben. Aber nun gab es auch keine Fische mehr daselbst, und als nach sieben Jahren die Noth dadurch groß geworden war, bekannte der Waideler, er habe aus Versehen, beim Abweisen aller Dinge die Fische auszunehmen vergeßen. Er ließ nun eine Sau mästen, gieng mit dieser und zwei Tonnen Bier, von den Bauern begleitet, an den Strand, wo er die Sau mit sonderbaren Gebärden schlachtete, reinigte und die abgeschnittenen Zitzen in die See warf. Das Fleisch ward in einem Keßel gekocht und wohl gesalzen für den Trunk. Alle aßen davon, tranken das Bier, und die Fische kamen wieder. Der Pfarrer zu Pobethen hat es aber angezeigt, und Supplit und die Bauern haben Strafe zahlen müßen; allein dies haben sie gern gethan, da sie wieder Fische hatten. (Tettau und Temme S. 133 flg. aus Lucas David und Henneberger.)

Natürlich spielte auch bei den Slawen, wie bei den anderen Völkern die Todtenwelt eine Hauptrolle bei der Zauberei, denn aus dem Geisterreich der Unterwelt erwartet die Zauberei Rath und wirksame Hülfe. Deßhalb heißt polnisch czarnoksiezjnik Zauberer, von dem Worte czerny, schwarz, denn die Unterwelt ist schwarz, und von dem Stamme dieses Wortes heißt auch czart der Teufel, czary, Hexerei, czarownica die Zauberin, die Hexe. Freilich könnte man sagen, diese Ausdrücke seyen spät erfunden worden, und stammten aus einer Uebersetzung her, welche die Nigromantie, die Schwarzkunst bezeichnen wollte, was wohl möglich, aber darum nicht gewiß ist, da gar Vieles es unläugbar macht, daß die Zauberei bei diesem ganzen Volke mit der Unterwelt zusammenhieng. Prätorius (Weltbeschreibung 2. 162 flg.) erzählt: die undeutschen Leute (Wenden) pflegten zur Abwehrung und Tilgung der Viehseuchen um ihre Ställe herum Häupter von tollen Pferden und Kühen auf Zaunstaken zu stecken; auch ihren Pferden, welche Nachts vom Mahr oder Leeten matt und müde geritten würden, einen Pferdekopf in die Krippe zu legen. Die Bauernhäuser in Lüneburg, Holstein, Mecklenburg (wo ehedem Wenden waren und Nachkommen derselben zum Theile noch sind) haben geschnitzte Pferdeköpfe auf dem Giebel. (Grimm S. 628.)

Dieser Zauberbrauch bezieht sich ganz auf die Unterwelt, und fand auch bei den Germanen statt. Auch das Octoberpferd in dem Brauche Römer, deßen Kopf an den Mamilischen Thurm befestigt ward, läßt sich damit vergleichen. Die Kraft und der Einfluß der Unterwelt dürfte auch dem folgenden, freilich eben nicht bedeutenden Aberglauben zu Grunde liegen.

Von rußischem Aberglauben meldet Georgi (S. 499), es gehen am fünften Januar die Mädchen des Nachts in eine Kreuzgaße, oder in einen Keller, welches sie hören nennen, und glauben in jedem Geräusch ihre Bestimmung vorhergesagt zu hören. Dieses ist offenbar eine Weißagung durch die Unterwelt. Die Geister kommen auf Kreuzwegen zusammen, und diese haben immer als besondere Geisterstätten gegolten. Im Keller aber befindet man sich tiefer in der Erde, und somit ist der Ort, weil er der Unterwelt näher ist, ebenfalls für die Geister derselben wohlgeeignet.

Am Pruth und Dniester geht unter dem Landvolke, wie Woycicki meldet, die Sage, man könne eine Pfeife machen, die alle Leute zum Tanzen bringe, wenn man eine grüne Weide, die nie ein Waßer rauschen oder einen Hahn krähen hörte, auffinde. Die Weide, welche nie ein Waßer rauschen hörte, ist allerdings eine ungewöhnliche, insofern dieselbe am Waßer zu wachsen pflegt. Daß aber nicht das Ungewöhnliche hier gemeint sey, geht aus der zweiten Bedingung hervor, die nicht von der Art ist, daß sie zur Bezeichnung des Ungewöhnlichen dienen könnte. Die Weide ist, in so fern sie am Waßer wächst, in Beziehung zur Unterwelt gedacht worden, in welche man über Waßer gelangt, und aus welcher die Quellen und Flüße herstammen mit ihren Geistern, die gefährlich sind, weil sie mit der Todtenwelt in Berührung sind. Der Hahn steht ebenfalls in Berührung mit den Unterweltsgeistern, er, der seine Stimme in der Nacht oder beim ersten Grauen des Tages erhebt, und demnach muß eine Weidenpfeife, welche von jedem Unterweltseinfluß freigeblieben ist, einen lustigeren Ton hören laßen, als eine, welche ihn erfahren hat. Die Römer kannten die Beziehung des Hahnes zu den Geistern, oder vielmehr dichteten dieselbe ebenfalls, und Plinius (16. 37) meldet etwas ganz Aehnliches: Der Hirte glaubt, eine Pfeife oder Trompete aus Hollunder klinge beßer, wenn man da sich eine schneide, wo der Strauch den Hahn nicht singen höre.

Auch mit dem Waßer finden wir den Begriff der Weißagung, der Enthüllung der Zukunft verbunden, wie in anderen Mythologieen. Das Waßer gränzt an die Unterwelt, und um in dieselbe zu gelangen, muß man hinüber schiffen, die Quellen aber brechen aus der Erde, aus dem Bereiche der zukunftkundigen Unterwelt hervor. Eine vollständige Auskunft über die Waßerweißagung wird uns durch die dürftigen Bruchstücke,

welche unsere Quellen sind, nicht geboten, jedoch so viel, daß wir die Sache im Allgemeinen erkennen. So lesen wir, Waldbrühl slawische Balalaika S. 280:

### Die Harrende.

Von dem Rand des Brunnens schaut man
Bis zum Grunde;
Warum noch von meinem Liebsten
Keine Kunde!
O den ganzen Tag sie weilte
An dem Brunnen;
Sah' den Lieben nicht, die Woche
War verronnen.
Wenn ich meinen Liebsten heischte
Von der Quelle,
Mußt' er immer mir erscheinen
Auf der Stelle.
Aber wo mag der Geliebte
Jetzt nur weilen,
Daß er nicht zum Abendeßen
Her will eilen?

Offenbar ist hier ein Glaube berührt, welcher wähnte in dem Waßer erblicken zu können, was man zu erblicken oder zu wißen wünschte. Lesen wir folgende Nachricht des Prokop vom Gothenkriege 3. 14. Die Slawen und Anten erkennen nur einen Gott, den Blitzenden, an, den Herrn dieser ganzen Welt, und opfern ihm Rinder und Thiere jeder Art. Vom Schicksale wißen sie nichts, und schreiben ihm keinerlei Macht über die Sterblichen zu. Aber wann sie von Krankheit ergriffen, oder beim Beginn eines Treffens, sich dem Tod nahe sehen, geloben sie dem Gott, wenn sie davon kommen sollten, für die Rettung des Lebens alsbald ein Opferthier schlachten zu wollen, und sind sie der Gefahr entronnen, so bringen sie das versprochene Opfer dar, und glauben damit ihr Leben erkauft zu haben. Außerdem verehren sie Flüße und Nymphen, und gewiße andere Mächte, denen sie opfern, wobei sie Weißagungen versuchen.

Diese Ansicht, welche Prokop ausspricht, ist nur theilweise richtig, denn sie wird durch das Wenige, was wir von der slawischen Mythologie wißen, widerlegt. Besonders kann der Ausspruch, sie hätten nichts vom Schicksale gewußt, nur etwa von einer schroffen Schicksalsidee gelten, welche bei ihnen nicht in den Vordergrund getreten sey, denn wenn sie ihren höchsten Gott auch noch so hoch gestellt hätten, so zeigen schon die Opfer, welche sie Anderen darbringen, daß diese ihnen Gutes oder Böses erzeigen können, und wer seine Zukunft zu erforschen sucht, besonders bei der Unterwelt, schreibt seine Zukunft nicht dem blinden Zufalle zu. Eine einseitige, schroffe Ausbildung der Schicksalsidee bei den Slawen wird

uns freilich nicht gemeldet, diese findet aber in dem Sinne, als gäbe es eine dunkle Macht, welcher selbst die höchste Gottheit unterworfen sey, selbst da, wo sie hervortritt, nur einseitig statt, und wird durch andere Ansichten in hohem Grade beschränkt, und sehr oft durch dieselben aufgehoben. Worauf es aber hier ankommt, ist die letzte Stelle der angeführten Notiz. Sie verehrten also das Waßer und andere Mächte, und suchten bei den Opfern, welche sie denselben darbrachten, Weißagungen. Leider erfahren wir die Art der Weißagung nicht, denn daß das Waßer die Weißagung gewähren sollte, ist der Zweck des Opfers. Wenn sie keine anderen Götter nach Prokop's Meinung hatten, als den blitzenden Himmelskönig, so kann er unter den anderen Mächten außer dem Waßer nur die Unterwelt verstanden, als eine wirksame Geisterwelt, denn Naturgegenstände würde er doch wohl genannt haben, wie er das Waßer nennt. Mit dieser Weißagung hängt auch der Gebrauch der schwimmenden Blumen zusammen, den wir besungen finden, und der noch als Ueberbleibsel des Aberglaubens sich erhalten haben soll. Man lese Waldbrühl slawische Balalaika S. 471 das schwimmende Kränzchen:

„Weiße Schwäne schwimmend auf dem Waßer glänzen,
Zwischen ihnen schwimmt's voll Kränzen.
An dem Kranze mögte Käthchen gern erschauen,
Ob auf's Jahr sie unter Frauen.
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Weiße Schwäne schwimmen, Kränzlein schwimmet drüben,
Zieht sich ferne von dem Lieben.
Du bleibst fürder Mädchen, laut der Schicksalsstimme!
Wie das Kränzchen, Gram, entschwimme!"

(Die Sommer-Tag- und Nachtgleiche ward (bemerkt Waldbrühl) von den slawischen Völkern eben so begangen, wie von den deutschen; durch gottesdienstliches Abschwemmen des Elends und durch Vorschauung des Schicksals. Letzerer Aberglaube ist bis auf den heutigen Tag im Volke kräftig geblieben, denn noch jetzt versammeln sich am Vorabend des Johannisfestes alle Mädchen am Strome oder an irgend einem Bache, werfen ein Kränzchen hinein, und deuten aus deßen Schwimmen, ob sie sich während des Jahreslaufes vermählen werden.)

Schwäne werden hier genannt, zwischen welchen die Kränze schwimmen, aber warum dieses geschieht, ist nicht mit Gewißheit zu sagen. Aus ihrem Schwimmen ward wohl nicht geweißagt, denn sonst hätte es ja der Kränze nicht bedurft, daß sie aber eine besondere Beziehung gehabt haben, möchte nicht zu bezweifeln seyn. Ja, wir finden die Spur, welche ein, wenn auch keineswegs gleiches, doch nicht ganz unähnliches Verhältniß bei ihnen voraussetzen laßen, wie es in der germanischen Mythologie mit

den Schwanjungfrauen stattfindet. Man betrachte einmal die folgende Angabe. In einem litthauischen Liede: die Brücke (Rhesa S. 101) heißt es (zu einem Ertrunkenen):

„Da kamen geflogen
Drei weiße Schwäne
Her aus des Königs Garten.

„Die ließen sich hernieder
Die weißen Schwäne
Dort auf des Bruders Grab.

„Ein Schwan zu Füßen,
Ein Schwan zu Haupte,
Ein Schwan zur Seite.

„Die Braut zu Füßen,
Die Schwester zu Haupte,
Die Mutter an der Seite.

„Die Braut betrauerte
Ihn, drei Wochen lang,
Die Schwester drei Jahre

„Und ach, die Mutter,
Die Hochehrwürdige,
So lang' ihr Haupt am Leben war."

Hier ist die Vergleichung der Frauen mit Schwänen in einem solchen Grade überschritten, daß man sich zur Annahme gedrängt fühlt, es enthalte diese Darstellung einen Nachklang von dem Vermögen der Frauen, sich in Schwäne verwandeln zu können, wie es bei den Schwanjungfrauen der Fall war, die vermittelst ihres sogenannten Schwanhemdes sich in diese Vögel verwandelten. Näheres jedoch läßt sich nicht aufspüren, denn ältere Nachrichten fehlen über so vieles, und mehr als vereinzelte Nachklänge geben die späteren Volkslieder nicht.

Der Rabe läßt sich als Tod-weißagender Vogel mit größerer Bestimmtheit bei den Slawen nachweisen. Wie bei anderen Völkern, so ist er auch bei den Slawen der Leichenvogel, dem zugeschrieben wird, er wittere den Tod voraus, und könne Kunde ertheilen über den Tod. Die Lieder geben uns darüber bestimmte Auskunft, z. B. in Waldbrühl's slawischer Balalaika heißt es S. 276:

„Aber dem Geliebten
Krächzt ein schwarzer Rabe;"

dieser bedeutet ihm Unglück, nämlich den Tod. S. 306 ist die Rede von einer Mutter, die nach Kunde von dem abwesenden Sohne forscht, und da heißt es:

„Rabe sitzet auf dem Felsen,
Mit dem Kopf er freundlich nicket:
Hab' den Sohn gar oft erblicket,
Dreimal Tags ich bei ihm raste,
Bitt' ich mich bei ihm zu Gaste;"

indem er nämlich von der Leiche desselben frißt. Im rußischen Lied: Held Kurowec bei Wenzig S. 214 ist er Weißagevogel. Doch es bedarf eines Weiteren nicht.

Der Kukuk kommt zwar häufig in den Liedern vor, aber ohne alle Spur der Weißagung, nur als Vogel der Trauer, für welche er als ein

Sinnbild erkoren ist, wozu sein monotoner Ruf ihn berechtigt, wiewohl er sonst in der Mythologie nur als Frühlingsverkünder erscheint.

„Mutter mußte einsam weinen
Wie der Kukuk in den Hainen.
— — — — — — —
Ueber dem Geliebten
Klagt' ein Kukuk drüben;"

heißt es in der gedachten Liedersammlung S. 465 und 276, ferner S. 520 und bei Wenzig S. 189. 222. In dem Gedichte: der Kukuk (Königinhofer Handschrift S. 61) heißt es:

„Steht eine Eich' im weiten Felde,
Auf der Eiche sitzt ein Kukuk.
Und er schlägt, hebt an zu klagen,
Daß der Lenz nicht immer währet."

Und weiterer Beispiele bedarf es wohl nicht. Die Serben thaten als Klagesinnbilder den Kukuk und die Taube auf die Gräber. Bei den Czechen erscheint der Sperber als heiliger Vogel, der in hoher Ehre stand. In dem Gedichte Zaboj, Slawoj und Lutiek (Königinhofer Handschrift S. 40 flg.) heißt es gegen die Christen, die Fremden:

„Aus den Hainen trieben sie die Sperber,
Und was in dem fremden Land für Götter,
Solchen mußten wir uns neigen,
Mußten ihnen Opfer bringen,
Durften nicht vor unsern Göttern
An die Stirne schlagen,
Noch am Abend ihnen Speise bringen.
Wo der Vater Göttern Speisen hintrug,
Wo er hingieng Lobsang anzustimmen,
Haben alle Bäume sie gefället,
Alle Götter haben sie zertrümmert;"

und nochmals in demselben Gedichte (S. 45):

„Bruder sieh! die malmten uns're Götter,
Diese fällten uns're Bäume,
Scheucheten die Sperber aus den Hainen."

In dem Gedichte: der Hirsch (Königinhofer Handschrift S. 60) wird erzählt, wie ein Jüngling von einem Feind erschlagen wird, und daß auf seinem Grabe eine Eiche sproßt. Weiter heißt es:

„Schweift der Hirsch mit herrlichem Geweih,
Springt herum auf hurt'gen Läufen,
Streckt den schlanken Hals empor zum Laube.
Schwärme gierer Sperber
Kommen hergeflogen
Aus dem ganzen Wald zur Eiche,
Krächzen alle laut:
Feindes Grimme fiel der Jüngling!"

War er ein Weißagevogel und darum heilig? War er einer Gottheit zugeordnet? Bei heiligen Thieren pflegt es der Fall zu seyn, daß sie Sinnbilder der verschiedenen Götter sind, deren Wesen und Wirksamkeit sie andeuten. Den Sperber oder Falken, Habicht, finden wir anderwärts ebenfalls in den Mythologieen. In Aegypten ward er vielfach zu Mischgestalten der Götter verwendet, d. h. man bildete sie mit dem Sperberkopfe statt des Menschenkopfes. Er bedeutete in dieser Mythologie das Beseelte, das Lebendige, weil sein Name so nahe mit dem ägyptischen Namen der Seele übereintraf, daß der Vogel als Hieroglyphe diese bezeichnen konnte. In der griechischen Mythologie aber finden wir den Habicht dem jugendlichen Lichtgott Apollon geweiht, und Virgil nennt den Habicht heilig. In der germanischen Mythologie besitzt Freya, die Erdgöttin und Lebensmutter, zu der die Todten hinunter gelangen, und die sie mit ihrem Katzenwagen von dem Schlachtfelde holt, das sogenannte Falkenhemd, die Falkenhülle (valshamr). *) Wie kam diese Göttin dazu,

*) Antonius Liberalis hat (Kap. 3) aus Boios Ornithogonie folgende Verwandlungsgeschichte: Hierax (so heißt der Habicht im Griechischen) war im Lande der Mariandyner (in Bithynien) ein gerechter und angesehener Mann. Dieser gründete Heiligthümer der Demeter (diese griechische Göttin ist in ihrem Grundwesen der Freya gleich) und erhielt von ihr sehr viele Früchte; da aber die Teukrer, als die Zeit gekommen war, dem Poseidon die Opfer nicht darbrachten, sondern aus Sorglosigkeit sie versäumten, zürnte Poseidon und verdarb die Frucht ihres Landes, und sandte ein Seeungeheuer gegen sie. Wie nun die Teukrer gegen das Ungeheuer und den Hunger nicht aushalten konnten, schickten sie zum Hierax und baten ihn, dem Hunger zu wehren, und er sandte ihnen Waizen und andere Nahrung. Poseidon aber in Zorn gerathend, daß er ihm seine Ehre schmälere, machte ihn zu einem Vogel, der Hierax, d. i. Habicht, heißt, und änderte auch seinen Charakter. Denn er machte, daß der von den Menschen am meisten Geliebte von den Vögeln am meisten gehaßt werde, und daß der, welcher so viele Menschen von dem Tode gerettet hatte, sehr viele Vögel tödtete.

Nimmt man an, dies Verwandlungsgeschichtchen sey in den Tag hinein, wie man zu sagen pflegt, gedichtet, dann verdient es nicht der geringsten Beachtung. Sollte aber dieser Dichtung irgend eine Berücksichtigung der Verhältnisse inwohnen, so daß man das, was eine Beziehung auf einander hatte, zusammenbrachte, dann muß man annehmen, der Habicht habe in Asien eine Beziehung zur Demeter gehabt. Bei Ovid in den Verwandlungen (XI. 295 flg.) ist es Dädalion, Sohn des Morgensternes, welchen Apollo in den Habicht verwandelt, und das Einschreiten des Apollo in der von Ovid erzählten Geschichte lag nahe, da dieser Vogel ihm geweiht war. Sollte die Verbindung des Habichts mit der Demeter oder einer ähnlichen Erdmutter in Vorderasien wirklich Statt gefunden haben, dann würde die Vergleichung derselben mit Freya in dieser Sache sich von selbst ergeben.

als Falke oder in der Hülle eines Falken zu erscheinen? Man könnte wohl sagen, weil einer Gottheit Schnelligkeit der Fortbewegung zieme, und dieser Vogel ein sehr raschfliegender sey, weßhalb auch in der Iliade die rasche Bewegung einer Gottheit, z. B. des Apollon mit der des Habichts verglichen wird. Aber die Griechen haben den Vogel schwerlich darum dem Apollon geweiht, der ihnen nicht für schneller galt als andere Götter. Freya nun gar hatte schnelle Bewegung am wenigsten nöthig als Erd- und Lebensmutter. Bei ihr scheint der Habicht als Raubvogel, sie als Todesgöttin zu bezeichnen, denn unter den Raubvögeln gilt er als ein ganz vorzüglicher Mörder, der sich wohl eignet mit dem vielraubenden Tode verglichen zu werden. Ganz kräftig heißt es im Eid:

„Ja der Tod, er raubt uns Alles,
Wie ein Habicht raubt er uns."

Da nun die Slawen eine Todesgöttin hatten, welche keine andere, als die Erd- und Lebensmutter war, so konnte bei ihnen dieselbe ebenso den Habicht als ihren heiligen Vogel besitzen, wie Freya bei den Germanen, denn in den Hauptideen finden wir im Allgemeinen in den verschiedenen Mythologieen eine große Uebereinstimmung. Grade daß der Sperber sich auf die Eiche setzt und den Mord des darunter im Grabe liegenden gemordeten Jünglings meldet, spricht ganz gut dafür, denn er weiß um den Mord, wie der Rabe um die Leiche weiß, weil er ein Leichenvogel ist. Daß er aber den Mord voraus wißen sollte, wie der Rabe, würde nicht aus einem solchen Verhältniß folgen. Der Leichenvogel wittert die Leichen, und Instinct und Erinnerung läßt ihn den Zügen folgen, bei welchen es Leichen zu geben pflegt, so daß man ihn leicht zu einem weißagenden Vogel machen konnte. Anders ist es mit dem Habicht, der nur nach Lebendigem jagt. In der Oede der slawischen Mythologie, wo nur hie und da ein Bruchstück, zu einem großen Theile bis zum Unkenntlichen zertrümmert, sich vorfindet, muß dieser Sperber aus fremder, aber verwandter Mythologie erklärt werden, oder man muß ihn unerklärt laßen, denn ihn wegen der oben angeführten Stelle des Liedes zu einem Weißagevogel erklären, ist nicht genügend. Doch bleibt noch eine Erklärung, nämlich er gehöre der Sonne, Horus sey die Sonne in Aegypten, Osiris sey auch die Sonne, und wer sonst mit dem Sperber in Verbindung stehe, sey es ebenfalls. Freya kann man dann für den Mond erklären, die dann auch eine Quasisonne ist, weil der Mond sein Licht von der Sonne empfängt. Denn, wann der Mensch nicht weiß, wo aus noch ein, kehrt er sein Auge zu Sonne, Mond und Sterne, und findet da stets die rechte Auskunft.

Träume haben überall für Zukunft-verkündend gegolten, so weit nur Nachrichten in das Alterthum hinaufreichen, und es würde seltsam

seyn, wenn die Slawen eine Ausnahme davon gemacht hätten. Daß wir aus älterer Zeit keine Nachricht über den Glauben an Träume haben, darf uns nicht bestimmen, die Sache in Zweifel zu ziehen, denn wir haben ja überhaupt über die Slawen so wenig ältere oder alte Nachrichten, daß wir in sehr Vielem unsere ganze Kenntniß aus neueren schöpfen müßen. So finden wir denn auch nur in einem Liede genauere Auskunft über den Glauben an Träume und deren Auslegung. In Waldbrühl's slawischer Balalaika (S. 249) lesen wir:

„Bursche kommt zur Schwiegermutter,
Er ist müd', das Roß heischt Futter.
Seltner Traum ist ihm erschienen;
Auf sein Haus hin fallen Bienen,
Stern ist in den Hof gefallen,
Kukuk sang in seinen Hallen."

Die Schwiegermutter legt den Traum aus:

„Schwiegersöhnchen, hör' du Lieber,
Eil' geschwind nach Haus hinüber,
Denn ein Gast ist dir erschienen;
Aber Thränen sind die Bienen.
Stern, der wird ein Kind dir bringen,
Deine Frau des Kukuks singen!"

Als er nach Haus kommt hat die Frau gebohren und ist gestorben.

Die Neigung, Vorbedeutungen (omina) in vielen Dingen, die uns begegnen, zu erblicken, muß eine tief in der menschlichen Natur liegende seyn, da man ihr in so reichem Maaße begegnet in den mannigfachsten Richtungen. In den wenigen Notizen über den Glauben der alten Slawen wird uns gar nichts über Vorbedeutungen gemeldet, aber der Volksaberglaube hat solche aufbewahrt. Wollte z. B. einer ausreiten, das Roß aber war unmunter und scharrte die Erde, so meinte man, es werde sich etwas Ungewöhnliches auf der Reise ereignen. Ein Lied bei Waldbrühl (S. 81) hat diesen Zug:

„Doch nicht trank das Roß,
Scharrt nur mit dem Hufe."

Lasicz meldet vom litthauischen Wladislaus, er hatte von seiner Mutter den Aberglauben gelernt, daß er glaubte, der Tag werde ihm unglücklich seyn, an welchem er zufällig den linken Schuh zuerst bekommen hätte. Deßwegen bewegte er sich zuweilen auf einem Fuße stehend im Kreise, wann er aus dem Bette herausgehen wollte. Die Samagiten beobachten vieles Aehnliche. Manche halten sich überzeugt, sie würden eine schlechte Jagd haben, wenn ihnen beim Ausgang aus dem Hause ein

Weib *) begegnet, oder wenn ihnen einer eine bestimmte Zahl zu erjagender Hasen, Füchse, Wölfe nennt. (Bestimmte Zahlen sind dem Zauber ausgesetzt.)

Lucas David in der Chronik (I. 146 flg.) giebt an, daß die alten Preußen die Begegnung eines Kranken, oder eines Fuchses oder Hasen für eine üble Vorbedeutung, die eines reitenden Mannes für eine gute hielten.

Gegen die Dürre des Feldes hatten die Serben, wie Wuk (s. v. dodole) angiebt, den Brauch, ein Mädchen, Dodola genannt, nackt auszuziehen und mit Gras, Kräutern und Blumen, so zu umwickeln, so daß selbst von dem Gesichte nichts mehr zu sehen ist. Diese Dodola zieht von anderen Mädchen begleitet von Haus zu Haus, und vor einem jeden Hause bilden sie einen Reigen, in deßen Mitte die Dodola allein tanzt. Die Frau des Hauses kommt dann mit einer Mulde Waßer und schüttet es über die Tänzerin, während die anderen Mädchen Lieder singen, wobei sie nach jedem Verse rufen oj dodo, oj dodo le! Grimm (561) giebt aus Wuk's Liedersammlung folgendes Lied:

„Zu Gott fleht unsre Doda oj dodo, oj dodo, le!
Daß Thauregen sich ergieße oj dodo, oj dodo, le!
Daß naß werden alle Ackerer oj dodo, oj dodo, le!
Alle Ackerer, alle Graber oj dodo, oj dodo, le!
Selbst im Hause alle Knechte, oj dodo, oj dodo, le!

Aehnlichen Brauch bei den Neugriechen weißt Grimm (a. a. O.) nach.

Diese Darstellung ist sinnbildlich. Durch die Trockenheit wird die Erde welk und der Regen soll sie verjüngen und Laub, Gras u. s. w. wachsen und grünen laßen. Diese verjüngte Erde wird durch das in Gras u. s. w. eingehüllte Mädchen, welches mit Waßer begoßen wird, dargestellt, und man erwartet von dieser Darstellung Abhülfe. Es ist freilich eine eigenthümliche Art des Aberglaubens, daß man das Gewünschte im Bilde aufstellt und dadurch die Erreichung des Wunsches hofft, aber sie ist nicht unnatürlicher, als wenn man z. B. schlimme Dinge gut nennt, um sie gewißermaßen zu mildern und sie nicht zu reizen.

Einfacher war vielleicht das Flehen um Regen, wovon Anton (S. 73

*) Sonderbar kann es scheinen, daß die Begegnung einer Jungfrau üble, die einer Hure eine gute hatte, wie Chrysostomus angiebt, und dies galt auch in Schweden, wo die Begegnung aller Frauen, mit Ausnahme einer Hure, für übel galt. Wie die Jungfrau war auch der Priester eine schlimme Begegnung nach dem Aberglauben. Es scheint der Gedanke der Unfruchtbarkeit diesen Glauben veranlaßt zu haben, während vielleicht der Gedanke der Zeugung bei der Hure obwaltete.

aus Sulzer Theil 2. S. 321) meldet. Er sagt, die wlachischen Kinder singen, wenn dem Getraide wegen der Dürre Gefahr bevorsteht:

> „Papaluga, steige nach dem Himmel, öffne seine Thüren, sende von oben Regen herab, daß der Roggen u. s. w. gut wachse."

(Die Zusammenstellung Anton's mit einem serbischen Liede, welches auf das Todaustreiben geht, kann nicht hieher gezogen werden, wie er denn auch selbst hintennach gesteht, es könne nicht hieher gehören). Wer dieser Papaluga seyn soll, dem die Oeffnung der Himmelsthüre zugemuthet wird, läßt sich nicht bestimmen.

Manches in dem Aberglauben der verschiedenen Völker erhält sich nicht in seiner ursprünglichen Einfachheit, sondern mit Zusätzen, die manchmal dem Sinne nach unbedeutend, doch als das Wesentlichste sich geltend machen, weil sie zauberhaft erscheinen, und das Zauberhafte dem Volksglauben besonders zusagte. Die Serben z. B. glaubten an das Absprungwaßer. Wuk (s. v. omaja und djurdjevdan) giebt an, daß die Frauen vom Mühlrad abspringendes Waßer am St. Georgstage, am 23. April in der Frühe holten, um sich darin zu baden. Manche holen es auch am vorhergehenden Abend und streuen allerlei grüne Kräuter hinein. Sie meinen, wie das Waßer vom Mühlrad abgesprungen sey, so würden die Uebel von ihrem Leibe abspringen. In der Zeit, wo das Leben in der Natur siegt, hat das Lebenssinnbild das Waßer eine große Bedeutung, und wenn der Mensch sich darin badet an dem dazu bestimmten feierlichen Tage, meint er des Lebenssegens theilhaft zu werden. So weit ist die Sache einfach und die aus der sinnbildlichen Bedeutung des Waßers hervorgegangene Handlung leicht zu begreifen. Das Absprungwaßer gehört aber gar nicht zu diesem Frühlingswaßer, sondern ist ein Zauber, der seicht genug, doch gerade nicht seichter als andere Zauberbräuche, erfunden ward, und mit jenem in der Mythologie wohl begründeten Brauche ganz unbefugter Weise zusammen gefloßen ist. Manches ist in einer Gestalt auf uns gekommen, daß der Sinn nicht immer ganz deutlich zu erkennen ist. So erzählen die Serben von einer Wunderkuh, aus deren Ohr Garn gesponnen und die alsdann getödtet und begraben wird. Auf ihrem Grabe geschehen Wunder. Zur Erklärung dieses Wunderglaubens fehlt uns durchaus der Schlüßel, denn die Bruchstücke der slawischen Mythologie bieten in dieser Hinsicht gar nichts dar.

In der Altmark haben die Wendendörfer bei Salzwedel, zumal Seeben, folgenden Brauch bewahrt: Knechte und Mägde binden auf Pfingsten von Tannenzweigen, Stroh und Heu eine große Puppe, der sie so viel als möglich menschliche Gestalt geben. Reich mit Feldblumen bekränzt, wird die Puppe aufrecht sitzend auf einer bunten Kuh befestigt und ihr zuletzt eine aus Elternholz geschnittene Pfeife in den Mund

gesteckt. So führt man sie ins Dorf, wo alle Häuser Ein- und Ausgang sperren, und jeder die Kuh aus seinem Hofe wegjagt, so lange, bis die Puppe herabfällt oder in Stücke geht. (Adalb. Kuhn märkische Sagen. S. 316 flg.)

Wir werden weiterhin sehen, daß Darstellungen dieser Art bei den Slawen vorkamen, indem sie den Tod als Puppe hinaustrugen und in das Waßer warfen oder verbrannten, aber diese mit Blumen gezierte Puppe auf einer bunten Kuh, deren Buntheit dem Sinne nach nur das bedeuten kann, was die Buntheit der Blumen bedeuten soll (wahrscheinlich die Buntheit der blühenden Natur), erscheint hier in einem uns unverständlichen Brauche. Vielleicht ist das Hinaustragen des Todes und das Hereinbringen des Frühlings in diesem Brauch in eins übergegangen, als man im Laufe der Zeit den heidnischen Aberglauben nicht mehr verstand, doch hat eine solche Erklärung keine besondere Wahrscheinlichkeit.

Litthauisch heißt Apgelai, eine Art Pathengeschenk in den Zeiten des Heidenthums üblich. Wenn ein Kind einige Wochen alt war, wurde ein Gastmahl gegeben, bei welchem eine Pathin das Kind über einer mit Alus (Bier) gefüllten und mit einem Haartuch bedeckten Schüßel hielt, ihm einige Haare abschnitt und sodann nach ihrem Vermögen ein Geldstück in die Schüßel warf; dieses Geldstück hieß Apgelai. Darauf wurde das Tuch mit den Haaren herausgehoben und ausgewunden, und die Pathin und die Mutter des Kindes tranken das Bier aus. Die abgeschnittenen Haare wurden darauf unter einer Hopfenstange vergraben, wobei ein Segensspruch gesprochen ward, etwa des Inhalts: „Wie der Hopfen sich an der Stange empor rankt, also möge auch dieses Kind wachsen u. s. w.“ (Nesselmann s. v. apgelai). Diesem Brauche, dem eine zauberhafte Kraft zugeschrieben ward, liegen religiöse Ideen zu Grunde, aber in der späten Form laßen sich dieselben nicht mehr deutlich erkennen, doch scheint das Haar des Kindes ein Opfer zu seyn und der Unterwelt zu gelten, damit sie versöhnt dem Gedeihen desselben nicht schade, denn das Vergraben des Haares (Haare und Nägel werden wir auch weiter unten noch als Opfer finden), eines körperlichen Theiles des Kindes, deutet darauf hin. Warum aber dieses Haar in das Bier gethan ward, und warum die Mutter und die Pathin hierauf dieses Bier tranken, läßt kaum eine wahrscheinliche Vermuthung zu. Eine zu Ehren einer Gottheit getrunkene Spende, welche dem Kinde Segen bringen sollte, muß es wohl gewesen seyn, doch warum ward das Haar in dieselbe getaucht? Sollte es damit besonders geweiht werden, und wenn dies etwa der Fall gewesen seyn sollte, warum ward eine solche Spende nicht auf das vergrabene Haar gegoßen, sondern von der Mutter und der Pathin getrunken? Diese Fragen müßte man mit Sicherheit beantworten können, wenn man den ganzen Brauch vollkommen erklären wollte. Daß

man das Haar unter einer Hopfenstange vergrub, damit das Kind recht groß werde, ist ein Verfahren, dem manches ähnliche zur Seite steht im Gebiete des Aberglaubens.

Zahlen haben mythologisch stets eine große Bedeutung gehabt, und sind daher auch in der Zauberei des Aberglaubens immer von nicht geringer Wichtigkeit gewesen. Ueber das Verhältniß derselben bei den Slawen, und wie weit sich ihre Anwendung erstreckte, wißen wir freilich nicht viel, aber doch genug, um daraus zu erkennen, daß es bei ihnen damit, wie bei anderen Völkern stand. Die Dreiheit zu Romowe, die mehreren Köpfe einiger Götter auf der Insel Rügen, geben Zeugniß davon.

Auch in den slawischen Sagen herrschen, gleichwie in anderen, die Zahlen drei, dreimal drei, dreimal neun, dreißig, sodann sieben, zwölf u. s. w. In Betreff der Zahl drei in rußischen Volksmährchen bezeugt dies A. Dietrich, rußische Volksmährchen S. XVII. „Eigenthümlich ist, daß in diesen Sagen die Zahl drei fast überall vorherrscht. Die Väter haben gewöhnlich drei Söhne, die Helden oder fahrenden Ritter ziehen durch dreimal neun Länder in das dreißigste Königreich (erst dreimal drei, dann dreimal neun, zuletzt dreimal zehn); einige der tapfersten und berühmtesten Ritter sind drei und dreißig Jahre alt, wenn sie die Laufbahn des Ruhmes betreten und gelangen in ihren Unternehmungen erst beim dritten Versuche zum Ziele u. s. w." So äußert sich Schafarik (slawische Alterthümer II. S. 414. Note).

Die Zeiteintheilung, beginnend mit dem Tage, fortschreitend zu den Abtheilungen des Monats und der Monate selbst, die Jahre und ihre Zusammenstellung zu Perioden sind Quell der Heiligkeit der Zahlen, und um dieser Heiligkeit willen gehen sie in die Gebräuche und auch in den Aberglauben über, als wohne in ihnen eine Zauberkraft. (Daß die Slawen ihr Jahr im März begannen, war dabei gleichgültig.

Bei der Heiligkeit der Bäume im Allgemeinen und dem Verhältniß einzelner Arten, wonach die einen diesem, die anderen jenem Gott geweiht waren, war es unausbleiblich, daß sie in den Aberglauben hereingezogen wurden, und daß man ihnen zauberhafte Kraft zuschrieb. In welchem größeren oder geringeren Maße dieses aber geschehen sey, läßt sich aus den Bruchstücken der slawischen Mythologie nicht erkennen. Auch von Kräutern, die den heidnischen Völkern so vielfach für zauberkräftig galten, erfahren wir bei den Slawen sehr wenig, und können nicht einmal bestimmt behaupten, daß dies Wenige auch wirklich dem slawischen Alterthum angehöre.

Wuk meldet von den Kräutern Samdokas und Okolotschep, daß die Serben glauben, wenn sie in Liebestränke gemischt würden, zwängen sie den Geliebten zu seiner Liebe zu kommen. Das Kraut Ustick vertreibe Uebel. Die Polen nennen eine wunderbare Pflanze mit

blauen Blättern und rothen Blumen Trojziele d. i. Dreikraut, und dachten, es erzeuge Liebe, mache vergeßen und versetze einen geschwind, wohin man wolle.

Ueber den Brauch beim Eidschwören haben wir eine Nachricht, die verhältnißmäßig alt ist, und dieser Brauch selbst ist sehr beachtbar. Nämlich Constantinus Porphyrogenitus (I. 20) und Ignatius Diakonus (Leben des Nicephorus) sagen von den Slawen, sie hätten bei Eiden Hunde gebraucht, die geopfert wurden, sie tranken ferner Waßer aus einem Becher und der Rest ward auf die Erde geschüttet, dann wurde der Sattel mit den Händen gewendet, drei Riemen wurden berührt und Heu in die Höhe gehoben. Auch der Wolf wird außer dem Hunde genannt (Hageck II. S. 576). Wir finden außerdem den Hund weder als Opfer, noch als Sinnbild in dem, was uns von der slawischen Mythologie geblieben ist, und vermögen daher auch seine Bedeutung beim Eidschwören nicht zu erkennen.

Die Weißagung durch Vögel, die wir in dem heidnischen Alterthum als eine sehr bedeutende finden, war, wie gesagt, den Slawen nicht fremd; welche Ausdehnung sie hatte, wie man die Beobachtung derselben anstellte, und zu welchen Zwecken dieses geschah, kurz alle näheren Umstände sind uns unbekannt geblieben, und wir können nur einige Kleinigkeiten, die aber jeden Zweifel über die Sache selbst beseitigen, aus den dürftigen Nachrichten und späten Nachklängen zusammenbringen. Sie kannten den Raben als Leichenvogel, welcher daher ein Weißager des Todes ist, und deßen Begegnung mithin nichts Gutes bedeutet. Doch ist er, wie in der germanischen Mythologie, auch ein Vogel, der überhaupt alles weiß, wenigstens im Mährchen, denn in einem slowenischen Mährchen besitzt Jemand einen Raben, der allwißend ist, und ihm, wann er heimkehrte, Alles erzählte.

Die Meise war wenigstens bei den Letten ein Weißagevogel, wiewohl wir den Grund nicht wißen. Diese Kunde hat uns die Sprache aufbewahrt. In Stender's Wörterbuch lesen wir: sihle, die Meise; sihlite, das Glückskind; sihleht, aus dem Vogelgeschrei weißagen; eesihleht darbu, ein Werk glücklich oder unglücklich anfangen (ee, bedeutet ein, in, hinein); sihlneeks, Wahrsager. Diese Wörter laßen keinen Zweifel über die dem Vogel zugeschriebene Eigenschaft.

Der Specht erscheint im ehstnischen und preußischen Mährchen als ein Vogel, der Wetterprophet war, und über den man Folgendes angab: In Ehstland (Dorpater Verhandlungen I. 42) lautete die Fabel: Gott ließ den Embach graben und befahl alle Thiere zur Arbeit, der Pfingstvogel arbeitete nicht, sondern flog von Ast zu Ast und pfiff sein Lied: Da fragte ihn der Herr: Hast du sonst nichts zu thun, als dich zu zieren? Der Vogel antwortete: Die Arbeit ist schmutzig, ich kann meinen goldgelben

Rock, meine silbernen Hosen nicht preisgeben. Du Kleidernarr! rief der Herr, von nun an sollst du schwarze Hosen tragen und deinen Durst nie aus dem Bache löschen, sondern die Tropfen von den Blättern trinken, und sollst dein Lied anstimmen, wenn alle anderen Geschöpfe vor dem nahenden Gewitter sich verkriechen.

Im Samland (preußische Provinzialblätter 26. 536) lautet die Fabel: Als Gott der Herr bei Erschaffung der Welt durch Thiere einen großen Brunnen graben ließ, enthielt sich der Specht aller Arbeit, aus Furcht, sein schönes Gefieder zu beschmutzen. Da bestimmte Gott, er solle nun auch bis in Ewigkeit aus keinem Brunnen saufen. Deßhalb sieht man ihn immer nur aus hohlen Steinen oder Wagenspuren, in welchen sich Regenwaßer gesammelt hat, mühsam picken. Wenn lange kein Regen fiel und trockene Zeit ist, dürstet er heftig und man hört ihn ununterbrochen sein ängstliches Giet! schreien und der liebe Gott erbarmt sich und gießt Regen.

Das im samländischen Mährchen angegebene Wort giet, als Ruf des Spechts, ist geeignet, eine deutsche Erfindung der Dichtung annehmen zu laßen, aber das kann nicht weiter reichen, als daß man die Form, in welcher wir das Mährchen haben, für eine spätere deutsche gelten läßt. Die Sache, worauf sich die Dichtung gründet, war freilich auch der Beobachtung der Deutschen nicht entgangen; denn man gab diesem Vogel den Namen des Gießvogels, und die Engländer nannten ihn Regenvogel (rainfowl). Daß sich die Mährchen grade in Samland und Ehstland finden, scheint dafür zu sprechen, daß er in jenen Gegenden besonders als Wetterprophet in Ansehen gestanden habe, und wohl bei Litthauern und Preußen in Geltung gewesen sey.

In dem alten Italien ist dieser Vogel zu hohen Ehren ob seiner Weißagegabe gelangt, denn man dichtete aus ihm einen alten König Picus, welches der lateinische Namen des Vogels ist, und der Vogel selbst war dem Mars, dem Gott der Sonne geweiht, der den Frühling brachte. Vielleicht weihte man ihn dem Frühlingsgott, weil er den Regen weissagte, der das Gedeihen des Frühlings zugleich mit der Wärme der Sonne erzeugt. Auch giebt es vom Specht eine Fabel, daß er die Springwurzel, die alles Verschloßene öffne, kenne, und wenn man ihm das Nest in der Baumhöhle zukeile, so hole er dieselbe, deren man sich dann zu bemächtigen suchen muß. Dergleichen Aberglauben ist manchmal die mythische Hülle eines ganz einfachen Gedankens, und es wäre möglich, daß der Weißager des Regens in diesem Mährchen gemeint wäre. Er konnte durch die Verkündigung des Regens zur Zeit, wann der Himmel gleichsam fest verschloßen ist, ein Erschließer deßelben werden, dieses aber war vollkommen genug, um jenes Mährchen zu bilden. Aehnliches findet sich in der Mythologie, und wenn der Adler bei den Griechen dem Him-

melskönig den Blitz zuträgt, so ist der Gedanke, woraus dieser Mythus entsprang, kein anderer, als der Sturmwind, deßen Sinnbild aber war der Adler, führt dem Himmel das Waßer zu, woraus sich das Gewitter bildet. In Indien wird von diesem Vogel gesagt (Somadeva 2. 102), er sey ein Ambrosiadieb (amritâharana) und ein Nectardieb (sudhâh). Ambrosia und Nectar, die Speise und der Trank der Unsterblichkeit sind nichts weiter als das Waßer, das Element des Lebens, und der Sturm ist es, welcher es zum Himmel führt, und falls er es diesem raubt, wenn anders jene Benennungen dies besagen sollen, als ein Verscheucher der Wolken dargestellt wird. Doch könnte er es auch der Erde rauben und als ein Austrockner derselben gemeint seyn. In der germanischen Mythologie finden wir den Adler ebenfalls, aber die Bruchstücke der slawischen enthalten nichts von ihm.

Als unglückverkündender Vogel erscheint der Uhu (lettisch uhpis), und es ist nicht anzunehmen, daß derselbe in seiner schlimmen Eigenschaft aus der Fremde entlehnt sey, denn seine Stimme und die Nachtzeit, wann er sie hören läßt, haben ihn überall zu einem Tod- oder Unglück verkündenden Vogel geeignet gemacht.

---

# II.

# Preußen und Litthauen.

# Preußen und Litthauen.

Da sich die nahe mit einander verwandten Preußen (Prutenen, Pruzzi) und Litthauer merklich durch ihre Sprache von den übrigen Slawen scheiden, wiewohl wir sie zu dem großen Stamme derselben zu rechnen haben, so ist es, scheint es mir, nicht unzweckmäßig, diese beiden zusammenzufaßen und das Wenige, was wir von ihrer Mythologie wißen, hier aufzuzählen. Ob ein germanischer Einfluß auf diese Völker Statt gefunden habe, weil in den von ihnen bewohnten Gegenden auch Germanen gehaust haben, denn die Gothen waren einst Herren daselbst, und wenn er Statt gefunden, wie weit er sich auf die Mythologie erstreckt habe, läßt sich zu keiner Gewißheit bringen. (Die Litthauer verwünschen noch in ihren Liedern die Gothen, von welchen sie einst unterdrückt wurden: Perkunas schlage nicht in einen Samogitier, sondern schlage in einen Gothen, den rothbraunen Hund. (Schafarik slaw. Alterth. I. S. 463. Note 3). Daß die Sage, welche auf Scandinavien hinweist, nicht als ein eiteles Mährchen geradezu verworfen werden dürfe, mag man für recht und billig halten, aber eine ersprießliche Auskunft über den preußischen Götterglauben und die Verehrung der Götter vermögen wir nicht aus ihr zu gewinnen. Die Preußen leiteten nämlich die Einrichtung ihres Götterdienstes von Waidewut, der ein scandinavischer Fürst gewesen, ab. (Hartknoch S. 155.) Dieser Waidewut soll zwölf Söhne gehabt haben, von welchen die zwölf Theile Preußens ihren Namen hatten.

Diese Zwölftheilung beruht natürlich auf einer besonderen Geltung dieser Zahl, die wir zu dergleichen und ähnlichen Eintheilungen auch bei anderen Völkern in ganz verschiedenen Gegenden finden, z. B. waren die Israeliten in zwölf Stämme getheilt, und lag diese Zahl dem Amphiktyonenbund in Griechenland zu Grund. Aber es ist nicht nöthig, weitere Beweise beizubringen, da wir mit dieser Zahl eine Verwandtschaft der Waidewut-Sage mit Scandinavien nicht beweisen können. Dem Waidewut gab man einen Bruder:

## Pruten,

von welchem das Volk den Namen Prutenen bekam. Dieser Name ist eben der Name der Preußen selbst, und der Ahnherr ist nach einem bei verschiedenen Völkern uns begegnenden Verfahren von dem Namen des

Volkes entlehnt.*) In beiden Brüdern haben wir das Weltliche und Geistliche neben einander gestellt. Der eine ist der weltliche Herr des Volkes, der andere steht an der Spitze der Religion. Aber diese Dichtung beweist uns keineswegs das Königthum bei den Preußen, welches wir in der Zeit, aus welcher wir einige nähere Kunde über dieses Volk haben, nicht vorfinden, denn Pruten ist eben fabelhaft und nur um des Namens willen erfunden. Fabelhaft sind auch diese angeblichen Brüder behandelt worden, denn man machte sie zu Göttern, und Pruten ward zum Worskait oder Wurskait, Wurschait, Waidewut aber zum Schwaibrat oder Ischwambrat. Als Grund dieser Vergötterung gab man an, sie hätten sich, als sie alt geworden, beide für das Wohl des Volkes zum Opfer dargebracht und auf einem Scheiterhaufen von Eichenholz verbrannt. (Frencel S. 185.) Ja, man schrieb ihnen auch göttliche Macht zu. Wurskait hatte (wie Hartknoch bemerkt) Macht über Roße, Rinder, Schweine, Schafe und andere vierfüßige Thiere. Schwaibrat über Gänse, Hühner, Enten, Tauben und andere Vögel. Doch von einem Culte derselben fehlt uns jede Meldung. Dagegen wird von einem Panier König Waidewutts berichtet, welches ein fünf Ellen langes und drei Ellen breites Linnen war, in deßen Mitte sich die drei Bilder der drei preußischen Götter Perkunas, Pikollos, Potrimpos befanden.

Damit wären wir allerdings zum scandinavischen Einfluße hingelangt, denn jene drei Götter gleichen allerdings dem nordischen Dreiverein der germanischen Mythologie, den uns Thor, Odin und Freyr darbieten, und welchen Hartknoch ganz entschieden in dem preußischen wieder erkennen will als aus dem Germanischen nach Preußen einge-

*) Pruten wäre der Weise, der Wißenschaftskundige, wenn Prätorius in seiner preußischen Schaubühne Recht hätte, der diesen Namen von pruta, Wißenschaft, ableitet; litthauisch heißt protas, Uebung, Erfahrung, Verstand, von der Wurzel prat, welche die Gewohnheit und das Verstehen ausdrückt. Aber dergleichen Ableitungen könnten nur auf Berücksichtigung Anspruch machen, wenn sie auf eine erkennbare Einzelheit gehen, welche ihnen Gewähr verleiht. Hätte eine Priesterklasse, nicht das ganze Volk Pruten geheißen, so wäre jene Ableitung grade nicht zu verwerfen. Neben den Prutenen stehen aber die Rutenen, und daß diese Namen zu einem Stamme gehören, ist durchaus wahrscheinlich; denn das an jenem Namen befindliche p kann aus einem Vorsetzwörtchen herstammen. Daß diese Völker von einer geistigen Eigenschaft benannt worden seyen, hat nicht die geringste Wahrscheinlichkeit für sich, sondern weit eher möchte die Benennung des Landes ihren Namen veranlaßt haben. Wer kühn rathen wollte, könnte sie für die östlichen erklären; litthauisch rytu z'eme, Morgenland, prész-rytus, gegen Osten, rytai (plural), Osten. Den Beweis, daß es auch einen Dialekt rutai gegeben habe, der hier erforderlich wäre, bleibt man in solchem Falle schuldig.

wandert. Auf des scandinavischen Fürsten Panier müßte derselbe allerdings von Gewicht für jene Ansicht seyn, aber wir wißen nicht, wie sich die Sage von Waidewut gebildet hat, und ob nicht ihre Entstehung jünger als jener Dreiverein sey. Dreivereine im Gebiete der Mythologie sind nicht selten und finden sich in ganz verschiedenen Gegenden. Zu Rom war ein solcher auf dem Capitol, bestehend aus Jupiter, Juno und Minerva, zu Theben in Aegypten bieten uns die Denkmäler einen dar, bestehend aus Amun, Mu, Khunsu, und andern. Freilich bietet sich nirgends einer dar, welcher mit dem nordischen die genaue Uebereinstimmung hätte, welche wir in dem preußischen sehen, aber wenn auch auf diesen durch jenen ein Einfluß Statt gefunden haben sollte, was bei den Berührungen beider Völker wohl möglich ist, so folgt doch daraus keineswegs, daß die preußischen Götter dieses Vereins ebenfalls entlehnt seyen, denn zu dieser Annahme giebt es durchaus keinen Grund, weil die Götter dieses Vereines solche sind, welche man in jeder Mythologie erwarten darf. Fremden Einfluß zugegeben, wenn auch ein wahrhaft genügendar Beweis für ihn fehlt, müßen wir ihn wenigstens auf die Form beschränken, nämlich auf die Bildung des Dreivereines.

Die Namen Waidewut, Wurskait und Schwaibrat oder Jschwambrat deuten nicht auf etwas Ausländisches, denn sie sind preußisch und von der Art, daß wir sie auf Vorsteherschaft deuten können. Ein gewöhnlicher priesterlicher Name war Waidelott, und zwar erscheinen die Waidelotten als die geringeren Priester, über welchen die Kriwen standen, Wurskait aber ist auch ein priesterlicher Namen gewesen, den Meletius in dem Briefe an den Sabinus sogar für einen Namen der Waidelotten ausgiebt, wogegen es aber streitet, daß Pruten zum vergötterten Wurskait geworden seyn soll, was ihm eine höhere Stufe anweist. *) Es mag daher ein Irrthum des Meletius seyn, wenn er sich des Namens der Wurskaiten statt des der Waidelotten bedient. Der Schwaibrat oder Jschwambrat ist des Wurskait Bruder, denn der Name heißt Sein Bruder, **) woraus wir freilich nichts erfahren, als daß Pruten-Wurskait und sein

*) Litthauisch heißt wirszus, die Spitze, die höchste Stelle, wirszausas, der Oberste, und damit ist vielleicht Wurskait, Wurschait zusammen zu stellen. An ein nicht preußisches oder litthauisches Wort, z. B polnisch wrozyc, wahrsagen, zu denken, geht bei diesem Namen nicht an; Frencel leitet es daher. Derselbe erklärt den Waidewut für einen Vorgesetzten oder Lehrer der Wißenschaft, von waiden, Wißenschaft, und wuitis, Vorgesetzter oder Führer (oder von wuczu, ich lehre); preußisch heißt waid, wid, wißen und unterweisen; wuitis ist litthauisch der Führer, Vorsteher. Mit den beiden letzten Wörtern stimmt jener Name zusammen, und mag den Begriff eines Vorstehers in der Religionskenntniß gehabt haben.

**) Preußisch swais, sein; bràti, Bruder.

Bruder Waidewut Gegenstand dieser Fabeleien sind, ohne daß man erfährt, wie diese Brüderschaft gemeint sey, die wahrscheinlich auf die Stellung der mit diesen Namen verbundenen Würden zu einander geht. *)

Die höchste Würde war bei den preußischen und litthauischen Völkern die priesterliche und die Kriwen waren die obersten Priester. Da man auch die Benennung Kriwe Kriweito findet, so haben wir in diesem ohne Zweifel das Oberhaupt der Kriwen. Die Bedeutung dieses Namens ist leider unermittelt, und es fehlt uns zu seiner Erklärung jede sichere Spur. **) Daß das Ansehen des

## Kriwe

ein sehr großes gewesen sey, wird eben so wohl angegeben, als es sich auch von selbst versteht, ***) denn keine weltliche Macht schmälerte dasselbe †) und das Volk glaubte an seine Gemeinschaft mit den

---

*) Die spät ausgeschmückte Erzählung von König Widewuto's Ende ist zu lesen bei Tettau und Temme (Seite 12 flg.), nach Grunau u. a. m.; gehört aber nicht hieher, weil die Ausführung nicht im Wesen der slawischen Mythologie begründet ist.

**) Die Ableitung von dem preußischen krawia, Blut (litthauisch kraujas, polnisch krew, Blut) bietet der Form halber gar keine Wahrscheinlichkeit dar, wenn auch die Benennung eines Priesters von dem Opferblut als zuläßig gelten mag.

***) Karamsin (I. 3) hält dafür, daß der Volksstamm der Kriwitschen nach dem Kriwe, als dem Oberhaupt ihrer Religion benannt worden sey. Diese Meinung ist nicht ohne einige Wahrscheinlichkeit, und liegt sogar sehr nahe; aber da wir die Bedeutung des Namens nicht kennen, und von der Religion der Kriwitschen nichts Näheres wißen, müßen wir diese Erklärung dennoch dahingestellt seyn lassen. Hupel (I. 151) sagt von den Letten: Auch wird angegeben, sie hätten einen obersten Priester unter dem auch in Preußen nicht unbekannten Namen Krihwe vorzüglich geehrt. (Kreews heißt im Lettischen ein Ruße, und die an der Grenze wohnenden Letten sprechen das Wort wie Krihwe aus.)

†) Duisburg sagt (3. 5) von ihm: Wie der Papst die ganze Kirche der Gläubigen regiert, so werden nach seinem Wink und Willen nicht nur die Preußen regiert, sondern auch die Litthauer und die Liven. Er besaß ein so großes Ansehen, daß nicht nur er selbst, oder einer aus seinem Geblüte, sondern auch ein Bote von ihm mit seinem Stabe oder einem andern bekannten Zeichen, wann er durch die Gauen vorbenannter Völker gieng, von den Königen und Edlen und vom Volke mit großer Ehrfurcht behandelt wurde. Aus Grunau werden die Namen von sieben und vierzig solcher Oberpriester (Kriwe Kriweito) aufgezählt, welches Verzeichniß aber Hartknoch (S. 149) bezweifelt wegen der Unwahrscheinlichkeit, daß sich diese Reihe der Namen vom vierten oder fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung an fortgepflanzt habe, da es an der Kunst des Schreibens fehlte.

Göttern. Wann es donnerte, meinten die Preußen, wie wir bei Hartknoch (S. 160) lesen, der Kriwe bespreche sich mit den Göttern, und sie fielen auf ihr Angesicht und beteten zu dem Donnergott Perkunas: Dewus Perkunas absolemus, und flehten um Regen und Sonnenschein. (Das Wort absolemus, welches so wenig richtig geschrieben ist als Dewus, scheint auf das Grünen und Wachsen zu gehen, welches Perkunas befördern soll, denn litthauisch heißt Z'elti, grün werden; apz'elti, ringsum grün werden, begrünen, bewachsen, und im Preußischen findet sich das Wort sali oder salis (der Katechismus hat nur den Accusativ salin) in der Bedeutung Kraut, welches als Grünendes, Wachsendes mit dieser Benennung bezeichnet ist).

Von diesen Priestern erzählt Grunau (Hartknoch S. 154), er habe sich in seinem Alter selbst den Göttern geopfert, in folgender Weise: Er ließ das Volk durch die Waidelotten und Sigonotten zusammen rufen. War dies geschehen, so stieg er auf den Holzstoß und ermahnte die Versammlung, den Göttern aufrichtig zu dienen, ihre Sünden, womit sie den Zorn derselben gereizt, zu beweinen, und sich zu beßern. Hatte auf diese Ermahnung hin das versammelte Volk seine Sünden reuig beweint, so tröstete sie der Kriwe und versprach ihnen die Gnade der Götter. Damit sie aber derselben um so gewißer versichert wären, sagte er ihnen, er wolle sich selbst für ihre Sünden den Göttern opfern, und durch seinen Tod für dieselben genug thun. Zuletzt ließ er den Holzstoß anzünden und opferte sich so freiwillig für das Volk. Hierauf wählten die Waidelotten einen neuen Kriwe aus ihrer Mitte, den sie am folgenden Tage dem Volke vorstellten mit der Angabe, daß dieser von den Göttern selbst zu dem Amte erkohren worden, und wolle man der Gnade der Götter theilhaft werden, so müße man demselben die gebührende Ehre erweisen. Sollte dem Volke etwas von den Göttern gemeldet werden, so huben die Waidelotten den Kriwe, den sie auf ihre Schultern nahmen, auf einen Holzstoß, wo er mit den Göttern verkehrte, und dann den Waidelotten der Götter Willen meldete, die ihn dem Volke mittheilten. (Hartknoch S. 160.) Wir sehen also den Priester in der Stellung eines Vermittlers zwischen den Göttern und Menschen, durch welchen die letzteren sich den Segen der göttlichen Macht erwerben mußten. Wie Duisburg (3. 5) meldet, mußten die Preußen von Allem, was sie durch Sieg erwarben, den dritten Theil dem Kriwe geben, welcher es zum Opfer verbrannte. Von den Litthauern und anderen Heiden seiner Zeit giebt er an, daß sie besagtes Opfer an heiliger Stätte verbrennen, die zu opfernden Roße aber zuvor so müde jagen, daß sie nicht mehr auf den Beinen stehen können. (Henneberger, welcher später als Duisburg lebte, giebt dagegen an, die Preußen hätten die Kriegsbeute in vier Theile getheilt; der erste Theil sey den Göttern gegeben werden, der

zweite dem Oberpriester, der dritte den Freunden und Bundesgenoßen, und nur der vierte Theil sey den Preußen selbst verblieben. Die Dreitheilung hat an und für sich die Wahrscheinlichkeit für sich, da in solchen Dingen die Zahlen, welche eine besondere Geltung haben, angewendet zu werden pflegen, und eine Zahl von allgemeiner und vorzüglicher Geltung war Drei. Nun hat dieselbe auch den älteren Gewährsmann für sich, und ist daher der von Henneberger angegebenen vorzuziehen, die wohl daher entstand, daß man meinte, was dem Kriwe gegeben werde, sey für ihn, und es müße also außerdem noch etwas für die Götter gegeben werden seyn. Allein eine solche Annahme ist sogar unwahrscheinlich, denn was dem Priester gegeben wird, ist der den Göttern gegebene Theil, wovon er die Opfer besorgt, und was er selbst davon für seinen Gebrauch verwendet, ist gleicherweise den Göttern geopfert, denn der Priester steht im Dienste der Götter, und überall sieht man die Sache so in Beziehung auf die Priester angenommen.) Unter dem Kriwe standen

## die Waidelotten *)

als untere Priester, die jedoch ebenfalls hoch geehrt waren, da sie einen wesentlichen Antheil an dem Götterdienste hatten, und ihn unter der Oberleitung des Kriwe besorgen mußten. Die Aufgabe der Waidelotten war, den Göttern zu opfern, das Volk in der Religion, und in dem, was zu den heiligen Handlungen gehörte, zu unterweisen, und sie zu lehren, wie sie leben müßten, um der Gunst der Götter theilhaft zu werden. Sie hatten die Götter durch ihre Gebete zu erflehen, und zu bitten, daß sie ihren Willen durch nächtliche Offenbarungen und Reden den Priestern mittheilten. Auch war es ihre Sache, das Volk zu segnen, und den Leuten den Götterwillen kund zu thun, wann einem etwas begegnet war, was ihn, Rath beim Waidelotten zu suchen, antrieb. Die Feste kündigten sie auch dem Volke an, damit die rechte Zeit beobachtet würde, und riefen das Volk zusammen, so oft sie etwas in der Götter Namen demselben zu melden hatten. Gieng es bloß die Weiber an, so theilte die Waidelottin es denselben mit, doch kam es auch vor, daß diese das ganze Volk aufrief, wann sie eine göttliche Offenbarung erhalten hatte, und es zu Unternehmungen dieser gemäß antrieb. Ward ein Waidelotte des Ehebruchs überführt, so ward er verbrannt, denn er mußte durchaus rein und unsträflich leben. (Hartknoch 151 flg.)

Der Waidelotte mußte, wenn er dem Potrimpos den Dienst zu verrichten hatte, drei Tage zuvor fasten, und auf der bloßen Erde schlafen

*) Waissel allein nennt die Sigonotten als Priester, und preußisch heißt signât, litthauisch z'egnóti, segnen, zu welchem Zeitworte diese Priesterbenennung gehören muß.

(Hartknoch S. 161), woraus wir ersehen, wie bedeutend das Amt derselben bei der Götterverehrung gewesen. *) Sie hatten hauptsächlich mit dem Volke zu verkehren, und ihm den Götterwillen mitzutheilen, so wie Rath in Beziehung auf denselben in allen Dingen zu geben. Darum blieben auch die Waidelotten oder Waidler noch lange bestehen, als das Heidenthum unterdrückt ward, und dienten dem Volk in seiner Anhänglichkeit an die alte Religion, wo dieselbe sich noch insgeheim geltend machte. So giebt Hartknoch nach Henneberger an (S. 174), daß im Jahre 1531 die Bauern von sechs Dörfern im poletischen Kirchspiel in Samland einen Waidelotten wählten, damit er ihnen eine Sau heiligen und den Göttern opfern möge. „In Samland thaten sich damals sechs Dörfer insgeheim zusammen, wählten einen Waidelotten, der ihnen ein fettes Schwein heiligen und einige Tage Feier halten sollte. Sie wollten damit die Götter versöhnen, um wieder einen gesegneten Fischfang zu haben. Denn die Buben hatten die Götter erzürnt, indem sie die Fische, deren Fang sehr reichlich gewesen war, an den Schwänzen aufgehängt und sie gestäupt hatten mit den Worten, sie sollten sobald nicht wieder kommen. Das Fleisch dieses Schweins ward ganz zerstückt, gebraten und dann verzehrt. Die Knochen aber und alle Ueberbleibsel wurden außerhalb des Hauses verbrannt."

Die Anhänglichkeit an das alte Heidenthum war schwer auszurotten, und das Waidlen ward lange getrieben. Grunau beschreibt uns, was er selbst einmal erlebte, und was Nesselmann in der Einleitung zum preußi-

---

*) Es möge hier die Nachricht, welche Grunau gegeben hat, mit seinen eigenen Worten stehen, wie sie in Nesselmann's Einleitung zum preußischen Katechismus (Seite XV) zu lesen ist:

„§ Vom Ampte der Dorffewaidler und waidelinnen.

Wiewol bei den kirwaiden zu Rickoyot viel Waidler woren und waidlin, die Alle arbeit genugk hatten, In dem Opphirn den Gotthinn das feuer zu halten, und wie den ihre Dinste woren, So woren auch sust Im Lande viel waidler und Auch Waidlinne, Die den so ein fromes leben Furten In Keuscheit, den ein Waidler mußte bey Pen des feuers nicht ein weib anruren, So auch die Waidlinne, Sie musten ganz demuttigk, und musten viel bethen, Mit welchin sie es verdinten von iren Göttin, und im schlaffe sie mit ihn Redten, und lernnten das Folgk gebenedeien, und in Worheit die itzige Waidler, der sie wes, Is auch mussen thun, die menner von den Waidlers, die Frawen von den Waidlinnen, diese segenen die kranken Menschen, das Vieh, diese heissen sehen, Abehauen getreide und gras, Und was denne so zu thun ist. Diesse auch itzundt, domit sie in Unvordechtigk sein, den kindern das Gebet lehren, und dornebin Warsagen, wer was verloren hott, Und ir teuffeley mit dem Gebet Außrichten, und laut alzo:

Folgt nun ein ohne gehörige Sprachkenntniß verderbtes Vaterunser.

schen Katechismus (S. IX flg.) mittheilt, welche ganze Stelle nicht unwerth ist, auch hier mitgetheilt zu werden. Sie lautet in neuerem Deutsch wie folgt: Es ward von Anbeginn von dem ersten Könige und Kirwaiden (d. i. Kriweite) für das beste erkannt, daß die Waidlotten durch das ganze Land vertheilt wurden, und daß sie das gemeine Volk unterweisen sollten, auch zu Zeiten es versammeln und ihnen der Götter Willen sagen. Wie aber alle diese Dinge zugegangen sind, habe ich nicht gefunden, sondern wie das Waidlen der undeutschen Preußen jetzt zugehet, da ich es gesehen habe. Unversehens kam ich dazu, denn sie halten es ganz stille. Ich kam in ein Haus eines Dorfs, und fand in der Stube viele Männer und Frauen, welchen ein alter Bauer, ihr Waidlott, in preußischer Sprache predigte. Sie empfiengen mich, ein jeglicher mit seinem Meßer, mich zu tödten, und es lag nur am Waidlotten, daß der ein Wort sagte. Der Gnade Gottes danke ich es, daß ich ein wenig preußisch konnte, womit ich sie um mein Leben bat, und versprach zu thun, was sie wollten. Als sie ihre Sprache von mir hörten, wurden sie erfreut und schrien Alle: sta nossen Rickie, nossen Rickie, d. i., das ist unser Herr, unser Herr. Und ich mußte nun einen Eid schwören im Namen des Gottes Perkunas, daß ich es dem Bischof, der ihr Herr war, nicht sagen wollte, und ich schwur und half mit waidelen. Dem Waidler hatten sie einen Stuhl und Sitz gemacht so hoch, daß er nahezu an die Stubendecke reichte mit seinem Haupte. Wie er ihnen predigte, sprach er ihnen erstlich von ihrem Herkommen und was sie gethan hatten, darnach erzählte er ihnen die zehen Gebote Gottes, und wahrlich, ich hatte sie bis auf diesen Tag nie so schön gehört. Hernach nahmen sie einen Bock, benedeiten ihn und sprachen ein langes Gebet über denselben. Alsdann giengen sie hin, ein jeder insbesondere und beichteten ihre Mißethaten, was ein jeder gegen die Unterweisung des Waidlotten gethan hatte. Nach diesem Allem ward der Bock gehalten und der Waidlott hieb ihm den Kopf ab; das Blut fiengen sie auf, um es dem kranken Vieh zu geben. Als sie ihn abgezogen, ward er in Stücke gehauen, und die Frauen haben einen glühenden Backofen, worin sie das Fleisch vom Bock auf Eichenplatten legen, und es so braten. Während dieses Bratens kniet ein jeder vor dem Waidlotten, und dieser zieht ihn bei den Haaren und giebt ihm eine gute Ohrfeige, welches die Absolution ist. Endlich steigt der Waidlott herab, und Alle zugleich fallen ihm ins Haar und ziehen, damit er gewaltig schreie. Von diesem Geschrei glauben sie, je größer es gewesen, um so mehr habe ihnen Gott ihre Sünden vergeben. Hernach werden die Frauen vorgenommen, und auch sie lernen, wie sie thun sollen. Alsdann heben sie an zu trinken und zu eßen, und dies nennen sie kirwaiten, und muß ja Niemand nüchtern, sondern ganz trunken heimgehen. Wir müßen es wohl beachten, daß es auch

**Waidelottinnen**

gab, oder Waidlinnen, wie sie Grunau nennt. Priesterinnen pflegt es nur in Beziehung auf eine weibliche Göttin zu geben, und wenn wir auch über den Dienst der Waidelottinnen nichts Näheres erfahren, so werden wir uns doch wohl schwerlich irren, wenn wir sie für die Priesterinnen der Erdmutter, der großen Lebensgöttin halten, die in alter Zeit ihr dienten, denn freilich in der Zeit des Christenthums, wo nur noch verbotenes Heidenthum insgeheim getrieben ward, mochten die Berichterstatter wenig Gelegenheit haben, von diesen Priesterinnen zu erfahren, da sie auch von der Göttin selbst so wenig erfuhren oder überhaupt zu erfahren sich Mühe gaben. Von einer nicht geringen Bedeutung ist folgende Angabe: Verlor eine preußische Frau ihren Mann ohne Kinder zu haben, so ward sie von den jungen Leuten besucht, bis sie ein Kind gebar. Dann ward sie eine Waidelottin, und mußte bei Strafe des Feuertodes fortan jede Gemeinschaft mit dem Manne vermeiden.

Der Göttin also sollte sie in Keuschheit dienen, offenbar damit sie heilig sey, aber dennoch sollte sie vermählt gewesen seyn und gebohren haben, was im Widerspruch zu stehen scheint, aber auch nur scheint. Der Lebensmutter gebührt gar wohl zur Priesterin die Mutter, welche gebohren hat, da sie die Verleiherin der Geburten ist und um diesen Segen angefleht wird. Grade daß eine kinderlose Wittwe sich allgemein preisgeben mußte, um zu gebähren, eignet sich für solche Religionsideen, und der Mylittadienst der Frauen, der zu Babylon erheischte, daß jede Jungfrau vor der Vermählung in dem Tempelraum der Lebensmutter sich für Geld einem Fremden hingab, läßt sich, wie verschieden auch die Form sey, dem Wesen nach einigermaßen damit vergleichen. Erheischte nun die Religion ein solches, so steht die fernere Keuschheit damit gar nicht im Widerspruch, denn dieses kann sich nur auf einen reinen, heiligen Lebenswandel beziehen, den man im Allgemeinen von den Priestern und Priesterinnen um der Heiligkeit der Gottheiten willen verlangte. In folgender Sage aber wird der Waidelottin Jungfräulichkeit zugeschrieben.

Hoggo, Waidewut's Sohn, Herr des Hoggerlandes, hinterließ keinen Sohn, sondern nur drei Töchter, die Mita, Cadina und Poggesana. Die beiden ersten vermählten sich, Poggesana aber wohnte in einem Eichwald, und blieb Jungfrau die Zeit ihres Lebens. Sie war eine Waidelottin und ward darum geehrt von ihren Schwestern und Schwägern, so daß, was sie gebot, wie Gottes Wort gehalten ward. Noch in späteren Jahren konnte das Volk nicht genug erzählen, wie milde sie gewesen, und wie sie mit den Göttern getanzt habe, welche um ihretwillen den Leuten alles gaben, was sie begehrten. Von Gestalt war sie aber eine Hennin; denn ihr Hauptring, der noch im Jahr 1499 in dem Nonnenkloster zu Elbing, das von ihrem Wohnsitze nur viertausend Schritte entfernt war, gezeigt

ward, war inwendig eine Elle weit, und von der Breite einer guten Mannshand; er war von solchem Stoff und solcher Arbeit wie die Armbrüste; vorn hatte er einen Stein und ein viereckiges Blech mit einem Bilde, Fingers dick und einer Spanne lang. (Tettau und Temme S. 15 aus Grunau und Lucas David.) Sollte wohl christliche Ansicht auf die Jungfrauschaft dieser Waidelottin eingewirkt haben?

Die Verehrung der großen Lebensmutter und das Zuziehen der Frauen zu ihrem Cult wirkt nothwendig auf die Ansichten über das weibliche Geschlecht bedeutend ein und ist auch zuweilen nicht ohne Einfluß auf die gesellschaftliche Behandlung derselben geblieben. Man betrachte nur die Verhältniße in Aegypten, wie sie uns von Herodot in dem zweiten Buche seines Geschichtswerkes geschildert worden sind, und die Stellung des Weibes bei den Germanen, wie nicht nur die Sage, sondern auch die geschichtliche Erzählung der Römer sie verbürgt hat. Die den Frauen so vielfach zugeschriebene Kraft der Weißagung hat nie einen andern als einen religiösen Grund gehabt, und bezieht sich auf die große Erd- und Lebensmutter, die das Geschick durch die Geburt bestimmt und es kennt, und deren unterirdisches Todtenreich der Gegenstand des Geisterglaubens und des Geisterzaubers ist. Aber nicht immer und überall finden wir auch bei dem Glauben an die Erd- und Lebensmutter, und bei der Besorgung ihres Cults durch geweihte Frauen, die gesellschaftliche Stellung des weiblichen Geschlechts so günstig, wie sie bei einigen Völkern stattfand. Die preußischen und litthauischen Frauen hatten, mochte auch die Waidelottin selbst noch so hoch geehrt seyn, wovon wir aber nichts Näheres wißen, eine Stellung, die nichts weniger als edel und ehrenvoll war. Ob dies eine Folge späterer Einwirkungen, ob es von alter Zeit her so war, wißen wir nicht, und sind wir auf die späten Berichte beschränkt.

Die Weiber wurden bei den heidnischen Preußen nicht geworben, sondern wenn einer seine Augen auf eine Jungfrau gerichtet hatte, so ließ er sie durch zwei seiner Freunde rauben, und damit war verbunden, daß er sie dann von den Eltern kaufte. Die Stellung des Weibes war in dem Hause keineswegs wesentlich von der einer Magd verschieden. Sie aß nicht mit am Tisch und mußte den Leuten im Haus und den Gästen die Füße waschen, wie Duisburg (3. 5) bemerkt. Grunau giebt an, daß sie Weibergemeinschaft gehabt, und wiewohl Hartknoch (S. 178) dieses als unrichtig verwirft, weil er überhaupt diesen Chronikschreiber nicht als zuverläßig betrachtet, so sind wir doch keineswegs berechtigt in dies Verwerfungsurtheil einzustimmen, da Hartknoch für seine Ansicht über denselben keinen einzigen Grund vorgebracht hat, dem irgend ein Gewicht zuzugestehen wäre. Damit würde nun freilich nicht stimmen, daß der Ehebrecher außerhalb Romowe, von der heiligen Stätte entfernt

verbrannt und daß seine Asche auf den Weg gestreut ward. Ferner daß kein im Ehebruch erzeugtes Kind zum Priesterthum gelangen konnte. Aber bei der Dürftigkeit der Nachrichten, welche wir über alle diese Dinge haben, müßen wir zugeben, daß diese Bestrafung des Ehebruchs nicht grade allgemein seyn mußte, und wahrlich an und für sich ist es auch nicht sehr glaublich, und ließe sich nur von den Ehebrecherinnen noch einigermaßen im Allgemeinen annehmen. Nähme man aber an, daß priesterliche Personen wegen Ehebruchs verbrannt worden wären, so wäre das ganz glaublich, und es ließe sich die Allgemeinheit der Nachricht aus Mangel an Genauigkeit erklären. Daß aber der ehebrecherische Waidelotte den Feuertod sterben mußte, wird ja ausdrücklich angegeben. Deßen ungeachtet ist schwer an die Weibergemeinschaft zu glauben, da die Ehe stattfand, und es immerhin mißlich zu erklären ist, wie sich zwei solcher Einrichtungen vereinigen laßen. Ohne Grunau's Nachrichten zu sehr herab zu würdigen, kann man wohl annehmen, daß er in der Zeit des Christenthums die Ehe der Anhänger des Heidenthums nach dem, was er darüber aus früheren Zeiten berichten hörte, für Weibergemeinschaft halten konnte, ohne daß er leichtfertiger Lügen auf Kosten der heidnischen Preußen zu zeihen wäre. Die Vielweiberei mag zu einer Verwechslung mit Weibergemeinschaft geführt haben. Daß aber die heidnischen Preußen mehr als eine Frau gehabt, ergiebt sich aus dem 1249 von dem päpstlichen Legaten Jakob erlaßenen Privilegium, worin es heißt, sie hätten versprochen, in Zukunft nicht mehr zwei oder mehrere Frauen zu haben. (Hartknoch S. 176.) Aus demselben geht hervor, daß die Blutsverwandtschaft kein Hinderniß der Heurath war. Von den übrigen Slawen gilt dasselbe; das nähere Verhältniß aber dieser Vielweiberei ist uns unbekannt, denn es käme zum genaueren Verständniß darauf an, zu wißen, ob die mehreren Frauen gleichgestellte Ehefrauen waren, oder ob neben der Ehefrau bloße Kebsweiberei stattfand. Wiewohl es nicht aus ihren Hochzeitgebräuchen genau zu erkennen ist, so scheinen diese doch einigermaßen dafür zu sprechen, daß nur eine eigentliche Ehefrau oder Hausfrau als die feierlich angetraute Gattin galt. Die Gebräuche waren nach den späten Berichten folgende:

Ehe die preußische Braut von dem Bräutigam nach Haus geführt ward, lud sie alle ihre Verwandten zu einem Gastmahl ein. Nach dem Eßen bat sie dieselben, ihre Jungfrauschaft mit ihr zu beweinen. Diese versprachen es zu thun, und sie fieng dann mit großer Wehmuth an: o hue! o hue! o hue! Wer, wer wird doch hinfort meinem Vater und meiner Mutter das Bett machen? wer wird ihre Füße waschen? Mein liebstes Hündchen, mein liebstes Schweinchen u. s. w., wer wird euch doch hinfort speisen? Dann führten die Freunde die Braut zum Herd, wo sie wieder anfieng: o hue! o hue! o hue! Mein liebes heiliges Feuer,

wer wird dir hinfort Holz zutragen, damit der Vater und die Mutter ihre alten und abgelebten Glieder mit deiner Wärme erfrischen? Wer wird dich hinfort hüten und bewahren? Die Blutsverwandten weinten und klagten mit ihr, trösteten sie aber auch und ermahnten sie, nicht allzu traurig zu seyn. Sollte sie nun das elterliche Haus verlaßen, so schickte der Bräutigam einen Wagen, worauf sich die Braut setzte, und sobald sie an die Gränze des Orts ihrer Bestimmung kam, rannte einer herbei mit einem Feuerbrand in der einen, und einem Kruge Bier in der andern Hand, lief dreimal um den Wagen und sprach zu der Braut: Wie du das Feuer bei deinem Vater bewahrt hast, also wirst du es auch hier thun. Darauf gab er ihr zu trinken. Der Fuhrmann des Brautwagens, preußisch kellewese genannt (litthauisch heißt kelas, der Weg, keleiwis, der Reisende), war gut gekleidet, und so wie er vor das Haus des Bräutigams kam, stürzte er vom Pferde, und während die Gäste riefen: der Fuhrmann kommt, der Fuhrmann kommt, lief er in das Haus und setzte sich mit einem Sprung auf den an der Thür dazu hingestellten und mit einem Kissen und einem Handtuch bedeckten Stuhl. Gelang ihm der Sprung, so bekam er das Handtuch, verfehlte er aber den Stuhl, so bekam er Schläge und ward zur andern Thür hinausgeworfen. War er jedoch auf den Stuhl gekommen, so blieb er so lange auf demselben sitzen, bis die Braut von den anwesenden Gästen hinein geführt ward, dann stand er auf, und die Braut setzte sich auf denselben. Man reichte ihr daselbst einen Trunk Bier, führte sie um den Herd und der Fuhrmann brachte den Stuhl, worauf sie geseßen hatte, hieher und sie setzte sich wieder darauf und man wusch ihr daselbst die Füße. Mit diesem Fußwaßer wurden alsdann die Gäste, das Brautbett, das ganze Haus und das Vieh besprengt, ihr aber verschleierte man die Augen, bestrich ihr den Mund mit Honig, und führte sie an alle Thüren des Gehöfdes. Bei einer jeden rief man ihr zu: stoße an, stoße an, und sie mußte an die Thür mit dem Fuße stoßen. Zugleich gieng einer mit, welcher allerlei Getraide, als Korn, Weizen, Hafer, Gerste, Erbsen, Bohnen, Mohn in einem Sacke trug, und die Braut bei jeder Thür damit bestreute, wobei er die Worte sprach: Unsere Götter werden dir Alles genug geben, wenn du in dem Glauben, in welchem deine Vorfahren gestorben, verbleiben, und das Hauswesen mit gebührender Sorgfalt verwalten wirst. War dieses geschehen, so nahm man ihr die Verschleierung vor den Augen weg, und das Gastmahl begann, und man vergnügte sich mit Eßen, Trinken, Spielen und Tanzen bis in die späte Nacht. Wann sie nun zu Bett gebracht ward, schnitt ihr eine Frau aus der nächsten Freundschaft unter dem Tanzen die Haarlocken ab, und die anderen Frauen kamen herbei und setzten ihr einen Kranz auf, der mit einem weißen Linnen besetzt war, und in preußischer Sprache abgloyte

hieß. *) Diesen mußte jedes Weib so lange tragen, bis sie einen Sohn gebohren hatte. Bei dem Aufsetzen des Kranzes sprachen die Weiber: die Mägdlein, die du trägst, sind von deinem Fleisch, bringst du aber ein Knäblein zur Welt, so ist deine Jungfrauschaft aus.

Hierauf ward sie von den Frauen mit Fäusten geschlagen und gestoßen, was mit fröhlichen Gebärden geschah, in das Schlafgemach gebracht, in das Bett geworfen und dem Bräutigam übergeben. Indeßen wurden Hoden von Böcken, Stieren, Bären gebraten und den Neuvermählten im Bett zum Eßen gegeben, welches Gericht man den Braut hahn nannte. Der Glaube, die Braut würde dadurch fruchtbar werden und viele Kinder gebähren, war der Grund dieses Brauchs. Dieselbe Bedeutung hatte es, daß keines verschnittenen Thieres Fleisch beim Hochzeitsmahle vorkam. Hatten die Neuvermählten den sogenannten Brauthahn gegeßen, dann kamen die ansehnlichsten Frauen zu dem Bett und unterrichteten die Braut, wie sie sich in dem Ehestande zu verhalten habe. Am nächsten Morgen mußten die neuen Eheleute zuerst das verzehren, was von dem sogenannten Brauthahne übrig war.

Auch bei den Litthauern galten die Bräuche, bei den Curonen, den Samagiten, und Hartknoch (S. 180) bemerkt, daß jene Klagen der Braut, die oben angegeben sind, noch zu seiner Zeit in Litthauen vorkamen, unter dem Landvolke nämlich. Wo der Frau in der oben angegebenen Weise die Obsorge des Hauses übergeben ward, konnte eine zweite nicht eine völlig gleiche Stellung mit ihr haben, und solche Gebräuche vertragen sich auch nicht mit Weibergemeinschaft. Freilich müßen wir dabei immer berücksichtigen, daß wir nur späte und wenig vollständige Nachrichten haben. Die lettische Braut muß, wenn sie zur Trauung fährt, in jeden Graben und Teich, den sie sieht, und an jede Hausecke ein Bündel gefärbte Fäden und eine Münze werfen zum Opfer für Waßer- und Hausgeister. (Merkel's Letten S. 50.)

Einige sonderbare Nachrichten über die Ansicht vom weiblichen Geschlecht bieten der Erklärung große Schwierigkeiten dar, denn wenn sie auch fabelhaft lauten, so wäre es doch grade kein besonders zu empfeh-

*) Ob dieser Name des Kranzes richtig überliefert sey, läßt sich aus den Ueberresten der preußischen Sprache nicht beweisen. Daß er jedoch sich auf das Beilager beziehe und auf die Vermählung, steht zu vermuthen, weil es wahrscheinlich ist, daß das litthauische Zeitwort guldyti. legen, damit verwandt sey. Davon heißt atgulti. sich schlafen legen, priguleti. beiliegen, beschlafen, und der sogenannte Brauthahn, den die Neuvermählten verzehrten, guldytoju walgis. Sollte daher auch die Form des Wortes schlecht überliefert seyn, so möchte doch die Bedeutung wahrscheinlich uns aus den angegebenen litthauischen Wörtern hervorgehen.

lendes Verfahren, sie deßhalb ohne weiteres verwerfen zu wollen. Duisburg (3. Kap. 5) erzählt von den Preußen, sie hätten die weiblichen Kinder einer Mutter immer bis auf eins getödtet. Dies klingt unglaublich, aber es muß einen Grund gehabt haben, denn von den Galinden in Preußen erzählt derselbe Duisburg (3. Kap. 4), daß sie bei der Uebervölkerung ihres Landes geboten hätten, die weiblichen Kinder gleich bei der Geburt zu tödten. Als aber die Weiber dennoch diese Kinder heimlich aufbewahrten, ward der Beschluß gefaßt, den Frauen die Brüste abzuschneiden, damit sie keine Kinder nähren könnten. Dieses erbitterte die Weiber so sehr, daß sie zu einer gewißen Herrin giengen, die nach ihren Religionsverhältnißen für heilig und für eine Prophetin galt, und die in diesem Lande eine Herrschaft über Thun und Laßen übte. Bei dieser suchten sie Rath, und sie erbarmte sich ihres Geschlechtes. Demnach berief sie die mächtigeren Männer des Landes, und eröffnete ihnen, es sey der Götter Wille, daß alle ohne Waffen und irgend ein Schutzmittel Krieg gegen die Christen anfangen sollten. Flugs gehorchte man ihr und alle kriegsfähige Mannschaft brach fröhlichen Muthes nach dem benachbarten Christenlande auf. Sie hausten arg daselbst und führten eine große Beute an Menschen und Thieren weg. Einer der Gefangenen aber entwischte ihnen, und meldete den Seinigen, daß die Feinde ganz unbewaffnet seyen. Da machten sich die Christen auf, erreichten die Galinden und machten sie alle nieder, so daß nun die benachbarten Völker in das verwaiste Land eindrangen und die Frauen, Kinder und was noch zurückgeblieben, in die Sclaverei wegführten, und daß so das Land bis auf den heutigen Tag verödet da liegt. (Jene gewiße Herrin kann nach den Begriffen der heidnischen Preußen nur eine Waidelottin seyn.)

Mochte man immerhin nach einer Erklärung für die Verödung des Landes der Galinden suchen und sich eine fabelhafte Geschichte zu diesem Zweck erfinden, so ist doch die eigenthümliche, höchst seltsame Art, wie die Frauen in dieselbe gezogen worden sind, nicht ohne eine auf ein wirkliches Verhältniß gegründete Bedeutung, wenn wir auch das Verhältniß nicht kennen und die Bedeutung nicht verstehen. Das Tödten der weiblichen Kinder wird als Hauptgrund hervorgehoben und daneben das entscheidende Ansehen einer Priesterin, deren Ausspruch das Volk sogleich Gehorsam leistet, gestellt, und diese können, wenn auch die Darstellung übertrieben ist, nicht für ganz müßige Erfindungen angesehen werden, weil sie allzu seltsam lauten. Wäre mit Vermuthungen die Sache ins Reine zu bringen, so möchte es wohl an einer Erklärung nicht fehlen. Man könnte z. B. annehmen, da eine Waidelottin von entscheidendem Ansehen als die Urheberin des Verderbens, welches über die Galinder kam, genannt wird, es habe dieses Verhältniß der Priesterin Gegner gefunden, wie wir es in der Sage von Libussa in Böhmen sehen, daraus

aber seyen die noch in späterer Zeit bemerkbaren Zerrüttungen des Landes erfolgt, und die ausschmückende Sage habe nach einer Begründung eines Streits zwischen Männern und Frauen gesucht und die schauderhafte Mißhandlung des weiblichen Geschlechtes mährchenhaft erfunden. Allein Vermuthungen der Art haben im besten Falle einige Wahrscheinlichkeit, die uns wenig oder wohl gar Nichts helfen kann zum Verständniß solcher Ueberlieferungen.

---

## Die Götter der Preußen und Litthauer.

Guagnini-Strykowski (S. 302) giebt von den Preußen an, sie hätten göttliche Ehre erwiesen dem Donner, dem Mond, den Sternen, Schlangen, Kröten und fast allen Creaturen. Ein wenig mäßiger in der Aufzählung der verehrten Dinge verfährt Hartknoch (VII. S. 127)', indem er also schreibt: Die alten Preußen verehrten die drei Götter Perkunus, Pikollus, Potrimpus. Als aber diese Götter von den Polen mit der großen Eiche zu Romowe verbrannt waren, zogen sie diesen Göttern, als welche sich selbst nicht schützen konnten, andere vor, oder entsagten wenigstens den Bildern und fiengen an die Sonne selbst, den Mond und die Sterne zu verehren. Daher kommt es, daß die alten Geschichtschreiber der Preußen keiner Bilder erwähnen, und angeben, die Himmelslichter seyen für Götter gehalten worden.

Da sich Hartknoch über das Wesen jener drei genannten Götter eine falsche Vorstellung machte, so kam er darauf, eine Verehrung von Sonne, Mond und Sternen anzunehmen, oder vielmehr er hielt das schon von Anderen vor ihm Angenommene für wahr und erklärte sich den vermeintlichen Cult in der angegebenen Weise. Der Cult der Slawen von Sonne, Mond und Sternen als dem Gegenstande ihrer Religion beruht aber auf gar nichts Anderem, als auf der Meinung derer, die sagen, es sey so gewesen, die aber durchaus keinen Beweis vorbringen konnten, sondern nur einer verbreiteten Ansicht über die Gegenstände der alten Religion folgten.

Daß Hartknoch seine Auswahl jedoch nach seiner Ansicht traf, um die Gottheiten zu Romowe durch Naturgegenstände zu ersetzen, ist gewiß, denn auch der ältere und weit mehr als Guagnini-Strykowski zu beachtende Duisburg sagt (3. 5) von den Preußen: sie beteten an Sonne, Mond, Sterne, Donner, Vögel, vierfüßige Thiere bis zur Kröte. Sie hatten Haine, Felder und heilige Waßer, die nicht gehauen, bebaut, befischt werden durften. Der Kriwe zu Romowe gebot über die Litthauer und Liven. Wir ersehen aus dergleichen Verfahren, wo wir es noch nachweisen können, wie mißlich es mitunter mit den uns zugekommenen

Nachrichten über die Religion der Preußen u. s. w. stehen mag, und daß wir die Thatsachen wohl nicht immer ohne den Einfluß der persönlichen Meinung des Berichterstatters auf den Bericht erfahren. Ueber Sonne, Mond und Sterne als die Gottheiten eines Volkes zu reden, würde umsonst seyn, denn wenn sie auch in solcher allgemeinen Weise aufgestellt nie begründet wurden, so steht es ja doch in eines Jeden Belieben, daran zu glauben.

Einen kühnen Wurf hat sich Waissel (Frencel S. 208) in der preußischen Chronik erlaubt, welcher aus Grunau schöpfte. Er hat die Götter eingetheilt, und zwar in

**drei Götterreihen**

von verschiedenem Range, so daß sie ein artiges und wirksames Vorbild von Adel, Mittelstand und gemeinem Volke sind. Den ersten Rang gestand er den drei Göttern zu Romowe zu. Eine zweite Reihe bildete er aus Curcho, Wurskait und Ischwambrat, welche letztere freilich keine Götter waren, und die dritte Reihe ward zusammengesetzt aus einer größeren Zahl, wie es sich für das gemeinere Volk gebührt. Frencel (a. a. O.) zählt bescheiden aus den angegebenen Göttern nur acht auf, indem er das ganz Auffallende in Waissel's Angabe ausschließt, aber sein Verfahren nützt zu nichts, denn auch diese Acht sind willkürlich, so gut wie die Zwölf oder Vierzehn, welche wirklich aufgeführt werden (Hartknoch S. 14). Sie erscheinen in folgender Reihe:

1) Occopirn, Gott des Himmels und der Erden. Jupiter.
2) Schwaixtix, Gott des Lichts.
3) Ausschweyt, Gott der Kranken und der Gesunden. Saturnus.
4) Antrimpos, des Meeres.
5) Potrimpos, der Flüße.
6) Perdoytus, der Schiffe. Aeolus.
7) Pergubrius, des Laubes und des Grases.
8) Pelwitt, macht reich und füllt die Scheuern. Ceres.
9) Perkunus, Donner, Blitz, Regen.
10) Peckullus, Gott der Hölle und der Finsterniß.
11) Pockollus, Gott der fliegenden Geister und Teufel. Pluto.
12) Puschkayt, Gott der Erden unter dem Hollunder.
13) Berstucke, die kleinen Erdleutlein, der Götter Diener.
14) Merkopeti, die Erdleute.

Diese vierzehn Gottheiten der dritten Reihe brachte Frencel (S. 208) auf acht zurück, indem er nur anführt: 1) Occopirn, 2) Schweixtix, 3) Auschweit, 4) Antrimpos, 5) Perdoytus, 6) Pergubrius, 7) Pilwit, 8) Puskait.

Da aber die ganze von Waissel aufgestellte Eintheilung der Götter in drei Reihen von verschiedenem Range nichts weiter als ein Einfall ist, der auf gar keinem, selbst nur einigermaßen scheinbaren Grunde beruht, so wird wirklich mit der Sichtung seiner willkürlich aufgezählten Namen nichts gewonnen. Wo man Peckullus und Pokollus neben einander abgesondert aufgestellt findet, muß man es mit den Kenntnißen deßen, welcher so etwas angenommen hat, nicht strenge nehmen. Occopirn ist zwar ein anderer Name als Perkunas, kann aber unter den preußischen Göttern nicht als ein von ihm verschiedener Gott angeführt werden, so daß er mit dem ihm entsprechenden preußischen Perkunas in die erste Reihe gehören würde. Da kämen wir denn auf eine schöne, eine heilige Zahl, über welche sich ein wenig phantasiren ließe, die uns aber schon deßhalb nichts gelten kann, weil wir sie bei den Preußen und Litthauern nicht als eine heilige oder gebräuchliche finden, denn bei Letzteren finden wir die Zahl neun als die wichtige, und bei den Preußen nur die Zahl drei, und können daher nicht mit Bestimmtheit sagen, ob die Zahl neun auch bei ihnen eine hervortretende war. Aber außerdem müßten wir auch die Zahl sieben wieder auf sechs herabsetzen, weil Auschweit eine unpreußische und unlitthauische Form des Namens Schwaixtix ist, und also beide Namen nur eine Gottheit bezeichnen. Nun ist auch ferner Puschkait entweder nur ein Beiname des Pikollos, oder ein Name der Unterweltsgeister und muß daher ebenfalls abgezogen werden. So hätten wir noch fünf, die aber, wenn Antrimpos mit Potrimpos zusammengehören sollte, auf vier herabkämen. Ohne noch weiter den Pilwit zu verdächtigen und die ganze angebliche Reihe der dritten Götterordnung auf drei zurückzuführen, wollen wir die ganze Erfindung Waissel's nun verlaßen als einen nichtigen, aus Willkür hervorgegangenen Einfall. Freilich hätte er auch ganz mit Stillschweigen übergangen werden können und sollen, aber wenn man auch das Nichtige nicht für träumerische Schwachköpfe als das, was es ist, beweisen kann, so muß man es doch für die der Einsicht Zugänglichen aus dem Wege räumen, damit sie nicht durch das Gaukelspiel, welches gewöhnlich mit dergleichen getrieben wird, geblendet werden, und eine tiefe Weisheit da vermuthen, wo unkritische Willkür zu Hause ist. Drei Götterreihen sind für Leute, die nach Bedeutsamem haschen, gar anziehend, und geben ihnen einen trefflichen Stoff, um verworrene Träumereien in ihrem wunderlichen Jargon vorzubringen. *)

*) Daß Herr Mone drei Götterreihen und für die dritte zwölf Götter angenommen hat in einem Buche, welches vielleicht schon vergeßen ist (denn ich weiß nicht, ob es noch etwas gilt), habe ich bei dieser Betrachtung nicht im Auge, sondern die gegenwärtig wie früher verbreitete Duselei so vieler Leute, die ihre armen Seelen täglich mit tiefsinnigem Spiritus

Als der Hauptsitz der preußischen Religion wird uns

**Romowe**

genannt, und das Heiligthum daselbst war eine Eiche. Diese soll dreigetheilt gewesen seyn und doch oben zusammengewachsen, wie Hartknoch (S. 130 flg.) bemerkt. Damit man diese Schilderung des Baumes nicht als etwas Wunderbares in Zweifel ziehen möge, giebt er an, daß zu seiner Zeit im Insterburgischen sich eine Tanne gefunden habe, die im Jahre 1664 vom Blitz getroffen ward, und die in drei glatte Aeste getheilt, jedoch oben zusammengewachsen gewesen sey. Die Preußen, Litthauer, Samayten hielten diesen Baum für heilig und gaben ihm den Namen Rommota oder Ruombota. (Litthauisch heißt rumbas ein Saum, rumbotas, mit einem Faltensaum versehen, faltig, wozu vielleicht die Benennung dieses Baumes gehört, als eines faltigen.) Um die Eiche zu Romowe, die, wie es auch bei anderen heiligen Bäumen geschah, mit Opferblut besprengt ward, waren Vorhänge gezogen von Seide, die eine Höhe von sieben bis acht Ellen hatten, und nur an den hohen Festen von den Waidelotten weggenommen wurden, oder auch dann, wann ein Preuße kam, um den Göttern außer der bestimmten Zeit zu opfern. (Hartknoch S. 157.) In das Heiligthum, welches durch diese Vorhänge gebildet und begränzt war, durfte aber Niemand gehen außer dem Kriwe nebst dem Waidelotten. Der Kriwe daselbst, der Kriwe Kriweito, war, wie schon oben bemerkt worden ist, der höchste Herr und Priester der Preußen und Litthauer.

Dieses Heiligthum und der daselbst stattfindende Gottesdienst war mit aller Feierlichkeit und Ehrfurcht umgeben. Begab es sich, daß ein Christ oder sonst ein Fremder die heilige Feier zu Romowe anschaute, so konnte das nur mit Blut gesühnt werden, selbst wenn sich derselbe durch die Flucht gerettet hatte. Ueberhaupt durften Christen, wie Helmold (I. 1) uns meldet, auch zu der Zeit, als sie bereits mit den Heiden in Preußen friedlich zusammenwohnten, ihren Hainen und Quellen nicht nahe kommen, weil das für eine Verunreinigung derselben galt. Verbrecher mußten von Romowe weg zur Hinrichtung geführt werden, denn in der Nähe der dortigen Götter durfte keiner mit dem Tode bestraft werden. Dagegen wenn es ein Opfer galt, verschmähten eben dieselben

---

einreiben, damit sie wohlriechend und kräftig werden. Herr Mone ist wirklich eher zu beklagen, als zu tadeln. Er hat Alles gethan, um in Unkritik und bodenloser Träumerei nicht besonders übertroffen zu werden, und doch ist sein Verdienst in diesen Dingen nicht zu der gebührenden Anerkennung gelangt, während manch Anderer ein weltberühmter Mann ist, wie großen Vorzügen in den genannten Dingen allerdings gebührt.

Götter keineswegs die Menschen, denn es wurden ihnen, besonders dem Pikollos und dem Potrimpos Menschenopfer in diesem Heiligthum dargebracht. Ja, die hohen Priester weihten sich, nach dem Beispiele des Pruten und Waidewutt manchmal selbst den Göttern. Auch hatte man den Brauch, daß man vor dem Auszug in einen Krieg, einen der Feinde zu fangen suchte, und war dieses gelungen, so ward er den Göttern geopfert, wobei ihm denn zuerst der Kriwe die Brust durchstach. Strömte das Blut ohne Unterbrechung, so galt dies für ein günstiges Zeichen. Von einem feindlichen Führer, dem Gerhard Rude, wird gemeldet, daß ihn die Preußen auf seinem Roße den Göttern geopfert haben. Das Roß ward an den vier Beinen an vier Pfähle festgebunden, der Gefangene drauf gesetzt, Holz um ihn herum aufgeschichtet bis zu der Höhe, daß man ihn nicht mehr sehen konnte, und dann ward der Holzstoß angezündet, daß Mann und Roß verbrannten. Waren der Gefangenen mehrere, so wurde einer zum Opfer durch das Loos gewählt.

Wann Pikolles durch das Blut eines Waidelotten versöhnt ward, nach dem Tode eines Menschen, mit welchem ein solcher Priester starb, so glaubte man, das Opfer sey dem Gott angenehm, und er sey versöhnt, wann es in der heiligen Eiche rauschte. Die drei Götter, welche daselbst vereinigt waren, hießen

## Perkunas, Pikollos, Potrimpos.

Hartknoch vergleicht sie mit der nordischen germanischen Götterdreiheit zu Upsala, von welcher uns Adam von Bremen Meldung gethan hat. Die Vergleichung ist, an und für sich betrachtet, wohl sehr zu billigen; denn wenn wir diese drei preußische Götter in den Verhältnißen, welche uns von ihnen angegeben werden, genau betrachten, so ergiebt sich eine große Uebereinstimmung ihres Wesens mit dem der nordischen Dreiheit, Thor, Odin, Freyr. Der nordische Donnergott entspricht dem

## Perkunas,

dem Donnergott der Preußen und Litthauer, dem Perun der Slawen. *) Der Donnergott ist in allen Mythologieen der Himmelskönig, der die

*) Der preußische oder litthanische Name Perkunas entspricht seiner Abstammung nach dem slawischen Perun (polnisch piorun, Donnerschlag, Blitzstrahl, piorunnik, Donnerer) und bezeichnet wohl zuerst den Schlag des Donners von dem Stamme per, schlagen, czechisch peru, ich schlage, Infinitiv prati und polnisch prać piore. Ließe daher auch die litthauische Form Perk, eine Vergleichung mit der germanischen Form fairg in fairguni, Berg, zu, doch dieselbe als eine einseitige und falsche abgewiesen werden muß.

größte Macht und Gewalt hat, und den Segen der Erde beherrscht. Daß die Litthauer den Perkunas auch Dewaitis nannten, d. i. den Gott vorzugsweise, würde dieses auch bei den Völkern, von welchen hier die Rede ist, beweisen, wenn ein solches nöthig wäre. Ein kleiner rother Käfer ohne Punkte, das Hergottsvögelchen, wird von den Litthauern Dewo jautis, Gottes Ochse genannt. Man könnte nun freilich annehmen, diese Benennung sey nicht heidnischen Ursprungs, sondern später entlehnt, aber daß ihnen Perkunas, Gott, Himmel gleich standen, geht doch unwiderleglich hervor aus der Benennung Dewo ozys oder ozelis, Perkuno ozys, Dangaus ozys (lettisch Pehrkona kasa oder Pehrkona ahsis), welche alle drei eine Art Schnepfen bedeuten, und sie als Gottes-, oder Perkunas-, oder Himmelsziege bezeichnen, Ziege genannt von ihrer meckernden Stimme. (Freilich sagen Andere, diese drei Namen bezeichneten den Käfer, das Herrgottsvögelchen, aber für das, worauf es uns ankommt, ist es völlig gleichgültig. Da jedoch im Deutschen jene Schnepfe ebenfalls Donnerziege genannt wird von dem Gott Donner, Thor, so dürfte das der ersteren Erklärung vielleicht einigen Vorschub leisten.) Wenn die Litthauer diese Himmelsziege nicht aus Nachahmung Perkuno-ozys, Donnerziege genannt haben, sondern diese Benennung ihnen eigenthümlich angehört, dann dürfen wir vermuthen, daß dieser slawische Donnergott eben so gut wie der germanische Thor Böcke gehabt habe, wiewohl uns die dürftigen Bruchstücke, die unsere Quellen der slawischen Mythologie bilden, keine Spur dieses Verhältnißes zeigen. Suchen wir diese kleinen Bruchstücke zusammen, so mag sich wohl hie und da noch etwas finden, was der Betrachtung werth ist. So dürfte wohl der lettische Ausdruck Pehrkons Johdu gaina, d. i. der Donner verfolgt den Teufel, wie der Lette beim Gewitter nach dem alten Aberglauben sagt, nicht zu übersehen seyn. Ist er nicht in später Zeit entstanden, und er sieht nicht darnach aus, oder durch fremden Einfluß aufgekommen, so finden wir auch auf diesem Gebiete eine Idee der Mythologie einheimisch, welche uns in Griechenland und in der germanischen Mythologie begegnet. Der Himmelskönig, welchem während des Winters die Gewitterkraft fehlt, um die feindlichen Wintergewalten zu bändigen, erhält diese Kraft wieder

---

J. Grimm (S. 156) sagt: Wie wenn man perun mit κεραυνός = περαυνός vergleichen dürfte? Noch näher dem Perun schiene das sanscritische parianyas, welchen Namen Indras als Jupiter Pluvius führt, wörtlich: befruchtender Regen, Donnerwolke, Donner.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß diese Vermuthungen das Rechte treffen, und da wir das Wesen des Gottes, als des Donnerers kennen, so liegt auch nicht viel daran, ob wir den Stamm dieses Namens mit Sicherheit auffinden oder nicht, wie erwünscht es auch in sprachlicher Hinsicht wäre.

im Frühling, besiegt jene Gewalten mit dem Blitz und mit seinen Gewittern kommt der Sieg des Lebens über die Verödung und den Tod der Natur. Mythisch dichtete man, in Griechenland, Zeus der Himmelskönig besiegte mit seinen Blitzen die Giganten, und die nordische Mythologie läßt den Himmelskönig Thor d. i. Donnerer, gegen die Riesen ziehen und sie im Kampfe besiegen. Diese Ansicht könnte in jenem lettischen Ausdruck enthalten seyn, der schwerlich irgend eine andere Auslegung zulaßen möchte. Das Wort Johds ist natürlich, wenn der Teufel damit benannt wird, in der neueren Ansicht von diesen Dingen genommen, denn daß es ursprünglich einen Geist der Unterwelt überhaupt bezeichnete, ergiebt sich aus seinen anderweitigen Bedeutungen. Es bezeichnet nämlich auch den Feld- oder Wald-Teufel, wie man zu sagen beliebt, das Gespenst, und Johdi heißt das Nordlicht, denn dieses ward den Geistern zugeschrieben. Die Letten sagen nämlich, wenn ein Nordlicht flackert: die Geister schlagen sich, oder die Geister gefallener Krieger schlagen sich. Dieses zeigt, daß johdi, eben so wie Murgi, welches auch Nordlicht und außerdem Visionen bedeutet, ursprünglich die Seelen der Verstorbenen bezeichnet. Den Himmelskönig nennen die Letten den Alten Vater (wezzais tehws), und wenn es donnert, heißt's: der Alte schilt, und als Donnergott nennen sie ihn Himmels-Trommler (debbess bungotais) Mehrere Anklänge des Namens Perkuhn aber finden sich noch in Curland und dem lettischen Livland in dem Orte Perkuhnen, bei Libau, und in mehreren Perkuhnssteinen, die vom Blitze zerspalten zu seyn scheinen. Auch der Klauenstein, bei Klauenstein, in der Nähe von Kokenhausen, der vom Teufel beim Hahnenschrei fallen gelaßen seyn soll, eigentlich aber auch nur ein vom Blitz gespaltener Stein ist, scheint in dieselbe Klasse zu gehören. Eben so kommt der Donner als Zürner, Perkuhns, auch noch bei den lettischen Bauern in Curland vor. (Kruse S. 49.) Die Benennung Occopirn geht auf den des Perkunas und scheint lettisch. *)

---

*) Im Lettischen heißt nämlich auka der Sturm und peere die Stirne, doch ist auka nicht der Gewittersturm, sondern der kalte Wind. Der Gott der Winde und Stürme soll bei den Letten daher den Namen Okkupeernis haben, d. i. Sturmesstirne, und sie sollen geglaubt haben, daß diese von seiner Stirne den Himmel herab zur Erde kommen. Dieses ist J. Grimm's Ansicht (S. 603), wobei er sich auf Stender's lettische Grammatik (S. 266) beruft. Eine solche Namengebung läßt sich auf eine mögliche Wortableitung hin zwar annehmen, aber die Vorstellung, der Sturm komme von der Stirne eines Gottes, ist sehr subtil und sonderbar. Der Gott, welcher eine Stirne hat, ist wohl auch mit einem Munde versehen, und die natürliche Anschauung, wenn von einem Gott des Windes die Rede ist, führt dahin, ihn als den Wind aus dem Munde blasend zu denken, wie es auch

(Frencel (S. 169) sagt von dem Occopirn: An der Bernsteinküste wird ihm nach der Erndte ein Bock geopfert, auf deßen Haupt der Wurscheyt beide Hände legt und die Götter anruft, bevor er ihm opfert. Dieser Nachricht ist wenig Glauben beizumeßen. Wirklich opferten die Preußen nach der Erndte einen Bock, aber dieses Fest galt dem Pergubrios, dem im Frühjahr, wann Alles zu grünen begann, das erste Fest, und im Monat August, wann die Erndte herangereift war, ein zweites, und nach der Erndte das dritte Fest gefeiert ward. Daß das Bocksopfer dem Occopirn gelten sollte, kommt daher, daß er in der Reihe der dabei anzurufenden Götter zuerst genannt wird, weil die Götter dabei angerufen wurden, und Meletius, der ihre Namen aufzählt, in der Meinung, dieser sey ein eigner preußischer Gott, ihm die Ehre anthat, ihn zuerst anrufen zu laßen. Aber die Weihformel selbst nennt zuvor den Ziemenik, d. i. den Gott der Erde, als den Segenspender, dem das Opfer dargebracht werde. Unten wird davon die Rede seyn, hier aber mußte Occopirn aus der ihm fälschlich angewiesenen Stelle entfernt werden, weil vor Allem die Vereinigung eines Occopirn und Perkunas in einem und demselben Culte, mit der Erklärung, jener sey der Allerhöchste, der Gott des Himmels und der Erde gewesen, wofür ihn Meletius ausgiebt, eben so verwirrend als falsch ist.)

Haben die alten Preußen und Litthauer ihren Göttern Tage geweiht? Diese Frage drängt sich uns auf, wenn wir bei Hupel in der Beschreibung von Livland und Esthland (I. 148) lesen: Auch die gut unterrichteten Bauern können sich nur mit Mühe und nach langem Kampfe entschließen, des Donnerstags in ihren Häusern zu spinnen, aus Furcht, die Schafe möchten nicht gedeihen. Bei den germanischen Völkern finden wir den Donnerstag ähnlich angesehen als zur Arbeit nicht geeignet, weil er dem Donnergott geweiht war. Von dem fünften Tage der Woche lesen wir bei Stender im lettischen Wörterbuche (s. v. peekts) peekts wakkars, d. i. fünfter Abend: „der Abend vor Freytag wird von faulen Weibern und Mädchen vor heilig gehalten, um nicht spinnen zu dürfen." (Fünfter Tag ist Freitag, den Donnerstag aber benennen die Letten auch nur zählend den vierten Tag zettort deena. Niemand meldet uns etwas

---

wirklich geschehen ist, oder den Wind etwa durch Flügel erregen zu laßen, wie man dann den Sturm als gewaltigen Vogel gedichtet hat. Aber ihn von einer Stirne kommen zu laßen, wo er ja doch entstehen müßte, wahrscheinlich durch Stirnrunzeln, denn sonst würde ja die Erzeugung des Sturmes ganz und gar fehlen, ist ein etwas verzwickter Gedanke, den man auf einen zweifelhaften Namen hin gelten zu laßen vielleicht Bedenken tragen mag. Kruse führt unter den dreizehn männlichen Göttern, die er von den Letten angiebt (S. 49 flg.), auch den Okkupeernis an, „dem die Stürme dienstbar waren."

davon, wie es mit den Tagen in Betreff ihrer Benennung gehalten ward, und wir erfahren nur, daß die Preußen sich mit Zeitrechnung und Zählen in der Weise behalfen, daß sie sich entweder Zeichen an ein Holz, oder Knoten in einen Riemen oder Gürtel machten, wenn sie eine gewiße Zahl von Tagen zu beobachten hatten. So meldet uns nämlich Duisburg (3. 5). Doch würde es gewißlich Unrecht sein, wenn man von dieser mangelhaften Art zu zählen den Schluß machen wollte, daß sie keine wochenartige Eintheilung der Monate gehabt hätten und eben so wenig besondere Namen für die Tage. Entweder hatten sie wirklich, die Preußen, Litthauer und Liven, Benennungen der Tage, und hatten den Donnerstag ihrem Donnergott geweiht, oder jene von Hupel gemeldete abergläubische diesem Tage zugeschriebene Heiligkeit ist aus der germanischen Fremde zu ihnen gelangt in einer späteren Zeit. Gewöhnlich werden solche abergläubische Gebräuche aus alter Zeit von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, nicht aber da, wo sie wenigstens nicht an ein Vorhandenes sich anschließen können, aus der Fremde eingeführt. Da uns aber außer der oben angeführten Bemerkung nichts über die Bedeutung des Donnerstags bei diesen Völkerschaften bekannt geworden ist, so müßen wir die Sache dahin gestellt seyn laßen.

Auf Höhen verehrte man gerne die Götter, wie oben angegeben worden ist, und ganz besonders sah man bei der Verehrung des Himmelskönigs auf Höhen und weihte ihm die höchsten Bergspitzen. (Die Legende von dem Bilde des Perun, welches Wladimir in das Waßer werfen ließ, sagt, ein hoher Berg unterhalb der Waßerfälle des Dnjeper habe von dem an ihn getriebenen Bilde den Namen Perun bekommen. Dieses ist eben Legende; denn bei der Abschaffung eines Cultus ist eher die Verdrängung eines Namens, der zu demselben gehört, als eine daraus entlehnte neue Namengebung zu erwarten. Dieser Berg hat den Namen des heidnischen Gottes sicher zur Zeit seiner Verehrung geführt, und derselbe war, wie man aus der Legende ersieht, nicht so schnell zu verdrängen. Die Slawen hatten also einen Donnersberg, wie die Germanen einen solchen hatten, der noch zur Stunde seinen heidnischen Namen führt, und wie Godesberg ebenfalls seinen vom Wodan stammenden Namen bewahrt hat.) Das Feuer gehört dem Himmelskönig, der es als Blitz herabschleudert, und Höhen sowohl als Feuer finden wir auch in der Verehrung des Perkunas. Kojalowicz meldet: Bei den Samagiten ist am Fluß Newassa ein Berg, auf deßen Spitze einst ein ewiges Feuer vom Priester unterhalten ward zu Ehren des Pargnus (Perkunas), welcher der Gott der Gewitter und der Stürme ist, wie das abergläubische Volk noch glaubt. Dlugoß sagt von Wladimir, dem König von Polen, er habe das heilige Feuer, welches auf der Spitze des höchsten Berges oberhalb des Flußes Nyewyaska erhalten wurde, zerstört

Von diesem Feuer berichtet auch Matthias von Miechow. War dies auch ein Feuer des Perun? Wir wißen es nicht. Aber wo man den Himmelskönig nicht auf Bergen verehren konnte, weil keine vorhanden waren, unterließ man, wie sich von selbst versteht, seine Verehrung nicht, denn sein Cult mußte der Natur der Sache ein vorzüglich verbreiteter und häufiger seyn. Strykowski und Kojalowicz erwähnen seiner Verehrung am Ausfluße der Dubessa in die Memel zu Dziewaltowa und Wilna. Im Lande der Litthauer giebt es im Gumbinner Kreise ein nach diesem Gott benanntes Dorf Perkun=lauken und im Insterburger Kreise eines, welches Perkun=ischken heißt.

Den Litthauern war besonders der Berg Rombinus, schräge der Stadt Ragnit gegenüber, heilig. Er erhebt sich, fichtenbewachsen, mit vielen Spitzen und Löchern hart an der Memel, und oben war der große Opferstein des Perkunas, und von da aus ward Heil und Segen über das ganze Land verbreitet. Perkunas hatte ihn selbst hingelegt, und die Sage ließ eine goldene Schüßel und eine silberne Egge darunter vergraben seyn, weil Perkunas der Gott der Fruchtbarkeit gewesen sey. Bis in die späteste Zeit begaben sich die Litthauer zu diesem Berg und opferten dort, besonders junge Eheleute, um Fruchtbarkeit im Hause und auf dem Felde zu gewinnen. Es war eine alte Sage, daß das Glück nicht von dem Lande weichen würde, so lange der Stein noch stehe und der Berg unter demselben; der Berg aber werde zu Grunde gehen, wenn einmal der Stein von ihm genommen würde. Der deutsche Müller Schwarz zu Barten am Fuße des Rombinus wollte 1811 den Opferstein nehmen, um zwei Mühlsteine daraus zu machen, und als es die Bauern umher nicht leiden wollten, erhielt er die Erlaubniß vom Landrath, die trotz des Geschreies der Bauern benutzt ward. Als der Müller endlich drei Arbeiter für großen Lohn aus einer andern Gegend gewonnen hatte, begann das Sprengen des Steins. Dem, der den ersten Schlag that, sprang ein Stück vom Stein in das Auge, so daß er noch an demselben Tage auf beiden Augen blind ward. Er lebt noch in Tilsit. Der zweite zerbrach sich nach dem zweiten Schlage den Arm. Dem letzten gelang es den Stein zu sprengen und in die Mühle zu schaffen, als er aber am dritten Tage darauf nach seiner Heimath Gumbinnen zurückkehrte, ward er unterwegs krank und starb. So rächte der Gott die Wegnahme des Opfersteins, an dem er mehr als tausend Jahre verehrt worden war. Die goldne Schüßel aber und die silberne Egge hat man vergeblich gesucht.

Seit dieser Zeit fraß der Memelstrom unten in den Rombinus hinein und oben weht der Wind den Sand auseinander, so daß bald die Stelle nicht mehr ist, wo der Opferstein war. Dann wird, sagen die Litthauer, großes Wehe über das Land kommen. Im Anfange des

Monats September 1835 hörte man in einer Nacht ein großes, weit schallendes Getöse, welches vom Rombinus kam. Am andern Morgen fand man einen großen Theil des Berges eingestürzt; in dem vorbeifließenden Memelstrome war dagegen eine große Erdzunge entstanden. Der Theil des Bergs, auf dem der Opferstein gestanden, ist für jetzt noch verschont geblieben. Die Litthauer fürchten aber jetzt wieder doppelt, daß auch er bald einstürzen und dann die unglücksvolle Prophezeihung in Erfüllung gehen werde. (Tettau und Temme S. 162 flg.)

Dem Perkunas zu Romowe schreibt man (Hartknoch S. 131) ein zorniges, brennendes, feuerrothes Gesicht zu, nebst einem krausen schwarzen Haupthaar und Bart. Diese Darstellung würde ganz geeignet für ihn gewesen seyn mit dem feuerrothen Gesichte den Blitz, mit dem krausen schwarzen Bart und Haar das wilde finstere Gewölke des Gewitters, und mit dem zornigen Blicke das Schreckliche dieser Naturerscheinung bezeichnend. Dem germanischen Donnergott gab man einen rothen Bart, dem griechischen aber, dem Zeus, schwarze Locken, deren Schütteln Alles beben machte, und ihrer Gewittergöttin Pallas Athene schrieben die Griechen in dem Mährchen von der Gorgo einen Blick zu, der Alles Lebendige zu Stein erstarren machte, womit sie das Erstarren durch Schrecken in einer übertreibenden Weise ausdrückten. Daß Wladimir zu Kiew den Perun aus Holz mit einem silbernen Kopf und einem goldenen Stutzbarte versah, kann auch im Entferntesten nicht darauf hinweisen, es möchten wohl auch die Slawen, wie die Germanen ihrem Gott einen rothen Bart zugeschrieben haben, wenn auch nicht Alle, so doch Einige. Denn daran läßt sich nicht zweifeln, daß mit dem Kopfe von Silber und dem Barte von Gold das Bild des Perun verherrlicht werden sollte, ohne damit eine sinnbildliche Bedeutung auszudrücken. Die dem Bilde gegebenen Füße von Eisen könnten dagegen eine solche gehabt haben, nämlich um die Festigkeit, die Kraft des Auftretens zu bezeichnen, wiewohl eine solche Auslegung dennoch dahin gestellt seyn muß. In der Hand hielt dieser Perun einen geschlängelten Stein, deßen Bedeutung nicht zu verkennen ist, denn er kann nichts anders in der Hand dieser Gottheit bezeichnen, als das sich schlängelnde Feuer des Blitzes. Ein Feuer mit Eichenholz unterhalten, brannte vor dem Bilde und deßen Erlöschen ward an dem Vernachläßiger mit dem Tode bestraft.

Guagnini (Strykowski) a. a. O. meldet von den Rußen: In Nowgorod war einst das Bild des Perun an der Stelle, wo jetzt das Perunskikloster ist, welches seinen Namen davon hat. Es ward daselbst vorzüglich verehrt und hatte die Gestalt eines Menschen mit einem blitzähnlichen Feuerstein in der Hand. Zu seiner Ehre ward ein beständiges Feuer mit Eichenholz unterhalten. Ließ der dazu bestellte Diener es erlöschen, so ward er mit dem Tode bestraft. Die Opfer,

welche man dem Gott darbrachte, waren Stiere, wer aber dazu nicht im Stande war, genügte mit dem Opfer des eigenen Haupt- und Barthaares.

Seltsames Opfer dem Anscheine nach, aber gewiß nicht ohne eine wesentliche Bedeutung. Nahe liegt es, anzunehmen, das Haupthaar und der Bart hätten für einen Schmuck des Hauptes gegolten, und seyen als solcher dargebracht worden, insofern es als ein gottgefälliges Opfer hätte erscheinen können, wenn der Mensch sich seines eigenen Schmuckes beraubte, um ihn zu opfern. Darin aber hatte der Brauch wohl nicht seinen Grund, sondern dieser mochte von einer etwas ernsteren Bedeutung seyn. Wir finden bei den Czechen anderen Gottheiten auch Haare und dazu noch die Abschnitzel der Nägel als Opfergaben dargebracht, und die letzteren haben nie und nirgends als ein Schmuck gegolten, der zu einem heiligen Gebrauche hätte dienen können. Deßhalb ist anzunehmen, daß der Mensch statt seines Hauptes, deßen Bart und Haar, statt des Leibes die Nägel darbrachte, d. i. statt des Menschen selbst, Theile desselben, und daß mithin der Brauch ursprünglich auf dem Menschenopfer beruht. Guagnini a. a. O. sagt von den Litthauern: Sie hielten Haine und einzelne hohe Bäume in den Wäldern für heilig und verehrten sie, so daß sie auf keine Weise verletzt werden durften. That es ein Litthauer von dem nämlichen Glauben, daß er einen solchen Baum oder das Feuer auf irgend eine Art verunehrte, so kam er entweder gleich durch göttliche Wirkung um, oder man ergriff ihn und beraubte ihn eines seiner Glieder. — Die Verletzung oder Schändung des Heiligen war ein Verbrechen, das sicherlich als ein mit dem Tode zu bestrafendes galt, und wenn statt des ganzen Menschen ein Glied desselben zur Sühne der Gottheit genügte, so war dieses eine Milderung der strengen Gerechtigkeit, die durch einen Theil des Ganzen zu genügen glaubte. Das Sühnopfer eines Lebens war der Mensch selbst so lange, bis das Thier seine Stelle vertrat, ohne daß es überall und in allen Fällen das Menschenopfer verdrängen konnte, und man hatte auch Schein-Menschenopfer ersonnen, um der schrecklichen Sache selbst aus dem Wege zu gehen. Die Spartaner z. B. peitschten Jünglinge oder Knaben am Altare der Artemis blutig, so daß ihr Blut den Altar netzte, und so meinte man der Göttin mit Menschenblut zu genügen. Ein ähnliches Scheinopfer mag das Haar- und Bartopfer, so wie das der abgeschnittenen Nägel gewesen seyn. Menschenopfer wurden dem Perun zu Kiew wirklich dargebracht, und zwar neben dem Stieropfer; besonders opferte man ihm zuweilen den Erstgeborenen eines Geschlechtes, gewöhnlich aber Kriegsgefangene.

Mythen über den Perkunas haben wir so wenig, wie über die andern slawischen Gottheiten. Doch ja, wir haben eine Erzählung, aber wann ward sie erfunden? Sie lautet also:

Perkunos und Pikollos zogen einst, als Wanderer verkleidet, auf der Erde umher, um sich zu überzeugen, ob das Feuer gut bewacht werde. Da gelangten sie auch zur Wohnung Sema's oder Semina's, der Erdgöttin, von der sie freundlich aufgenommen und gastfrei bewirthet wurden. Zum Lohn dafür gewährte ihr Perkunos unvergängliche Jugend, Pikollos aber schenkte ihr eine Anzahl heiliger Mädchen, die des Nachts für ihre fleißigen und keuschen Verehrer deren Arbeiten vollenden. (Tettau und Temme S. 28 nach Rhesa Prutena S. 174.) Der Himmelskönig schenkt allerdings der Erde in so fern ewige Jugend, als sie alle Jahre durch sein Wirken neu ergrünt. Pikollos aber als Gott der Unterwelt hat Macht über die Geister derselben, denn die Unterweltsgeister sind es, die den Menschen während der Nacht ihre Arbeiten diensteifrig verrichten. In der litthauischen Sage von dem Grund, warum das Pferd immer freße, erscheint auch Perkunos als Wanderer. (Daselbst S. 29.) Von seiner Abstammung erfahren wir in der unten vollständig angeführten Aufzählung der litthauischen Gottheiten, die wir Lasiz verdanken, folgendes: Perkuna-Tete ist die Mutter des Blitzes und Donners, welche die müde und bestäubte Sonne im Bad aufnimmt, und sie dann gebadet und rein glänzend am folgenden Tag entläßt. (Daß Tete ein Verwandtschaftsname in den slawischen Sprachen sey, ist nicht zu bezweifeln. Im Litthauischen heißt neben tewas, Vater, taitis und tetis Väterchen, als Liebkosungswort, czechisch tela, telka, die Muhme, tetin, der Muhme gehörig, polnisch tata, tatka, Papa, Tata; tatus, Väterchen, liebkosend.) Die Sonne sinkt Abends in das Meer und kehrt Morgens aus demselben zurück nach der Annahme, welche wir in der griechischen Mythologie finden, und welche auch in dieser litthauischen Angabe deutlich enthalten ist. Also wäre das Meer der Ursprung des Donnergottes, des Himmelskönigs. Der Himmel erzeugt oder gebohren vom Meere, würde eine eigenthümliche Genealogie seyn, wie sie keine der verwandten Mythologieen darbietet. Selbst wenn man den Donnergott eingeschränkt auf die bloße Thätigkeit im Gewitter gelten laßen wollte, würde eine solche Abstammung nicht grade sehr geeignet seyn. Waßer braucht der Donnergott zur Ausübung seiner Thätigkeit, aber das Meer erscheint dann doch nur als Beistand des Gottes, der es braucht. In der griechischen Mythologie führt die Meergöttin Thetis dem Himmelskönig und Donnergott Zeus den Waßerriesen Aegäon zu Hülfe, und in der germanischen Mythologie hat der Donnerer, Thor, seine furchtbare Stärke, wann er den Gürtel anlegt, d. h. wann er sich mit den Gewitterwolken umgürtet. So könnte wohl auch dem Perkunas von dem Meere Stärke oder Hülfe kommen, aber die Geburt deßelben aus dem Meere herzuleiten, reicht die oben angegebene Notiz nicht hin. Perkunas ist Himmelskönig, Diewaitis, und dem Himmelskönige geben die verwandten Mythologieen die große Mutter Erde zur Mutter.

In der griechischen Mythologie ist Rhea, welche eine solche Göttin ist, die Mutter des Himmelskönigs Zeus, und die Hesiodische Theogonie sagt, die Erde gebar zuerst den Himmel, und dieser ward dann ihr Gemahl, sie gebar ihn aber, ohne einem männlichen Wesen vermählt zu seyn. Auch die germanische Mythologie machte den Himmelskönig Thor zu einem Sohne der Erde. Jene Tete des Perkunas könnte daher wohl auch die Mutter Erde seyn, denn die Sonne geht nicht bloß in das Meer, sondern die Mythologie läßt sie in die Unterwelt gehen, und dadurch den Gott der Sonne zu einem Todtengott werden. Das Meer gränzt an die Unterwelt, und der in dieselbe eingehende Sonnengott muß durch dasselbe schiffen. Die Ansicht, der Sonnengott bade sich die ganze Nacht hindurch in dem Meere, zeigt sich in keiner Mythologie, und wie hätte auch ein so ungeheuerlicher Gedanke, kann man wohl sagen, in die Köpfe der Menschen kommen sollen. Nein, dieser Gott weilt die Nacht über in der Unterwelt, deren Finsterniß indeßen die Erde beherrscht, und deren Geister in dieser Finsterniß herumschweifen, unheimlich für die Lebendigen. Die Unterwelt ist aber ein Gebiet der Erdmutter, welche die wahre Todtengottheit ist. Man vergleiche damit die Freya der germanischen Mythologie, die Persephone oder Demeter der griechischen, die Ceres der römischen, und überall wird man die Erdmutter als die Göttin der Todten und die Herrin der Unterwelt finden. Wodan, der germanische Sonnengott, hat bei ihr seine Nachtherberge, in welche er durch das Meer hinschifft, und der slawische Sonnengott, der in dem Bade des Meeres gemeldet wird, kann ebenfalls nur in der Unterwelt die Zeit der Nacht zubringen. Wir dürfen darum wohl den Ausdruck: die Mutter des Perkunas nehme den Sonnengott im Bad auf und entlaße ihn Morgens wieder, nicht dahin deuten, sie sey die Göttin des Meeres und bade denselben die ganze Nacht hindurch, sondern der in das Meer sich senkende Gott bringe die Nacht in ihrem Gebiete zu und steige Morgens aus dem Meer am Himmel herauf. So daß demnach der slawische Himmelskönig ein Sohn der Erdmutter wäre.

Daß der Himmelskönig noch unter einem oder dem andern Namen, die wir aus der slawischen Mythologie angeführt sehen, gemeint seyn könne, ist sehr leicht möglich, da man ja in allen Mythologieen das Verfahren, Beinamen der Götter selbstständig zu behandeln, leicht erkennen kann. In den allzu dürftigen Bruchstücken aber, die von jener auf uns gekommen sind, müßen wir etwas Sicheres nicht leicht erwarten. Betrachten wir ein solches Bruchstück, so könnte man meinen, einen Beinamen des Himmelskönigs zu entdecken, aber es fehlt dabei an aller Sicherheit. Stransky (de republ. Bohem. cap. 6) nennt uns einen Gott Pohoda, als den der Heiterkeit und daneben einen Nehoda als den des übeln Wetters, und diese Benennungen bezeichnen allerdings die

angegebenen Begriffe in czechischer Sprache. Dlugoß in der polnischen Geschichte nennt nach polnischem Dialekt den Pogoda als Gott und eben so Cromer. Nun findet sich aber auch Podaga geschrieben (s. Frencel S. 88) und das könnte allerdings auf einen Himmelskönig führen. Schafarik (slawische Alterthümer II. S. 614) sagt darüber folgendes: Podaga ist der litthauische Padanges (aether) vom Stamme dangus, Himmel. Pogoda bei Dlugoß und Kromer ist entweder willkührlich aus Podaga gemacht, oder ein von diesem völlig verschiedener Name. Dieser gelehrte Forscher des slawischen Alterthums kann in dieser Sache Recht haben, aber die Sicherheit dafür fehlt, weil es wenigstens möglich ist, daß das Wort Podaga aus Pogoda verderbt sey, oder möglich ist, daß die, welche Pohoda, Pogoda setzten, zwar Podaga nennen hörten, von dem damit verbundenen Begriffe ebenfalls hörten, und es für fehlerhaft haltend, in ihrer Sprache ein nahe anklingendes und dem Begriffe entsprechendes Wort dafür wählten. Es sey dem nun, wie ihm wolle, daran kann kein großer Zweifel seyn, daß heiteres Wetter und Sturm, diese himmlischen Erscheinungen, die dem Menschen aus der Region, in welcher der Himmelskönig waltet, herabkommen, als in der Gewalt desselben auch bei den Slawen angenommen gewesen seyn mögen. Solche Wirkungskreise der Götter ergeben sich in der Naturreligion von selbst. Daß uns Vieles über Perkunas verloren sey, dürfen wir voraussetzen, denn so erfahren wir, daß ihm der Hederich geweiht war, nur dadurch, daß die Letten denselben Perkohnes nennen, wie Stender angiebt. Im Deutschen heißt diese Pflanze, der Erdepheu, auch Donnerrebe.

Gehen wir nun über zu dem zweiten Gott der Dreiheit zu Romowe, zu dem

## Pikollos,

so ist über seine unterweltliche Stellung kein Zweifel, denn schon die Sprache würde für sich allein diese zur Genüge beweisen. Preußisch heißt pickuls, der Teufel, litthauisch pekla, lettisch pekle, Hölle, Abgrund, morastiger Weg, czechisch peklo, polnisch pieklo, die Hölle, und czechisch pekelnik, der Höllengott, das Höllenkind. *) (Die karpathischen Slowa

*) Nesselmann in dem Glossar zu dem preußischen Katechismus s. v. Pickuls fügt hinzu litthauisch Pykulas, Zorngott, piktas, böse, pykti (pykstu) zornig werden, papykis, Zorn. Daß litthauisch pikta dwase einen bösen Geist, ein Gespenst bedeute, mag man noch hinzufügen. In welchem Verwandtschaftsverhältniß mit pickuls u. s. w, czechisch pecati, backen, pec, Ofen, Backofen, pecenar, Schwarzbäcker, polnisch pec, Ofen, piec backen stehe, oder ob gar keine Verwandtschaft zwischen beiden Wortstämmen sey, muß ich Anderen zu entscheiden überlaßen. Die mittelalterlichen Schriftsteller nennen die Hölle Pech, wie die Neugriechen pissa, von gleicher Bedeutung, aber die Lautähnlichkeit beweist keineswegs, daß peklo bei den Slawen die Unterwelt als Pech bezeichnet.

tinen nennen in ihren Gesängen unter andern noch den Pikulik, womit sie vielleicht diesen Gott meinen.) Von diesem Gott meldet Henneberger (Hartknoch 7. S. 133), daß er einen langen grauen Bart gehabt, das Gesicht bleich und aufwärts blickend, das Haupt mit einer weißen Binde umgeben. Seine Sinnbilder waren der Kopf eines todten Menschen, der eines Stieres und der eines Roßes. Fälschlich wurden ihm selbst diese Köpfe zugeschrieben, als gehörten sie zu seiner Gestalt. Den Stierkopf hatte auch ein anderer slawischer Gott, wie wir weiter unten sehen werden, als ein Attribut erhalten. Was von ihm angegeben wird, ist zwar nur wenig, aber auch dieses Wenige scheint mehr dem späteren Aberglauben anzugehören, als ursprünglich zu seyn, denn man schrieb ihm alle Uebel zu, und alles Unheimliche der Unterweltsgeister, so daß sein ganzes Wesen nur in diesem Bösen noch bestand, als sey er ein durchaus arger Gott. Selbst an die Stelle der Geister, welche spuken, hat man ihn gesetzt, wie wir unten bei der Betrachtung der Unterwelt sehen werden. Ward er doch sogar ein Schreckbild für die Kinder, wie im deutschen Aberglauben der Knecht Ruprecht, der Butzemann u. s. w.

Den unterweltlichen Zauber sehen wir auch mit ihm in Verbindung gesetzt, was ein ganz natürliches Verhältniß ist, insofern das Gebiet der Todten überall in dem Glauben der Menschen der Hauptgegenstand des Zaubers ist. Man nahm an, Pikollos vermöge die Uebel von dem Einen auf das Haupt eines Andern zu wenden. Eine solche Annahme ergab sich leicht aus dem Glauben, daß er Uebel sende, und es in seiner Gewalt habe, sie jedem, welchem er wolle, zu senden. Aber einen durchaus bösen, und im Gegensatz zu ihm, einen durchaus guten Gott kennt nirgends das Heidenthum, sondern dieser schroffe Dualismus gehört nur der persischen sogenannten Offenbarungslehre an, aus welcher sie in die christliche Offenbarungslehre übergegangen ist. Die Dreiheit zu Romowe weist schon hinlänglich einen Gegensatz der Art zurück, denn die Vereinigung dieser drei Götter kann doch nur Statt gefunden haben in dem Sinne einer wesentlichen Wirksamkeit, die auf ein Ziel hinausgieng. (Ein guter Christ kann darin Gott, Teufel und Mittler erkennen.) Pikollos muß daher eine Wirksamkeit gehabt haben, welche mit der des Perkunas und des Potrimpos in Verbindung stand und für die Menschen wichtig war. Die himmlische Witterung schafft Gedeihen, aber das Korn in der Erde ist im Bereiche und unter dem Einfluße der Unterwelt, so daß das Gedeihen auch von ihr abhängt, und der Unterweltsgott auch ein Segensgott ist, welche Bedeutung durch den Potrimpos, wie sich nachher zeigen wird, ihre Bestätigung erhält.

Nicht ohne Wichtigkeit ist der Roßkopf als Attribut des Pikollos. Das Roß wird der Unterwelt zugeschrieben, und der Roßkopf diente als Zauber in der germanischen Mythologie. Es gab ein Todtenroß, ein

Roß der Hel, der Unterweltsgöttin. Bei den Slawen finden wir aber auch das Roß, und zwar das weiße und das schwarze. Duisburg giebt an (3. am Schluß des fünften Kapitels), daß manche Preußen die schwarzen Roße, andere die weißen Roße, ihrer Götter wegen durchaus nicht reiten durften. Im folgenden Kapitel aber erzählt er folgende Legende: Es war ein gewißer Preuße in Samland, im Bezirk Schoten, Namens Dorge, der die weißen Roße verabscheute. Theoderich, der Vogt von Samland wollte ihn von seinem Irrthum abbringen, kaufte ein weißes Roß und stellte es ihm in den Stall. Aber am andern Morgen fand Dorge besagtes Roß umgebracht, und all sein Vieh todt. Dreimal ward derselbe Versuch wiederholt und fand dreimal das nämliche Ende. Als Theoderich nun das vierte Roß kaufte und betheuerte, er werde den Versuch so lange wiederholen, bis jener von seinem Irrthum abgekommen sein werde, gelang sein Vorhaben. Das Roß blieb am Leben und Dorge ward ein eifriger Christ. In der germanischen Mythologie ist das Roß des Todesgottes Odin grau, und eben so sein Mantel. Daß aber überhaupt ein Roß gedichtet ward für den Tod, ist schwerlich darum geschehen, weil die Seele reiten sollte, oder der Tod im Lande herumzureiten hatte, denn in den Mythologieen, worin dieses Roß vorkommt, hat der Todte seinen Weg in die Unterwelt zu machen und überzuschiffen, und die Ansicht vom Reiten findet nur daneben Platz. Es mag daher dieses Todtenroß erst mit dem Todtengott in den heidnischen Glauben gekommen seyn. Zuerst gehörte die Unterwelt und gehörten die Todten der Erdmutter, welche die Herrin auch dieses Theils ihres Gebiets war, und alles Lebendige, wie sie es hervorbringt, so auch wieder in ihrem Schooße aufnimmt. Da nun aber der Gott der Sonne allnächtlich in diesem Todtenreiche weilt, so ward er ein Gott und Herrscher der Todten, und diesem gehörte das Roß. Da man nämlich das schnellrennende Roß zu einem Sinnbilde der Raschheit annahm, so theilte man es der rasch rennenden Sonne und dem raschfließenden Waßer zu, und so hat der Sonnengott das Roß. Wie in der germanischen Mythologie der rennende Odin, Wodan, der Sonnengott ist, dem die Herrschaft in der Unterwelt zu Theil ward, so läßt sich auch vermuthen, daß der Todtengott Pikollos ein Sonnengott der Slawen gewesen sey. (Aufgang und Untergang der Sonne sind die wichtigen Punkte, welche besonders beachtet werden, und die Annahme der Zwillinge in der Mythologie veranlaßt haben. Auch auf diesem Gebiete war diese Zeit wichtig. Die lettische Sprache hat den Ausdruck saulili swehtiht (s. Stender s. v.) Sonnenuntergang feiern, und es ist lettischer Aberglaube, daß man bei Sonnenuntergang die Arbeit aus der Hand legt.) Die Wenden zu Stettin hatten auch ein schwarzes heiliges Roß, das eben so wie das weiße zu Arkona zur Weißagung gebraucht ward, welche Gleichstellung beider Roße zu beachten ist. Daß

bei den Preußen und Litthauern das Roß, sey es nun das weiße oder das schwarze auch zur Weißagung gedient habe, kann man nicht nur vermuthen, sondern es wird auch bezeugt. Im Jahr 1192 wollten die Liven den Bischofsgehülfen Theodorich ihren Göttern opfern, weil die Saat auf seinen Feldern gut stand, während der zu viele Regen ihnen die Saat verdarb. Das Volk versammelte sich und man erforschte den Willen der Götter in Betreff dieses Opfers. Die Lanze ward hingelegt, das Roß in Bewegung gesetzt, und dieses schritt zuerst mit dem Fuß, welcher das Leben des zu Opfernden bedeutete. Der Weißager behauptete nun, der Christengott sitze auf dem Rücken des Roßes, und man müße daher denselben abwischen, damit dieser Gott wegkomme. So geschah es, aber das Thier setzte auch jetzt den Fuß, der das Leben zu bedeuten hatte, voran, und so ward Theodorich gerettet. (Gruber orig. Livon. S. 6 flg.)

Eine sonderbare Nachricht über den Pikollos meldet Hartknoch (S. 161), man habe nämlich diesem Gott an den großen Festen Talck in den Töpfen gebrannt. Man schrieb sonst Talck für Talg, wie es jetzt geschrieben wird; ob aber Hartknoch diesen meint und zu welchem Zweck dieses geschehen seyn sollte, weiß ich nicht zu sagen. Doch betrachten wir nun den dritten Gott zu Romowe, den

## Potrimpos.

Auch über diesen haben wir nur sehr spärliche Nachricht. Zuerst müßen wir leider durchaus Verzicht darauf leisten, zu wißen, was sein Name bedeute, und somit entbehren wir eines guten Hülfsmittels zur Erklärung seines Wesens. *) Dargestellt ward er nach dem Bericht, auf deßen Glaubwürdigkeit wir angewiesen sind, jung, mit einem fröhlichen lachenden Antlitz nach dem Perkunas hinsehend, das Haupt mit Sangeln (grün) bekränzt. Sein Attribut aber war ein Topf mit Getraide, und er galt, heißt es, für einen Gott des Getraides und des Krieges. Man

*) Wer einen verzweifelten Versuch, d. h. einen vergeblichen, zur Erklärung dieses Namens machen will, kann ihn auf das preußische Wort terp nützen, litthauisch tarpti gedeihen, gründen. Nesselmann vergleicht Sanscrit trip. griechisch τέρπεσθαι. Die Metathese tripos statt tirpos hätte keine Schwierigkeit; zu tarti, sagen, findet sich tra versetzt s. Nesselmann Glossar zum preußischen Katechismus s. v. tarin und prest: das vor dem p Laut eingeschobene m läßt sich auch nachweisen: litthauisch trampas = trapas, der Vogel Trappe; dramblys, dremblys = drabnus, dick, beleibt, feist. Vom dribti heißt das Präsens drimbu (Wurzel drib, dryb) von knibti, knimbu. Von jenem tarpti aber findet sich tarpa und tarpimmas, das Gedeihen, das Wachsthum, welcher Begriff sich für den Potrimpos sehr gut eignen würde. Aber ich überantworte

hielt ihm eine Schlange in einem Topfe, die mit Milch genährt ward. Der Topf war mit Garben zugedeckt. Weihrauch und Wachs dienten zur Räucherung für ihn, aber auch Kinder wurden ihm geopfert, und dieses schreckliche Opfer war so heilig und feierlich, daß der Waidelott vor demselben, oder überhaupt, wann er ihm den Dienst zu verrichten hatte, drei Tage fasten und auf der bloßen Erde liegen mußte. (Hartknoch S. 161.) Daraus kann schon zur Genüge erhellen, wie die Erklärung, Potrimpos sey der Gott der Flüße, Antrimpos der Gott des Meeres, welche oben angeführt worden, ohne Grund sowohl, als auch ohne die geringste Wahrscheinlichkeit ist. Die Schlange, welche ihm gehalten wird, hat Beziehung auf die Erde, die Unterwelt, denn sie ist ein Sinnbild der Erde, von welchem man daher auch Gedeihen erwartete. Daher pflegten auch die Frauen in Preußen zu gewißen Zeiten zu den hohlen Eichen, wo Schlangen waren, zu gehen, Milch für dieselben hinzustellen, und sie zu bitten, daß sie ihre Ehe mit Fruchtbarkeit segnen möchten.

Der Kranz, die Garben, das heitere Antlitz, die Jugendlichkeit deuten auf Wachsthum, auf Erndtesegen, und wir haben in Potrimpos wahrscheinlich den alle Jahre neugeborenen Segen des Jahres, der im Frühling hervorsproßt aus der Erde, und der des Himmelskönigs Perkunas gedeihlicher Witterung bedarf, weßhalb er auch nach diesem hinschaut, aber auch des Pikollos, deßen unterirdischem Reiche er während des Winters angehört, bedarf; das Kindesopfer soll eben die Unterwelt versöhnen, denn, wann diese den Menschen zürnt, kann der Jahressegen Potrimpos nicht gedeihen, und insofern hat der Dreiverein zu Romowe in dem Gedanken an Wachsthum und Gedeihen seine Zusammenstellung gehabt, und es ist ja überall in den heidnischen Religionen Leben und Gedeihen, was der Mensch von den Göttern erfleht und durch Verehrung von ihnen zu erwerben sucht. Neben dem Potrimpos wird uns auch ein Gott

---

diese Namenerklärung denen, welche einen starken Glauben haben. Zeus (S. 41) sagt: Patrimpus (von pats. Herr, oder aus dem Stamme pater. gothisch fadar) entspricht dem Swjatowit, Wodan. Daß diese Namenableitung richtig sey, läßt sich nicht glauben, da die Namen und Wörter mit vorgesetztem po nicht selten sind und zu Potrimpos der Name Antrimpos verglichen werden muß. Sie beruht denn doch nur auf der Form Patrimpos, welche sich neben Potrimpos findet, doch diese Schreibung bedingt jene Ableitung ganz und gar nicht, da sich jenes Vorsetzwörtchen nicht nur in der Form po, sondern auch in der Form pa vorfand, so daß Po-trimpos und Pa-trimpos richtige Formen seyn können. Daß dieser Gott ein Swjatowit, ein Wodan seyn soll, läßt sich als ganz unbegründet, übersehen.

**Autrimpos** oder **Antrimpos**

genannt, wie wir oben gesehen haben, und ebenfalls mit dem Waßer in Verbindung gebracht, und da zwischen beiden vermeintlichen Waßergottheiten doch ein Unterschied seyn sollte, so war leicht Rath gefunden, indem man dem einen die Flüße, dem andern das Meer zutheilte. Hartknoch (8. S. 145) bemerkt, daß die Anwohner der Seeen ihn verehrt hätten.*) Er erscheint in der Reihe der Götter, welche angeblich beim Erndtefest angerufen wurden, woraus aber über sein Wesen gar nichts erhellt. Daß er in seinem Wirken und Walten von dem Potrimpos nicht weit abgestanden habe, zeigt sein Name, den die vorgesetzten Partikeln An, Au, Po, mögen in der Bedeutung des Wortes, vor welches sie treten, eine Nebenbeziehung oder besondere Anwendung verursachen, im Wesentlichen ändern sie dasselbe nicht, so daß also diese beiden Gottheiten einem Hauptbegriff angehören. Sonderbar muß es erscheinen, daß die Hauptthätigkeit beider auf das Waßer bezogen ward, denn wie oberflächlich auch immerhin in der ganz späten Zeit die Christen so Manches in der heidnischen Religion auffaßen mochten, so scheint es doch, daß zu einem so bestimmten Ausspruch bei zwei Götternamen irgend eine Veranlaßung zu einer solchen Auffaßung Statt gefunden haben müße. Der nordische Gott Freyr und deßen Vater Niördhr, welcher nur ein anderer Name für den nämlichen Gott ist, haben jener ein treffliches Schiff, dieser Einfluß auf die See, und sie können glückliche Seefahrt verleihen. Potrimpos ist seinem Wesen nach dem Freyr aufs innigste verwandt und entspricht in der Dreiheit zu Romowe demselben in der Dreiheit zu Upsala. Es mag daher vermuthet, aber freilich nicht behauptet werden, es möge auch Potrimpos eine Beziehung zum Waßer bei den Slawen gehabt haben, mag sich dieselbe auf das zu Wachsthum und Gedeihen unerläßlich nothwendige Waßer bezogen haben oder in sonst irgend einem Verhältniß begründet gewesen seyn. Seine Wesensgenoßen Freyr und Niördhr sind wenigstens in der germanischen Mythologie so geschildert, daß ein Berichterstatter, welcher von ihrer Beziehung zum Meere hörte, ohne sich weiter in eine Erforschung ihres Wesens einzulaßen, sie recht gut für Götter der See oder der Schiffahrt hätte ausgeben können. Potrimpos wird auch einmal ein Gott des Krieges genannt, und da es dem Wenigen, was wir von seinem Wesen wißen, gar nicht zu entsprechen scheint, ihn als einen kriegerischen Gott gelten zu laßen, so möchte man wohl diese Angabe als einen Irrthum betrachten. Doch in einem Gebiete, wo die

---

*) Frencel (S. 190) benutzte die vorgekommene falsche Schreibung Antympus, um diesen Namen, der ihm als der richtige gilt, von dem syrischen Worte tapha, Fluß, herzuleiten.

Nachrichten so dürftig sind, mithin unsere Kenntniß des Sachverhalts eine sehr beschränkte bleibt, müßen wir zugeben, daß eins und das andre, wenn wir es auch mit dem, was wir wißen, nicht in eine geeignete Verbindung zu setzen vermögen, und wenn auch die Ueberlieferungen nur mit Vorsicht aufzunehmen sind, dennoch wahr seyn könne. Haben wir die Möglichkeit einer Beziehung zum Waßer bei Potrimpos durch die Vergleichung mit dem germanischen Freyr gefunden, so läßt sich auf demselben Wege auch die Möglichkeit eines kriegerischen Potrimpos finden. Freyr hat auch ein treffliches Schwerdt, denn der im Frühling neu hervorsproßende Segen, der aus der Winternacht des Todes neu auflebt, ist ein Besieger der Todesgewalt in der Natur, der winterlichen Verödung, und in sofern kann dieser Gott ein Schwerdt haben und kriegerisch seyn. Durch viele Völker zieht der Mythus von der Bekämpfung der der Welt drohenden Todesgewalt, die durch Finsterniß, durch Winter und Verödung das Leben zu vernichten droht. Der persische Verethra, der indische Vritra, d. h. der Feind, ist dieser stets lauernde und thätige Feind. Die Chimaira in Lykien, der Pythodrache in Delphi sind die Wintergewalten, die der Lichtgott des Frühlings bewältigt, und auch bei den Slawen war die Sage von einem schlimmen, schwer zu bekämpfenden Drachen, welcher in jenem Verhältniße seinen Ursprung haben könnte. Freilich läßt sich über diesen eine irgend bestimmtere Vermuthung nicht faßen, weil nur die Volksmährchen die Kunde davon bewahrt haben.

Habe ich nun die Möglichkeit nachgewiesen, daß Potrimpos eine Beziehung zum Waßer haben und auch als kriegerischer Gott aufgefaßt werden könnte, so bleibt doch der Zweifel, den wir in jene Angaben zu setzen nicht umhin können, bestehen und wir müßen uns begnügen mit der Erkennung des Wesens dieser Gottheit im Allgemeinen, ohne auf eine genauere Einsicht in den ganzen Umfang seines Wesens zu rechnen. Neben diesem Gott des Segens wird uns ein Gott des Reichthums angegeben unter dem Namen

## Pilwit,

wofür auch Pelwit geschrieben ward, wie Hartknoch angiebt. (Frencel S. 191.) Als seine Verehrer galten die Preußen, Litthauer, Samogiten, Ruthenen und Liven. Daß ihn Waissel unter die Götter der dritten Reihe setzt, haben wir oben gesehen, und weiter wird nichts von ihm angegeben, als daß er an drei auf Wachsthum und Erndte sich beziehenden Festen des Pergubrios angerufen ward. Die Sylbe Pil in diesem Namen eignet sich für einen Gott, welcher Reichthum oder Segen verleiht, denn litthauisch heißt pilnas, lettisch pilns, polnisch pelny, böhmisch plné, voll. Welcher Gott aber dieser Reichthumgeber gewesen sey, läßt sich.

da uns alle weiteren Nachrichten abgehen, nicht mit Gewißheit sagen, denn eine bloße Personification des Reichthums zu vermuthen, wäre ganz willkührlich. Eher noch ließe sich zweifeln, ob Pilwit wirklich ein preußischer oder litthauischer Gott gewesen, und ob der Name nicht vielmehr den anderen Slawen zuzuschreiben sey, denn einen mit dem Worte wit zusammengesetzten Namen finden wir bei jenen nicht vor, dagegen ist dasselbe in anderen slawischen Namen vorhanden. Doch laßen wir solche Betrachtungen, da wir einen genügenden Aufschluß auf diesem Wege, wenn wir ihn betreten wollten, nicht finden könnten. Pilwit gieng in den deutschen Volksglauben über, unter dem Namen Pilwiz, statt deßen auch die Form Bilwiz, Bilwitz genannt wird. Wie es nicht verstandenen Namen zu gehen pflegt, daß sie im Munde des Volks entstellt werden, so gieng es auch diesem. Pilbis, Bulwechs, Belewitten (niedersächsisch) Beeldwit u. s. w. sind solche entstellte Formen. Aber auch die Wirksamkeit des Pilwit ward entstellt und man schrieb ihm zu, daß er nächtlich erscheine, daß er wirke wie Hexen (denn diese werden auch Pelewysen, Bihlweisen genannt) und Zauberer, er verwirrt das Haar, wie der Nachtmar (Pilbiszote gleich Marzopf), er schießt oder trifft die Leute, haust im Berge. (Grimm deutsche Mythologie S. 441 flg. hat die Stellen aus mittelhochdeutschen Dichtern zusammen angegeben.)

Doch hat sich auch das Segensreiche des Pilwit in dem Volksglauben fest gesetzt und ist neben den anderen Wirksamkeiten, die man ihm zutheilte, geltend geblieben. Der Aberglaube benennt einen Schnitt im Getraidefeld den Bilwiz-schnitt (Bilbezschnitt, Bilwezschnitt, Bilmer-, Bilber-, ja sogar Binsen-, Bilsen-schnitt). Man nahm an, es binde einer eine Sichel an den Fuß, und gehe, indem er eine Zauberformel hersage, durch das reifende Getraide eines Ackers, und dann fliegen die Körner des durchschnittenen Theils der Saat in seine Scheune. Um einen solchen zu verderben, muß man sich am Tage Trinitatis oder Johannis, wann die Sonne am höchsten steht, mit einem Spiegel vor der Brust, auf einen Hohlunderstrauch setzen, und sich nach allen Seiten umsehen, dann kann man den Binsenschneider entdecken, sieht aber dieser den Auflauerer zuerst, so muß dieser sterben, sieht er aber sich selbst in dem Spiegel, so muß er in demselben Jahre sterben. Trägt man Aehren, die der Binsenschneider geschnitten hat, in ein frisch gegrabenes Grab, so verdirbt ihn das auch, doch darf dabei nichts gesprochen werden, die Aehren dürfen nicht mit der bloßen Hand angegriffen werden und es darf kein Tropfen Schweiß aus der Hand mit in das Grab, denn sonst muß der Hineinwerfer der Aehren sterben, sobald diese faulen. (Grimm 444 flg.)

Bihlweisen nannte man ehemals in der Mark die Leute, die einem sein Vieh bezauberten, daß es blöde und verzagt ward, verdorrte,

keine Milch gab und dergleichen mehr. Sie bewirkten es besonders dadurch, daß sie ihr Teufelswerk unter den Schwellen der Ställe begruben, worauf das Vieh, welches darüber gieng, verquiente und starb. Um das Vieh gegen dieselben zu schützen, muß man es am Walpurgisabend mit Meerkraut, das man in Urin gekocht hat, schützen. (Kuhn S. 375.)

Diese Formen des Aberglaubens ergeben sich von selbst, sobald der Keim gegeben ist, aus dem sie sich entwickeln können. Der Gott der Fülle, des Erdensegens bereichert die Menschen, und da das Göttliche ein Wunderbares und der Mensch gerne bereichert ist, so bildet sich leicht der Glaube an eine Bereicherung durch Zauber, und dieser führt die Formen und Formeln herbei.

Ob nicht neben dem Namen Pilwit der Name Pilnitis bestand und zwar in ganz gleicher Bedeutung, muß man in Betracht ziehen. Es ist dieses eine ächt litthauische Namenform für den auszudrückenden Begriff und Hupel (I. 151) giebt von den Letten an, diese hätten den Pilnihts, den Gott des Ueberflußes verehrt (von pils, pilns, denn beide Formen sind vorhanden). Kruse giebt (S. 49) Pilnitis als Namen des Ueberfluß Gottes an.

Schließlich aber will ich die Vermuthung nicht unterdrücken, es möge wohl dieser Pilwit und Pilnits ein Name des Unterweltsgeistes gewesen seyn, der dem Einen das Getraide des Andern zuträgt, und den Leuten, welchen er gewogen ist, Reichthum verleiht, welche Ansicht von der Wirksamkeit der Unterweltsgeister so fest noch in dem spätesten Aberglauben haftete. Mehr erfahren wir über den mit mehreren Festen gefeierten

## Pergubrios.

(Pergrubrius, Pergribrius von Andern genannt.) Er wird als Gott der Früchte und der Erndte genannt, doch wird uns keine Beschreibung seiner Gestalt gegeben. Die Preußen, Samogiten, Litthauer, Ruthenen und Liven werden von Meletius (Frencel 193) als die Völkerschaften genannt, welche ihn verehrt haben. Hartknoch (II. S. 169) giebt an: Der erste Festtag der Preußen war am 22. März, wo man dem Pergubrios ein Opfer darzubringen pflegte; die Feier selbst wurde Pergrubi genannt. Zur feierlichen Begehung derselben kamen die Landleute in einem Hause zusammen, wo ihrer ein oder das andere Faß Bier, oder sonstiges Getränke (denn das Bierbrauen lernten sie erst von den Christen) wartete. Hatte der Priester seine Cärimonien begonnen, so füllte er einen Krug oder eine Schale, die er mit der rechten Hand anfaßte, mit Bier, und indem er den Pergubrius anrief, sang er deßen Lob her. Der Anfang ist in litthauischer Sprache erhalten und lautet: O Herr, unser Gott Pergubrios, und weiterhin kamen in demselben die Worte

vor: Du vertreibst den Winter; du bringst den holden Lenz zurück; durch dich grünen die Felder und die Gärten; durch dich belaubt sich Hain und Wald. Nach Beendigung dieser Gebete faßte der Priester oder Wurschait die Schale mit den Zähnen und schlürfte das Bier aus, ohne sich der Hand dabei zu bedienen, und wann dieses geschehen war, warf er die ausgeleerte Schale über den Kopf. Dann wurde sie von der Erde aufgehoben und zum zweiten Male mit Bier gefüllt, und der Priester betete zu dem Perkunas, dem Gott der Donner, daß er zu rechter Zeit Regen spende und den Pikols mit den anderen schädlichen Göttern, die ihm unterworfen seyen, vertreibe. Nach Beendigung dieses Gebetes trank er das Bier auf die angegebene Weise und warf die Schale hinter den Kopf zurück. Dann rief der Wurschait den Schwaixtix an, daß er zu rechter Zeit das Gras, die Heerden und die Menschen mit seinem Licht bescheine und segne. Er betete zu dem Pilvit, daß er Futter und reichliche Erndte spende. Wann Alles dieses beendigt war, tranken alle Preußen der Reihe nach, so viele deren nur anwesend waren, und sangen ein Festlied zu Ehren des Pergubrios. Die übrige Zeit des Tages brachten sie mit Gastmählern, Trinkgelagen und Tänzen hin.

Das zweite Fest, meldet Hartknoch weiter (S. 168 flg. und 11. 171), feierten die Preußen diesem Gott im Monat August, wann die Erndte bereits herangereift war. Es versammelten sich die Landleute auf dem Felde zu einer Feier, welche in ruthenischer Sprache Zazinek *), d. i. Anfang der Erndte heißt. War die Erndte, wohl gediehen, so ermahnte der Priester die Versammlung zur Danksagung, damit sie auch für die Folge eine eben so gesegnete Erndte erhalten möchten. Das Austrinken der Bierschale endigte diese Feier. Hatten aber die Früchte durch Brand, oder steten Regen oder sonst auf eine Weise gelitten und gewährten nur eine spärliche Erndte, so rief der Priester den Auschweit an, er möge den Pergubrios, Perkunas, Schwaixtix, Pilvit und andere Götter bitten, sie möchten in Zukunft wenigstens dem Landmann eine reichliche Erndte nicht verweigern. Indeßen beklagten die Landleute ihre Sünden, durch welche sie die Götter zu Zorn und zu Strafe veranlaßt hatten, und ihre Sünden verwünschend, versprachen sie Beßerung ihres Lebens. Die Einzelnen brachten ihren Verhältnißen gemäß Getraide und Bier, die Weiber Brod, welches aus den Erstlingen der Frucht gebacken war. Auch ward eine Buße von denen eingefordert, die sich ein Vergehen hatten zu Schulden kommen laßen, oder Götter oder Menschen verletzt hatten. Dieses Geld wurde zum gemeinsamen Gastmahle verwendet. Das Gelage aber dauerte so lange, bis das Bier völlig ausgetrunken war,

*) Polnisch zażynek, Anfang der Erndte, zać, sicheln, erndten, zynać, sicheln; czechisch ožinek, das Erndtefest, żeň, die Erndte, żite, erndten.

was die Landleute an das Heimgehen mahnte. Nach geendigtem Mahle weihte Einer, dem die Anderen dazu den Auftrag ertheilten, die Erndte ein, und trug ein Bündel abgeschnittenes Getraide mit sich nach Haus. Tags darauf beginnt die Erndte, und die Leute deßen, der sie geweiht hat, machen den Anfang damit.

Nach der Erndte und Einheimsung aller Früchte, gegen das Ende des Monats October, feierte man dem Pergubries das dritte Fest, welches in ruthenischer Sprache Ozinek heißt, d. h. Vollendung der Erndte. Zu dieser Feier versammelten sich die Landleute aus einem, zuweilen auch aus mehreren Gauen, und legten erstlich auf einen Tisch Heu, dann Brod, und stellten auf beide Seiten des Tisches Bier hin in Schalen gefüllt, dann opferte der Wurschait oder der Waidelotte herbeigeführte Thiere, Männchen und Weibchen, nämlich den Eber und das Mutterschwein, den Hahn und die Henne, Gänserich und Gans, Stierkalb und Kuhkalb (eine weitere Angabe fügt Stär und Schaf, Bock und Ziege hinzu), und zwar auf folgende Weise: Hat er die gebräuchlichen Gebete gesprochen, so schlug er des zu opfernden Thieres Kopf und Glieder mit einem Stock, und ihm folgte dann der übrige Schwarm der Landleute, mit wiederholten Schlägen unter den Worten: O Gott Ziemenik, wir bringen dir unseren Dank und opfern dir, weil du uns in diesem Jahre wohl erhalten, und uns Alles in Fülle gegeben hast. Daß du dasselbe auch in der Folge thun mögest, bitten wir. Nach vollbrachtem Opfer, ehe man zum Eßen weggieng, warfen Einzelne von den versammelten Landleuten, oder warf der Priester oder Waidelotte ein abgerißenes Stückchen von dem Eßgericht in alle Winkel des Gebäudes, mit den Worten: Empfange, o Ziemienik, das Opfer mit freundlicher Gesinnung und genieße es mit Freuden. Dann erst schmausten die Preußen selbst festlich. (Guagnini Beschreibung Polens S. 276 flg. ed. Elzevir. erzählt dieses von Samogitien.)

Von den Sudinen, einer preußischen Völkerschaft, bei welcher der Bernstein gesammelt ward, erzählt Meletius (Frencel 195), daß am Ozinekfest ein Bock geopfert ward. Hatte sich das Volk in einer Scheune versammelt, so ward der Bock herbeigeführt, und der Wurschait, der ihn opfern sollte, legte seine beiden Hände auf das Thier. Er rief dabei alle die Götter der Reihe nach an, die bei ihnen als Götter gelten; nämlich den Occopirn, den Gott des Himmels und der Erde; den Antrimpos, den Gott des Meeres; den Gardoetes, den Gott der Schiffer, wie einst bei den Römern Portunus war; den Potrympos, den Gott der Flüße und Quellen; den Pilvit, den Gott der Reichthümer, welchen die Lateiner Plutus nennen; den Pergubrius, den Gott des Frühlings; den Pargnus, den Gott der Donner und Stürme; den Poclus, den Gott der Unterwelt und Finsterniß; den Pecollus,

den Gott der Luftgeister; den Putscait, den Gott, der die heiligen Haine schützt; den Auseent, den Gott der Gesundheit und Krankheit; den Marcoppolus, den Gott der Magnaten und Adeligen; die Barstuccen, welche die Germanen Erdmännler nennen. (So verketzert werden uns zum Theil die Namen überliefert!) Sind diese Götter angerufen, so heben Alle, wie viele in der Scheuer anwesend sind, den Bock auf und halten ihn empor, bis der Hymnus gesungen ist. Sobald dieser zu Ende ist, laßen sie den Bock wieder nieder und stellen ihn auf die Erde. Dann ermahnt der Priester das Volk, daß sie dieses feierliche, von ihren Vorfahren fromm eingesetzte Opfer mit aller Ehrfurcht verrichten und deßen Gedächtniß heilig auf die Nachkommen bewahren sollen. Nach dieser Vermahnung schlachtet er den Bock, und sprengt sein in einer Schüßel aufgefangenes Blut, das Fleisch aber übergiebt er den Weibern, um es in der nämlichen Scheuer zu kochen. Während das Fleisch gekocht wird, machen sie Kuchen aus Waizenmehl, die sie aber nicht in den Ofen thun, sondern die Männer stellen sich um den Herd herum, und werfen die Kuchen so lange ohne Unterlaß durch das Feuer hin und her, bis sie hart werden und gebacken sind. Wenn das geschehen ist, schmausen und zechen sie den ganzen Tag und die ganze Nacht bis zum Erbrechen. Am folgenden Morgen in aller Frühe gehen sie berauscht außerhalb des Dorfes, und was von dem Mahle übrig geblieben ist, verscharren sie an einer gewißen Stelle in die Erde, damit es weder von Vögeln noch wilden Thieren geraubt werde. Hernach wird die Versammlung entlaßen und jeder geht nach Haus. Dieses Fest ward noch in später Zeit gefeiert, denn Lasicz giebt an, zu seiner Zeit bestehe es noch an einigen Orten Litthauens und Preußens, und dies sagt Murinius von Cur- und Livland, so wie auch, daß es von Samländischen, Insterburgischen und Ragnitischen Bauern in Preußen gefeiert worden sey. (Hartknoch S. 169.)

Bei dem Pergubriosfest, welches Hartknoch (S. 167 flg.) nach Waissel beschreibt, gedenkt Meletius keines Gottes außer Pergubrios. Weil die Worte der Anrufung bei Mauritius Murinius litthauisch und nicht preußisch sind, schließt Hartknoch (daselbst), es möge dieses Fest nicht allein bei den Preußen, sondern auch bei den Litthauern gefeiert worden seyn. Hupel (1. 151 flg.) sagt von den Letten: Auch von den Festen erzählt man z. B. daß sie eines Namens Semlikka vier Wochen lang mit allerlei Opfern zugebracht haben. Dieses war das Octoberfest, denn semlikka mehnes hieß der October zur Heidenzeit, wie Stender angiebt.

Von den Polen meldet Dlugoß, daß sie jährlich gegen den Anfang des Octobers nach eingethaner Erndte ein großes Fest feierten, zu welchem sie sich mit Weib und Kind und Gesinde versammelten, den Göttern Gaben weihten und opferten, und drei Tage lang herrlich schmausten. Die Landleute in Litthauen, Samogitien und manchen rußischen Orten

beobachten, bemerkt Dlugoß weiter, noch dieses Fest. Auch Lasicz (S. 50) giebt an, daß die Landleute in Litthauen und Rußland dieses Fest noch zu seiner Zeit feierten, welches bei den Rußen Ilgi heiße, und wie Laskow bemerke, am Tage nach dem Fest Aller-Heiligen gefeiert werde. Das wäre denn eine Hinausrückung in der Zeit, die erst später, wie es scheint, eingeführt seyn möchte.

Waissel, welcher gleich den anderen Grunow's handschriftliche Chronik benutzte, stimmt in Betreff des Bocksopfers nicht in Allem ganz genau überein, denn Grunow sagt, daß die Bauern das Blut des Bockes dem Vieh gegeben hätten, Waissel aber sagt, sie hätten ihr Vieh und ihre Habe damit besprengt. Auch läßt der eine das Fleisch kochen, der andere braten. Bei den Kuchen aber ist noch zu bemerken, daß das Holz der Länge nach gelegt war, mit deßen Feuer sie gebacken wurden.

Die Bockheiligung war sehr fest gewurzelt im Aberglauben, denn Verordnungen des Landesherrn verhängen noch um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts Strafe gegen Zauberei und Bockheiligung, die vorzüglich in Samland so zu Hause war, daß man die Samländer die Bockheiliger nannte, wie Hartknoch angiebt (S. 171).

Welche Gottheit nun eigentlich Pergubrios gewesen sey, wird aus diesen Festgebräuchen nicht mit Sicherheit herauszubringen seyn, denn ein Gott des Frühlings, welcher eine gesegnete Erndte gewähren kann, falls die übrigen Götter, denen ein Einfluß auf dieselbe zusteht, gnädig sind und das Gedeihen fördern, kann doch nicht wohl eine bloße Personification des Frühlings seyn. Hartknoch sagt, das Frühlingsfest heiße Pergubri, aber Pergubrios ist die am meisten genannte Namensform und das Fest wird daher Pergubri geheißen haben. Hat der Gott den Namen von dem Fest oder das Fest seinen Namen von dem Gott? Diese nicht unbedeutende Frage müßen wir unbeantwortet laßen, weil wir gar nicht wißen, was das Wort bedeutet. (Im preußischen Katechismus findet sich pergûbons, pergubans in der Bedeutung des Kommens, und davon könnte wohl einer das Wort pergubri als Ankunft des Frühlings am 22. März herleiten wollen, vermittelst einer Formation mit r, wie z. B. gudrus verschmitzt, von guste, Präsens gundu, verschmitzt seyn, herkommt. Daß aber mit solchen gewagten Versuchen etwas für die Sache gewonnen werde, möchte zu bezweifeln seyn, und wenn ich an Wortableitungen dieser Art erinnere, geschieht es nicht, um sie zu empfehlen, sondern um sie als bedenklich zu bezeichnen.)

Der Frühlingsanfang kann dem Himmelskönig gehören, welcher der Herr der Jahreszeiten ist, und darum nennt Sophokles die Nachtigall eine Botin des Himmelskönigs Zeus, als die da seinen Frühling den Menschen verkündet. Er kann der Sonne gehören, und darum hat der Monat März, mit welchem die älteren Römer auch ihr Jahr anfiengen,

seinen Namen von dem Sonnengott Mars bei den Römern. Daß aber Pergubrios ein zur Selbständigkeit einer besonderen Form gelangter Name eines von beiden, des Himmelskönigs oder des Sonnengottes sey, ist nicht wohl anzunehmen. Der Himmelskönig und eben so der Sonnengott, Perkunas und Schwaixtix, werden in dem Gebet angefleht, das zu leisten, was zu dem Gedeihen der Erndte gehört. Daß die Erndte dem Gott Ziemenik (dieser Name ist litthauisch, denn preußisch müßte er Semenik lauten) zugeschrieben wird, zeigt das beim Opfer des dritten Festes gesprochene Gebet: O Gott Ziemenik, wir bringen dir unsern Dank u. s. w. Also ein Erdgott ist der Geber der ganzen Erndte, denn der Name dieses Gottes bezeichnet ihn als einen solchen (litthauisch żėmė die Erde). Die Mutter Erde ist überall die Geberin des Erdesegens, und die Preußen und Litthauer haben sie als solche gewiß angesehen, wie sie denn in den Dainos noch als blüthespendende Göttin erscheint, und durch die Waidelottinnen erwiesen wird. Ist Ziemenik aber der, welcher den ganzen Segen des Jahres gespendet hat, so ist Pergubrios derselbe, und beide Namen kommen einem und demselben Gott zu, wie es in der Mythologie so häufig der Fall ist, welche die Götter nicht leicht ohne Beinamen läßt, die eben so gut allein angewendet werden, als auch in Verbindung mit dem hauptsächlichsten Namen. Der Erdmutter kann als Gott des Erdesegens nur noch einer zur Seite stehen, nämlich das Segenskind, welches sie gebiert, der Gott, der in der griechischen Mythologie als Dionysos-Bakchos erscheint, in der semitischen als Adonis und Ninos oder Menones, in der ägyptischen als Horus, in der germanischen als Freyr, und wie Freyr neben Freya steht, so muß Ziemenik neben Zemyna, der litthauischen Erdgöttin stehen.

Dieser Gott Ziemenik (und Pergubrios) entspricht aber dem Potrimpos der Dreiheit zu Romowe und kann kein anderer als dieser seyn. Er erscheint mit Frühlingsanfang und bringt dem Menschen den Segen der Erndte, die der himmlischen Witterung des Perkunas bedarf, und welcher Pikollos gnädig seyn muß, damit nicht der Einfluß der Geisterwelt, die allem Leben Gefahr droht, störend wirke und das Gedeihen vernichte. So begreift sich die Dreiheit zu Romowe und das Wesen des Pergubrios-Ziemenik.

Hieher scheint noch ein Göttername zu gehören, nämlich der des

## Curcho.

Ueber diesen Gott hören wir (Hartknoch S. 161 und 170. Frencel S. 200.), es sey ihm ein ewiges Feuer unterhalten worden, und man habe ihm die Erstlinge der Feldfrüchte und der Fische dargebracht. Jene wurden nach der Erndte geopfert, über die Fische aber wird gemeldet,

wo nur irgend ein Stein am Waßer zu finden gewesen, habe man dem Curcho die Erstlinge der Fische dargebracht. Ein solcher Stein soll noch zu des Berichterstatters, Henneberger's Zeit zwischen Frauenburg und Tolckemit vorhanden gewesen seyn, und den Namen des heiligen gehabt haben. Hartknoch bezweifelt diese Angabe, weil er nicht glauben konnte, daß dem Curcho Fische geopfert wurden, und meint, es möge wohl eine Verwechselung desselben mit dem Perdaytus Statt gefunden haben. Derselbe meint, das Fest Ozinek habe dem Curcho gegolten, weil sein Fest nach vollbrachter Ernte stattfand, wie der päpstliche Legat in dem den Preußen 1226 gegebenen Privilegium sagt, der aber von dem Feste nichts Näheres angiebt, als daß sein Bild zerbrochen und ein neues an deßen Stelle gemacht worden sey. Curcho und Pergubrios, meint Hartknoch, seyen verschiedene Namen eines und desselben Gottes bei den verschiedenen Völkerschaften gewesen. Grunow wollte behaupten, die Preußen hätten den Curcho von den Masuren erhalten. Er gebot über Speise und Trank. *)

Ein Gott, deßen Bild alljährlich nach der Erndte zerstört wird, muß, so scheint es, ein Gott seyn, deßen Kraft und Wirksamkeit mit der Erndte selbst zu Ende, deßen Hauptwesen also in der Erndte selbst enthalten ist, und der mit ihr abstirbt. Ein solcher ist kein anderer als das Segenskind, und Curcho wäre demnach der absterbende Potrimpos, Pergubrios der wieder auflebende. Was die von Hartknoch bezweifelten Fischopfer betrifft, so möchten diese nicht zu bezweifeln seyn, sondern sich auf das Waßer beziehen, welches bei Potrimpos so hervortrat, daß man ihn für einen Gott des Waßers ansah.

Der vorzüglichste Ort der Verehrung des Curcho war Heiligenbeil in Preußen, wo sein Bild unter einer Eiche stand, die von Waidewut, dem Könige der Pruthenen, geweiht gewesen seyn soll. (Hartknoch 6.

---

*) Den Namen des Kurcho, Kurche leitet man ab von einem Worte, welches zerbrechen bedeutet, serbisch kruch, das Bruchstück, Theilchen, Stück, polnisch kruchy, zerbrechlich, krusse (kruszyć) zerbrechen, zerbröckeln. Deßhalb hat man sich entschloßen, ihn für den Gott zu erklären, der jedem seinen Theil zutheilt, und selbst zertheilt wird. (Frencel 198 flg.) Die Einen setzen ihn unter die höchsten Götter, die Andern unter die geringeren, aber Beide thaten es nicht mit Angabe genügender Gründe, sondern nach Gutdünken. Hartknoch meint, Pergubrios und Curcho seyen nicht verschieden gewesen, denn jener habe den Früchten, dieser der Speise und dem Trank vorgestanden. Die Feste beider seyen zur nämlichen Zeit begangen worden, und es möge sich daher wohl so verhalten, daß der Gott von den Litthauern, Ruthenen, Liven und den Preußen, die den Litthauern benachbart sind, Pergubrios, von den andern Preußen Curcho genannt worden.

S. 113.) Diese Eiche soll, wie die zu Romowe, im Winter ebenfalls grün geblieben seyn. Dreger (Cod dipl. Pomer. I. 286. 290) giebt an, Curcho sey nebst Trigla, der zu Julin Hauptgottheit war, in Pommern verehrt worden. Ob diese Angabe auf einem sichern Grunde beruhe oder nicht, kann ich nicht bestimmen, da es immerhin möglich ist, daß dieser Gott, wenn man ihn auch in Pommern verehrt zu sehen nicht erwartet, dennoch dahin gelangt sey.

Betrachten wir nun aber zwei Züge des Curcho-cultus, die wir als richtig überliefert zu bezweifeln durchaus keinen Grund haben, so muß uns doch die Einerleiheit von Pergubrios und Curcho, oder Potrimpos und Curcho zweifelhaft werden. Ein ewiges Feuer einem jährlich absterbenden Gott zu weihen, erscheint nicht geeignet, wann dieses Sterben ein solches ist, wie es bei der Erndte stattfindet. Sodann muß es auffallen, daß gleich wieder ein neues Bild gemacht ward, wann man das alte zerbrach, da die Wirksamkeit des Gottes ja geendigt war, und er erst im nächsten Frühjahre wieder erschien mit dem Wachsthume, welches er ja selbst ist. Diese Züge laßen sich weit beßer von einem Gott der Sonne verstehen, dem man der feurigen Beschaffenheit der Sonne gemäß, ein ewiges Feuer unterhalten kann, da sie jeden Tag des Jahres scheint, wenn gleich ihre Kraft im Winter geringer ist. Denn um deßwillen die feurige Beschaffenheit der Sonne, als ihr stetes Wesen, in Abrede zu stellen, fällt den Menschen nicht ein. Mit der Erndte war die segensreichste Thätigkeit der Sonne beendigt und ein bestimmter Abschnitt ihrer Wirksamkeit gegeben. Von dem Einthun der Erndte bis zu derselben Zeit im nächsten Jahr war ein Jahr, und falls man auch nicht so zählte, so war es doch ganz geeignet im ländlichen Leben als ein Hauptabschnitt zu gelten, und ein solcher konnte in Beziehung auf die Erndte dem Sonnengott in dem angegebenen sinnbildlichen Gebrauche gelten. So darf denn, glaube ich, dieser Gott nur mit gerechtem Zweifel mit Pergubrios zusammen gestellt werden.

Was Grunow veranlaßte, den Curcho für einen durch die Preußen von den Masuren entlehnten Gott anzusehen, wißen wir nicht, doch scheint er keine Beweise dafür gehabt zu haben, da er keine angiebt. Hartknoch (8. S. 139) stimmt ihm aus dem Grunde nicht bei, weil die Polen diesen Gott nicht haben. Wüßten wir, was der Name bedeutet, so möchte sich eher darüber urtheilen laßen, da aber dieser für uns ganz dunkel ist, so müßen wir es dahin gestellt seyn laßen, ob ihn die Preußen von den Masuren entlehnt haben oder nicht. Den sinnbildlichen Gebrauch, welcher das Wichtigste ist, finden wir sonst bei den Slawen nicht erwähnt.

Frencel (198) vergleicht mit dem Feste des Curcho ein Fest der Peruaner und der Mexikaner, deßen Beschreibung hier stehen mag, weil alle Gottesverehrung es verdient mit einander verglichen zu werden.

Aber das Fest in Peru galt dem Gott der Sonne, Eurche jedoch ist zweifelhaft. Die Beschreibung bei Hottinger (hist. eccles. sec. XV. tom IV. p. 901 sq.) lautet: Zu Cuscon, der Hauptstadt von Peru kneteten die Priester der Sonne, wann ein gewißes Fest gekommen war, aus Mais und dem Blut an demselben Tage geschlachteter weißer Widder einen Teig und backten kleine Kuchen daraus. Hierauf strömten von allen Seiten des Reichs die Leute zum Cusconischen Pallast, und die Priester theilten ihnen Stückchen der Kuchen aus, und nannten dies ein Sacrament der Verbindung und Vereinigung mit dem Inga, dem Könige. Die Empfänger nahmen das Dargebotene mit großer Ehrfurcht an, und versprachen heilig, des Inga nie anders als ehrenvoll zu erwähnen, und auch nie etwas Schlimmes über ihn zu denken. Außerdem wollten sie die Sonne ihr Leben lang heilig halten und verehren, und zum Zeugniß dieses Gelübdes empfängen sie jetzt das dargereichte Stückchen Kuchen in ihrem Leibe. Dies Fest ward jährlich zweimal im August und December gefeiert, und es wurden zu der Zeit Stückchen dieser Kuchen nach allen Tempeln des Reiches geschickt, um dem Volk ausgetheilt zu werden, welches nicht nach Cuscon gekommen war.

Die Erzählung fährt fort mit der Beschreibung des mexikanischen Festes also: Sie machten einen Teig aus Mais, Melde und Honig. Aus diesem Teige machten sie ein Götterbild von der Größe des Holzbildes des Bizlipuzli, die im Tempel aufgerichtet war. Dieses Teigbild thaten die Priester auf eine Bahre und trugen es auf ihren Schultern, während das Volk ihnen mit großen Schritten folgte. Hatten sie auf diese Weise einen großen Umkreis um die Fluren und Felder gemacht, so kehrten sie zum Tempel zurück. Bald hernach kamen die heiligen Jungfrauen dahin, in weiße, sehr reine Stolen gekleidet und brachten Ringel aus Mais und Melde gebacken aus ihrer Wohnung mit. Diese in der Gestalt größerer Knochen gebacken, übergaben sie Jünglingen, welche sie in hohem Haufen vor dem Bilde aufschichteten und die Knochen und das Fleisch ihres Gottes Bizlipuzli nannten. Jetzt zeigten sich die Priester und die übrigen Diener des Tempels mit herrlichen, buntfarbigen Schleiern, das Haupt mit Kränzen geschmückt, den Hals mit Blumen gewinden umgeben Ihnen folgten die mannigfachen Bilder der Götter und Göttinnen Die Opferer tanzten Reigentänze und sangen Lieder um jene aufgeschichteten Ringel, und weihten sie auf diese Weise, damit sie das Fleisch und die Knochen ihres Gottes würden. Hierauf wurden Gefangene vorgeführt und nach der gewöhnlichen Weise geschlachtet. War dies und noch Anderes geschehen, so legten die Priester den heiligen Schmuck ab, zerbrachen das Teigbild und bröckelten es nebst den geweihten Ringeln in viele Stücke, die dem Volke ausgetheilt wurden, welches dieselben mit großer Andacht empfängt, da es nicht daran zweifelt, daß

es in ihnen das Fleisch und die Knochen seines Gottes bekomme. Thomas Gage aber in seinem Neuspanien (Kap. 20) stimmt nicht ganz überein, indem er den Gott, welchem jenes Fest gilt, vom Vizlipuzli trennt: In der Stadt Mexico, so giebt er an, waren ehemals 2000 Götter; die vornehmsten derselben hießen Vitzilopuchtli und Tezcatlipuca, deren Bilder von Stein oben auf dem Tempel auf Altären standen. Sie glaubten, diese beiden seien Brüder, und Tezcatlipuca sey der Gott der Versehung, Vitzilopuchtli der Gott des Krieges, und diese beiden fürchteten und achteten sie ganz besonders. Sie hatten noch einen Gott, deßen Bild oben auf der Capelle der Götter stand, und diesen ehrten sie am höchsten. Aus allem Samen, der in dem Lande wuchs, bereiteten sie ein Mehl und mischten dieses mit dem Blute von Kindern, und reinen unbefleckten Jungfrauen, welchen die Brust mit einem Scheermeßer aufgeschnitten ward. Das Herz ward den Göttern als Erstlingsopfer dargebracht. Aus dem blutgemengten Teige ward das Bild des Gottes gemacht, und mit großer Feierlichkeit unter mancherlei Gebräuchen in Gegenwart aller Bewohner der Stadt gemacht. War die Weihe vollbracht, so hiengen die besonders frommen Leute demselben Edelsteine, Stücke Gold und sonstige Kleinode an. Hernach durfte keiner mehr das Bild anrühren oder in die Capelle gehen außer den Flumacatzen, d. i. den Priestern, die ihm gehörten. Dieses Bild aber ward zu einer bestimmten Zeit zerbrochen, und ein neues gemacht, die Stückchen aber von dem zerbrochenen wurden unter das Volk getheilt, und wer davon bekam, schätzte es für ein Glück, insbesondere die Soldaten, die dadurch Glück im Kriege zu haben vermeinten. Bei der Einweihung des Bildes wurde auch ein gewißes Gefäß voll Waßer mit besonderen Worten und Cärimonien gesegnet und dann unten am Altare heilig aufbewahrt. Bei der Krönung bekam der König von diesem Waßer zu trinken, und die Feldherrn, wann sie in den Krieg zogen, erhielten ebenfalls davon, damit sie zu Segen geweiht würden.

Mit den Erndtefesten des Pergubrios vergleicht Frencel mit Recht auch die Erndtefeste der Comanen und Circassier, aber die Aehnlichkeit dieser Feste beruht darauf, daß solche Feste bei der Gemeinsamkeit des gefeierten Gegenstandes Vieles mit einander gemein haben müßen. Ein unmittelbares Entlehnen des einen Volkes vom andern und eine nähere Verwandtschaft der Völker wird durch solche nicht bewiesen, uralter Zusammenhang aber der verschiedenen Völker kommt zunächst hier nicht in Betracht. Tavernier in seiner Reise nach Persien erzählt von den Comanen und Circassiern: Ihr zweites Fest, welches sie vor der Heuerndte feiern, findet also Statt: Alle Leute des Dorfes, welche es nur irgend vermögen, nehmen eine Ziege, die bei ihnen höher gilt als das Schaf, die aber, welche nicht vermögend genug, thun sich zu acht bis zehen

zusammen für eine Ziege. Sind die Ziegen, Schafe oder Lämmer zusammengebracht, so schlachtet ein Jeglicher das von ihm gebrachte Thier und zieht ihm die Haut so ab, daß der Kopf und die vier Füße daran bleiben. Sodann spannt er das Fell an zwei Stäben, die in die Quere von einem Fuß zum andern gehen aus und steckt es auf eine aufgerichtete Stange, auf welcher der Kopf oben zu stehen kommt. Alle diese Stangen sind mitten in dem Dorfe aufgerichtet, und wann alle Häute sich daran befinden, beweist jeder, indem er daran vorübergeht, denselben seine Ehrfurcht. Das Fleisch wird gekocht, und wann es gar ist, so bringen es Alle mitten auf den Platz des Dorfs und setzen es auf einen Tisch. Der Herr des Dorfes kommt mit seinen Leuten, und wenn ein Herr eines andern Dorfes bei ihm ist, bringt er diesen mit. Die drei Aeltesten setzen sich nun zuerst zu Tisch und nehmen einige Bißen von dem Mahle. Dann rufen sie den Herrn des Dorfes, der sich mit einigen Alten und seinen etwaigen Gästen zu Tisch setzt, und das von den drei Aeltesten für ihn Ausgewählte verzehrt, während das Uebrige unter das auf der Erde gelagerte Volk ausgetheilt wird. Es giebt Dörfer, in welchen die Zahl der geschlachteten Thiere sich bis auf fünfzig beläuft, und der aus Hirse bereitete Trank Bosa, den die Tartaren gewöhnlich trinken, wird dabei in reicher Fülle getrunken, denn Mancher, der es zu leisten vermag, schafft über zwei Eimer dieses Getränkes herzu. Der ganze Tag wird mit Eßen, Trinken, Singen und Tanzen hingebracht, wobei die Musik durch Pfeifer gemacht wird, deren sie gewöhnlich zwölfe zusammen haben. (Die Pfeifen derselben sind so beschaffen, daß die eine die Länge eines Armes hat und die anderen immer eine kürzer als die andere ist, so daß die letzte nur die Länge einer Spanne hat.) Erst wann die Alten vom Tisch fortgehen, beginnt die Jugend ihren Tanz, der so lange dauert, als etwas zu trinken da ist. Am nächsten Morgen aber machen sie sich sogleich an das Mähen des Grases.

Ihr vornehmstes Fest aber feiern sie am Ende des August. Dabei vertreten die drei Aeltesten des Dorfes die Stelle des Geistlichen und verrichten ihr Amt in Anwesenheit des ganzen Volkes. Nachdem sie das Gebet gesprochen, nehmen sie eine Ziege oder ein Schaf, durchschneiden den Hals, reinigen das Thier und kochen es unzerstückt, das Gekröse aber braten sie. Ist das geschehen, dann bringen sie das Fleisch auf einen Tisch, der in einem Raum aufgestellt ist, welcher fast wie eine weite Scheune beschaffen aussieht, und die drei Alten stehen vor dem Tisch und hinter ihnen die Männer, Weiber und Kinder. Zuerst nun schneiden die Alten die Füße des Thieres und das Gekröse entzwei und zwei heben dieses, der dritte in der Mitte hebt einen großen Becher voll Hirsetrank (Bosa) in die Höhe, über den Kopf, damit es das hinter ihnen stehende Volk sehe. Sobald das Volk es erblickt, werfen sie sich alle auf

die Erde, so lange, bis die Alten es wieder auf den Tisch stellen, wobei dieselben einige Worte sprechen. Dann steht das Volk wieder auf und die Zwei, welche das Fleisch in die Höhe gehalten, geben dem Dritten, der in ihrer Mitte den Becher gehalten hat, etwas davon zu eßen, und genießen dann auch selbst davon. Haben sie alle Drei gegeßen, so trinkt jener Dritte zuerst aus dem Becher, und läßt dann, indem er ihn in der Hand behält, den ihm zur Rechten und hierauf den ihm zur Linken Stehenden trinken. Wann dieses geschehen ist, wenden sich die drei Alten um, und bringen ihrem Herrn von dieser Speise und diesem Trank, und dann der ganzen Versammlung. Alle, groß und klein, genießen davon, und was von diesen vier Füßen übrig bleibt, verzehren dann die drei Alten. Diese setzen sich hierauf an den Tisch, und der älteste nimmt den Kopf und ißt ein wenig davon, reicht ihn dem Zweiten, und dieser dem Dritten. Hat der Letztere davon genoßen, so legt er ihn wieder vor den ersten, und dieser läßt ihn zu dem Herrn des Dorfes bringen, welcher ihn mit großer Ehrerbietung empfängt, selbst davon genießt, ihn dann den nächsten Verwandten oder besten Freunden giebt, die ihn dann in gleicher Weise weiter geben, bis er ganz verzehrt ist. Hierauf nimmt jeder der Alten einige Mund voll von dem Fleische der Ziege oder des Schafs, und dann rufen sie den Herrn des Dorfes, welcher mit der Mütze unter dem Arm ehrfurchtsvoll herzutritt, ein ihm von den Alten dargereichtes Meßer ergreift, ein Stück Fleisch abschneidet und es stehend verzehrt, dann aus dem ihm vorgehaltenen Becher trinkt und in Andacht wieder weggeht. Dann gehen auch die Alten sammt dem Volke weg, und die Kinder balgen sich nun um die Knochen.

Wir wären also dem Wesen dieser Gottheiten nach, bei dem Dreiverein zu Romowe, Himmelskönig, Herrscher des Todtenreichs, alljährlich sterbender und im Frühling wieder auflebender Segensgott des Gewächsreiches. Das Sterben tritt bei Curcho in dem sinnbildlichen Gebrauche hervor. *)

## Ligo.

Auf dem Galtgarbenberg oder Rinau in Preußen, von welchem man schöne Fernsichten nach Königsberg, dem Meere und dem Haffe hat, soll zur Heidenzeit ein Heiligthum des Ligo, des Gottes des Frühlings

*) Robert Knox Reise nach Ceylon (lib. III. cap. 4) meldet: Jährlich im Juni oder Juli ist auf Ceylon die Festversammlung, Perahar genannt, wo die drei höchsten Götter ihren Umzug halten. Es dauert das Fest vom Neumond bis zum Vollmond. Zwei oder drei Tage vor dem Vollmond wird einem jeden dieser Götter ein silbernes Gefäß nachgetragen, und es wird zur Stunde, wo der Mond voll wird, mit Waßer aus dem Fluß gefüllt, in den Tempel zurückgebracht und bis zum folgenden Jahr aufbewahrt, alsdann aber ausgeschüttet.

und der Freude gestanden haben, bei dem eine immerwährende Flamme brannte, die von keuschen Jungfrauen bewacht und unterhalten ward. Zu diesem Dienste ward auch einst ein Mägdlein erkohren, das durch seine Schönheit das Herz eines Edlen Samlands entzündet hatte. Dieser, trotzend dem Spruche des Kriwen, schwur, die Erwählte dem Altare zu entreißen und als Gattin in seine Wohnung zu führen. Dreimal stürmte er das Heiligthum, dreimal wurden seine Schaaren von den Wächtern zurückgeworfen; endlich dringt der Jüngling durch die Pforte, schon umfaßt sein Arm die Jungfrau, da erbraust plötzlich eine wüthende Windsbraut, Blitze zucken, und zusammen stürzen die Mauern des Heiligthums und begraben die Frevler unter ihren Trümmern. Die heilige Flamme war auf ewig erloschen. Seitdem hört man oft auf dem Gipfel des Berges Mitternachts ein wirres Getöse wie Schlachtendrang und Raßeln der Waffen, bis auf einmal ein flammendes Licht aus dem Boden herauffflammt. Dann verstummt plötzlich das Toben. (Tettau und Temme S. 178 flg. nach Rhesa's Prutena.)

Eine andere Sage jedoch meldet, daß auf dem Rinau einst die Nachkommen des Samo, die Herrn über Samland, gewohnt hätten. Deßhalb und wegen der vielen mächtigen Eichen, mit denen er bedeckt war, wurde der Berg für heilig gehalten, und das Bild des Curcho und des Wurskaitis auf seinem Gipfel aufgestellt. In seiner Tiefe barg man die Urnen, in denen sich die Asche der verbrannten Leichen der Gebieter mit ihren schönsten Kleinodien, vielen Geldmünzen und anderen kostbaren Dingen befand. Von den Brüdern des deutschen Ordens wurde nach der Eroberung Samlands das Heiligthum zerstört. (Daselbst S. 179.)

Da hätten wir denn auch einen Gott Ligo in Preußen. Aber auch den Letten wird er zugeschrieben. Kruse in der Urgeschichte der Esthen u. s. w. (S. 50) sagt, die Letten in Curland hätten verehrt: Lihgo, Gott oder Göttin der Liebe und Freude, noch jetzt in der Johannisnacht besonders von den Letten angerufen, bei den Litthauern Lodo (?). Dieser Lihgo, deßen Namen fast alle Freudengesänge der Letten hundertmal (ihn sehr in die Länge ziehend) ertönen laßen, ist auch der Gott der so sehr beliebten Schaukeln, und es ist davon das Verbum: lihgoht, schaukeln, gebildet. (Stender, der in dem Lande lebte, giebt an: lihgoht, Jubilo, singen, frohlocken; schaukeln, schwenken, wippen; lihgawinna, Gespielin, geliebte Schäferin, Scharmante; manna selta lihgawinna, mein goldnes Mädchen; lihgotnis, Schedelstange an den Kinderwiegen; lihgsms, froh, fröhlich, lihgsma, Freude, Fröhlichkeit, Lustbarkeit u. s. w. Woraus zu ersehen, daß diesem Wort eben so sehr der Begriff der Freude anhaftet, als der des Schaukelns und Bewegens.) Man schaukelt sich von Ostern bis Johannis, welches letztere Fest das des Lihgo zugleich ist, und nachher schaukelt sich keiner mehr. Das Zeitwort bedeutet auch „Wiegen" und

das eigentliche Lihgo Fest scheint also das Wiegenfest der Großen und Kleinen und die Kinderliebe zu verherrlichen. Der Verfaßer dieses feierte das Lihgo-Fest in Ascheraden an der Düna mit. Die ganze Bauernschaft war festlich geschmückt, jedes Mädchen gieng mit einem Kranz in die Kirche, welchen sie am Altar niederlegte, so daß die Menge der Kränze kaum Platz hatte. Singend und immer das Lihgo! Lihgo! wiederholend, zogen die Mädchen umher, brachten Johanniskränze und Johanniskraut (Gras) auch dem Prediger, und wurden Abends nebst den jungen Leuten auf dem Pastorathofe bei ihren Spielen bewirthet. — Der Gutsherrschaft bringen sie die Johannis-Krone, eine aus frischem Grase spitz zusammengebundene Mütze, welche unten mit einem Blumenkranze umwunden ist. Das Johanniskraut wird nachher dem Vieh gegeben, und soll die Fruchtbarkeit vermehren. So weit Kruse, deßen Vermuthung über das Schaukeln, als bedeute es das Wiegenfest der Großen und Kleinen abzulehnen ist.

Wollte man mit dem Schaukeln etwas aus der Religionssage darstellen, so mußte man einen Gott haben, auf welchen der Brauch anwendbar war, und am natürlichsten wäre dafür ein Gott, der alle Jahre als Kind neugeboren wird. So hat die griechische Mythologie den Dionysos als Kind und die Thyaden, die Stürmenden, als seine Ammen, denn die Frühlingsstürme schaukeln dieses unter Blitzen geborene Kind. Auch die slawische Mythologie kennt das Kind der großen Lebensmutter, und man könnte sich versucht fühlen, eine Erklärung auf diesen Umstand zu bauen. Die preußische Sage nennt das einemal den Gott auf dem Berg Rinau Ligo, das andremal Curcho, welches Gottes Bild im Herbste zerbrochen wird, welcher also alle Jahre erscheint und verschwindet, und der, wenn man nicht eine willkührliche oder erzwungene Erklärung versuchen will, kein anderer seyn kann, als das alle Jahre neu geborene Kind. Da könnte man den Lihgo, Ligo als Namen des Kindes nehmen und das ihm zu Ehren stattfindende Schaukeln als eine sinnbildliche Darstellung seines Wiegens gelten laßen. Allein auf diesen Gebrauch hin eine solche Erklärung zu gründen, würde dennoch sehr gewagt seyn, und wenn wir die Bedeutungen des Wortes, wie sie oben angegeben sind, erwägen, so ist in dem Worte Ligo eher der Begriff der Freude und des Freudenfestes, als der eines Gottes enthalten. Die Länge der Schaukelzeit von Ostern bis Johannis läßt dieselbe als eine fröhliche erscheinen, da in jenen Gegenden das Schaukeln als ein sehr beliebtes Vergnügen erscheint, *) und die Feier des Johannistags kann nur der Sonne gelten.

---

*) „Das Hauptvergnügen ist bei den Letten, wie bei den Esthen, die Schaukel, bei deren Schwingungen, hier wie dort, lustige Schaukellieder gesungen werden.“ Kruse S. 58.

Darum ist eher zu vermuthen, daß das Lihgefest nicht einem Gott dieses Namens gegolten, sondern daß es im Frühling dem Curche geweiht gewesen sey, wenn man nicht ein Mißtrauen in die Sage von seiner Verehrung auf dem Berge Rinau setzen will, und daß es am Johannisfeste der Sonne gegolten habe, daß demnach das Schaukeln keine sinnbildliche Bedeutung, die sich auf das Wiegen eines Kindes bezogen, gehabt habe.

Als ein zum Gedeihen der Erndte angerufener Gott erscheint

## Schwaixtix,

der seinem Namen nach den Scheinenden, Leuchtenden bezeichnet. (Der Accusativ swaigstan, den Schein bedeutend, kommt in dem preußischen Katechismus vor. Litthauisch heißt swêsti, leuchten, swêsa, das Sonnenlicht, 'zwaigzdê, der Stern.) Die Endung ix hat im preußischen die Bedeutung der Verkleinerung, was aber diese hier bezeichne, ist, da wir über diesen Gott gar nichts Näheres wißen, unmöglich zu sagen. Er wird, wie wir oben gesehen haben, am Frühlingsfeste angerufen, daß er zu rechter Zeit das Gras, die Heerden und die Menschen mit seinem Licht bescheine und segne. Deutlich ist er durch diese Anrufung und seinen Namen als ein Gott der Sonne bezeichnet. Neben ihm wird ein Gott

## Auschweit, Auschweiz, Auseeut

genannt und für einen Gott der Gesundheit und der Krankheit ausgegeben. Dieser Name aber ist weder preußisch noch litthauisch, aber auch sonst nicht slawisch, denn es geht durchaus nicht anzunehmen, er entspreche dem polnischen oświt, Morgendämmerung, oder oświata, Erleuchtung, u. s. w. böhmisch oswititi, erleuchten u. s. w. Dagegen ist zu vermuthen, daß dieses Wort, wie mehrere andere Namen, falsch überliefert sey und

## Auschwaixt

heißen solle, ein Name, der ihn mit Schwaixtix zu einem Gott macht, d. h. dem Grundwesen nach, denn welchen kleinen Unterschied die untrennbare Partikel au zwischen beiden mache, läßt sich nicht bestimmen, weil wir nur das Allgemeinste von ihnen wißen. Als die Verehrer dieses Gottes werden die Preußen, Samegiten, Litthauer, Liven, Ruthenen genannt. Ueber seine Thätigkeit lauten die Angaben (Hartknoch XI. S. 171. Frencel S. 220 flg.) folgendermaßen:

Wenn die Feldfrüchte durch Sonnenbrand, durch zu häufigen Regen oder sonst auf eine Weise gelitten haben und eine knappe Erndte gaben, so rief der Priester den Auschweit an, daß er den Pergubrios, den Perkunas, den Schwaixtir, Pilwit und andere Götter bitte, sie möchten

wenigstens in dem folgenden Jahre dem Landmann eine gesegnete Erndte nicht versagen. — Da er auch an dem Erndtefest im October angerufen worden seyn soll, und der Sonnengott einen entscheidenden Einfluß auf das Wachsthum und die Reife der Früchte ausübt, so ist an seiner Beziehung zur Erndte nicht zu zweifeln. Aber auch ein Gott der Gesundheit und der Krankheit wird er genannt, der den Kranken Genesung gewähren konnte. Wir können nicht ergründen, wie weit diese Nachricht begründet sey, ob sie die volle Wahrheit enthalte, oder auf einer bloßen Deutung beruhe, daß sie aber nicht falsch seyn müße, dürfen wir annehmen, weil ein solches Verhältniß dem Wesen eines Sonnengottes nicht widerspricht. Von welch großer Bedeutung Sonnenlicht und Sonnenwärme für die Gesundheit sey, bedarf keiner besondern Aufmerksamkeit, um wahrgenommen zu werden. Die Semiten besaßen in ihrem Sonnengott Esmun einen Gott der Gesundheit. Der griechische Arztgott Asklepios ist aus Flammen geboren und heißt der Glanzvolle, Glänzende, und seine Tempel wurden meist auf Höhen, wo sie dem Licht und der Luft ausgesetzt waren, errichtet. *)

Die Preußen durften, die Einen kein weißes, die Andern kein schwarzes Pferd zum Gebrauche halten aus Gründen der Religion. So wie das schwarze Roß dem Unterweltsgott geweiht war, so muß das weiße der Sonne geweiht gewesen seyn, wie wir es auch bei anderen Völkern finden. Schwaixtixt oder Auschwaixt könnte der Gott gewesen seyn, welchem das weiße Roß galt, es kann aber auch, was grade nicht sehr wahrscheinlich ist, ein anderer Name gewesen seyn, unter welchem der Sonne dieses Sinnbild geweiht war. Bei den Wenden finden wir ebenfalls das weiße Roß der Sonne geheiligt.

Ist Pikollos der in die Unterwelt gehende Sonnengott, der zum Herrscher derselben erhoben worden ist, wie der germanische Odin, Wodan, dann haben wir immer noch die Dreiheit zu Romowe, Himmel, Sonne (in doppelter Ausbildung), Erdsegen, und neben diesen die Mutter Erde, die Mutter des Perkunas.

Ich will hier eine sonderbare Nachricht berühren, für die eine sichere Erklärung nicht zu finden ist. Im Bezirk von Insterburg in Preußen ist ein Flecken Namens Narpi oder Napirszken, an welchem der Fluß Golba vorbeifließt, deßen Verehrer, so lautet die Sage, ehemals einäugig wurden, und wenn dieses einem begegnet war, so meinte man, er habe damit ein großes Zeichen göttlicher Gnade erlangt. Henneberger giebt an, es hätten

*) Die Verkleinerungsform Schwaixtix und die Zusammensetzung Auschwaixt können nicht hinreichen, um jenen für die aufgehende Sonne, den jungen Tag, und diesen für die Sonne in voller Kraft, oder auch für die untergehende Sonne zu erklären.

sich wenige Jahre vor seiner Zeit noch solche einäugige Leute, Verehrer des Flußes gefunden. (Hartknoch VI. S. 117. Freneel S. 190.) Die Einäugigkeit den Wirkungen der Verehrung eines Flußes zugeschrieben sehen, ist wohl eine der seltsamsten Erscheinungen, da sich der Glaube an eine Erblindung durch die Wirkung eines Flußes wohl begreifen ließe, jenes aber nicht. Sie schrieben sie dem Fluße nicht nur zu, sondern erkannten eine Gunst darin, was ebenfalls zu den sehr seltsamen Glaubensansichten gehört. Ein solches Uebel, vor welchem der Mensch sich sonst auf alle Weise hütet, kann nur aus einem Religionsgrunde für eine göttliche Gunst gelten. Sollte sich eine derartige Fabel geltend machen, denn eine Fabel ist es, weil keine Einäugigkeit durch den Genuß irgend eines Waßers oder sonst irgend einer Sache möglich ist, so mußte die Voraussetzung stattfinden, der Gott des Flußes habe ein Wohlgefallen an derselben. Der Grund zu einem so sonderbaren Wohlgefallen an einem Fehler kann nur darin liegen, daß der Gott selbst einäugig sey, und daß daher die Einäugigkeit ihm ähnlich mache und in seiner Gunst stehe. Niemand aber hat uns etwas von einem so beschaffenen Gott bei jenem Volk oder seinen nächsten Stammverwandten gemeldet, und selbst nicht eine Spur ist vorhanden, die außer dieser einzigen einen solchen Gott vermuthen ließe. Bei den Griechen finden wir die Blitzriesen, die Kyklopen, einäugig gedichtet, und in der germanischen Mythologie ist Odin, Wodan, der Gott der Sonne einäugig. Bei ihm ist diese Beschaffenheit mit dem Waßer in Verbindung gebracht, denn man erklärte sie so, daß man sagte, er habe ein Auge zum Pfande setzen müßen dafür, daß er aus dem Mimisborn trinken durfte. Die Sonne selbst ist das Auge, und dieses sinkt Abends in das Waßer an der Gränze des westlichen Erdrandes, so daß die Dichtung, welche man versucht hat, nahe genug lag. Wollte man nun glauben, die Götterdreiheit zu Romowe sey eine aus der germanischen Mythologie dorthin verpflanzte, wie von Hartknoch, deßen Ansicht schon oben berührt worden ist, angenommen wurde, dann wäre keine Schwierigkeit für die Deutung der Fabel vom Fluße Golba. *) Daß der Sonnengott von der Mutter des Perkunas allabendlich im Bade aufgenommen werde, haben wir oben gesehen, aber über zwei Dinge können wir nicht urtheilen, erstens ob die Slawen ihren Sonnengott auch einäugig gedichtet haben in einer seiner Formen, oder

*) Wenn es nicht genau darauf ankäme, ob eine Wortdeutung zu kühn oder nicht sey, fände hier eine sogar einen ganz schönen Spielraum. Mimir war nur ein Kopf, und sein Born gehörte also einem Kopf. Nun heißt zwar golba nicht Kopf, aber litthauisch und lettisch heißt derselbe galwa, preußisch gallu. rußisch gholowa. polnisch glowa. czechisch hlawa. Da könnte wohl einer auch in golba den Kopf wittern und den Fluß für einen Mimisfluß erklären.

ob zweitens sich die germanische Fabel zu einem Theile der Slawen verbreitet habe und aufgenommen worden sey. Von Pikollos wird nichts gemeldet, was in dieser Hinsicht ihn dem Odin gleich stellen könnte.

Von einem Gott Namens

## Perdoytus

wird auch gemeldet (Frencel S. 176) und Hartknoch giebt an: Die Preußen glaubten, ein Gott von gewaltiger Größe stehe am Meer, und wohin er sich wende, wendeten sich auch die Winde. Sey er zornig, so treibe er die Fische weg, ja tödte sie. Seine Verehrung wird den Litthauern, Samogiten, Ruthenen zugeschrieben, und er wird für einen Gott der Schiffer und Fischer ausgegeben. Wollten die preußischen Fischer auf den Fang ausziehen, so kamen sie in einer Scheuer zusammen und setzten viele gekochte Fische auf, zechten tüchtig und aßen den Rest des Opfers. Zuletzt stand der Sigonotte auf, theilte die Winde, und zeigte an, wann und wo guter Fischfang zu hoffen sey. *) Meletius aber führt noch einen Gott, den

## Gardoëtes

als einen Gott der Schiffer an, und Hartknoch (S. 142) meint, derselbe sey mit Perdoytus eine und dieselbe Gottheit, die an einem Orte diesen, an einem andern jenen Namen gehabt habe. Giebt man zu, was wohl geschehen kann, daß die Endung beider Namen, Doytus und Doëtes verschiedene Formen eines Wortes seyen, welches im preußischen oder litthauischer so lautete, daß es sich im Lateinischen nur annähernd, ohne Schwierigkeit aber nicht genau schreiben ließ, so kann man um so eher auch zugeben, daß beide Wörter nur verschiedene Namen eines und desselben Gottes seyen. Um so mehr, als von beiden nur eine und dieselbe Eigenschaft gemeldet wird. Aber ein bloßer Gott der Schiffahrt oder des Fischfangs ist nicht wohl anzunehmen, denn wir sehen in der

---

*) Frencel will den Namen von per und dujŭ, (czechisch duji, duti, blasen) ableiten, also valde efflatus, turgidus. Weder die Form noch die Bedeutung laßen diese Ableitung einer preußischen oder litthauischen Benennung des Gottes zu. Eher ist der Name auf das litthauische Wort důti, geben, zurückzuführen, woher důtis, Gabe, důtojis, Geber kommen, eben so das zusammengesetzte pardůtojis, der Verkäufer. Eben daher scheint auch Gardoëtes zu stammen, so daß oy oë das ů ausdrücken soll. Lettisch dewejs, Geber, Pahrdewejs, Verkäufer, doht, geben, pardoht, verkaufen. Ein Verkäufer ist Handelsmann, und ein Seegott des Handels kann leicht gegolten haben. Doch ist das immerhin nur unsichere Etymologie.

Mythologie gewöhnlich, daß dergleichen Wirksamkeiten einer Gottheit von bedeutenderem Wesen angehören. Den Griechen und Römern ist der Meergott ein Gott der Schiffahrt, und im Homer ist es der Himmelskönig Zeus selbst, welcher den Schiffen günstigen Fahrwind gewährt, denn die Witterung galt als himmlisch, d. h. als etwas in den Bereich des Himmels Gehöriges. Auch die Dioskuren, die Doppelgottheit der Sonne (die aufgehende und die untergehende), waren den Griechen Schiffahrtsgötter, denen der Glaube Rettung aus Sturmesgefahr zuschrieb. In der germanischen Mythologie galt Odin, der Gott der Sonne als Schiffahrtsgott. Ob nun die Slawen einen Gott der Winde gedichtet, oder die Winde dem Bereiche einer andern Gottheit zugetheilt haben, wißen wir nicht, da die dürftige Notiz, welche wir über Perdoytus und Gardoetes (wenn kein Versehen bei diesem Namen Statt gefunden) besitzen, ein Wißen nicht zuläßt, und errathen können wir das Sachverhältniß nicht. Ergäbe die Bedeutung beider Namen den Begriff der Luft, des Windes, der Witterung, oder den der See oder des Waßers, so wäre diese Gottheit um ein Kleines näher bestimmt, aber auch nur so weit vermögen wir nicht einmal die Erklärung auszudehnen.

Freilich würden wir diesen Gott auf die Fische zu beschränken haben, wenn Hupel (I. 151) uns die richtige Namensform geliefert hätte. Er sagt nämlich, die Letten hätten den G a r d e h d i s, den Fischergott verehrt. Dieses Wort bedeutet Leckermaul, gard-ehdis (von gards, lecker, wohlschmeckend und ehdis, eßen, oder vielmehr gegeßen habend), welches ein ganz gebräuchliches Wort ist. Da würde er denn der Gott der leckeren Fischmahlzeit sein. Aber für die Richtigkeit dieser Namensform haben wir gar keine Bürgschaft, und es spricht nicht sonderlich für die genauere Ueberlieferung, daß Hupel kurz vorher sagt: Auskuhts, der Gott der Gesundheit und der Krankheit, den sonderlich die Litthauer ehrten. Der Stamm *Schwaig* — fehlte auch den Letten nicht, wenn sie aber den Auschwairt in einen Auskuhts wirklich verdarben, konnten sie den Gardoetes in einen Gardehdis verderben, falls Hupel völlig genau aufzeichnete. Doch in solchem Wirrsal eine sichere Auskunft zu finden, geht ohne beßere Hülfsmittel, als die bis jetzt vorhandenen nicht an.

Lasicz *) meldet (von Seite 38 — 58), daß die Litthauer 1387, die Samagiten (Samogiten) 1413 zum Christenthum bekehrt wurden, und schildert die Samagiten in ihren schlechten Wohnungen mit dem Vieh zusammenlebend, wo die Gottheit, der Götze, die Obsorge über den Herd hatte, daß kein Feuer ausbrach und die Kohlen nicht ausgiengen.

---

*) *Michaloris* Lituani de moribus Tartarorum, Lituanorum et Moschorum fragmina X. et Joannis *Lasicii* Poloni de Diis Samagitarum, caeterorumque Sarmatarum. ed. Grasser. Basileae 1615.

Aber auch als sehr ehrbar in ihrem Leben schildert er sie. Streng war der Gehorsam der Kinder gegen die Eltern. Der Vater wählte dem Sohn eine Gattin, nicht nach Schönheit und Mitgift, sondern nach gutem Charakter und gesunder Kraft. Eine Jungfrau vermählt sich nicht vor ihrem dreißigsten, wenigstens nicht vor ihrem vier und zwanzigsten Jahre, und sie arbeitet zuvor eigenhändig einige Körbe voll Zeuge, um sie den Begleitern ihres Bräutigams auszutheilen, als da sind Hemden, Handtücher, Tischtücher, wollene Strümpfe, Handschuhe. Die Freier sehen besonders darauf, daß sie ihren Eltern folgsam und haushälterisch sey. So wie bei diesem Volke Diebstahl, Mord und Ehebruch selten ist, so sind auch die Mädchen sehr keusch, und die Jungfrau geht mit dem Meßer auf den los, welcher ihr freche Zumuthungen macht, und eine jede hat hinten und vorn eine Schelle am Gürtel hängen, und bei Nacht geht sie mit einer Fackel. Dadurch wißen die Eltern stets, was die Tochter thut und wo sie ist. Weiterhin sagt dieser Erzähler (S. 56): bei den Sudinen, Curonen, Samagiten, Lituanen tragen die heurathbaren Jungfrauen an vielen Orten eine Schelle, die an einem Bande vom Gürtel bis auf die Kniee hängt, und sie werden geraubt, wie es auch alter lacedämonischer Brauch war nach Lykurg's Einrichtung. Doch der Bräutigam raubt sie nicht, sondern zwei seiner Verwandten thun es. Dann erst wird die elterliche Einwilligung nachgesucht und die Heurath vollzogen. (Solche Sitten setzen voraus, daß die heidnische Religion dieses Volkes dem Guten keinen Eintrag that, und die Sittlichkeit nicht gefährdete.)

Daß sie Haine hatten, als heilige den Göttern geweihte, würde vorauszusetzen seyn, wenn auch keine Nachricht darüber vorhanden wäre, denn die verwandten Stämme hatten welche; aber Lasicz bemerkt ausdrücklich: Als ihnen befohlen ward, die Bäume auszuhauen, thaten sie es nicht gern, und thaten es auch nicht eher, als bis der Befehlende (der Pole Lascow, von welchem selbst der Erzähler Lasicz es gehört hat) den Anfang damit gemacht hatte. Denn sie waren des Glaubens, die Haine seyen Wohnsitze der Götter, und sie sahen und hörten auch bei diesem Werke schaurige Gesichte und Gespenster. Einer fragte, ob es auch verstattet sey, die Rinde von den Bäumen abzuschälen, und als der Vorsteher Lascow es bejahte, schälte er einige eifrig, indem er immerfort die Worte wiederholte: Ihr habt mich meiner Gänse und Hähne beraubt, deßwegen will ich euch nackt machen. Dieser Mensch glaubte nämlich, die Götter, welche ihm an seiner Habe Schaden gebracht hätten, wären in dem Holz und der Rinde versteckt.

(Das Fällen dieser Bäume findet sehr spät statt, erst im sechzehnten Jahrhundert, und die heidnische Religion war bereits über ein Jahrhundert abgeschafft worden, wiewohl nicht erloschen. Aber sie lebte, wie

auch anderwärts, nur als sogenannter Aberglaube fort, in welchem manches Einzelne sich ändert und die sogenannten Geister gewöhnlich eine wichtige Stelle einnehmen. Wir sind daher durchaus nicht berechtigt, der Religion der Slawen die Ansicht zuzuschreiben, welche jener Baumschäler ausspricht. Die Haine waren heilig und unverletzlich gewesen, sie hatten den Göttern gehört, und hatten in enger Verbindung mit ihnen gestanden, aber daß die Götter in den Bäumen selbst wohnten und wenn man diese schälte, ihres Kleides entblößt wurden, hat ganz und gar nicht den Schein der alten Religionsansicht, wohl aber den des späteren Aberglaubens, welcher leicht aus der Gottheit oder den Gottheiten des Hains böse Geister machen konnte, die dem Menschen Schaden bringen, und die ihren Sitz in den Bäumen selbst nehmen).

Die Zahl der Götter erscheint dem Berichterstatter fast so groß, als die der griechischen in Hesiod's Theogenie. Denn außer dem Gott, sagt er (S. 46), welcher ihnen der höchste ist, haben sie sehr viele Zemopacios, d. i. irdische, welche die verehren, die den Christengott noch nicht kennen. Der höchste Gott heißt:

Auxtheias Wissagistis (dieser Name bedeutet den hohen Gott; litthauisch augli, wachsen, aukstay, lettisch augst, hoch, litthauisch wissas, jeder, Alles; lettisch wiss augstakajis, der Allerhöchste.)

Percunos ist der Gott des Donners. Wann es donnert, geht der Landmann mit entblößtem Haupt, ein Stück Speck auf den Schultern, durch sein Grundstück und spricht: Percunos sende das Verderben nicht auf mein Feld, ich aber will dir dies Stück Speck geben. Ist aber der Sturm vorüber, dann ißt er selbst dieses Stück.

Percuna Tete ist die Mutter des Blitzes und Donners, welche die müde und bestaubte Sonne im Bad aufnimmt, und sie dann gebadet und rein glänzend am folgenden Tage entläßt.

Audros heißt der Gott, dem die Sorge für das Meer und die anderen Waßer obliegt.

Algis ist der Bote der höchsten Götter. (Litthauisch und lettisch heißt alga, Lohn, und der preußische Katechismus hat den Genitiv algas in derselben Bedeutung. Sollte algis den Lohndiener bezeichnen?)

Ausca ist die Göttin der Strahlen der auf- und untergehenden Sonne.

Bezlea ist die Abendgöttin.

Brekſta ist die Göttin der Dämmerung, Finsterniß (brekszti, dämmern, Tag werden. Daß dieser Wortstamm in dem Namen dieser Göttin enthalten sey, läßt sich nicht bezweifeln).

Ligiczus gilt für den Gott, welcher die Eintracht unter den Menschen schafft und erhält. (Lygus, gleich, ähnlich, Paar, paarweise, lyg, gleich, eben so wie: lygti, gleich, eben, ähnlich seyn, lyginti, gleich machen, ebenen, glätten, lyg laukis, der Gemein-Acker, der unvertheilt ist.)

Datanus ist der Geber der Güter.

Kirnis schützt die Kirschbäume eines an einem See gelegenen Schloßes, auf welche man zu seiner Sühne geopferte Hähne wirft, und an welche angezündete Kerzen befestigt werden.

(Der Kirschbaum ist aus der Fremde nach Litthauen gebracht worden, und schwerlich hat man ihn zu einer Gottheit personificirt, so daß man einen Kirschengott erfunden hätte. Daß er aber auf dem angegebenen Gute unter den Schutz einer der vorhandenen Gottheiten gestellt worden sey, oder daß der Kirschbaum in den Cultus desselben gezogen ward, stellt der angegebene Brauch außer Zweifel. Das Feuer und das Licht wurden angewendet für die Feier der wesentlichen Zeiträume, welche die Sonne in ihrem Wechsel schafft. Der Tag im Wintersanfang, wann die Sonne gleichsam neu geboren wird, der Frühling, die Sommersonnenwende sind solche Zeiten, die man auch mit Feuer oder Lichtern feierte. Noch werden zu Weihnachten für die Kinder Bäumchen mit Lichtern geschmückt, und das Johannisfeuer hatte sich auch bis vor nicht langer Zeit erhalten. Im Frühling oder zu Sommers Anfang wurden auch in Deutschland Hähne auf Bäume gebunden und erschlagen, als das Heidenthum längst nur noch im Volksaberglauben fortbestand. Der Hahn steht mit den Geistern in Berührung, da er der Lichtverkünder in der Dämmerung ist und sie mit seinem Rufe in die Unterwelt scheucht. Die Winterszeit, wo die Sonne matt ist, besonders die Zeit, wo die Sonne gleichsam abstirbt, in den dem Geburtstage der Sonne im December, oder den dem Neujahrstage zunächst vorhergehenden Tagen, galt als die, welche der Unterwelt am günstigsten sey, wo ihre Geister große Macht auf der Erde haben und dem Menschen Angst einflößen. Wann das Licht auf der Erde siegte, brachte man den Hahn zum Opfer, den lichtverkündenden Geistergenoßen und Geisterverscheucher. Da uns die Zeit nicht gemeldet wird, wann dem angeblichrn Kirnis die Hähne und Lichter auf die Kirschbäume gethan wurden, so können wir nur vermuthen, aber nicht behaupten, es sey im Frühling oder zu Anfang des Sommers geschehen. Der Gott aber, der uns hier unter dem Namen Kirnis genannt wird, ist höchst wahrscheinlich eine Form des Sonnengottes gewesen, weil derartige Feste ihm zumeist galten, als dem Herrn und Geber des gefeierten Lichtes. Man vergl. unten in der Mythologie der Wenden den Brauch zu Stettin.)

Kremata ist Gott der Schweine, dem man Feuer anzündet und Bier darauf gießt. (Czechisch Krmě, Speise, Krmnice, Mastschwein, Krmiti, polnisch Karmia, Nahrung.)

Pizius erhält Opfer von den Jünglingen, die dem Bräutigam die Braut zuführen.

Gondu wird von den Mädchen angerufen und angebetet. (Gundyti heißt versuchen, probiren, in Versuchung führen.) Su-gundyti, ein Paar

zusammenbringen, su-gundimas, die Ehestiftung; also rufen die Mädchen in Gondu die Ehestiftungsgottheit an, oder die Ehegottheit.

Modeina und Ragaina sind Waldgötter. (Mit dem Worte ragana benennt die litthauische Sprache (lettisch raggana) die Hexe, den Unhold; raganus heißt der Hexenmeister und raganauti hexen. Wahrscheinlich ist Ragaina damit verwandt. Daß der Name Modeina ganz richtig überliefert sey, möchte ich bezweifeln, denn sobald wir Medeina als die Form gelten laßen, welche in das unerklärliche Modeina verderbt worden, so haben wir die richtige Bezeichnung der Waldwesen. Medis heißt Baum, medinnis 1) hölzern, 2) im Wald befindlich. Die Litthauer nannten auch den Feldgeist, Feldteufel, wie man diese Wesen zu benennen pflegt, medinnis ozys, d. i. Waldziege.

Kierpiczus und sein Beisteher Siliniczus sind die Götter des Mooses, das dort viel gebraucht wird, und die Moossucher opfern diesen. (Kerpe. Moos. Kirpti, scheeren, kirpikkas. der Scheerer.)

Tawals ist Urheber des Vermögens.

Orthus ist ein fischreicher See, den sie verehren.

Ezernim wird als Gott der Seeen verehrt.

Manche altadelige Familien verehren besondere Götter. Den Simonaites die Mikulianische Familie. Den Sidzins die Michelowicianische. Den Rekicziowus, die Schemietianische und die Kiesgalianische Bentis. Andere Familien andere besondere Gottheiten.

Kurwaiczin Eraiczin heißt der Gott der Lämmer. (Eraiczin kommt von eris, das Lamm.

Garbunithis ist Beschützer der eben geborenen Lämmer. (Gardas bedeutet die Hürde.)

Prigirstitis erhört die Murmelnden. Man heißt daher einen dies oder das mit gedämpftem Murmeln sagen, damit ihn Prigirstitis nicht rufen höre. (Girdeti, hören, vernehmen; isz-girstu, ich höre, prigirdzin, ich kann hören; also ist diese Gottheit die des Hörenkönnens.)

Dersintos stiftet Frieden. (Litthauisch fehlt der Buchstabe f und so ist Dersintos ein um so schwerer zu erklärender Name; droffs statt druwin steht in dem preußischen Katechismus von 1545, kann aber nicht für gesichert gelten und darum nicht benutzt werden.)

Bentis bewirkt, daß zwei oder mehrere zusammen eine Reise wohin unternehmen. (Bendras bedeutet gemeinschaftlich.)

Laukpatimos wird von denen verehrt, die sich an das Pflügen oder Säen begeben. (Litthauisch heißt laukas, preußisch und lettisch lauks, das Feld.)

Priparscis macht die Nieren wachsen.

Ratainicza ist Gott der Pferde. (Raitininkas heißt der Reiter; raitas, reitend, zu Pferde.)

Walgina, Gott des anderen Viehes. (Walgyli, eßen, walginti, speisen, ernähren, unterhalten.)

Krikſthos schützt die Kreuze auf den Grabhügeln.

Dieses Volk beobachtet auch sehr alle Anzeichen und Weißagungen, und sie haben

Apidome als Gott der Veränderung des Wohnsitzes. Jedes Junge, welcher Art es sey, das blind oder schwächlich ist, wird schnell von dem Orte, wo es ist, an einen andern gebracht.

Ja der König Wladislaus, von Abkunft ein Lituane, hatte von seiner Mutter den Aberglauben gelernt, denjenigen Tag für einen unglücklichen zu halten, an welchem er zufällig den linken Schuh zuerst nehmen würde; deßhalb drehte er sich manchmal auf einem Fuße im Kreise herum, wann er aus dem Bett gehen wollte. Vieles der Art wird auch von den Samagiten beobachtet. Wie auch manche unter uns kein Glück auf der Jagd hoffen, wann ihnen beim Ausgehen aus dem Haus ein Weib begegnet, oder wenn einer eine bestimmte Zahl zu fangender Hasen, Füchse, Wölfe nennt.

Krukis heißt der Gott der Schweine. (Oben hieß der Gott der Schweine Kremata.) Dieser wird heilig verehrt von den Budraiken, d. i. den Schmieden. (Krúke bedeutet die Schweinschnauze und der Schweingott hieß Kruke Kiaulu, und ist jetzt noch ein Schimpfwort auf den Schweinhirten, kiaule heißt Schwein.)

(Diese Gottheit, welche Schweinschnauze bedeutet, muß die nämliche seyn, welche oben Kremata genannt ward. Eine räthselhafte Sache ist die Verehrung desselben durch die Schmiede, denn was hat das Schwein mit dem Schmiedehandwerk zu schaffen? Dem Kremata wurden Bierspenden in Feuer gegoßen, woraus erhellt, daß er die volle göttliche Verehrung genoß. Die Spende in das Feuer zu gießen, setzt voraus, daß das Feuer dem Gott angehörte, und daß man den Trank auf diese Weise ihm selbst brachte, wie man der Waßergottheit den Trank in das Waßer, den Erdgottheiten auf die Erde goß. Der Gott, dem ein Feuer als seinem Wesen entsprechend und es darstellend geweiht seyn konnte, und dem wir es daher auch geweiht finden, war Perkunas, der Gott des Blitzes, daß aber dieser ein Schützer der Schweine hätte seyn können, oder daß aus irgend einem Grund ihm dieses Thier zugekommen wäre, läßt sich nicht vermuthen, und eine Spur, welche darauf führen möchte, ist nicht vorhanden. Das weibliche Schwein finden wir in der Mythologie der Mutter Erde geweiht, das männliche, den Eber hatte man dem Gott der Sonne geweiht. Daß die Slawen in ihrer Mythologie von dem Eber wußten, und ihn darin verwendeten, werden wir unten bei dem sogenannten Radegast sehen. Da nun die sinnbildlich angewendeten Thiere sonst bei diesem Volk die nämliche Bedeutung haben, wie bei den

anderen Völkern, so darf man ohne großes Bedenken annehmen, der Eber sey auch von ihnen auf den Sonnengott bezogen worden, und derselbe habe ein Feuer gehabt, da die Sonne eben so gut durch ein Feuer geehrt und dargestellt werden kann, als der Blitz. Dann konnten Schmiede, da wo sich dieses Feuer befand, diesen Gott, der selbst ein Eber genannt werden konnte, ganz insbesondere um des Feuers willen verehren. (Wer Lust hätte auf diesem Wege der Argumentation weiter zu schreiten, könnte den Namen des Curcho mit Krukis zusammenbringen, da Metathesen, gleich der, die für die Zusammenstellung beider Namen vorauszusetzen wäre, auch auf dem preußisch-litthauischen Sprachgebiete nicht fehlen. Doch ich überlaße jede weitere Argumentation Anderen.)

Lasdona ist Gott der Haselnüße (lazda, der Hasel- oder Nußbaum, lazdynas, der Haselstrauch).

Babilos (Bybyles) Gott der Bienen, den die Rußen Zosim benamen.

Sie haben auch Göttinnen, als da sind:

Zemina, Göttin der Erde. (Z'emyna, die Erdgöttin, von z'eme, die Erde. Wir finden diese Göttin nur als blüthenbringende genannt, in einem Liede, wo sie so angeredet wird, und in einer Formel, welche lautet: Blüthenbringende Erdgöttin segne unserer Hände Werke. Diese spricht man beim Biertrinken, wobei etwas Bier auf die Erde gegoßen wird. So berichtet uns Nesselmann in dem litthauischen Wörterbuch (S. 543). Es ist wohl möglich, daß sie in Beziehung auf die Blüthe und das Gedeihen der Gewächse vorzugsweise unter diesem Namen geehrt ward, und daß für die anderen der Erdmutter und Lebensmutter zugehörigen Wirksamkeiten und Eigenschaften, für jede ein besonderer Name bestand. Aber aus den Bruchstücken, die uns übrig geblieben sind, läßt sich eine vollständige Darstellung dieser Göttin nicht einmal versuchen. Die nachher genannte Wielona, so wie die oben genannte Perkuns Tete, auch die Matergabia und noch eine oder die andere Göttin, die hier als selbständig angeführt werden, mögen verschiedene Seiten der Erdmutter darstellen, doch haben wir nur die Namen mit einer dürftigen Notiz versehen.)

Austheia, Göttin der Bienen. (Litthauisch ószti, summen wie die Bienen; ószu, ósztu erste Person des Präsens.) Beide gelten für Vermehrerinnen der Bienen, und wann diese schwärmen, bittet man, die Göttinnen möchten gewähren, daß die Schwärme fremde Bienen mit brächten, und sie möchten die Drohnen von den Stöcken abhalten. (Nirgends aber giebt es reineren Honig, oder der so wenig Wachs hätte, als dort, und er wird nach Belgien, Frankreich, Spanien verschifft.) (Bei den Letten heißt Uhsinsch der Bienengott, den Grimm in der deutschen Mythologie (S. 660) als den Gehoften erklärt, in Bezug auf die mit

Wachs bedeckten Bienenschenkel. Ich erkläre mir diese Benennung eben so, zumal, da der Hahn mit rauh bewachsenen Beinen ähnlich genannt ist, nämlich uhsains gailis, d. i. der behoste Hahn, von uhsas, Hosen, und auch biksains gailis in der gleichen Bedeutung von bikses, Hosen (gailu bikses aber heißt die Schlüßelblume, d. i. Hahnenhosen.)

Außerdem haben gewiße Bezirke, gleich den adeligen Geschlechtern, ihre besonderen Götter. Nämlich:

Dewoitis ist Gott von Poiurski. (Dewaitis, Deiwaitis, eigentlich Gott, bezeichnet vorzugsweise den Donnergott, also den höchsten Gott der heidnischen Religion.)

Vetustis von Netowski.

Guboi und Twerticos von Sarakowski.

Kirnis von Plotelsci.

Die Göttin der Seelen heißt

Wielona, und dieser wird dann geopfert, wann die Todten gespeist werden. Gewöhnlich bringt man ihr geröstete Kuchen dar, die an den vier einander entgegengesetzten Enden ein wenig geschlitzt sind, und Sikics Wielonia Pemixlos heißen. (Wele, in der Mehrzahl weles, bedeutet die Gestalten der Gestorbenen, welu welykos ist Gründonnerstag (welykos, Ostern), also heißt dieser das Osterfest der Todten. Welinas oder Welnas ist der Teufel, der böse Geist, und so ergiebt sich, daß Wielona die Göttin der Todten ist. Die Letten nennen den Teufel Wels, Welns und der heidnische Name des October, in welchem die Seelen der Verstorbenen Speise erhielten, hieß Wella mehness, Teufelsmonat, Wella laiks, Teufelszeit. Die Namen der Kuchen bedeuten sikke, gen. fem., ein dünner Faden von Roggen- oder Weizenmehl; pennukszlas, Speise, Nahrung. (Daß Pemixlos keine richtige Wortform sey, ist unzweifelhaft.)

Warpulis ist der Gott des Luftgetöses vor und nach dem Donner. (Warpelis, kleine Glocke, Schelle.)

Was aber die Götter

Salaus,

Szlotrazis,

Tiklis,

Birzulis,

Siriczus,

Dwargonth (das Wort gonth, welches in dieser Zusammensetzung erscheint, dürfte wohl auf ganyti, hüten, zurückzuführen seyn, und dwar zu dwaras, der Hofraum, das adelige Gut gehören, so daß diese Gottheit den Schutz der Höfe oder Hofgüter zum Amte hätte.)

Klamals,

Atlaibos

und andere dieser Art bedeuten, eröffnen sie den Christen nicht gerne. Sie halten sie für Helfer der Menschen, und glauben darum, daß man sie anrufen müße. Die Götter des Hauses nennen sie

Numeias (numas und namas heißt litthauisch Haus), und ein solcher Gott, welchem aller Hausrath obliegt, ist

**Ublanicza.**

Die Göttin des Teigs heißt

**Dugnai.**

Hinter dem Herde des Hauses hat

**Pesseias**

den Sitz, unter den neugeborenen Jungen aller Art. (Pesza, paiszai, der Ruß am Keßel, Topf. Der hinter dem Herde wohnende Gott könnte wohl der Rußige heißen.)

**Tratitas Kirbixtu**

heißt der Gott, welcher die Funken der Hütte löscht. (Die Form Kirbixtu scheint falsch und es scheint kibirxtu heißen zu müßen, denn kibirksztis bedeutet den Funken.) Den

**Alabathis**

rufen die zu Hülfe, welche Flachs hecheln wollen.

**Polengabia**

ist die Göttin, welche des brennenden Herdes wartet. (Pelenas, der Feuerherd, pelenai, die Asche.)

**Aspelenie**

die Gottheit der Winkel. (Dieser Name kommt ebenfalls von pelenai, Asche, pelenas, Herd.)

**Budintaia**

weckt den schlafenden Menschen. (Budinti heißt wecken.)

Die Hausfrau bringt den Kuchen der Göttin

**Matergabia**

dar, welcher zuerst aus dem Backtrog genommen und mit dem Finger bezeichnet im Ofen gebacken ward. Diesen darf Niemand eßen, als der Hausvater oder deßen Weib. Auf ähnliche Art wird dem

**Raugnzemapati**

der erste aus dem Faß geschöpfte Trunk Bier oder Meth dargebracht, und dann ausgetrunken. (Rugti, gähren, rugimas, das Gähren; rugsti = rugti; Raugnzemapati bedeutet sicher den Herrn der Gährung und ist wohl aus Raugsztrmapati, welches die vollständige Form wäre, verderbt oder abgekürzt.) Diesen Trunk nennen sie Nulaidimos (leisti, Präsens leidmi oder leidziu oder leisu, laßen, nuleisti, herablaßen, ablaßen, abzapfen, nulaidimas, das Herab- oder Ablaßen, also beim Bier das

Abzapfen.) und jenen ersten Kuchen Taswirzis. Dem nämlichen Biergott bringt der Hausvater eine schäumende Schale voll Bier, wann es nach empfangener Hefe steigt, dar, d. h. er trinkt sie aus, und dann erst bekommen auch die Anderen davon zu trinken. Die Göttinnen

**Luibegeldas**

rufen sie so an: Luibegeldae per mare porire sekles gillie skaute, d. h. Ihr habt zu uns alle Waizensamen gesandt in der Schale der Eichel! (gille bedeutet die Eichel).

Nachdem nun Lasicz das Erndtefest nach Guagnin's Beschreibung (s. Pergubrios) berührt hat, fährt er fort: Am dritten Tage nach diesem, bei den Rußen Ilgi genannten und am zweiten November (am Tage nach Allerheiligen) gefeierten Feste verehren die Jungfrauen den Gott

**Waizganthos,**

damit er Flachs und Hanf in Fülle gewähren möge. Die größte unter den Jungfrauen füllt den Schooß des Kleides mit Kuchen, die Sikies heißen, und steht auf einem Stuhl auf einem Bein, *) die linke Hand emporgestreckt, mit einem langen Stück Bast von der Linde oder Ulme (woraus sie auch Schuhe machen), und in der rechten Hand einen Krug Bier haltend, wobei sie die Worte spricht: Waizgonthos, mache uns den Flachs so hoch, als ich jetzt hoch bin, und laß uns nicht nackt gehen. Hierauf trinkt sie den Becher aus (denn auch die Frauen dort sind stark

---

*) Solche Bräuche gab es auch in Deutschland. Grimm (S 1189) giebt an: Wenn der Lein gesät wurde, stieg an einigen Orten die Hausfrau auf den Tisch, tanzte und sprang rücklings herab: so hoch sie niedersprang, so hoch sollte der Flachs wachsen. In der Wetterau, beim Säen des Krautes, muß die Frau auf den Herd springen und rufen: Häupter wie mein Kopf, Blätter wie mein Schürz und Dorschen (Strünke) wie mein Bein. So wird das Kraut gerathen.

Man sieht hier deutlich, daß der Hang zum Sinnbildlichen diese Darstellung des Wunsches veranlaßt hat, aber jede tiefere Bedeutung fehlt. Nicht um der Mutter Erde willen, als der Spenderin des erbetenen Segens ist die Jungfrau oder Hausfrau dazu ausersehen worden, den Wunsch mit ihrer Mimik zu begleiten, sondern weil sie den Flachs spinnen, und dieser daher vorzugsweise das weibliche Geschlecht angeht. Eben so verhält es sich mit dem Kraut, wie das Stellen der Hausfrau auf den Herd des Hauses deutlich zeigt. Sie steht auf dem Herde, weil das Kraut von ihr daselbst gekocht wird. Hätte dieser sinnbildlich vorgetragene Wunsch eine unmittelbare Beziehung auf die Erdgöttin, und wäre das Weib um ihretwillen dazu gewählt worden, so würde man nicht eine Formel an die Mutter Erde vermißen, und schwerlich würde das Haus zu einer solchen sinnbildlichen Segenserbittung gewählt worden seyn, sondern das Feld, wo die Mutter Erde den gewünschten Segen verleiht.

im Trinken), und wenn er wieder gefüllt ist, gießt sie ihn dem Gott auf die Erde aus und wirft die Kuchen hin, damit die Götter, wenn Waizganthos welche hat, sie eßen mögen. Bleibt die Jungfrau, während sie diesen Brauch ausführt, fest auf dem Fuße stehen, so erwartet sie eine gute Flachsernbte im folgenden Jahre, wankt sie aber und muß sich auf den andern Fuß stützen, dann zweifelt sie an dem Gedeihen des Flachses.

(Der Name des Waizganthos wird ihn wohl als den großen Hüter, den großen Beschützer nennen, von wais, groß und dem Zeitworte ganyti, hüten, doch heißt preußisch wais auch Haus, aber nicht litthauisch, weßhalb wohl nicht der Hüter des Hauses gemeint ist, und so möchte auch nicht an das litthauische waisa, Fruchtbarkeit, zu denken, und dieser Gott als Hüter der Fruchtbarkeit zu deuten sein. Hupel (I. 151) sagt von den Letten: Weizgants (von gan weizahs, es gelingt wohl) war der Gott der Verlobten, sonderlich der Bräute. Gan heißt wohl, schon, zwar, und weizigs bedeutet gedeihlich von weizinaht, gedeihen laßen, gelingen laßen, aber eine derartige Zusammensetzung mit gan am Ende fehlt. Wohl aber heißt auch lettisch ganniht hüten, gans, Hüter.)

An dem nämlichen Feste laden sie die Todten aus ihren Gräbern ein zum Bade und zum Mahle. Wie viele eingeladen sind, für so viele werden Sitze, Handtücher, Hemden in der dazu angeordneten Hütte bereit gehalten, und der Tisch mit Speise und Trank besetzt. Dann kehren die Leute in ihre Hütten zurück und zechen drei Tage lang. Wann das zu Ende ist, laßen sie alle jene Sachen auf den Gräbern, die sie mit dem Tranke begießen, und sagen zuletzt den Seelen ein Lebewohl. Jene Sachen aber nehmen die weg, welche in den Wäldern Asche brennen für die Walker und Bretter zum Schiffbau schneiden.

Auch die Liven bringen zu dieser Zeit den Gräbern ihrer Todten Speise und Trank, ein Beil und etwas Geld und sagen dazu: Gehe hin, o Armer, aus diesem Zustand in eine beßere Welt, wo dir die Deutschen nicht mehr gebieten werden, sondern du ihnen. Da hast du Waffen, Speise, Reisegeld!

Wann der Sommer allzu kurz ist, so daß die Frucht nicht trocken genug wird, so trocknet man sie zu Haus am Feuer. Da aber wird zu dem Gott

**Gabie**

gebetet: Gott Gabie erhebe die Flamme, und laß die Funken nicht wegsprühen.

Wann die Lituanen im Frühjahr pflügen wollen, verehren sie den

**Smik Smik Perleveun.**

Die erste mit dem Pfluge gerißene Furche gehört demselben, und der, welcher sie gerißen hat, darf sie im ganzen Jahre nicht überschreiten, sonst

würde er den Gott gegen sich aufbringen. (Statt Smik muß es vielleicht Semik heißen, welche Namenform vorkommt.)

Bei einem Wurstfest: Skierstuwes genannt, rufen sie den Gott

## Ezagulis

an: Vielona velos atteik musmup und stala: Komme mit den Todten, um Wurst mit uns zu eßen. (Skersti, Präsens skerdu, ein Schwein schlachten, skerstuwes, der Schmaus beim Schweinschlachten, der in allerlei gekochtem Fleische besteht. Atsigalleti heißt krankliegen, atsigulti, bettlägerig werden. Sollte Ezagulis der Gott der Kranken seyn, derselbe wäre nicht unpaßend.)

## Aitwaros

ist der Alp, der hinter Zäunen haußt, denn das bezeichnet der Name selbst. (Ais, hinten, twora, Zaun.) (Der Alp oder Nachtmar heißt auch, wie uns Nesselmann meldet, slogintoja, und ist dieses Wort weiblichen Geschlechts, bedeutend die Drückerin, die Presserin, von dem Zeitworte slegti, drücken, pressen, woher auch slogintojis, der Plager, der Plagegeist, ein Wort männlichen Geschlechts, stammt. Aitwaras bedeutet, wie Nesselmann angiebt, nicht den im Schlaf drückenden Nachtmar, sondern den Alp, den fliegenden Drachen, der nach dem Volksglauben Schätze bringt, den Pferden die Haare zusammendreht u. s. w.)

## Kaukie

sind die Gespenster, welche die Rußen Uboze heißen; sie sind bärtig und von der Höhe einer ausgestreckten Hand. Die, welche an sie glauben, können sie sehen, die Anderen aber nicht. Man setzt ihnen allerlei Speisen hin, und ist der Meinung, wenn dieses nicht geschehe, leide man Schaden an seiner Habe. Sie nähren auch gewiße Hausgötter, schwarz von Farbe, vierfüßig und fett, gewiße Schlangen, Givoitos genannt. Mit Furcht sehen und verehren sie die Leute, wann sie aus den Höhlen des Hauses hervorkriechen zu dem hingestellten Eßen, und sich wieder in dieselben zurückziehen. Begegnet dem Verehrer dieser Schlange ein Unheil, so meint er, dieselbe sei nicht gut gehalten worden.

## Srutis und Miechutele

sind die Götter der Farben, und sie verehren sie, wann sie Farben im Walde suchen zum Färben der Wolle.

Diese und noch mehrere Andere sind die Götter der Samagiten. Lasicz vergleicht mit diesen vielen Göttern die Heiligen und die Schutzpatrone, was in gewißer Hinsicht paßend geschieht. Johannes und Paulus wehren den Schaden vom Getraide, der heiligen Agathe ist die Obsorge über das Feuer zugetheilt, der Soldat Florian löscht Feuersbrünste, Nicolaus hat Macht über das Meer und wird im Sturm angerufen:

O heiliger Nicolaus, führe uns in den Hafen, und ihm sind Capellen am Gestade geweiht. Sein College ist der große Christoph, und auch der heiligen Jungfrau ruft man zu: Sey gegrüßt, Stern des Meeres, holde Mutter Gottes, und: sey gegrüßt Königin der Barmherzigkeit, unser Leben und unsere Hoffnung; zu dir rufen wir. Dem Weine steht Urbanus vor, dem Getraidebrand wehrt Jodocus, und Magnus vertreibt die Heuschrecken. Der Gänse wartete der heilige Gallus, der Schafe der heilige Wendelin. Eulogius besorgt die Roße, Pelagius das Rindvieh und Antonius die Schweine. Die heilige Gertrud hält die Mäuse von den Spinnrocken ab, den Studirenden steht die Jungfrau Catharina, die Alexandrinerin bei, anderswo aber Gregorius, auf deßen Namenstag auch die Kinder zuerst in die Schule geschickt werden. Die Maler haben zu ihrem Beistand den heiligen Lucas, die Aerzte den Cosmus und Damianus, die Zimmerleute den Eulogius, die Schuster den Crispinus, die Schneider den Gurmanus, die Töpfer den Goar, die Jäger den römischen Bürger Eustachius, die Huren rufen die Afra und die Magdalena an. Bei Pestilenz wendet man sich an den heiligen Sebastian, bei der Lustseuche und Krätze an den Rochus, beim Fieber an Petronella, beim Kopfweh an Ita, bei Zahnweh an Apollonia, bei Geburtswehen an Margaretha. Der Evangelist Johannes bewahrt vor Gift, Wolfgang hilft gegen Gicht, Romanus befreit vom Beseßenseyn, Marcus wendet plötzlichen Tod ab, Martinus das Elend, Leonhard lößt Feßeln der Gefangenen, Vincentius hilft zur Wiedererlangung des Verlorenen, Valentin befreit von der fallenden Sucht. Schande wehrt Susanna ab, Ottilie heilt kranke Augen, Blasius hilft dem Hals, Laurentius den Schultern, Erasmus dem ganzen Bauch. Nicolaus hat in Polen die Heerden zu schützen. Wenn Mädchen nüchtern den Andreas an seinem Festtag anrufen, zeigt er ihnen ihre künftigen Männer. Barbara rettet von Kriegsmord, wie auch die Mutter Gottes.

Auch Länder haben ihre Schützer; Polen den Stanislaus, Preußen den Albert, die Russen den Nicolaus, die Deutschen den Martin, die Franzosen den Dionysius, die Römer den Peter und den Paul, die Venezianer den Marcus, die Köllner die heiligen drei Könige, die Mailänder den Ambrosius, die Ungarn die Jungfrau Maria und den Ladislaus.

Mit diesen Nachrichten, welche große Zahl von Namen sie auch geben, ist das Verzeichniß litthauischer Götternamen nicht ganz erschöpft, sondern wird vermehrt durch einige, die nicht unwichtig sind, wenn sie uns auch keine entscheidenden Aufschlüße über den Entwickelungsgang der Mythologie dieses Volksstammes geben.

*Zémberys* oder *Zémbarys*, d. h. der Erdbestreuer (vom *Zéme*, die Erde, und bérui, bérti, streuen, schütten) ist der heidnische Erdgott,

dem jährlich um die Osterzeit drei Hände voll von jeder Saat, drei Bißen von jeder Speise und ein weißes Tuch geweiht wurden; die Speise fraßen die Hunde, das Getraide wurde ausgesäet, und von der Erndte desselben ein Bier gebraut, welches an dem Feste dieses Gottes getrunken wurde und Z'embrinnis alus hieß. (Nesselmann s. v. Z'éme S. 543.) Dieser Gott ist dem Wesen nach eins mit Pergubrios, Curcho, Potrimpos, und scheint in der Form dem Pergubrios am nächsten zu stehen oder nur ein anderer Name desselben zu seyn.

Die Reise stand unter dem Schutz einer Göttin, welche Nesselmann

**Czuźe** oder **Guźe**

nennt. Näheres ist über sie nicht bekannt, und ihr beschränkter Wirkungskreis zeigt an, daß sie, in Beziehung auf denselben keine Hauptgottheit vorstellen konnte, wohl aber könnte einer Hauptgottheit der Reiseschutz anvertraut seyn. Ihr Name bezeichnet sie nur nach ihrem Amte, denn guzineti bedeutet die Hin- und Herbewegung, z. B. umherschleichen. Furchtbar war

**Giltine**

die Todesgöttin bei den heidnischen Litthauern, die durch plötzliche Todesfälle, Pest und andere Krankheiten die Menschheit strafte; jetzt auch schlechthin für den Tod, besonders für einen plötzlichen Tod gebraucht. Indeß haben sich noch Phrasen in Bezug auf die persönliche Gottheit erhalten, kad tawe Giltine pas maugtu, daß dich Giltine erwürge! Giltine sukka, die Giltine geht um, sagt man bei ansteckenden oder epidemischen Krankheiten. (Nesselmann); (gilti heißt stechen.) Außer der Giltine finden wir noch eine Göttin dieser Art, die

**Magilà,**

welcher außer der Pest und dem Tode auch der Zorn gehört, und der Ausdruck imma ji Magilòs bedeutet: Hole ihn der Teufel (polnisch heißt mogila, Hügel, Grabhügel.) Die

**Laume**

ist eine untergeordnete Gottheit, Art Fee. Sie drückt die Schlafenden, vertauscht den Eltern die Kinder, versteckt auf der Spule des Spinnrockens das Ende des Fadens u. s. w. Zuweilen, wenn ein Mädchen den Webstuhl verließ, kam eine Laume und webte die Leinwand in größter Geschwindigkeit fertig. Konnte dann das Mädchen die Laume nennen, so gehörte ihr die Leinwand, errieth es aber den Namen der Laume nicht, so gieng diese mit dem Gewebe davon. Viele Litthauerinnen pflegen noch jetzt aus Furcht vor der Laume am Donnerstagsabend nicht zu spinnen. Der Regenbogen heißt Laumes josta. Den Donnerkeil nennt

der Litthauer unter andern auch Laumės spenys, d. i. Zapfen, Zize der Laume, wie er ihn kaukspenys, Zapfen des Alp oder unterirdischen Geistes nannte, und so sehr galt Laume als die, welcher der Donnerkeil gehöre, daß dieser auch Laumes papas, d. i. Brustwarze der Laume, genannt ward. Daraus läßt es sich auch erklären, weßhalb man sie am Donnerstage fürchtete, denn wenn uns dieser Tag auch nicht ausdrücklich dem Donnergott geweiht genannt wird, so dürfen wir von anderen Völkern, welche dem Donnergott diesen Tag heilig hielten, auf die Litthauer schließen. Laume konnte erst an die Stelle des Perkunas an diesem Tage treten, als die heidnische Religion nicht mehr in ihrer Kraft war, sondern theilweise in dem Volksaberglauben fortlebte. (Die Letten benennen die Hexe, die fliegende Zauberin Lauma.) Eine Göttin des Glücks, eine Fortuna wird uns bei den Litthauern unter dem Namen

**Laima**

gemeldet. Dieser Name bezeichnet sie als das, was sie ihrem Wesen nach seyn soll, als das Glück (laiminti, glücklich machen, segnen; laimus, glücklich, günstig, vortheilhaft, gut gedeihend — nulaima heißt Wahrzeichen, Vorbedeutung. Nesselmann will letzteres von lémti, festbestimmen, besonders von Gott und Göttern gebraucht, herleiten, woher lemimas, Bestimmung, Wahrzeichen, stammt, und nulemimas, Schickung, Verhängniß, Vorsehung.) Sie war auch Göttin des Segens und Lebens, und man sagt taip Laima leme, so hat Laime es beschloßen. (Das Wort laimas, männlichen Geschlechts, das Glück, Geschick, Loos.) Wie wenig wir auch über sie erfahren, so führt uns doch dieses Wenige dahin, daß wir in ihr eine bedeutende Gottheit der Litthauer erkennen müßen. In einer Daina (Rhesa S. 11) lesen wir:

„Laima schenkte
Einen Tag der Sonne,
Da zerfloß vor Wärme
In dem Teich das Eis.“

In einer andern (S. 273):

„Die Laima rief, die Laima schrie,
Lief mit bloßem Fuß über den Berg.
Auf den Berg stieg ich hinauf,
Da erblickt' ich drei Fischer,
Drei Neerunger auf der See.“

Das Mädchen fragt diese und hört von ihnen, daß sein Bruder in dem Meere umgekommen sey. Also ist hier Laima mit diesem Unglück in Verbindung gesetzt. Sie legte auch (s. Rhesa S. 210) dem Kinde bei der Geburt das Laken unter und bestimmte sein Glück. Eine Göttin des Lebens und Todes und des ganzen schon bei der Geburt bestimmten

Menschenschicksals scheint mehr als eine bloße Personification zu seyn, und ihr Thun läßt an die große Lebensmutter, die wahre Schicksalsverhängerin denken, welche als Todesgöttin den Menschen wieder, wann seine bestimmte Zeit abgelaufen ist, bei sich empfängt. Eine Göttin des Reichthums

**Gabjauja**

wird uns ohne irgend etwas Näheres über dieselbe genannt. Ihr Name ist wahrscheinlich zusammengesetzt und kommt wohl von dem Stamme gab — in gabenti, bringen, und jauja, Scheune, worin das Getraide getrocknet wird. Der Gabie, welchem die Flamme sich erheben, ist wohl aus gabjaujis verderbt, denn dieser ist männlich, was Gabjauja weiblich ist, und grade Gabie wird beim Fruchttrocknen angerufen (jauja, Scheune mit einem Ofen, worin das noch am Stroh befindliche Getraide getrocknet wird; 2) Brachstube, worin Flachs getrocknet und gebrochen wird. Der Gott des Feuers heißt bei Nesselmann Jagaubis.

Für die Farben nennen sie auch noch eine Göttin

**Meletele,**

die ihren Namen von mêle, in der Mehrzahl mêles, hat, welches Wort Färberwaid zum Blaufärben bedeutet.

Sonderbar muß es uns scheinen, daß die Litthauer in der

**Dewaite Szwenta,**

eine Göttin des Regens, dem Namen nach, die heilige Göttin, besitzen, da der Regen dem Himmelskönig, dem Gott des Gewitters zu gehören pflegt. Mit einer Himmelskönigin aber, einer mit der Macht über den Regen bekleideten Gemahlin des Himmelskönigs können wir die litthauische Mythologie nicht um dieser Regengöttin willen bereichern. Sie scheint eher dem spätern Volksaberglauben als der alten heidnischen Zeit anzugehören. Denn

**Dewaites,**

d. i. Göttinnen, hießen auch die Göttinnen der Brunnen und Flüße, wie wir aus Nesselmann sehen, und es mochte sich der Begriff des Waßers im allgemeinen mit dieser Benennung verbinden, wenn man das göttliche Wesen desselben bezeichnen wollte, wie es etwa im deutschen Aberglauben gewesen wäre, wenn man den Regen auf die Nixen bezogen hätte. Das weibliche Wort

**Deiwe,**

Göttin, bezeichnete auch den Nachtgeist, das Gespenst, so wie Deiwys dasselbe oder auch den Abgott bezeichnete. Wir finden aber auch eine bestimmte Zahl dieser Göttinnen, nämlich sieben

## Deiwes Walditoyes

d. i. herrschende oder herrliche Göttinnen (von waldyti, herrschen, benannt, woher z. B. walditoje die Erbin oder Erbsaßin als Herrin bezeichnet.) Diese heilige Zahl findet sich aber sonst im Litthauischen nicht, denn selbst in den Dainos, die im Munde des Volkes sind, herrscht, obgleich die Zahl sieben sich längst hätte geltend machen können, die Zahl neun durchweg, und jene kommt in keiner Daina vor. Diese Göttinnen fertigen das Hemd des Menschen, welches sein Todtenhemd werden soll, und eine derselben bleicht es und sie geben es dem höchsten Gott, damit dieser es zu dem Todtenhemde des Menschen verwende. Von dem Spinnen des Schicksals oder des Lebensfadens bietet sich sonst keine Spur in den Resten der litthauischen und preußischen Mythologie dar, wenn es auch heißt: die Werpeja, d. i. die Spinnerinn beginnt den Faden des neugeborenen Menschen am Himmel zu spinnen, und jeder Faden endet in einen Stern, stirbt aber der Mensch, so zerreißt sein Faden und der Stern fällt erbleichend nieder. Dieses ist willkürliche späte Dichtung, welche sich mit den Sternschnuppen zu schaffen gemacht hat. Jenes Mährchen (mitgetheilt im Ausland 1839. Nr. 278) lautet vollständig also: Die Deiwes Walditojes waren sieben Göttinnen, die erste spann das Leben der Menschen aus einem Rocken, den ihr der höchste Gott gegeben hatte, die zweite zettelte den Faden, die dritte wob, die vierte erzählte Mährchen, um die Arbeitenden zum Unterbrechen zu locken, denn ließen sie vom Werk, so verdarb das Gewebe, die fünfte ermahnte sie zum Fleiß, und bereitete dem Leben Länge, die sechste schnitt den Faden ab, die siebente wusch das Gewand und gab es dem obersten Gott, es wurde dem Menschen zum Todtenhemd.

Dieses Mährchen ist nicht aus der litthauischen Mythologie auf volksthümlichem Weg entstanden, denn sonst würde die Vertheilung der Thätigkeit unter sieben nicht Statt gefunden haben. Es zeigt sich deutlich das Bestreben, vermittelst des Wirklichen und Alltäglichen zu jener Zahl zu gelangen. Linnen wird gesponnen, gewebt, gebleicht, und das Alles ist in das Mährchen aufgenommen, obgleich das Bleichen oder Waschen gar nicht zu einem Schicksalsgespinnst paßt. Deutlich erscheint der Einfluß der Zahl Sieben, und ihre Anwendung auf eine mythologische Vorstellung in einer etwas trivialen Weise. Als Volksmährchen mag dergleichen schön seyn für Freunde derselben, in mythologischer Hinsicht aber sind solche Dinge sehr werthlos, wenn sie nicht Schlüße gewähren auf das wirkliche Sachverhältniß.

Von männlichen Gottheiten giebt es auch noch mehrere Namen, welche von Lasicz nicht verzeichnet worden sind. Ein Waldgott wird erwähnt, Namens

## Girrystis,

der nach dem Walde benannt ist (girra und girre, Wald), von welchem wir aber nichts Näheres wißen. Der Name Silla=Nadikis bezeichnet auch den Waldgott. Ein Hirtengott hieß

## Jauczin Bobis oder Baubis,

und hat seinen Namen von der Ochsenheerde (jautis, Genitiv jauczio heißt der Ochse, auch jauczias hat dieselbe Bedeutung, und baubis, bobis bedeutet die Heerde; baubti heißt brüllen.)

Als ein Gartengott wird angeführt

## Bibczin Bobelis,

wobei zu bemerken ist, daß bobélis die Verkleinerungsform des vorhin genannten Wortes bobis sey. Nesselmann führt einen Gott

## Gabwartas

an, den er aber nur aus einer Angabe des Schultz (Grammatik S. 24) kennt. Welches Amt dieser Gott gehabt habe, ist nicht bekannt, und eine sichere Erklärung des Namens bietet sich nicht dar; (wartas bedeutet 1) Waldwart, Unterförster; 2) Hofthor, Heck, Stadtthor. Gabartai. gawartai, jawartai, ein Wort in der Mehrzahl, bezeichnet das Thürgatter. Ob mit Hülfe dieser Wörter, oder des von Lasicz genannten Gabie, ein Gebiet der Wirksamkeit für den Gabwartas zu finden sey, vermag ich nicht zu sagen). Im

## Bangputtis (oder Bangu Dewaitis)

hatten die Litthauer einen im Gebiete des Meeres wirkenden Gott, deßen Namen ihn als Wellen=Bläser bezeichnet (banga, die Welle, pusti, blasen, wehen). In einer Daina bei Rhesa S. 112 wird dieser Gott genannt, und der genannte Herausgeber übersetzt:

„Laß seyn, laß schaukeln
Den Wellenschäumer
Den Kahn auf goldnem Anker,"

indem er den letztern Theil des Namens von dem Worte putta, Schaum, ableitet. Daß aber Nesselmann ihn richtiger als Wellenbläser erklärt, kann nicht bezweifelt werden. Bangu Dewaitis bedeutet, Gott der Wellen, und daß er eins sey mit Bangputtis geht aus dem oben angeführten Liede hervor, wo es in der zweiten Strophe vor der, welche den Bangputtis erwähnt, also heißt:

„Doch da erzürnte
Der Gott der Wellen;
Der Nordwind hub an zu stürmen."

Einen Berggott besaßen sie in dem

**Kaukarus,**

deßen Name mit kaukaras, Hügel übereinkommt.

Guagnini meldet von den Litthauern: sie verehrten vorzüglich das Feuer, welches Znicz heißt, und dem zu Ehren Feuer unterhalten werden unter der Obhut von Priestern und Dienern, so daß die Vernachläßiger, die es erlöschen ließen, mit dem Tode bestraft wurden. Ein solches Feuer ward zu Wilna, der Hauptstadt Litthauens, mitten in der Burg, wo jetzt die Kirche des heiligen Stanislaus steht, unterhalten. Auch den Blitz Perun genannt, ehrten sie als Gott. Znicz und Perun sind keine litthauischen Wörter, und nicht Feuer oder Blitz selbst waren die Gegenstände der Verehrung, sondern Perkunas der Donnergott, war der mit dem ewigen Feuer Verehrte, als Herr des Feuers. Was wir aus diesem Znicz machen sollen, ist schwer zu sagen. Znich heißt im Czechischen die Erndte, wie aber Strykowski dazu hätte kommen sollen, dieses Wort durch Feuer zu erklären, ist nicht abzusehen. (Von dem Curcho heißt es auch, ihm sey ein ewiges Feuer unterhalten worden, und daß die Erndte mit ihm in Verbindung stand, wißen wir. Sollte eine Verwechselung Statt gefunden haben, so daß Strykowski hörte, das Feuer brenne dem Gott der Erndte, und daß er meinte, dieses Feuer heiße selbst Erndte? Möglich wäre es, da sorgfältige Forschung jenen Nachrichten nicht zu Grunde liegt.)

**Außrinne,**

der Morgenstern war den Litthauern eine weibliche Gottheit (Rhesa S. 316.), wenn man dergleichen Personificationen Gottheiten nennen darf. Wäre er eine wirkliche Gottheit gewesen, so wäre nicht zu erwarten, daß er in einem lettischen Lied,

**Auskelis**

genannt, als eine männliche erschiene, wo es heißt (Bergmann S. 42):

„Die Sonne zerhieb den Mond
Mit einem scharfen Schwerdte.
Warum hat er dem Morgenstern
Die verlobte Braut genommen?"

Wie weit eine ältere Mythe oder eine mythologische Ansicht über den Morgenstern bestanden habe, läßt sich aus den späteren Daines natürlich nicht entwickeln, da wir nicht einmal ermitteln können, ob dergleichen nicht ganz und gar der freien Dichtung angehöre, die manchmal sogar unverständlich wird. Von der Braut des Morgensterns ist noch in einem Liede die Rede, worin aber auch nicht gesagt wird, wer sie sey, doch läßt sich vermuthen, daß die Nacht damit gemeint sey. Dieses Lied (bey Rhesa S. 221), welches die Aufschrift: der Morgenstern führt, lautet:

„Der Morgenstern richtete Hochzeit aus:
Perkuns ritt durch die Pforte hinein,
Und schlug die grüne Eiche nieder.

Vom Blut der träufelnden Eiche
Ward mir mein Kleid bespritzet,
Ward mir der Kranz bespritzet,

Es weinte die Sonnentochter,
Drei Jahre las sie die Blätter,
Die verwelkten Blätter auf!

Wo soll ich geliebte Mutter
Die Kleider nun waschen?
Wo soll ich das Blut auswaschen?

Geh', o geliebte Tochter,
Zu dem Teiche hin,
Worin neun Bächlein fließen.

Wo soll, geliebte Mutter,
Ich nun die Kleider trocknen?
Sie trocknen in dem Winde?

O Tochter in dem Garten,
Wo neun Rosen blühen.

Wo soll, geliebte Mutter,
Die Kleider ich nun anziehen?
Die reinen Kleider vertragen?

O Tochter, an dem Tage,
Wenn neun Sonnen glänzen."

Hier ist auch von einer Sonnentochter die Rede, und daß auch diese nicht nur einmal genannt werde, und mithin ein Gegenstand des Volksliedes war, zeigt das folgende litthauische Lied (Rhesa S. 173):

„Unterm Ahorn fließt der Quelle
Reines klares Waßer,
Wo die Sonnentochter frühe
Kommt ihr Antlitz zu waschen.

Zu dem Ahorn an der Quelle
Gieng ich mein Gesicht zu waschen.
Und ich wusch mein weißes Antlitz,
Da entfiel mein Ringlein,

Und es kamen Gottes Söhne
Mit den seidenen Netzlein,
Fischten mir den Ring, den lieben,
Aus des Stromes Tiefe?"

Aber aus solchem Liederinhalte wirkliche Mythologie herauszufinden, wäre schon um deßwillen eine mißliche Aufgabe, weil wir selbst in den wenigen Angaben, welche darin enthalten sind, keine feste Ansicht und Uebereinstimmung finden. So haben wir grade über Sonne und Mond in Beziehung auf den Morgenstern eine durchaus verschiedene Angabe, in folgendem Liede (Rhesa S. 93), welches die Heurath des Mondes beschreibt:

„Es nahm der Mond die Sonne,
Da war der erste Frühling.

Die Sonne stand schon früh auf,
Der Mond verbarg sich scheidend.

Der Mond wandelte einsam,
Gewann den Morgenstern lieb.

Darob ergrimmte der Donnergott,
Zerhieb ihn mit dem Schwerdte.

Warum verließest du die Sonne?
Was gewannst du den Morgenstern lieb?
Was wandeltest du einsam in der Nacht."

Die alten Preußen erzählten: daß die Sonne an den Mond verheurathet gewesen sey; aus dieser Ehe wären die ersten Sterne entsproßen. Als aber der Mond seiner Gattin später ungetreu ward und dem Morgensterne seine Verlobte entführte, ward er zur Strafe von dem Gott des Donners, Perkunos, mit einem scharfen Schwerdte zerhauen. Die

zwei Hälften, in die er zerspalten ward, sind noch in den beiden Mondsvierteln zu sehen. (Tettau und Temme S. 28.)

Doch grade diese verschiedenen Angaben zeigen, daß man eine Dichtung, wenn sie auch grade nicht in der Mythologie der Litthauer ihren Grund zu haben braucht, über diesen Gegenstand hatte, die verbreitet seyn mußte.

Noch weniger als diesen Liedern in mythologischer Hinsicht, läßt sich dem Liede (Rhesa S. 301), welches das Mädchen in der Fremde zum Gegenstand hat, irgend etwas abgewinnen. Das Mädchen wendet sich mit seinem Anliegen an die Mutter Erde:

„Erdmutter, du Blütenbringerin" (Z'emynėle, Ziedeklėle),

und diese läßt einen Rosenstock hoch bis zu den Wolken wachsen. An diesem steigt es hinauf, und nun heißt es:

„Da begegnet ich einem zarten Jüngling
Auf einem Gottespferdchen," (ant Diewo Sirgyczio)

und dieser ertheilte ihr die gewünschte Belehrung.

Dies trägt ganz und gar den Charakter freier Dichtung, aus der kein Schluß auf irgend eine Ansicht der Litthauer über eine himmlische Welt zu machen ist. Das Hinaufsteigen gen Himmel möchte selbst durch das Christenthum erst in die Idee gekommen seyn, wiewohl auch eine Erkundigung bei der Sonne eine solche Dichtung veranlaßen kann. Von einem Dämon

## Tiknis oder Tiklis

haben die Litthauer die Sage gehabt, er falle den Wagen der Sonne an, wodurch Finsterniß entstehe und Angst alle Wesen ergreife, es möchte die Sonne überwältigt werden. Wie oft aber auch das Letztere verhindert worden ist, so wird es doch am Ende der Welt geschehen. Tiklis nennt Lasicz als eine der Gottheiten, deren Wesen die Leute, wie er sagt, nicht gerne angaben. Die Tschuwaschen nehmen auch einen Dämon an, der die Sonne frißt.

## Dehkla

nennt uns Stender in seinem Lettischen Wörterbuch (S. 39) als eine Abgöttin der Letten, welche keine andere seyn kann, als die große Lebensmutter, denn sie hat ihren Namen vom Säugen (deht), ist also die Säugegöttin. Hupel I. 151) sagt von den Letten: Deewekla heißt überhaupt die Göttin, zusammengezogen Dehkla; das letzte soll eine Göttin der Wöchnerinnen seyn, durch deren wohlthätigen Einfluß die Kinder Schlaf und gutes Gedeihen erhalten sollten. Andere legen solche Wirkungen einer

## Tikkla oder Tikls

bei; der Dehkla aber, die sie von dem lettischen Worte deht, saugen, Dehjklo, schreiben, die Aufsicht über die Säugenden. Laima soll die Göttin der Gebährenden, und

**Mahte**

überhaupt die Kindergöttin seyn, die unter mehreren Beiwörtern bekan ist, unter andern

**Peena Mahte,**

wofür sie die Hausschlangen hielten, die sie sorgfältig mit Milch speisete noch bis jetzt hat sich in etlichen Häusern, sonderlich bei dem Pöbel, d Aberglaube erhalten, daß man Hausschlangen nicht vertreiben dürfe. Dehkla von deht, säugen, ist schwerlich zu zweifeln, denn deewekle bedeu einen weiblichen Götzen oder Abgott überhaupt Die Tikkla ka daneben bestanden haben als die Göttin, welche die Kinder brauchba geschickt, ordentlich machte (von likt kommt likls, brauchbar, schickli ordentlich, tugendhaft, artig u. s. w.). Mahte heißt Mutter und allgemeiner Ehrenname der Göttinnen. Peena Mahte heißt Mil Mutter (auch die Milchkuh wird so genannt; peens heißt Milch), u wenn die Hausschlange ihnen eine Milchmutter war, so müßen sie i auch Einfluß auf die Milch zugeschrieben haben. Ferner bemerkt Hup (a. a. O.) die Letten hatten einen Gott

**Mehra Deews** oder **Mescha Deews,**

der Gott der Unthiere, sonderlich der Wölfe. Die Form Mescha=Deev ist die richtige, denn mesch heißt der Wald, es dient aber auch dies Wort um das Wilde zu bezeichnen, als das im Walde Befindliche, i Gegensatz zum Häuslichen, z. B. mescha Zuhka, das wilde Schwein. Dies Gott ist also ein Waldgott, insbesondere aber der Gott der wilden Thie im Walde.

Wenn uns Stender im lettischen Wörterbuch sogar

**Mehslu Bahba**

als Göttin des Auskehrichts meldet, so mag uns das verwundern, ab wir sind nicht berechtigt, seine Nachricht zu bezweifeln, da wir ja ob eine solche Fülle von Namen bei Lasicz gesehen haben, daß wir an d größten Zersplitterung der Gottheiten im Volksglauben zu zweifeln kein Grund haben. Daß man das Kammermädchen scherzhaft mit diese Namen bezeichnete, dürfte nicht die Veranlaßung gegeben haben, ei solche Göttin anzunehmen, sondern die Sache ist wohl umgekehrt.

**Mussûbirbiks**

hieß bei den Litthauern, wie Mielcke (S. 231) angiebt, ein Fliegengo Der Name bezeichnet ihn als Mücken=blasenden, oder Mücken=summende Bei einem solchen Gott fühlt man sich natürlich zunächst versucht, einen Gott der Sommerhitze zu denken, da diese Mückenschwärme hervo bringt, und wir anderwärts in der Mythologie den Gott der Som

oder den Gott des himmlischen Lichts und der himmlischen Witterung als den Herrn der Mücken, der sie sendet und abwehrt, erkennen. Da Bielbog, der Gott der Sonne in Rußland, ein mit Mücken besetztes Antlitz haben soll, so fehlt es demnach auch nicht an einem Anhalt für eine solche Ansicht. Doch ein bloßer Name mag dagegen wenig geeignet seyn, daß man sich auf eine solche Erörterung desselben verlaße. *)

---

*) Als lettische Gottheiten führt Kruse (S. 49 flg.) folgende an, welche mit dem Verzeichniß von Lasicz zusammen stimmen, aber es nicht vollständig erschöpfen:

1) *Wezzais tehws*, der alte Vater.

2) *Auskuts*, der Pest und Seuchen verbreitete, wenn er nicht durch Opfer besänftigt wurde.

3) *Gardehts*, der über Wind und Wetter, besonders über den Strand wachte.

4) *Lihgo*, Gott oder Göttin der Liebe und der Freude.

5) *Okkupeernis*, dem die Stürme dienstbar waren.

6) *Pergrubhis*, der Gott des Frühlings.

7) *Pilnitis*, der Gott des Ueberflußes.

8) *Pikkuls*, vielleicht der Gott der Anhöhen (von pakalns, Anhöhe), (daß dieser Pikkuls der preußische Pikollos sey, ist nicht zu bezweifeln).

9) *Puschkeitis*, unter einem Hollunderbaum wohnend, dem geopfert wurde, damit beßere Erdgeister die Scheunen füllten.

10) *Uhsinsch*, der Gott der Bienen.

11) *Putschketis*, der Gott des Luftreviers und deßen Bewohner. (Es mag dabei an put-ns, Vogel, gedacht seyn, aber es scheint dieser Putschketis aus Puschkeitis entstanden durch Deutung des unverstandenen Namens.)

12) *Weizgantis*, Gott der Bräute. (Bei Dondangen war noch vor einigen Jahren ein Hügel, auf dem ein rohes Gebilde von Stein sich befand, wo die jungen Mädchen, welche gern Bräute werden wollten, opferten. Dieser Hügel heißt der Puisc e-kalcs oder Knabenberg — puisis, Genitiv puischa, Junge, kalns, Hügel — und das Steinbild einer sehr schlecht gemachten Büste ähnlich, ist jetzt in die Rüstkammer des Dondang'schen Schloßes gekommen, wo ich es abzeichnete. Vielleicht ist dieser Knabe der Weizgautis oder Cupido der Letten. †) — Dieser Ansicht Kruse's läßt sich nicht beipflichten, da dieser Gott um das Gedeihen des Flachses angerufen ward, wozu sein Namen in so fern paßt, als lettisch weizinaht, gedeihen laßen, weizigs, gedeihlich heißt.

13) *Zeemneeks*, der Hausgott, auch *Mahjahs-kungs*, der Herr des Hauses genannt, besonders im Herbste durch Opfer von Vögeln und jungem Vieh verehrt.

Die weiblichen Gottheiten waren:

1) *Brekina* (von brehkt, schreien, die Schreierin), weil sie warnte, ihre peenemahtes, Milchmutter (Hausschlangen und Kröten) in Ruhe zu laßen.

†) Derselbe sagt S. 280: Die Figur auf dem Puische Kallus scheint mehr ein Altar als ein Brustbild.

Zur Heidenzeit ward in einer Gegend Litthauens die Sonne und ein eiserner Hammer von ungeheurer Größe heilig gehalten. Als Veranlaßung berichteten die Eingeborenen Folgendes: Einst habe man viele Monate hindurch die Sonne nicht gesehen, indem ein mächtiger König sie in einem festen Thurm im Verließ gehalten. Endlich hätten die Zeichen

---

2) *Dehkla*, Göttin der Säuglinge, und die das Schicksal lenkende Parze, deren Beschlüßen man nicht entgehen konnte.

3) *Disa*, Göttin des Gedeihens der Früchte. (Disch, discha heißt groß, schön, von gutem Wuchs, ansehnlich, wie Stender angiebt.

4) *Laime*, Glück oder Glücksmutter.

5) *Semme*, Erde oder Erdmutter. (Ihr Fest, Semlicka genannt, beschreibt Pfingsten: Ueber die Feste der alten Letten (S. 10). Es wurde am 28. October gefeiert, war also eine Art von Herbstopfer. Es wurden dabei die Seelen der Verstorbenen ins Haus gerufen und gespeiset. Sah der Hausvater die Seelen, so mußte er in demselben Jahre sterben.) Sie wohnte in der Erde, brachte das Verlorene wieder und wurde von heiligen Zofen bedient, welche für die Verehrer der Göttin die aufgegebenen Arbeiten förderten. (In einem alten Volksliede auf dem Stabburags bei Stabben an der Düna kommt eine solche in den Felsen hausende Jungfrau vor, welche den Bräuten die Schleier wob, und denen, welchen von der Herrschaft zu viel an Arbeiten aufgegeben war, bei ihrer Arbeit half. Ob Kruse das Lied, welches zu lang ist, um hier Platz zu finden, ganz richtig gedeutet habe, mag dahin gestellt seyn, daß es aber der Deutung Schwierigkeiten bietet, ist gewiß.)

6) *Tikla*, die Göttin des Reichthums.

Außer diesen kannten die Letten noch den guten und bösen Geist. Zu den guten gehörten die behrstukki, Kinderpuppen, und die Semmes deewini, Erdgötterchen, welche klein wie Kinder, großen Einfluß auf die Angelegenheiten der Menschen hatten; zu den bösen Geistern die Johdi, Luftgeister oder Seelen der Verstorbenen, die im Nordlichte kämpfen, und die Murgi, welche in Krankheiten das Phantasiren erregten. (Stender bemerkt: murgi, Phantasieen in Hitzkrankheit; Nordlicht. Murga, Träumer, Phantast, murgoht, phantasiren.)

In den Gärten hatte man den Mehstu bahba (oder Kehricht-Alten), der einen eigenen Misthaufen bekam. Er ist der Sercutius der Römer. (Dies ist sicherlich verfehlt, denn bahba heißt altes Weib, und richtiger giebt Stender an: mehslu bahba, Göttin des Auskehrlisses; ironisch ein Kammerkätzchen. Mehst heißt reinigen, säubern, kehren, fegen, ausmisten.) Jedes Haus überdieß hatte einen Hausgeist, tulkis, und ehrte geheiligte Schlangen. Wahrscheinlich war auch davon der Gebrauch entlehnt, daß die meisten Kopfringe, Halsbänder und Armbänder die Schlangenform haben, oder in Schlangenköpfen wenigstens sich endigen. Die Letten und Esthen, welche letztere ebenfalls Schlangenverehrer waren, genießen auch jetzt fast überall, wenn sie nicht schon verdeutscht sind, ungern Aale, wegen ihrer Schlangenform.

des Thierkreises ihr Hülfe gebracht, mit dem eisernen Hammer die Pforte des Thurms aufgesprengt und so die befreite Sonne den Menschen zurückgegeben. Wohl wäre das Werkzeug, durch das diese das Licht wieder erhalten hätten, der Anbetung würdig. (Tettau und Temme S. 28 flg. aus Aeneas *Sylvius* Europa cap. 26.)

Dieser Sage kann ein ganz guter Sinn zu Grunde liegen, denn der Hammer kann den Donnerhammer vorgestellt haben. In der nordischen Mythologie besitzt Thor seinen Hammer während des Winters nicht, denn im Winter giebt es keine Gewitter. Bezieht man dieses Werkzeug auf die Sonne, so ist es nahe gelegt, dasselbe zum Befreier der Sonne zu machen, da diese erst wieder stark und kräftig scheint, wann die Gewitter thätig sind. Dem Donnergott aber sehen wir auch hier den Donnerstag geweiht, wie bei den Germanen. Zum litthauischen Aberglauben nämlich gehört es, daß Donnerstags nur bis zum Abendeßen gesponnen werden darf, weil sonst der Wolf die Heerde frißt. (Tettau und Temme S. 286.) Ob dieser Brauch slawisch, ob entlehnt war, ist uns verborgen.

Die Cicaden werden von den Litthauern für heilig gehalten, weil sie glauben, daß dieselben unerbittlich die ihnen angethanen Beleidigungen ahnden und mit der heftigsten Rache die Kleider zernagen. (Tettau und Temme S. 285.) Daß diese Erklärung, welche die Litthauer sich ersonnen haben, nicht die richtige sey, ist ohne Zweifel. So sagen sie auch: dem Storch darf man nichts zu Leide thun, denn er ist anderwärts ein Mensch, um deßen Heilighaltung oder Schonung zu erklären, die er allein als Bringer des Frühlings genießt. Die Heiligkeit der Cicaden muß einem Verhältniß derselben zur Natur angehört haben, wenn wir auch dasselbe nicht mit Gewißheit bestimmen können.

Im Herbste wurde in Curland ein Lettisch-Litthauisches Fest gefeiert, wobei man einen Bock oder einen Stier mit vieler Feierlichkeit als Sühnopfer verbrannte. (Kruse S. 52.)

In Litthauen giebt es eine Sage von der sogenannten Sündflut, die aber in ihrer Ausbildung wenigstens in kein hohes Alterthum hinaufreicht. Sie lautet bei Narbutta: Als Pramzimas der höchste Gott aus einem Fenster seines himmlischen Hauses über die Welt schaute und lauter Krieg und Unrecht unter den Menschen gewahrte, sandte er zwei Riesen, Wandu und Wejas, d. i. Waßer und Wind, auf die sündige Erde, die zwanzig Nächte und Tage hindurch Alles verwüsteten. Pramzimas wiederum, während er himmlische Nüße aß, herabschauend, warf eine Nußschale hinunter, die auf den Gipfel des höchsten Berges fiel, wohin sich Thiere und einige Menschenpaare geflüchtet hatten. Alle stiegen in die Nußschale, die nun auf der Alles bedeckenden Flut herumschwamm. Gott aber richtete sein Antlitz zum dritten Mal auf die Erde und ließ

den Sturm sich legen und die Gewäßer wieder abfließen. Da zertheilten sich die geretteten Menschen, und nur ein Paar blieb in jener Gegend, von welchem die Litthauer abstammen. Sie waren aber schon alt und härmten sich. Da sandte ihnen Gott zum Tröster den Regenbogen, welcher ihnen den Rath gab, über die Gebeine der Erde zu springen; neunmal sprangen sie, und es entsprangen neun Paare, die Ahnen der neun litthauischen Stämme.

Deutlich tritt hier hervor, daß der Regenbogen aus der Bibel und die Steine aus der griechischen Sage von Deukalion und Pyrrha in diese Sage kamen, und dadurch wird es ganz ungewiß, ob überhaupt eine ausgebildete Sage von einer Alles überschwemmenden Flut in Litthauen einheimisch war, oder ob die ganze Erzählung eine spätere durch Ausländisches veranlaßte Erdichtung sey. Die Ehsten nennen den Regenbogen die Sichel des Donnergottes, welche Bezeichnung von der Gestalt hergenommen, ohne rechten Sinn und ohne denkbare Anwendung alles mythischen Gehalts entbehrt.

Kruse Urgeschichte des Esthnischen Volksstamms u. s. w. giebt (S. 48) von den Letten an, die Eiche sey bei ihnen ein männlicher Gott gewesen, die Linde eine weibliche Gottheit. „Eine solche heilige Linde," sagt er, „habe ich noch im nördlichen Curland bei Anzen gesehen und abgezeichnet, und bei Ermes einen andern heiligen Baum, welcher vor kurzer Zeit von dem Prediger Herrn Carlblom umgehauen war. (Die Zerstörung dieser heidnischen Opferplätze geschah den 13. Mai und folgende Tage 1836) neben einem großen viereckigen Altarstein, auf welchem die Bauern seit undenklichen Zeiten Geld und andere Gaben als Opfer hingebracht hatten." Dieser Baum und Altarstein stand auf einem Hügel, welcher mit Bäumen dicht bewachsen gewesen, nun aber neuerdings größtentheils dieser Bäume schon beraubt war. Aehnliche Plätze nahe bei den Häusern, in denen die Hausgötter wohnend erwähnt werden, waren in Menge von demselben Prediger zerstört.

Heiligenlinde war der Ort der heiligen Linde bei Rastenburg, unter welcher viele Götter verehrt wurden, und unter welcher besonders die Barstucken in der Erde hausten, die Christen stellten ein Marienbild in dieselbe, und es geschahen dort Wunder, so daß Heiligenlinde ein Wallfahrtsort ward und seine Legende hat, die man bei Tettau und Temme (S. 120 flg.) erzählt findet.

(Petri I. S. 480.) Ein Windey durch Zufall an den Rand des Feldes oder in die Nähe des Viehstalles geworfen, ein wenig Blut auf einem Steine und dergleichen, schlägt des Letten Muth oft sehr nieder, daß mancher wohlhabende Wirth dadurch zum Bettler wird, denn er glaubt sich verzaubert. Es ist höchst merkwürdig, daß er (Lutheraner) in solchen Fällen seine Zuflucht zu den Gebeten der katholischen Priester nimmt, auch zu Bärenführern.

Bei Bestimmung der Feldarbeiten sind die Letten große Tagewähler. An den beiden Donnerstagen vor Himmelfahrt arbeiten sie nie auf ihren Aeckern, weil sonst Hagelwetter kommt. Wer am grünen Donnerstage Holz fällt, bringt sicher, ihren Meinungen nach, Schlangen nach Hause, wenn er nicht einen Spahn zurück in den Wald wirft. Läßt er das Holz im Walde liegen, so findet man den ganzen Sommer hindurch Schlangen darunter, die sie am Feuer trocknen, zu Pulver zerreiben und als Arznei gebrauchen u. s. w.

(S. 481.) Viele Zauberer giebt es unter ihnen, meist alte Weiber, die mit Kräutern kuriren. Sie heilen auch durch Besprechen; sie weißagen und geben sich mit allerley Gauckeleyen ab. Auf dem Kreugute S— würde im vorigen Jahre (also 1808) ein Wirth erschlagen; der Thäter war ein Kerl, den ein Zauberer dazu verleitet hatte, indem er ihn versicherte, er könne nie entdeckt werden, wenn er den Stiefel, den sein Herr zuletzt an dem linken Fuß getragen habe, auf den Acker verscharre, auch ein von einem Grabe genommenes Kreuz darauf pflanze u. s. w.

(S. 479.) Die Letten feiern ein Fest zum Gedächtniß der abgeschiedenen Seelen, welches am Michaelistage anfängt, und drey, auch wohl fünf Wochen dauert. Während dieser Zeit wird in keinem Bauerhause Abends gearbeitet. Sobald es finster wird, legt sich alles zur Ruhe, um die Geister der Vorfahren, welche dann in ihren alten Wohnungen herumirren, nicht zu stören. Selbst wenn Geräusch in Scheunen und Ställen gehört wird, hetzt man keinen Hund an. Am letzten Abend dieser festlichen Zeit wird wacker geschmaußt, aber auch eine wohlbesetzte Tafel für die Geister in das Vorhaus u. s. w. gestellt (grade wie bei den alten Preußen) und Lichter werden darauf angezündet. Auch auf die Begräbnißplätze wird ein Bund Spähne zum Anzünden gelegt, damit die Geister sich deren im Finstern bedienen können. Gebildete Letten spotten über diese Gebräuche, machen sie aber doch mit.

Der griechische Mythus von Phaethon ist zwar in seiner Ausbildung durchaus griechisch, aber der Bernstein der Ostsee ist die Veranlaßung dazu. Phaethon, d. i. der Leuchtende, ist der Sonnengott, der Mythus aber machte einen Sohn des Sonnengottes und der Klymene aus ihm. Er wollte den Sonnenwagen einmal lenken, und der Vater mußte ihm dieses bewilligen, aber unvermögend die Roße richtig zu lenken, brachte er die Erde in die größte Gefahr. Der Himmelskönig tödtete ihn mit dem Blitze und er stürzte in den Eridanus. Seine Schwestern wurden in Pappeln verwandelt und ihre Thränen in Bernstein. Ovid malt diese Fabel in den Metamorphosen (I. 750 bis II. 366) aufs reichste aus; Aeschylus und Euripides brachten sie auf die Bühne (man vergl. Welcker Trilogie 566. Euripides 594.)

Der Sinn ist der, daß der Bernstein, das Elektron, wie ihn die

Griechen nannten, ein Erzeugniß der Sonne sey und weil er aus dem Meere kommt, durch die Abends in das Meer tauchende Sonne erzeugt werde. Das Abendroth veranlaßte in der mährchenhaften Uebertreibung die Dichtung von dem Brande, der die Erde ergriff und sie vernichtet haben würde ohne das Einschreiten des Himmelskönigs. Sonderbar müßte es scheinen, daß das Mährchen den Bernstein mit den Pappelbäumen (Schwarzpappel, aber auch Erle wird genannt) in Verbindung bringt, aber hier zeigt sich nichts Auffallendes. Wenn auch diese Bäume kein Harz ausschwitzen, wie andere Baumarten, woraus man in übertreibender Weise Elektron dichten konnte, so bleibt das Mährchen bloß bei der zum Mythus gewordenen Sache stehen, und sucht das, was wunderbar erscheint, nicht natürlich zu erklären.

Diese Bäume gehören der Unterwelt an, denn an dem Waßer der Unterwelt wachsen sie, wie die Homerische Odyssee angiebt, denn mit der Weide sollte das Waßer bezeichnet werden, welches für die Unterwelt gedichtet war. Ueber das Unterweltswaßer zieht Abends der Sonnengott in das Todtenreich, und so kam der Bernstein mit diesen Bäumen in Verbindung. Der Fluß Eridanus ist kein anderer als jenes Waßer der Unterwelt, den man aber auch in dem Rhodanus erkennen wollte, wo denn Bernstein an die Küste gespült ward, nicht in der Wirklichkeit, aber doch in der Fabel. Dabei blieb es aber nicht, sondern der Po in Oberitalien ward dieser Eridanus, denn der Bernstein kam durch den Handel nach dem Adriatischen Meere hin, und das griechische Mährchen ließ Phaethon's Schwestern als Bäume ihn dort weinen. Das Mährchen vergaß aber nicht, diese Landschaft zu einer Todtenwelt zu dichten, treu dem alten Mythus, denn man fabelte von dunkelgekleideten Bewohnern dieser Gegend. (Polybius II. 16. tom. I. p. 259 Schwg. Plinius 37. 11), und Skymnus Chius (400) giebt von ihnen an:

„— — — man sagt,
Sie gehen schwarz und haben Trauerkleider an."

Daß in Wirklichkeit jemals dort ein Volk gewohnt habe, welches sich der schwarzen Kleidung bediente, hat Niemand behauptet, und es wäre daher nur ein natürlicher Erklärungsversuch des Mythischen, solches anzunehmen, aber die natürlichen Erklärungen mythischer Dinge müßen, um zu gelten, wenigstens auf erwiesene Thatsachen gegründet seyn. Hier aber bezeugen die bernsteinschwitzenden Pappeln am Po, daß von keiner Wirklichkeit die Rede sey, sondern von einer dahin versetzten Unterwelt.

---

# III.

# Wenden, Czechen u. s. w.

# Swantowit, Swiatowit.

Dieser Gott tritt in den dürftigen Nachrichten, welche uns von der slawischen Mythologie geblieben sind, besonders hervor, und wir erfahren verhältnißmäßig viel von ihm, doch wird uns ein Name, der ihn in Verbindung mit einem seiner Herrschaft untergebenen Naturwesen bezeichnete, nicht überliefert, denn der Name Swantowit oder Swiatowit benamt ihn nur mit ehrender Auszeichnung als den heiligen Herrn oder Fürsten oder Helden (preußisch swints, litthauisch szwentas, lettisch swehts, czechisch swety, polnisch szwiety, heilig. Die Endung wit kommt auch häufig bei Männernamen vor, und es muß der Stamm wit die Bedeutung eines Herrn gehabt haben oder eines Oberen, czechisch heißt davon witez, der Sieger, witeziti, siegen, überwinden. Schafarik (Slawische Alterthümer I. S. 433) stellt zu den slawischen Namen mit der Endung wit deutsche mit der gleichen Endung und nimmt Rücksicht auf das skandinavische Wort vitkr, der Zauberer, Seher, sowie auf das angelsächsische vita, Rath, Weiser, Vornehmer u. s. w.). *) Seinen Cult finden wir nur beschrieben auf der Insel Rügen, und bei den Slawen anderer Gegenden nicht weiter berührt als nur mit einem flüchtigen Worte, welches selbst bezweifelt werden kann und keine Belehrung gewährt. So wird dieser Gott zwar in Böhmen genannt, aber ob er daselbst auch einheimisch gewesen, ist dennoch nicht verbürgt. (Dubraw ist der erste, welcher angiebt, daß Swantowit auch bei den Böhmen verehrt worden sey, und Stredowski hat ein Bild desselben veröffentlicht ohne allen Beweis seines Alterthums.) Das Austragen des Todes im Frühling knüpfte eine späte Angabe (s. Marzana) in Böhmen an das Bild des Swantowit, aber diese Annahme ist völlig falsch.

---

*) Zeuß (die deutschen und die Nachbarstämme, S. 35) sagt: Der Allgott der Slawen hieß Swiatowit. Mit den Ableitungssylben -owit aus swjat, Licht, Welt, als Adjectivum swjatyj, heilig. Die Ableitung -owit, in weicher Verbindung -ewit, wie in Rujewit, ist das russische -owicz (dem deutschen ing entsprechend), auch im Volksnamen Δραγοβῖται, bei Nestor Drgowiczi (als Mannsname Dragawit, Dragowitus, Dragovit in den Chroniken bei Pertz 1). Aus grom, Donner, ist serbisch gromowit, Donnerer in den serbischen Liedern I. 77: udri gromom, gromowit Ilija! schlag mit Donner, Donnerer Elias! Sonst heißt Elias gromownik. S. 41 meint Zeuß, der vierhauptige indische Brahma sey ganz, auch in der Form identisch mit Swjatowit.

Ueber Bild und Verehrung des Swantowit zu Arkona auf der Insel Rügen haben wir den Bericht des Saxo Grammaticus, welcher im vierzehnten Buche in der Geschichte Waldemar's I., *) darüber Folgendes meldet:

Die Stadt Arkona **) liegt auf der hohen Spitze eines Vorgebirgs, und ist nach Osten, Süden und Norden von Natur fest durch steile Abhänge, deren Spitze ein mit der Wurfmaschine geschoßener Pfeil nicht erreichen kann. Auch ist sie auf diesen drei Seiten vom Meere bespült; auf der Westseite aber ist ein fünfzig Ellen hoher Wall, der unten von Erde bis zur halben Höhe gemacht ist, oben aber von Hölzern mit Erdschollen dazwischen. An seiner Nordseite sprudelt ein Quell, wohin ein befestigter Fußsteig führte. Als Erich diesen einst abgeschnitten, bedrängte er die Bewohner der Stadt nicht weniger durch Durst als durch die Waffen. In der Mitte hat die Stadt eine Ebene, wo sich ein Tempel von Holz, von erlesener Arbeit, befand, der nicht nur durch die Herrlichkeit der Verehrung, sondern auch durch die Gottheit des in ihm aufgestellten Bildes ehrwürdig war.

Der äußere Umkreis des Tempels war mit wohl ausgeführtem Schnitzwerke versehen, und enthielt mancherlei Bilder von Sachen in roher Malerei. Eine einzige Thüre diente zum Eingange. Den Tempel selbst schloß eine doppelte Reihe von Verschluß ein, wovon die äußere aus Wänden bestehend ein rothes Dach hatte, die innere aber, auf vier Säulen gestützt, anstatt der Wände Vorhänge zeigte, und mit der äußeren nur durch das Dach und einige Oberdecken in Verbindung stand. Im Inneren stand ein sehr großes Bildniß, welches jede Menschengestalt an Größe überstieg, mit vier Köpfen und vier Hälsen, von welchen zwei nach vornen und zwei nach hinten giengen. Betrachtete man es von vorn oder von hinten, so zeigten sich auf beiden Seiten die Köpfe, der eine zur Rechten, der andere zur Linken gewendet. Bart und Haar waren an denselben gestutzt nach der Art der Bewohner von Rügen. In der Rechten trug die Bildsäule ein Horn, aus verschiedenen Arten von Metall

---

*) S 822 flg. in der Ausgabe des P. E. Müller fortgesetzt von Velschow. Kopenhagen 1839.

**) Schafarik II. S. 615 sagt: Arkona hieß eigentlich Orekunda oder Arekunda, was ich durch belli ara, Kriegs-herd erkläre; vergleiche das slawische oriti, arati, orež (Waffe), das kärnth. chorwat. orias (gigas), das angelsächsische oret-mecg (heros, Heldensohn), das griechische Ἄρης, altdeutsch Er, Eor (Mars), sanscr. kunda (heiliges Opferfeuer) u. s. w. Natara und Orekunda waren Oerter, wo man über Krieg und Frieden rathschlagte und entschied. Wenn ich dem Leser diese Zusammenstellung eines ernsten und tüchtigen Forschers des slawischen Alterthums hier mittheile, so will ich sie damit nicht zu der meinigen machen.

gemacht, welches der Priester alljährlich mit Wein füllte, um aus dem Verhältniß dieser Flüßigkeit den Segen des folgenden Jahres zu erkennen. Der linke Arm bildete in die Seite gestemmt einen Bogen. Der Rock gieng bis auf die Schienbeine, die von einem verschiedenen Holze gemacht, so geschickt an die Kniee gefügt waren, daß man die Fuge nur durch eine genauere Betrachtung entdecken konnte. Die Füße standen dem Boden gleich, da das Gestell in dem Boden angebracht war. Nicht weit davon lag der Zaum und der Sattel des Bildes nebst mehreren Zeichen seiner Gottheit. Ausgezeichnet darunter war ein Schwerdt durch seine Größe, deßen Scheide und Griff äußerlich sich als Silber kund gab und mit getriebener Arbeit sehr schön geschmückt war.

Die Gottesverehrung daselbst war folgende: Einmal jährlich, nach der Einsammlung der Früchte, strömte das Volk von der ganzen Insel zu dem Tempel hin, opferte Thiere und hielt ein feierliches Festmahl. Der Priester, der gegen den Brauch der Inselbewohner langen Bart und langes Haar trug, reinigte am Tage vorher, wann er den Gottesdienst zu verrichten hatte, die Capelle, in welche er allein eintreten durfte, mit dem Besen auf das sorgfältigste, durfte aber in derselben nicht athmen. So oft er daher Athem schöpfen mußte, sprang er an die Thür und athmete daselbst, damit die Gegenwart des Gottes nicht durch die Berührung eines sterblichen Odems besudelt werde. Am folgenden Tage lagerte sich das Volk vor der Thür, und der Priester nahm dem Bilde das Trinkhorn und betrachtete es sehr genau. Fand sich von dem hineingegoßenen Wein Etwas vermindert, so bezog er das auf einen Mangel im folgenden Jahre, und ermahnte das Volk, die Früchte die es jetzt hatte, zu sparen, bemerkte er aber keine Verminderung, dann weißagte er eine fruchtbare Zeit. Hierauf goß er den alten Wein als Spende vor die Füße des Bildes, füllte das leere Trinkhorn mit frischem, that, als ob er dem Bilde zutrinke und betete feierlich für sich und das Vaterland um Segen und um Macht und Sieg für das Volk. Alsdann leerte er das Trinkhorn in einem Zuge, füllte es aufs neue und fügte es wieder in die rechte Hand des Bildes. Zu dieser Festfeier ward auch ein süßer Kuchen gebraucht, von runder Form und von einer solchen Größe, daß er fast der Höhe eines Menschen gleich kam. Der Priester stellte denselben zwischen sich und das Volk und fragte, ob man ihn, den Priester, sehe. Antwortete man, daß er zu sehen sey, so sprach er den Wunsch aus, das möge im folgenden Jahre nicht der Fall seyn, welcher Wunsch auf eine gute Erndte des nächsten Jahres zielte. Ferner grüßte er im Namen des Bildes die gegenwärtige Versammlung, ermahnte sie zur ferneren Verehrung der Gottheit und zum fleißigen Begehen der heiligen Bräuche, und versprach als sichersten Lohn dafür den Sieg zu Waßer und zu Land. War dieses alles vollendet, dann brachten sie die

übrige Zeit des Tages mit glänzendem Gastmahle hin, indem sie das Opferfleisch verzehrten. Bei diesem Mahle galt es für fromm, die Nüchternheit zu verletzen, und für ein Unrecht sie zu bewahren. Männer und Weiber gaben als Geschenk jährlich ein jedes ein Geldstück zur Verehrung dieses Bildes, welchem auch von aller Beute der dritte Theil überwiesen wurde.

Diese Gottheit hatte auch 300 Roße und eben so viele Krieger dazu; deren Beute im Krieg oder durch Raub dem Priester zur Obhut übergeben ward, der aus solchen Erwerbungen die verschiedenen Sachen und Tempelzierathen machen ließ und in Kisten einschloß, in welchen sich außer vielem Gelde auch durch das Alter zerfreßener Purpur aufgehäuft fand. Dort sah man auch viele öffentliche und Privat-geschenke, die zusammengekommen waren durch die Gelübde derer, welche die Wohlthaten des Gottes in Anspruch nahmen. Diesem Götterbild huldigten alle Slawen und leisteten Zahlungen dahin, und selbst benachbarte Könige gaben ihm Geschenke. So schenkte der Dänenkönig Swen demselben ein vorzüglich gearbeitetes Trinkhorn, büßte aber diese Gottesverletzung durch einen unglücklichen Tod. Auch an anderen Orten hatte diese Gottheit Tempel, die aber durch Priester von niederer Würde und geringerer Macht bedient wurden. Außerdem besaß der Gott ein ihm besonders eigenthümliches Roß von weißer Farbe, aus deßen Mähne oder Schweif Haare zu rupfen ein Frevel war. Nur der Priester durfte dies Roß füttern und besteigen, damit das göttliche Thier nicht entweiht werde. Die Bewohner von Rügen hatten die Meinung, Swantowit (so hieß die Gottheit des Bildes) führe auf diesem Roße Krieg gegen die Feinde seiner Religion. Ein Hauptbeweis dafür war, daß dasselbe, bei Nacht im Stalle stehend, am folgenden Morgen mit Schweiß und Koth bedeckt war, als ob es weite Räume durchlaufen habe. *) Dieses Roß diente auch zur Weißagung, die auf folgende Weise durch dasselbe veranstaltet ward:

Wann ein Krieg unternommen werden sollte, ward eine dreifache Reihe von Speeren vor dem Tempel geordnet, von welchen immer zwei an einen Dritten quer befestigt mit den Spitzen in die Erde gesteckt wurden, so daß ein

*) Tacitus erzählt in den Jahrbüchern (XII. Kap. 13), wo er von dem Kampfe zwischen Meherdates und Gotarzes um Parthien spricht: Indeß machte Gotarzes bei dem Berge Sambulos den Göttern des Ortes Gelübde, und ehrte besonders den Hercules, der zu einer bestimmten Zeit die Priester im Schlaf ermahnt, daß sie Roße zur Jagd gerüstet zu seinem Tempel bringen. Wann diese Roße pfeilgefüllte Köcher bekommen haben, schweifen sie durch die Wälder, und kehren erst bei Nacht keuchend mit leeren Köchern zurück. Dann offenbart der Gott wieder durch ein nächtliches Gesicht, wo er die Wälder durchschweift habe, und da findet man niedergestrecktes Wild zerstreut liegen.

gleich großer Zwischenraum die Reihen trennte. Das Roß ward dann von dem Priester, nach Vorausschickung eines Gebets, aus dem Hofe mit seinem Riemenwerk vorgeführt, und wenn es über die angeordneten Reihen der Speere eher mit dem rechten als mit dem linken Fuße schritt, so nahm man dies für ein gutes Vorzeichen für den zu beginnenden Krieg. Hatte es aber auch nur einmal den linken Fuß zuerst gebraucht, so ward das Vorhaben eingestellt. Keine Schiffahrt ward unternommen, ehe man dreimal hintereinander dieses Schreiten des Roßes günstig befunden hatte.

Der Gegensatz des weißen und schwarzen Roßes war ein durchgreifender, und das weiße Roß der Sonne erscheint der Unterwelt, die das Licht haßt, selbst noch im späten Volksaberglauben als ein verhaßtes Thier. So hat sich noch die folgende Sage erhalten, die es unzweideutig zu erkennen giebt. Ein Bauer zu Jänickendorf hatte einen Kobold, der allerhand Dienste im Hause verrichtete. Bei den Zurüstungen zur Hochzeit des Bauers vernachläßigt, rächte sich der Kobold, indem er unter den Pferden den Schimmel nahm und in einen Mengekumben rücklings warf und einklemmte, daß es Mühe kostete, das Thier wieder los zu machen. Die Kobolde aber können die Schimmel nicht leiden, und füttern sie nur vier Wochen lang. Verkauft der Besitzer ein solches Pferd nicht nach dieser Zeit, so läßt es der Kobold verhungern. (Kuhn märkische Sagen S. 103 flg.)

Waldemar ließ Tempel und Bild zerstören (Saxo Grammaticus 14. S. 837 flg.) in Gegenwart des zahlreich versammelten Volkes. Die Beine wurden durchgehauen, so daß es auf die Wand stürzte, und als diese durchbrochen war, krachte es mit Getöse zur Erde. Alter Purpur, der die Berührung nicht mehr aushielt, hieng in dem Tempel herum, Hörner von wilden Thieren waren da, ungewöhnlicher Art, und künstlich bearbeitet. Der Dämon in Gestalt eines schwarzen Thieres wich aus dem Tempel, und entzog sich plötzlich den Augen der Herumstehenden. (Als der heilige Otto von Bamberg zu Chozegow, dem heutigen Gützkow den Geist des dasigen Gottes aus dem Tempel austrieb, nahm derselbe die Gestalt eines ungeheueren, den Einwohnern sehr lästigen Mückenschwarms an, den aber die christlichen Priester durch ihre Gebete und durch die Hülfe des heiligen Kreuzes vertrieben, wie

---

Das den Tag über rennende Roß, auf welchem die Gottheit mit Pfeilen schießend unsichtbar reitet, kann kein anderes seyn, als das Sonnenroß, und der pfeilschießende Gott kein anderer, als der, welcher mit der Sonne den Tag über am Himmel hineilt. Was Tacitus erzählt, ist eine dieses Verhältniß betreffende Tempellegende; ob er sie aber ganz genau erfahren hat, d. h. ob die Legende Alles genau so enthielt, wie er es nach fremdem Bericht mittheilt, bleibt dahin gestellt.

Abt Andreas im Leben des heiligen Otto (III. 9) erzählt.) Trotzdem, daß der arme Teufel fort war, und trotz dieser gewiß äußerst überzeugenden und christlich-erbaulichen, wie auch leibhaftig angeschauten Erscheinung, waren die dortigen Heiden doch so schnöde verstockt, daß sie ihren lieben alten Swantowit, mit welchem sie so lange leidlich ausgekommen waren, nicht fortschaffen wollten. Gefangene und Fremde wurden damit beauftragt, und als diese ihn in das Lager Waldemar's fortschafften, wo er begafft und dann zum Küchengebrauch in Stücke zerhackt wurde, weinten und jammerten viele seiner alten Verehrer, Andere aber lachten und schämten sich ihres bisherigen Aberglaubens, wie der Berichterstatter sagt. Hören wir noch einen Berichterstatter, welchen wir für die Dinge der slawischen Mythologie, in Ermangelung beßerer Nachrichten, zu beachten haben.

Helmold (II. 12) erzählt von Waldemar: Er ließ das Bild Zuantewith, das von allen Slawen verehrt ward, hervorholen, ein Tau an seinen Hals machen und es im Angesicht der Slawen mitten durch das Heer ziehen, in Stücke hauen und verbrennen, zerstörte den Tempel und plünderte den Schatz. Noch zu Helmold's Zeit, schickten die Wagrier und alle slawische Landschaften jährlich Beiträge nach Rügen für diesen Gott, der glänzender in Siegen und wirksamer in Antworten war, als die anderen. Der den Gott durchs Loos befragende Priester stand über dem König, der von dem Gottesausspruche abhieng. Vor wenigen Jahren, sagt Helmold, geschah es, daß eine große Menge Handelsleute des Fischfangs wegen dorthin kam; denn im November, wo der Wind heftiger weht, fängt man daselbst viele Häringe, und die Kaufleute haben freien Zugang, jedoch nur, wann sie dem Gott des Landes die Gebühr bezahlt. Bei dieser Gelegenheit war grade der Priester von Bardewich, Gottschalk, anwesend, und wurde gebeten für die Menge der dort Zusammengekommenen den Gottesdienst zu verrichten. Dies blieb dem Heidenpriester nicht lange verborgen. Er berief den König und das Volk, und kündigte den heftigen Zorn der Gottheit an, der nicht anders als mit dem Blute des Priesters, welcher den fremden Gottesdienst bei ihnen verrichtet, gesühnt werden könne. Die Heiden verlangten nun die Auslieferung des Priesters, die Christen aber boten hundert Mark Lösegeld, und als diese nicht angenommen wurden, machten sie sich bei Nacht mit einem günstigen Winde davon. Daß aber diese Heiden gastlich seyen, die Eltern ehren, keinen Armen darben laßen, für alle Schwache und Kranke Sorge tragen, bezeugt Helmold, so daß man schließen kann, der Gott Swantowit sey doch so übel nicht gewesen und habe seiner Zeit ganz leidlich sittlich functionirt.

Nach der Eroberung von Arkona ergab sich auch Karenz auf Rügen, wie Saxo Grammaticus weiter erzählt, und ward zum Christenthum

gezwungen. Daselbst waren drei Tempel. Das innere Heiligthum war in der Mitte des Tempelhofs, und statt der Wände hatten beide, Heiligthum und Hof, Purpurvorhänge, indem das Dach bloß auf Säulen ruhte. Als die Christen an die Zerstörung giengen, und die Vorhänge entfernten, sah man in dem ersten Tempel ein Bild aus Eichenholz, welches das des

## Rugiäwit

war und sehr ungestaltet aussah. Denn die Schwalben, die sich Nester in sein Gesicht gebaut, hatten seine Brust mit vielem Schmutze besudelt. (Ehe wir den Bericht weiter hören, wollen wir diese Angabe einer kurzen Betrachtung unterziehen. Bedenkt man, daß eine Vernachläßigung eines solchen Götterbildes gar nicht Statt gefunden haben kann, so ergiebt sich aus dieser Nachricht, die grade nicht lügenhaft aussieht, daß man Scheu trug, die Vögel, welche sich in den Schutz des Gottes begeben hatten, zu stören. Vielleicht galt insbesondere die Schwalbe, die Bringerin der guten Jahreszeit, für einen dem Rugiäwit lieben und mit ihm in Verbindung stehenden Vogel. Daß man überhaupt die Schwalbe wohl auch bei den Slawen nicht stören mochte, läßt sich annehmen, und J. Grimm (S. 638) will das Dulden der Schwalbennester am Rugiäwit daraus erklären, doch wird nicht gemeldet, daß irgend ein anderes Götterbild solcher Verunreinigung durch Schwalben preisgegeben ward.) Sein Haupt, fährt Saxo Grammaticus fort, hatte sieben menschliche Gesichter, die alle einen Scheitel hatten. Eben so viele wirkliche Schwerdter in ihren Scheiden hiengen an einem Gürtel an seiner Seite. Ein achtes gezücktes Schwerdt hielt er in seiner rechten Hand, und dieses war vermittelst eines eisernen Ringes so stark befestigt, daß man es nicht aus der Hand nehmen konnte, ohne diese abzureißen, und das ward die Ursache seiner Verstümmelung. Dick war das Bild über das menschliche Verhältniß, und seine Länge so groß, daß Absalon (der lange Erzbischof von Lund, der bei Waldemar sich befand) auf der Spitze seiner Zehen das Kinn desselben mit dem Beilchen, welches er in der Hand zu tragen die Gewohnheit hatte, kaum zu erreichen im Stande war. Diese Gottheit galt als Vorstand des Krieges. Schönes war an dem Bilde nichts zu sehen, da die Arbeit grob und ungeschlacht war. Als man die Beine durchgehauen hatte, krachte der Rumpf zur Erde. In dem Leben des heiligen Otto von Bamberg (Ludewig scriptores rer. Bamb. S. 495. 502) heißt es: Ihrem Gott Gerowit (Gerewit), der in lateinischer Sprache Mars heißt, war ein Schild geweiht, und sie vertrauten darauf, in jedem Treffen Sieger zu seyn, wenn dieser vorangetragen werde. — Der Geistliche Dietrich, als er den goldnen Schild an der Wand aufgehängt sah, geweiht dem Gerowit, der ihr Kriegsgott war, und den zu berühren bei ihnen nicht erlaubt

war, ergriff denselben und gieng ihnen entgegen. Tempel dieses Gottes gab es zu Havelberg und Wolgast.

Der Name Verowit bezeichnet den Rugiäwit gleich diesem letzteren nur als den Gott jenes Volkes, denn die Rugianen, Runen, Ranen heißen auch Veranen, da aber diese Namenverschiedenheiten die Mythologie nichts weiter angehen, so verweise ich auf die Erörterung derselben, welche Zeuß (S. 664 flg.) darüber angestellt hat. Wie wir demnach durch den Namen Verowit (auch Gerowit geschrieben) nichts als eine Form erfahren, die wir ohne Nachtheil für die Mythologie entbehren könnten, so wird es auch nicht viel anders seyn mit dem Namen Genedraktus, den Arnold in der Slawenchronik (4. Kap. 24) als den Namen des Hauptgottes zu Schwerin in Meklenburg anführt. Die Bedeutung dieses Namens, und ob uns deßen richtige Form überliefert sey, ist unbekannt. Bei den Obotriten war Radegast verehrt, wie aber dieser zu dem Namen Genedraktus kommen sollte, wird so leicht nicht zu ermitteln seyn.

Hierauf gieng es, so lautet die Erzählung weiter (S. 843), an das Bild des

**Porewit**

im nächsten Tempel. Dieses hatte fünf Köpfe, aber es war ohne Waffen. Als dieses umgehauen war, ward der Tempel des

**Porenut**

heimgesucht. Das Bild zeigte vier Gesichter, das fünfte aber trug es auf der Brust, und die linke Hand berührte deßen Stirn, die rechte das Kinn. Als sie alle umgehauen waren, befahl der Erzbischof Absalon sie in der Stadt zu verbrennen. Aber die Leute schützten Feuersgefahr vor, und als er sie vor die Stadt geschafft haben wollte, widerstanden sie aus Furcht, sie möchten die Glieder einbüßen, die sie zu solchem Dienst anwendeten, weil die Götter sie strafen könnten. Doch zuletzt brachte sie Absalon dahin, es zu thun, da sie ja von Göttern, die sich selbst nicht hätten helfen können, nichts zu fürchten brauchten. Als sie hinausgeschafft wurden, stellte sich der Priester Swen noch darauf, so daß die Leute, außer der Vermehrung der Last, noch die Schmach hätten, ihre einheimischen Götter von den Füßen eines fremden Priesters getreten zu sehen.

Die Geschichte der Knytlinger (Kap. 122), wenig zuverläßig in der Ueberlieferung der Namen slawischer Götter, nennt noch den Pizamar und Tjarnaglofi, welcher dem Kriege (sigrgodh) vorgestanden haben soll, von welchen Pizamar bei diesem Kriegszuge, der Arkona und Karenz bezwang in der Stadt Asund, Tjarnaglofi aber erst im dritten Jahre nachher zerstört worden seyn soll. Der letzte Name ist deutlich aus dem slawischen, dem nordischen Dialekt der deutschen Sprache angeähnlicht.

(Zeuß S. 40. Note meint, es sey aus Triglaw entstanden, was eben nicht nothwendig angenommen werden muß, und durch die Wortform wenig empfohlen wird. Schafarik (II. 614) glaubt, es liege Cernoglaw, Schwarzkopf, zu Grunde, also der schwarze Gott, der Czernebog. Will man der Angabe, Tjarnoglofi sey Kriegs- oder Siegs-gott gewesen, glauben, und das kann kein großes Bedenken machen, so steht der schwarze Gott, falls dieser nur wirklich auch Schwarzkopf geheißen hat, einer solchen Annahme nicht im Wege. Der Sonnengott in der Unterwelt ist der schwarze Gott, und er kann der Held sowohl, als der Kriegsgott und der Siegverleiher seyn. Wir finden aber, und das muß doch beachtet werden, keinen Gott Schwarzkopf, sondern wann von dem schwarzen Gott die Rede ist, heißt er entweder schlechtweg der Schwarze, oder der schwarze Gott. Die Form glófi, welche die Knytlingasaga für das slawische glaw gesetzt hat, und welche den Handschuh bedeutet, zeigt, daß der Uebertrager des Namens ihn nicht verstand, was die Unsicherheit im Entscheiden darüber für uns vergrößert, denn sobald statt Haupt, der Begriff Handschuh in das Wort gebracht werden sollte, könnte allerdings in dem Falle, daß Triglaw zu Grunde läge, kein thri-glófi erwartet werden, insofern sich nicht füglich an einen dreihandschuhigen Gott denken läßt, wogegen aber auch wieder zu bemerken ist, daß tjarno-glófi gar nicht irgend auf eine passende Art erklärt werden kann. So müßen wir denn Verzicht darauf thun, über diesen Gott etwas Bestimmtes zu sagen).

Wer mag wohl mit Pizamarr gemeint seyn? Ist der Name genau in jener Ueberlieferung angegeben? Die Form spricht nicht dafür, daß wir ein slawisches Wort in demselben haben, sondern daß ein solches in jenen Namen entstellt sey. Vielleicht ist Zamarr, aus Zmar oder Zmor, entstanden (polnisch Zmora, Alp, Drut, Schauder, mora, Alp, mara, Traumgesicht, Gespenst, Todtenbahre, mora, Alp, mor, Pest, Sterben, Hungertod, Zmarty, Verstorbener), und pi aus po entstellt, so daß der slawische Name gelautet hätte: Po-zmor oder Po-zmar, und einen Gott der Todten bezeichnen könnte. Für mehr jedoch, als möglich, kann natürlich ein derartiger Versuch der Erklärung eines solchen Namens nicht gelten, da wir ja von dem Wesen des Gottes nicht das Geringste erfahren. Schafarik (a. a. O.) sagt:

„Nach der Knytlingasaga (Kap. 122) und nach Saxo Grammaticus wurden auf Rügen an verschiedenen Orten verehrt: Turupit, Puruvit, Pizamarr sonst Tjarnaglófi oder Cernoglaw (Schwarzkopf), Rinvit oder Ranvit. Davon gehört Turupit, bei Heinrich dem Letten Tharapita genannt, eigentlich den esthischen Finnen und ohne Zweifel auch den Kuren an; die übrigen scheinen gleichfalls ausländisch zu seyn, da sie sich bei keinem andern Slawenstamme wiederfinden." Dieser Ansicht muß ich widersprechen, denn Ranwit, Porewit, können sich anderwärts nicht finden, aber auch eben

so wenig fremd seyn, wenn mit diesen Namen der Gott der Ranen oder Rugen, d. i. der Rügier bezeichnet ist, und daß es so sey, mag bezweifeln, wer Lust dazu hat, denn es wird an der Sache nichts ändern. Turupit ist allerdings ein Name, welcher auf Tharapita hinweist, aber wenn Pizamarr nur hier und sonst nicht vorkommt, so läßt sich daraus kein sicherer Schluß für seine Einführung aus der Fremde ziehen. Eine und dieselbe Gottheit hat zuweilen mehrere Namen und hat Beinamen, so daß sie an dem einen Ort unter diesem, an einem andern unter jenem verehrt seyn kann, und daraus, daß ein Name nur an einem Orte vorkommt, ein genügender Schluß auf seine Einführung aus der Fremde nicht gezogen werden mag. Ob meine Vermuthung über die Bedeutung dieses Namens recht sey oder nicht, ist in dieser Hinsicht ganz gleichgültig; denn wäre derselbe auch durch Slawen, statt durch Fremde überliefert, und könnte gar kein Zweifel über die Schreibung entstehen, so wäre doch kein hinreichender Grund vorhanden, ihn für fremd zu halten.

Zum dritten nennt die Knytlingasaga den Turipit auf Rügen, den Heinrich der Lette den großen Gott der Insel Oesel nennt, der aus Ehstland dahingekommen sey. Doch davon unten.

Betrachten wir nun diese Gottheiten auf der Insel Rügen, so sehen wir in Swantowit den Gott der Sonne als einen Hauptgott, dem das weiße Roß geweiht ist, wie dem persischen Sonnengott; denn die weiße Farbe gebührt diesem Gotte des Lichtes, und das rasche rennende Roß gehört ihm, der in rascher Eile täglich die gewaltige Bahn des Himmels durchrennt. Aber höchst eigenthümlich ist der Mythus, daß der Gott Nachts auf dem heiligen Roße reite, und die Feinde seiner Verehrung bekämpfe, so daß dasselbe Morgens schweißtriefend und kothbespritzt sey. Abends, so lauten die Erzählungen der anderen alten Mythologieen, schifft der Gott der Sonne über das Meer in die Unterwelt und kommt am andern Morgen wieder aus dem Meer empor. Deßhalb ist in jenen Mythologieen die Gottheit der Sonne auch eine Schutzgottheit der Schiffer, die glückliche Fahrt verleiht und aus den Gefahren des Sturmes erretten kann. Soll sich nun jener Mythus von Swantowit's Roß wirklich auf eine Ansicht über Swantowit's Thun bei Nacht beziehen, so müßte er natürlich jene Nachtbahn auf dem Lande, nicht auf dem Waßer durcheilen, und das wäre allerdings nicht wenig sonderbar, da sich nicht wohl begreifen läßt, welche Vorstellung sich die Slawen in diesem Falle von der Erde gemacht hätten. Es ist daher vielleicht anzunehmen, daß dieser Mythus nur eine Tempellegende der Priester gewesen sey, aufgestellt zu größerer Heiligung des Tempels und des Roßes, die ja durch so Wunderbares erhöht werden mußte. Denn daß der Gott gegen die Feinde seiner Verehrung zieht, deutet selbst auf das Bestreben hin, in der Verehrung desselben festzuhalten und seine Macht zu verherrlichen.

Das Schwerdt in der Rechten, welches ihm gegeben worden ist, macht ihn geeignet, auch der Kriegsgott des Volkes zu seyn, das von ihm Schutz und Beistand im Kampf erwarten durfte, wann sein Roß den günstigen Erfolg geweißagt hatte. Auch in den anderen alten Mythologieen ist der Gott der Sonne vorzugsweise der Held, der Kriegsgott, der Bewaffnete, wie Apollon, Ares, Mars, Wodan (Odin). Der Gott der Sonne muß nämlich auf seiner Bahn am Himmel fortwährend die feindliche Gewalt der Finsterniß bekämpfen, welche sogleich wieder die Welt beherrscht, wann die Lichtgottheit nach vollbrachtem Laufe hinabgegangen ist. Dieser Kampf ist ein schwerer und erfordert die ganze Heldenkraft des mächtigen Gottes, so daß bei Herakles die zwölf Tagesstunden zwölf wunderbare Heldenarbeiten erfordern. Pfeile besitzt gewöhnlich der Gott der Sonne, womit aber nicht sowohl die Bekämpfung der Finsterniß bezeichnet wird, als sie vielmehr die Strahlen bedeuten, die er wie stechende Pfeile schießt, aber auch das Schwerdt ist ganz geeignet für ihn, um damit jenen Kampf zu führen. Wir werden diesem Schwerdte bei Rugiäwit in noch weiterer Anwendung ebenfalls begegnen.

Vier Köpfe hat Swantewit, zwei nach vorn und zwei nach hinten, die aber nicht nach diesen zwei Seiten gradaus sehen, sondern nach vier verschiedenen Seiten gewendet sind. Der Sonnengottheit kann die Zahl Vier aus mehreren Gründen zukommen, denn sie kann bei ihr sich beziehen, erstens auf die vier Tageszeiten, zweitens auf die vier Wochen des Monats, drittens auf die vier Jahreszeiten und viertens auf die vier Weltgegenden, welche von ihrem Lichte erleuchtet werden. In Italien finden wir den Janus, der gewöhnlich zweiköpfig war, welche Gestaltung ihn als die auf- und unter-gehende Sonne bezeichnete, auch vierköpfig dargestellt, und den Apollon findet man bei den Griechen, wenn auch nicht gewöhnlich, weil der Grieche die Menschengestalt nicht gerne verunzierte, doch in einzelner Darstellung vierarmig. Es ist an und für sich nicht möglich zu bestimmen, welches jener Verhältniße die Bezeichnung der Zahl Vier veranlaßt habe in diesem oder jenem Falle, wenn sich nicht etwas dabei findet, was auf die Spur führt. Bei Swantewit dürfte die Richtung der Köpfe uns wohl andeuten, was mit der Zahl Vier gemeint sey. Denn die Richtung dieser Köpfe nach vier verschiedenen Seiten möchte wohl den Gedanken an die vier Wochen des Monats und die vier Jahreszeiten ausschließen, und am geeignetsten die vier Welt- oder Himmelsgegenden anzeigen.

Ein Trinkhorn hat Swantewit und aus der Verminderung des darin befindlichen Weins wird auf eine geringere Erndte geschloßen, mithin ward ihm ein Haupteinfluß auf den Jahressegen zugeschrieben, und das geschah mit vollem Rechte. Ohne die Sonne kann keine Erndte gedeihen. Dieses Trinkhorn aber hat als Horn nicht die Bedeutung, welche das

Füllhorn bei den Griechen hatte, bei welchen es ein Sinnbild der Fruchtbarkeit war, weil man den Stier zu einem solchen Sinnbilde gemacht hatte. Das Trinkhorn jedoch hat keine sinnbildliche Bedeutung, sondern diente nur in der Wirklichkeit statt des Bechers. Zur Erforschung des Verborgenen oder zur Weißagung diente den Slawen auch die Flüßigkeit, wie wir Bier angewendet finden, und so dient auch der Wein bei Swantowit dazu, woneben er freilich noch als eine dem Gott dargebrachte Spende galt, denn der Priester goß ja den Wein vor die Füße des Bildes und trank dann dem Gott zu.

Porenut hat auch vier Antlitze auf seinem Rumpfe, und dazu ein fünftes auf der Brust, welches er mit den beiden Händen hält. Nun kann man freilich mit Recht sagen, er habe deren fünf, aber wir dürfen diese fünf durchaus nicht zusammenzählen, denn wenn man ihn als einen fünfköpfigen Gott hätte darstellen wollen, so mußten die fünf Köpfe nothwendiger Weise zusammen geordnet werden, denn so unsinnig verfährt kein Volk, daß es, um eine Fünfheit darzustellen, vier zusammenfaßt und eins als Fünftes ganz davon trennt. Dieser eine mit beiden Händen gehaltene Kopf kann nichts weiter bedeuten, als die Einheit des Gottes selbst, und das Bild giebt daher als Sinn seiner Erscheinung an, daß Porenut als Gott eine Einheit sey, wie es ja auch der eine Leib ausdrückt, bei dem aber ein vierfaches Verhältniß stattfinde. Da die Richtung der vier Gesichter nicht angegeben wird, so können wir nicht darüber entscheiden, welches der Verhältniße mit diesen vier Gesichtern bezeichnet worden sey, und ob daher Porenut in dieser Darstellung ganz mit Swantowit übereinkomme.

Ueber die Namen des Rugiäwit, Porewit und Porenut ist nicht viel zu sagen, und aus ihnen nicht viel zu gewinnen. Rugiäwit bezeichnet den Gott als Herrn von Rügen. Die Slawen verwandelten das g in j, und slawisch sollte er daher eigentlich Rujewit heißen, der gewöhnliche slawische Name für die Bewohner der Insel Rügen war Ranen, und Rugiäwit hieß daher auch Ranowit. Porewit und Porenut sind sicher nicht genau aufgezeichnet, denn es liegt nahe die wahren Namen zu finden, Po — ist das Vorsetzwörtchen, welchem wir öfters begegnen, z. B. Potrimpos, Polel u. a. m. Po-rewit wird also aus Po-rujewit verderbt seyn und Po-renut aus Po-ranuit; denn statt v wird oft u gesetzt, so daß wir einen Rugiäwit oder vielmehr Rujewit und Porujewit haben, und unter anderen Namen einen Ranowit und Poranwit, also nichts weiter als jedesmal einen Herrn der Rugier oder Ranen. *)

---

*) Zeuß, die Deutschen und die Nachbarstämme, sieht diese Namen anders an, indem er (S. 37) sagt: Porenut ist kaum etwas anders als Peronut mit Ableitung wie Taraunens (von Taran). So soll also

Rugiäwit hat sieben Köpfe und sieben Schwerdter an der Seite. Beide ergänzen einander um die Siebenzahl festzustellen als diejenige, welche bei ihm eine wesentliche Bedeutung hat. Dennoch hält er ein Schwerdt in der Hand, welches sich als das achte ergeben würde, wenn man es zu den anderen rechnen wollte. Dieses darf aber nicht geschehen, denn es findet sich nicht mit diesen zusammen, und muß daher außer Verbindung mit den sieben bleiben, grade wie das Gesicht des Perenut auf der Brust nicht mit den vier Gesichtern auf dem Rumpfe zusammen gerechnet werden darf. Das Schwerdt in der Hand zeigt freilich das nämliche an, was die sieben Schwerdter an der Seite bedeuten, es stellt uns nämlich diesen Gott als einen Streiter dar. Die Zahl Sieben ist eine allverbreitete heilige Zahl, worin die Zeitperiode der Woche enthalten ist, und so könnte Rugiäwit aus diesem Grunde die sieben Gesichter und Schwerdter haben, ohne daß man erst nöthig hätte, um diesen Grund gelten zu laßen, eine siebentägige Woche bei den alten Slawen zu beweisen. Solche Verhältniße finden in der Mythologie Statt, ohne daß an jedem Orte oder bei jeder Völkerschaft die daselbst früher oder später ausgebildete Zeitrechnung in Betracht gezogen ist. So war gewiß Niemand in Athen, welcher dem Apollon sein Verhältniß zur Siebenzahl absprach, wiewohl Athen den Monat nicht in siebentägige Wochen, sondern in drei Decaden theilte. Das Schwerdt hatte auch Rugiäwit alle Tage nöthig, so gut wie Swantowit und jeder Sonnengott, denn er mußte ja die feindliche Finsterniß und ihre unheimliche Gewalt vom Morgen bis zum Abend siegreich mit seiner Heldenkraft bekämpfen. Dagegen ist aber zu bemerken, daß es nicht durchaus nöthig ist, bei dem Sonnengott die Zahl Sieben allein auf die sieben Tage der sogenannten Woche zu beschränken. Betrachten wir neben Rugiäwit den Porewit mit fünf Gesichtern und ohne Waffen, der auch nichts anders seyn kann, als ein Sonnengott, so haben wir bei dieser Zusammenstellung eine Zwölfzahl, die sich so vertheilt, daß sieben Theile streitbar sind, fünf aber der Streitbarkeit entbehren. Deuten wir, da der Sonnengottheit auch die Monate so gut, wie die Tage, und das ganze Jahr nebst den größeren Jahresperioden zukommen, diese Sieben und Fünfe auf die sieben Monate der guten Jahreszeit und die fünf winterlichen Monate, so fügen sich beide Gottheiten trefflich zusammen, und die Erklärung der Bewaffnung des

---

Perenut ein Perun seyn. Dann sagt er: Statt des Perenut bei Saxe geben die Handschriften der Knytlingasaga (forum. sög. 11. 385) die wohl nur entstellten Namen Turupidh, Turtuput, Turtupit. Dann bemerkt er auf der folgenden Seite von Porewit: Der Name kann zu pora, gelegene Zeit, Gelegenheit, auch Witterung, polnisch pora mrozhna, kalte Witterung, gehalten werden, also Porowit, und der Gott ein Witterungsgott seyn.

Einen und die Wehrlosigkeit des Andern ergiebt sich auf eine ganz natürliche Weise. Der Sonnengott hat in der guten Jahreszeit die Kraft, die feindliche, dem Leben widerstrebende und ihm stets nachstellende Macht des Todes und der Verödung zu bezwingen und ihr mit seinem Schwerdte obzusiegen. Wann aber seine Stärke sich mindert, gewinnt jene während fünf Monaten die Oberhand und er muß entwaffnet der winterlichen Verödung freien Spielraum laßen.

Man könnte vielleicht Anstoß an der Eintheilung der guten und der winterlichen Jahreszeit nehmen und die Zahlen Sieben und Fünfe für dieselben als zweifelhaft betrachten, aber wir finden wirklich diese Zahlen für das angegebene Verhältniß. In den Schriften der Perser wird die gute Zeit als die genannt, wo es sieben Monate Sommer und fünfe Winter war, und die Verrückung dieses Verhältnißes, wodurch der Winter mehr Raum bekam, als das Schlimmerwerden hingestellt. In der germanischen Mythologie giebt Odin im Harbard-liede an, er sey fünf Winter auf der Insel Algrün gewesen, und habe sieben schöne Mädchen daselbst zu seiner Lust gehabt. Odin hat seine Wohnung in der Unterwelt, die eine Insel ist, und während den fünf Wintermonaten hatte er dort die sieben Sommermonate, denn diese waren während des Winters von der Erde verschwunden und in die Unterwelt eingegangen, insofern der Sommer abstirbt, wann der Winter herankommt. Ein solches Verhältniß aber durch eine und dieselbe Gottheit in zwei Gestalten auszudrücken, ist ein ganz gebräuchliches Verfahren der alten Mythologieen. Man braucht nur an die so oft sich in denselben findenden berühmten Zwillinge zu denken, welche die auf- und unter-gehende Sonne bedeuten, die Dioskuren oder Aspins oder Aswins u. s. w. genannt, um ein solches Verfahren zu begreifen. Bei völliger Gleichheit sogar wird die nämliche Gottheit vervielfacht, wie es sieben Patäken der Semiten gab, von welchen ein jeder genau das Nämliche, wie die anderen sechs, bedeutete, da sie den Gott des Tageslichts darstellten und durch ihre Zahl die siebentägige Woche bezeichneten.

## Radegast.

Mit dem Namen Radegast wird in späterer Zeit gewöhnlich ein slawischer Gott benannt, der den Redariern oder Riederern in der Gegend der Havel und Oder zugeschrieben wird. *) Helmold trennt zwar die

---

*) Schafarik, slawische Alterthümer II. S. 580: „Die genaue Angabe der Sitze der Ratarer ist schwierig. Pischon setzt sie zwischen Havel, Oder, Peene und Tolense. Raumer giebt die Dosse als die Südgrenze an. Früher scheint dieser Name von größerm Umfang gewesen zu seyn. Sie kommen vor in Urkunden Otto's I. von 936 Riadri, 937 Rederi

Riadurer oder Redarier von den Tolenzen, doch sagt er einmal (I. 21): Die Redarier oder Tolenzen begehrten die Oberherrschaft wegen des Alters ihrer Stadt und der Heiligkeit ihres Tempels, worin das Bild des Radegast war. Sie machten besondere Ansprüche, weil sie von allen slawischen Völkern besucht würden wegen der Antworten (nämlich der Weißagungen) und der jährlichen Beisteuern zu den Opfern. Nicht nur der Gott wird Radegast genannt, sondern auch die Stadt, die gewöhnlich Rethra heißt. Er war Hauptgott der Obotriten.

(Helmold I. 53. Nach Kanut's, des Obotritenkönigs Tode, der den Beinamen Laward führte, theilten sich Pribislaus und Niklot in die Herrschaft. Der eine bekam das Land der Wagrier und Polaber, der andere das der Obotriten. Sie waren zwei wilde Bestien, die den Christen sehr feindlich waren, und der Götzendienst blühte zu jener Zeit durch ganz Slawenland. Denn außer den Hainen und Penaten, womit das platte Land und die Städte erfüllt waren, hatten sie als die ersten und vorzüglichsten Götter, den Prove, den Gott von Aldenburg, die Siwa, die Göttin der Polaber, Radegast den Gott der Obotriten. Diese hatten Priester und Opfer, und mannigfache Religionsgebräuche.)

Ditmar von Merseburg (6. S. 381 ed. Leibn.) meldet uns: Es ist

---

(locus), 965 Riedere (natio); Otto's II. von 973 Riedere (provincia), 975 Riedera; bei Widukind von 930 Redarii, 868 Redares; bei Ditmar Redari, Rederarii, Riedirerun (Gen. Plural. pagus): bei Adam von Bremen Rethari, Retheri, Rethre (civitas): bei Helmold Riaduri, Redarii; im Chronicon August. Rheda (Stadt); in einer Urkunde Bischof Rudolf's von 1137 Redere u. s. w. In diesen verdorbenen Formen scheint mir die ächte Ratara, von der Wurzel rat (Krieg), also gleich Bojnice (Kriegstempel) verborgen zu liegen, weil dort ein Tempel stand, worin große Krieg und Frieden betreffende Gegenstände verhandelt wurden. (Helmold I. 16. S 51. cf. I. 2. 21. Dithmar VI. 150. Adam Brem. et Fabr. p. 19. Kanngießer S. 168 — 172. Dithmar sagt: Hanc (Rethram) ad bellum properantes salutant, illam prospere redeuntes muneribus debites honorant.) Von der Stadt empfiengen die Einwohner den Namen Ratarar, Rataraner, deutsch Reidirer nach Dithmar. Wo das berühmte Ratara lag, ist unsicher. Einige suchen es bald in Stargard, bald in Malchin, bald in Röbel, bald in Rhesa, bald in Strelitz, bald in Prilwitz. Wahrscheinlich stand es bei dem heutigen Kuschwanz oder Chotiwanz, czechisch Chotibuz, vom männlichen Chotibud." Als Note fügt Schafarik noch hinzu: „Auch in anderen Slawenländern, so in Serbien, finden sich Ortschaften wie Ratary: in Böhmen gab es ehedem ein Schloß Rataje. Betreff der Endung ara vergleiche das serbische solara, kozara, zwonara, pustara." (Da gost auch Wald im Slawischen bedeutet, so mag Radegast zuerst wohl den Kriegshain bezeichnet haben.)

eine Stadt im Gau der Riederer, mit Namen Riedegost, dreispitzig und mit drei Thoren versehen, und von allen Seiten umgiebt ein großer Wald dieselbe, welcher von den Einwohnern unberührt bleibt und ihnen ehrwürdig ist. Zwei Pforten derselben stehen Allen zum Eingang offen; die dritte, welche sich im Osten befindet und die kleinste ist, hat einen Steig, der am Meere und sehr schauerlich für den Anblick ist. In diesem Stadttheil ist nur ein Tempel künstlich aus Holz erbaut, der von den Hörnern verschiedener Thiere als Fußgestellen getragen wird. Seine Wände schmücken außen mannigfaltige Bilder der Götter und Göttinnen, die wundervoll eingeschnitzt sind, wie es denen, die sie sehen, scheint, innerhalb aber stehen Götter, mit der Hand gemacht, deren Namen an ihren Bildern eingegraben sind, und schrecklich ausgerüstet mit Helmen und Panzern stehen sie da, und der Höchste von ihnen heißt Luarasici, und wird vor den übrigen von allen Völkerschaften verehrt und heilig gehalten. Auch ihre Fahnen sind hier und werden nur bei Auszügen von hier durch Leute zu Fuß abgeholt. Zur sorgfältigen Bewachung haben die Eingeborenen besondere Diener eingesetzt. Wann die Leute hier zusammenkommen, um den Götzen zu opfern, oder den Zorn derselben zu sühnen, so sitzen die Diener der Götter, während die Uebrigen dastehen, und indem sie abwechselnd heimlich murmeln, graben sie mit Zittern in die Erde, und werfen Loose hinein, wodurch sie sichere Auskunft über die zweifelhaften Dinge erforschen. Haben sie das beendigt, so bedecken sie die Loose mit grünem Rasen, und führen das Roß, welches als heilig geehrt wird, über die Spitzen zweier in die Erde gesteckten Speere, die quer unter einander verschränkt stehen, und erforschen so das Nämliche, was sie durch die Loose erforscht, auf diese Weise zum zweiten Male. Zeigt sich die Weißagung bei beiden Versuchen günstig, dann unternimmt man das Vorhaben, wozu man dieselbe anstellte, ist dieses aber nicht der Fall, so wird das Volk traurig und unternimmt es nicht. (Einst ward das verehrte Roß vom Feinde genommen.)

Die Sage war auch dort, wenn eine langdauernde Rebellion im Anzuge sey, komme aus dem Meer ein großer Eber, der mit seinem weißen Zahn aus dem Schaume hervorschimmere, wälze sich im Feuchten herum und schüttele sich fürchterlich. Alle Landschaften dieser Gegend haben jede ihren Tempel und jede das Bild eines Gottes, die oben genannte Stadt aber hat die Hauptherrschaft. Diese begrüßen Alle, wann sie zum Kriege ziehen, diese ehren sie, wann sie glücklich daraus zurückkehren mit den schuldigen Gaben, und welches Opfer als ein den Göttern gefälliges dargebracht werden möge von den Dienern, wird sorgfältig durch die Loose und das Roß nach der oben bemerkten Weise erforscht. Blut der Menschen und Thiere sühnt diese Götter. Diese Völkerschaften aber, die alle zusammen Luiticer heißen, haben keinen König.

Demnach würde der eigentliche Name des Gottes Luarasici *) gewesen seyn, und Radegast nur ein von dem Ort ihm zugegebener Name. Dieses auszumachen und zur Gewißheit zu bringen, ist unser Vorrath an Hülfsmitteln zu klein und wir würden auch nicht viel damit gewinnen. Manche haben auf den Namen Radegast bauend, ihn für einen Gott der Gastfreundschaft erklärt, was aber Karamsin (I. 3) unwahrscheinlich ist, und auch für weiter nichts gelten kann, als für einen verunglückten Einfall sehr einseitiger Art. Den Namen Luarasici erklärt Schafarik (II. S. 615): „Nach Dithmar hieß der in Ratara hochverehrteste Gott Luarasici, auf dem Bamberger Bild aber ist Czernybog in Gestalt eines liegenden Löwen abgebildet; deßhalb vermuthe ich, daß dies zwei Namen für die selbe Gottheit sind, und daß das Wort Lua-rasici soviel als lwa-racic, d. i. Löwenfürst sey (leo regulus, racic patron. wie knecic, panic, dědic); vergl. das lausitzische law, lettisch lauwa (leo), und das litthauische Badikis in Silla-Badikis, Waldgott u. s. w.“ Andere meinen, Hlawaradze sey ein Name dieses Gottes gewesen, welcher vom czechischen hlawa, Haupt, ihn als das Haupt der Berathung bezeichne, aber die czechische Form könnte vielleicht Bedenken erregen. Gegen die der Form nach wohlbegründete und an und für sich nicht unannehmbare Erklärung des Luarasici von Schafarik ergiebt sich jedoch ein kleiner Einwand. Man sollte nämlich nach dem gewöhnlichen Verfahren in solchen Dingen nicht erwarten, daß der Gott Löwe-könig, der also in sehr wesentlicher Verbindung mit dem Löwen gestanden haben müßte, in so fern er von ihm seinen Namen bekommen hätte, dennoch im Bilde keine Spur dieses Thieres zeigt, sondern statt deßen den Stierkopf zum Attribut erhalten hat.

Da das Volk, welches den Gott Luarasici verehrte, den Namen Luitici hatte, so wäre es doch wohl in Betracht zu ziehen, ob nicht beide Namen von einem und demselben Stamme herzuleiten seyen. Daß man im Namen der Luitizer oder Lutizer den Begriff der Tüchtigkeit, des grimmigen harten Wesens erkannte, sagt Helmold (I. 2) indem er von den Kyschanern, Tschrespjenjanern, Tholenzen und Riaderern redet: hi quatuor populi a fortitudine Wilzi sive Lutici appellantur; und der slawische Stamm lu- in luto. hat die Bedeutung der Härte, Strenge. (Zeuß in der Schrift, die Deutschen und die Nachbarstämme S. 655 hält die Namen Wilzen und Lutizer für verschiedene Formen eines Wortes, jenen

---

*) Weil Ursinus versichert, die Dresdener Handschrift des Ditmar gebe die Lesart Zuarasici statt Luarasici, und weil Ditmar für Sw zuweilen Zu schreibe, so bestimmt Zeuß (S. 36) den Gott der Redarier als einen Swatowit (Swantewit), und erklärt den Namen Zuarasici für eine Entstellung des Namens Swatewit. Dieses zu glauben, denn an eine solche Namenentstellung kann nur geglaubt werden, geht über die mir verliehene Glaubenstüchtigkeit hinaus.

für die deutsche, diesen für die slawische. Schafarik II. S. 549 flgg. scheidet sie in sehr ausführlichen und genauen Erörterungen.) Die Litthauer haben den Namen des Löwen lutas, entweder dem Worte lut. angeähnlicht, oder ihm diesen Beinamen gegeben, so daß derselbe für die von Schafarik versuchte Erklärung, womit er freilich auch in der Form nicht übereinstimmt, auf keine Weise angewendet werden kann. Der tapfere oder furchtbare König, mit der Doppelaxt des Kriegs in der Linken, eignet sich recht gut für das tapfere oder furchtbare Volk. Ja selbst die Frage kann hier mit allem Recht aufgeworfen werden, ob nicht die Verehrung dieses Gottes die Gesammtbenennung mehrerer Völkerschaften durch die Namen Wilzen und Luitizer oder Lutizer veranlaßt habe, denn von den Gottheiten werden nicht nur Ortsbenennungen sondern auch Völkernamen entlehnt.

Adam von Bremen (II. 11) schildert das Bild. Unter den zwischen der Elbe und Oder wohnenden Slawen sind die Retharier, die in der Mitte wohnen, die mächtigsten. Ihre sehr bekannte Stadt ist Rethre, der Sitz des Götzendienstes. Daselbst ist den Götzen ein großer Tempel erbaut, und ihr vorzüglichster Götze ist Redigast. Sein Bild ist von Gold, sein Lager von Purpur. Die Stadt selbst hat neun Thore, ist überall von einem tiefen See eingeschloßen, und eine hölzerne Brücke gewährt den Zugang, über welche nur die Opfernden und die Antworten von dem Gott Suchenden gehen dürfen. Die Bedeutung ist, daß die neunmal dazwischen fließende Styx, ihre den Götzen dienenden, verderbten Seelen einschließt. Zu diesem Tempel soll der Weg von Hamburg vier Tagereisen betragen. Das Bild hat nicht herabhängende, sondern etwas krause Haare, in einen schönen Kreis geformt; das Gesicht ist rund und mehr majestätisch als anmuthig, auf dem Haupte steht im Haar ein Vogel mit gebreiteten Flügeln; auf der Brust war das insigne des Volks, ein schwarzer Stierkopf (Büffel nennen ihn die deutschen Chroniken) von der Rechten gehalten; die Linke hatte eine Doppelaxt; übrigens war er durchaus nackt (selbst ohne Verhüllung der Schaam). Helmold (I. 2) spricht dem Adam von Bremen in der Kürze nach und Frencel (S. 77) hat nichts hinzuzufügen gehabt. Von Kaiser Otto wird angegeben, er habe 960 das Bild des Radegast zerstört, doch sey er bei den Obotriten verehrt worden, bis alle Slawen im zwölften Jahrhundert Christen wurden.

Der Gott mit der Doppelaxt deutet auf den Krieg, denn dieses Werkzeug ist ihm sicherlich zu keinem andern Zweck in die Hand gegeben, als zur Bezeichnung des Todtschlags im Kampfe, und er entschied durch die Kundgebung seines Willens den Beginn des Kriegs und erhielt den Dank für den Sieg. Sonderbar ist es daher, daß Wittekind, welcher einen lateinischen Namen wählte, um den Gott zu Rethra zu bezeichnen, ihn nicht Mars nannte, sondern Saturnus. Hatte er Kunde von irgend

etwas in dem Culte oder dem Wesen des slawischen Gottes, was ihn veranlaßen mußte oder konnte, ihn mit diesem italischen Gott zu vergleichen? Diese Frage zu beantworten ist uns unmöglich wegen des Mangels an Nachrichten, denn wenn wir noch die Nachricht bei Helmold (I. 23) zu den bereits mitgetheilten fügen, dann sind dieselben erschöpft. Diese lautet: Der zu Meklenburg gefangene Bischof Johannes ward durch die Städte der Slawen geführt, gemordet und sein Kopf wurde dem Radegast auf eine Stange gesteckt als ein Siegesopfer dargebracht.

Dieser Gott hatte also einen Vogel auf dem Haupte, welcher leider die Berichterstatter nicht in so weit interessirte, daß sie uns gemeldet hätten, welcher Vogel es gewesen. Auch ein Roß gehörte diesem Gott, welches zu seiner Weißagung diente, ob es aber ein weißes oder schwarzes gewesen, fanden die Berichterstatter leider ebenfalls überflüßig zu bemerken. So fehlt uns denn bei zwei Dingen, welche uns Aufschluß geben könnten, das Wesentlichste zur Erklärung. Ein schwarzer Stierkopf von der Rechten gehalten, während die Linke mit der Doppelaxt versehen war, soll das Wappen, um mich dieses Ausdruckes zu bedienen, des den Gott verehrenden Volkes gewesen seyn. Daß man ihm dieses zugegeben hätte, wäre nicht unmöglich, aber es fragt sich doch, ob das Volk nicht sein Wappen von dem Gott entlehnt hatte, was ganz wohl geschehen konnte. Man hätte z. B. die Eule das Wappen Athens nennen können, aber sie gehörte der Stadtgöttin Pallas Athene, welche sie nicht um der Stadt willen zum Attribute bekommen hatte, sondern die umgekehrt von ihr auf die Stadt übergegangen war. In der slawischen Mythologie haben wir in den Hauptideen eine Gemeinsamkeit vorauszusetzen allen Grund, und in ihr finden wir einen Gott, bei welchem der Stier von solcher Bedeutung war, daß er sogar den Namen von diesem Thiere hatte. Dieser ist Wolos, der höchste Gott der Slawen zu Kiew, bei welchem sie als ihrem obersten Gott den Eid leisteten, während die dort herrschenden Rußen oder Waräger bei dem Donnergotte Perun schwuren. Ein höchster Gott eines Volkes kann keine bloße Personification des Hütens der Stiere seyn, sondern muß nothwendig eine höhere Bedeutung haben, und eine Wirksamkeit von größerm Umfang üben.

Doch laßen wir eine Weile den Stierkopf bei Seite und betrachten erst einmal die Sage von dem Eber. Dieser kommt aus dem Meere, sein weißer Zahn schimmert aus dem Schaum, und er wälzt sich im Feuchten wann eine Rebellion im Lande dem Ausbruche nahe ist. Da könnte ein kluger Kopf gar leicht die Erklärung finden, daß dieses Volk die Rebellion als eine Schweinerei angesehen und darum diese Weißagung derselben gedichtet habe. Doch auf jeden Fall hat dieser Glaube eine besondere in der Mythologie begründete Bedeutung gehabt, und es bezeichnet der Eber nicht im Allgemeinen eine schreckhafte, vorbedeutende

Erscheinung, die aus dem Meere kommt, denn dazu würde ein Meerungeheuer gehören, und Niemanden kann es in den Sinn kommen, den Eber zu einem Meerungeheuer dichten zu wollen. Demnach drängt sich der Gedanke auf, der Eber müße in der Mythologie jener Völkerschaften eine mythologische Bedeutung gehabt haben, und die Dichtung, welche ihn betraf, müße von der Art gewesen seyn, daß dieses Thier mit dem Meer in Verbindung kommen konnte. Luarasici oder Radegast war der höchste Gott, und seine Weißagung war die entscheidende. Ihm gehörte das Walten über Krieg und Sieg, und daher ist es nicht unwahrscheinlich, daß auch er es war, der den Eber als Mordverkünder erscheinen ließ, und daß der Eber demnach ihm zugehörte, und zwar in einer Weise, welche die Dichtung, derselbe erhebe sich aus dem Meere, möglich machte.

Aber wir begegnen im Gebiete dieses Gottes nicht nur dem Stier und dem Eber, sondern auch den Riesen und dem Wolfe. Der Name der Wilzen ist slawisch welet, dieses Wort aber, so wie die rußische Form wolot, bedeutete auch einen Riesen, und wololowka bedeutet im rußischen ein Riesengrab, ein Grabhügel, welcher czechisch wlčj kopec genannt wird. Letzteres aber bedeutet wölfischer Hügel. Dazu nun weist Schafarik (a. a. O.) sowohl den Volksnamen, wie Ortsnamen von dem Wolfe (wlk) benannt, nach, so daß Riesen und Wolf daselbst nicht zu bezweifeln sind. Man könnte den Riesennamen vom Volke herleiten, als einem in der Sage durch Uebertreibung zu gewaltthätigen Riesen gedichteten, und wohl am Ende den Wolf auf irgend eine beliebige Weise so deuten, daß er irgend eine bildliche oder wohl gar zufällige Bezeichnung des Volks und der Ortschaften sey. Solch eine Erklärungsweise kann nicht genügen; denn wir sehen überall in der Mythologie die Kunde von Riesen und erfahren vom Wolf, und der Gang, welchen dergleichen Dinge nehmen, ergiebt sich als einer von der Mythologie zu einem geschichtlichen Niederschlage, nicht aber umgekehrt als ein von der Wirklichkeit zur Mythologie aufsteigender. Die Riesen sind ursprünglich die Geister der Unterwelt, wegen der ihnen zugeschriebenen gewaltigen Störungen in der Natur, besonders im Winter mit seinen Stürmen, als außerordentlich mächtig gedichtet, wie sie auch ganz im Gegentheil als kleine Zwerge aus anderen Gründen gedichtet werden. Der Wolf aber ist Sinnbild des verschlingenden Todes und steht daher in der genauesten Beziehung zur Unterwelt. Riesen und Wolf paßen daher auch gut zusammen, da sie einem und demselben Kreise der Vorstellungen angehören.

Faßen wir nun zusammen, was wir über den Radegast oder Luarasici wißen, und das, was in den Religionskreis gehört, worin er der höchste Gott war, so haben wir zur Erkennung seines Wesens die Kriegsart, den Stier, den Vogel, das Roß, den Eber, den Wolf und die Riesen. Das Rind gehört in der Mythologie vorzugsweise dem Sonnengott, wie

in den vorigen Bänden dieses Werkes zur Genüge nachgewiesen ist, der Eber diente auch als Sinnbild des Sonnengottes, denn dieser ist ein rennender, und die gleiche Eigenschaft ward diesem Thiere zugeschrieben, aber auch sein verletzender Hauer diente zur Bezeichnung der scharfen dorrenden Sommerglut. Die Sonne steigt aus dem Meer empor und sinkt wieder in das Meer hinab, so daß auch das Sinnbild derselben, der Eber, aus dem Meere kommen kann, ja so lange bei diesem Sinnbilde fest hält, aus dem Meere kommen muß. Das Roß ist ein Thier des Sonnengottes, nicht weil er mit Roßen den Sonnenwagen hinfährt, sondern weil er ein Renner ist gleich dem Roße. Die Sonne am Himmel hat das weiße Roß zum Sinnbild, als Todtenkönig hat der Sonnengott das schwarze Roß oder das graue. Kriegsgott ist der Sonnengott bei Persern und Griechen, bei den Italiern und den Germanen. Auch einen Vogel hat der Sonnengott und zwar insbesondere, wann er in seiner Eigenschaft als Kriegsgott bezeichnet wird, den Raben. Wird uns nun auch der Vogel nicht benamt, und die Farbe des Roßes nicht angegeben, so schließe ich doch aus Allem, was außer diesen beiden nicht genugsam bestimmten Dingen gemeldet wird, Radegast sey eine Form des Sonnengottes gewesen, vorzugsweise als Todtenkönig und Kriegsgott, ein Herr der Riesen, der Unterweltsgeister und des Wolfs oder des verschlingenden Todes oder Abgrundes, der eine sehr große Aehnlichkeit mit dem germanischen Sonnengott Wodan oder Odin hatte, welchem Roß, Wolf, Rabe u. s. w. gehörte, und der ein Oberherr der Unterwelt war.

Wir haben aber schließlich noch eine eigenthümliche oder vielmehr sehr seltsam klingende Erklärung zu berühren. Nämlich czechisch wird Radigast zu Radihost, und diesen erklärte die Glosse (Hanka S. 14) durch Mercurius. Nichts könnte weniger zur Aufklärung der slawischen Mythologie beitragen, als wenn man die Erklärungen jener Glossen für wohlbegründet annehmen und Folgerungen daraus ziehen wollte. Der Glossator suchte eben nur nach einem Gott des classischen Alterthums, um einen slawischen damit zusammenzustellen, und diesen durch jenen zu erklären. Warum wählte er den Mercur? Wahrlich nicht weil Radigast oder Radihost ihm seinem Wesen nach bekannt, sondern umgekehrt, weil ihm deßen Wesen unbekannt war. Er hielt sich an den Namen, host heißt czechisch der Gast, der Fremde, mit dieser Bedeutung aber hätte der Glossator für seinen Zweck, einen römischen Gott zu vergleichen, nichts anfangen können. Doch jene Bedeutung ist nicht die einzige, sondern mit host bezeichnete man auch ehedem den fremden Kaufmann, und Kaufleute, Großhändler kamen zu den Czechen gezogen und trieben Handel bei ihnen. Der Glossator nahm offenbar das Wort in diesem Sinne, und so führte ihn die Benennung Radi host auf den Mercurius, der bei den Römern ein Gott des Handels oder der Kaufleute war. (Der

Anfang des Namens Radi mußte dabei in einem allgemeinen Sinne gelten, ohne eine besondere Beziehung zu erhalten (czechisch heißt rada Rath, rad, gern, mit Lust). Daß dieser Radihost = Mercur ein Enkel des Kirt in jener Glosse genannt wird, zeigt: daß Kirt Saturn seyn soll.

Zeuß (S. 39) läßt sich also vernehmen: Nach Adam von Bremen (Hist. eccl. 2. 11), den Helmold (1. 2) ausschreibt, sollte der Tempel zu Redra, einer angeblich rings von einem See (sie lag am Tolenserfee) umfloßenen Stadt mit neun Thoren, dem Radigast geweiht seyn. Beßer scheint Dietmar unterrichtet (Wag. p. 130), der von drei Thoren spricht, von denen das dritte zum See und zum Tempel führte, und die Stadt Riedigost nennt, an die Spitze der im Tempel aufgestellten Götterreihen aber den Zuarasici, d. i. Swantowit stellt. Der Tempel war also ein Pantheon, und konnte als solches leicht den Namen Rjedegost (von rjad' - ordo) tragen, und von ihm die Stadt benannt werden. Adam von Bremen nahm ihn für den Namen des Gottes. Das Wort gost findet sich nicht nur in Mannsnamen, sondern auch häufig in Ortsnamen, und Redra, Rethre bei Adam, Rethra bei Helmold, scheint nur abgekürzte Benennung bei Auswärtigen.

## Triglaw.

Der Name Triglaw bezeichnet den dreiköpfigen Gott (czechisch tři, polnisch trzy, drei; polnisch glowa, czechisch hlawa, rußisch gholowa, das Haupt, der Kopf), und Stettin wird als ein Hauptort seiner Verehrung genannt. Auch über diesen haben wir nur einige unbedeutende Nachrichten.

Valentin von Eichstet (Frencel 204) beschreibt uns denselben also: Der fürnehmste Abgott der Stetiner ist gewesen Trigeloff mit dreyen güldenen Köpffen, daher er auch den Nahmen gehabt; ist gebildet gewesen mit drey Köpffen, unter einem Hut, welcher in einer Hand den Mond gehalten. Albinus in der Meißnischen Chronik (S. 297) giebt an, der Pirnaer Mönch schreibe ihm einen Kopf mit drei Gesichtern zu, und fügt hinzu: Man hat im Lande zu Meissen, auch wie ich berichtet bin, an etlichen Orten, alte Bilder, in Stein gehauen, mit dreyen Angesichtern gefunden: Und ist sonderlich zu Grimen auf der Brücken eines dergleichen zu finden gewesen, daran drey Angesicht unter einem Hütlein: Dannenhero denn zu achten, daß die Sorben diesen Abgott wie ihre Nachbarn auch geehret. Wie denn vermuthlich, daß die Wenden insgemein etliche Abgötter gehabt, so bey ihren unterschiedenen Völckern bey einem sehrer als dem andern geehret worden. (Manche gaben den Triglaw für eine Göttin aus, für eine Diana, woraus man ersehen mag, wie den Berichten, welche wir über die slawische Mythologie haben, oft falsche Auffaßungen zu Grunde liegen, manchmal durch die Kenntniß der classischen Literatur veranlaßt. Denn

die Angabe, der dreiköpfige Triglaw sey die Göttin Diana, beruht auf der Nichtkenntniß dieses Gottes und der Kenntniß der dreifachen Hecate Diana und des ihr geweihten Fisches Trigla. Fromme Seelen erblickten die Dreieinigkeit im Triglaw, wie der Verfaßer der schlesischen Kirchengeschichte (S. 20), welcher schreibt: Bey denen an der Ost-See wohnenden Völckern ist ein Abgott, mit Namen Trigla, oder Triglaff gefunden worden, welcher drey Köpffe auf einem Leibe hatte, wodurch das allerhöchste Geheimniß der heiligen Dreyfaltigkeit vielleicht adumbriret worden, so gut nemlich ihr schlecht excolirter Verstand es zuliesse, der Nahme dieses Gottes ist eines guten teutschen Ursprungs; denn was die erste Sylbe heisse, verstehet jedermann; das Wort glaffen aber ist bey den Hochteutschen noch im Gebrauch, und bedeutet so viel als von einander stehen, gesondert; Daher die Teutschen mit diesem dreyköpffichten Gott vielleicht so viel sagen wollen, als ein Wesen, das in drey Häupter in einer Person unterschieden sey.)

Der oben erwähnte Albinus giebt weiter an: Trigla ist fürnehmlich der Brandenburger Abgott gewesen, dem sie auch auf den Hartunger Berg einen Tempel gebauet, da hernach ein Closter Praemonstrat. Ordens daraus gemacht worden. Pirnensis schreibet, daß man noch zu seiner Zeit, als um das 1526 Jahr, ein Bild daselbst geweiset, so emper in einem Winckel gestanden, welches ein Haupt und drey Angesichte gehabt. Justus aber will, es sey dieses Bildnuß auch in der Thum Kirchen zu unser Lieben-Frauen daselbst, so von Primislao der Wenden König, kurz für seinem todt gestifftet, und darinnen er begraben, geehret worden. Wie denn Brodulf meynet, das aller Wendischen Abgott Tempel daselbst in der Burg von Brandone gebauet, da itzt der Thum stehet, gewesen sey; wiewohl er anderswo solcher Götzen auch auf dem Berge gedenktet. Auf dem Hartunger Berg soll Heinrich der Finkler eine Kirche der heiligen Jungfrau erbaut haben, worin Triglaw gewesen, den Christiern König von Dänemark, als er in der Mark in der Verbannung war, im Jahr 1523 weggenommen haben soll. Die Stetiner sollen ihren Triglaw dem Kaiser Otto geschenkt, und dieser soll ihn dem Papst Honorius übersandt haben. Bei den Meißner Sorben erlosch der Cult dieses Gottes zur Zeit Heinrich's des Finklers, zu Julin aber im Jahre 1070 (Frencel 205).

Eine auffallende Nachricht über die Gestalt des Triglaw findet sich in Hanka's Glossen (23), denn daselbst heißt es kurzweg, er sey mit drei Ziegenhäuptern dargestellt worden. Dürfen wir den Glossen, die von solchen geschrieben wurden, welche Kenntniß der römischen Literatur hatten, und die bei den sogenannten Classikern vorkommende Mythologie kannten, einen besonderen Werth beilegen? Ich glaube nicht, und in diesem besondern Falle läßt sich wohl nicht verkennen, daß es unwahr

scheinlich sey, daß, während Alle, welche des Triglaw als eines dreiköpfigen Gottes erwähnen, nichts von den Ziegenköpfen sagen, der Gott dennoch so gestaltet gewesen seyn sollte. Eine so auffallende Sache, um so auffallender, als die ältesten und glaubwürdigsten Nachrichten über slawische Götterbilder von einer Vermischung menschlicher und thierischer Gestalt nichts wißen, wäre wohl, sollte man denken, auch von Anderen bemerkt worden, und hätte den Christen, die gegen das Heidenthum eiferten, zu willkommen seyn müßen, als daß sie dieselbe nicht benutzt hätten zur Herabwürdigung des Heidenthums. Entgegnen läßt sich freilich, wie kam aber der, welcher dem Gott die drei Ziegenhäupter zuschrieb, auf diesen Gedanken, wenn er gar keine Ursache dazu hatte? Daß der Erklärer es nicht auf einen Scherz abgesehen habe, sondern sich durch irgend etwas zu seiner Angabe berechtigt geglaubt habe, muß man als das Natürliche gelten laßen. Nun bietet sich uns aber gar nichts dar, was uns zu einer Muthmaßung führen könnte, allein darum an die Wahrheit dieser Nachricht zu glauben, wäre dennoch gewagt, denn es ist auch nicht eine Mischgestalt in der slawischen Mythologie bekannt.

Aus diesen Angaben erhellt auch, wie wenig Ernst Manche bei ihren Berichten über die Dinge der slawischen Mythologie anwenden mochten, sondern es vorzogen, oberflächlichen und unstatthaften Einfällen Raum zu geben. Eine besonders unzuverläßige und willkürliche Belehrung ertheilt Stransky. Darunter befindet sich auch (de republ. Bohem. Kap. 6) die Aufzählung der stygischen Götter: Merot, Radamaß, Niwa, Tasani, Sudice, Wily, Trzibeck, erklärt durch: Pluto, Rhadamantus, Proserpina, die Eumeniden, die Parzen, Hekate, die Seuche. Der Name Trzibeck ist durchaus falsch, und es sind nur zwei Auswege, um aus dem Irrthum zu kommen, möglich, nämlich, entweder ist das ganze Wort falsch, oder nur eine Sylbe desselben. Ein slawisches Wort beck giebt es nicht, welches also in Trzibeck statt eines andern stünde, und dieses andere könnte nur bog, Gott, seyn, so daß trzybog wohl ein polnisches Wort wäre, und den Dreigott bedeuten könnte. Einen solchen würde man für gleich mit Triglaw halten dürfen. Aber fürwahr, es bleibt dennoch mißlich auf Stransky's Angabe hin einen solchen Weg zu betreten. Wäre das ganze Wort falsch, dann könnte nicht leicht ein anderes der Verwechselung zu Grunde liegen, als eine Ableitung des Zeitwortes trapiti, quälen (czechisch trapič, Quäler, trapička, Quälerin, polnisch trapiciel, Quäler, trapič, quälen) oder czechisch tryzen, Qual, tryzniti quälen. Doch es dürfte wohl diese Betrachtung schon zu viel seyn, da wir auch in dem Falle, daß Trzibeck wirklich ein Trzibog, und dieser gleich dem Triglaw gewesen wäre, nichts gewinnen, was unsere Kenntniß von diesem Gott erweiterte, außer daß derselbe ein unterirdischer Gott gewesen, wenn man sich nämlich auf Stransky verlaßen wollte. Ich glaube aber, daß Wily

die Seuche seyn soll und Trzibeck die Hekate, ganz und gar nach dem Auslegungsverfahren, welches wir oben schon einmal gehabt haben. Es ist alsdann die Wortstellung falsch, und Trzibeck müßte vor Wily gestellt werden. Aber eine Beziehung desselben zur Unterwelt erkennen wir aus einer unzweifelhafteren Quelle, als dieser.

Von Stettin wird nämlich in der Lebensbeschreibung des heiligen Otto (II. Kap. 32) angegeben, die Wenden hätten daselbst ein heiliges schwarzes Roß gehabt. Dieses war das ganze Jahr über frei; keiner durfte es besteigen, und einer der vier Priester des Tempels wartete seiner auf das sorgfältigste, und es war fett und ausgezeichnet groß. Wie das weiße Roß des Swantewit diente es ebenfalls zum weißagen, und zwar indem es über Speere geführt ward, deren es keinen berühren durfte, wenn die Weißagung günstig seyn sollte. Ein Gott, dem ein schwarzes Roß gehört, muß mit der Unterwelt in Verbindung stehen, wie die schwarze Farbe beweist. Wie kommt aber ein Unterweltsgott zu drei Köpfen, da es im Gebiete der Todtenwelt gar nichts giebt, was eine Dreiheit irgend veranlaßen konnte. Freilich heißt es auch, er habe den Mond in einer Hand gehalten, und da könnte er der Mondgott seyn, dreifach wegen seiner Wandlungen dargestellt, und man könnte ihm ein schwarzes Roß gegeben haben, wegen der Nacht, worin er waltet, oder weil man ihn zum Herrn der Unterweltsgeister, die in der Nacht hausen, gemacht hätte. Einen wirklichen Mondgott, der einen Cult gehabt hätte und dem man ein bedeutendes Gebiet der Wirksamkeit zugeschrieben, vermochte bis jetzt noch Niemand in irgend einer Mythologie nachzuweisen, so wenig wie eine Mondgöttin von diesen Verhältnißen. Der Mond war nie etwas anders, als das Maaß der Zeit, aber er ist nie als Herr und Schöpfer der Zeit angesehen worden, sondern diese Wirksamkeit ward dem Gott der Sonne zugeschrieben. Triglaw war sicher und gewiß kein Mondgott, wenn er sogar den Mond in der Hand gehalten hätte, denn derselbe konnte zur Bezeichnung einer seiner Wirksamkeiten dienen, wie wir z. B. ihn in den Darstellungen der ägyptischen Mythologie angewendet finden. Welche Wirksamkeit damit gemeint seyn könne, kann keinem Zweifel unterliegen, da er nur zur Bezeichnung einer einzigen dienen kann, nämlich der Erschaffung der Zeit, welche durch die Sonne erschaffen wird.

Wir dürfen uns aber auf die Angabe, er habe den Mond in der einen Hand gehalten, eben nicht mit nur einigem Vertrauen verlaßen, da die Berichterstatter der ganz späten Zeit in ihm die Diana erblicken wollten wegen der drei Köpfe, und da dieselbe damals nur für eine Mondgöttin galt, wie sie es der späten Mythologie geworden war, so lag der Gedanke an den Mond nahe. Wie war dieser Mond dargestellt? Voll oder als Halbmond? Hielt Triglaw ihn frei in der Hand von

dem Leibe weg? Die dürftigen Nachrichten gestatten keine bestimmte Antwort auf diese Fragen, und es bleibt uns nur übrig, aus anderen Götterbildern einen ungefähren Schluß auf dieses zu ziehen. Auf Rügen hatte der Gott Porenut vier Köpfe oder Gesichter und einen Kopf oder ein Gesicht außerdem auf der Brust, von beiden Händen gehalten. Konnte nicht auch das, was man den Mond zu nennen sich begnügt hat, ohne eine Beschreibung hinzuzufügen, ein Gesicht seyn, welches Triglaw mit der Hand hielt, und das sich auf der Brust befand, um die Einheit des dreiköpfigen Gottes zu bezeichnen? Solch eine Vermuthung wird freilich nur Vermuthung bleiben, und ohne Auffindung eines Hülfsmittels, welches eine sichere Erklärung gewährt, zu keinem sichern Wißen werden, doch gewährt ihr das Bild des Porenut einige Wahrscheinlichkeit.

Ein dreiköpfiger Gott, dem das schwarze Roß gehörte, denn einem andern kann es in Stettin nicht gehört haben, und der mithin ein Unterweltsgott ist, muß noch andere Beziehungen, als die zum Todtenreich gehabt haben, weil es für diese Wirksamkeit an einem Kopfe genug gewesen wäre. Wir werden daher nicht fehl gehen, wenn wir auch in ihm eine Form des Sonnengottes erkennen, da dieser mit der Unterwelt in Verbindung steht, und die drei Köpfe sehr gut für ihn geeignet sind. Die aufgehende, die am Tage stark und heiß leuchtende Sonne und drittens die untergehende können im Bilde durch drei Köpfe eines einzigen Gottes füglich dargestellt werden. Daß die aufgehende Sonne selbst als eine besondere Form in der Mythologie der Slawen erschien, ergiebt sich aus dem Namen des Gottes

**Jutribog,**

unter welchem der Sonnengott als Morgengott verehrt ward; da die Stadt Jüterbock ihren Namen von ihm hat (zechisch heißt jitro, der Morgen, die Frühe, polnisch jutro, rußisch útro). Doch ist ein Bild des Gottes nicht bekannt, eben so wenig auf welche Weise er verehrt ward.

Von einem Tempel zu Jüterbogk hat sich eine Sage daselbst entweder erhalten, oder gebildet. Kuhn in den märkischen Sagen (S. 86 flgg.) giebt nach Brandt's Geschichte von Jüterbogk und mündlicher Mittheilung Nachricht davon, die Wenden hatten auf einer, wie es scheint, künstlichen Anhöhe, in der Vorstadt Neumarkt einen Tempel, in welchem sie die Göttin der Morgenröthe anbeteten; er soll zwischen der jetzigen Schmiede und der Kirche gestanden haben, und noch gar nicht lange verschwunden seyn, denn der Diaconus Hannemann beschreibt ihn in seiner im Jahr 1607 herausgegebenen Jubelschrift also: „Von einer solchen heidnischen Entstehung der Stadt hat auch Anzeigung gegeben das uralte Templein, welches ungefähr nun vor vierzig und etlichen Jahren ist eingerißen worden, darinnen der heidnische Götzendienst der wendischen Morgengöttin soll seyn geleistet worden. Dies Templein, welches auf dem Neumarkt

bei dem steinernen Kreuz gestanden, ist in der Länge, Breite und Höhe bis an das Dach recht viereckigt von Mauersteinen aufgeführt gewesen, hat oben ein Kreuzgewölbe und darüber ein viereckigt zugespitztes Dach gehabt. Die Thür oder Eingang von abendwärts ist niedrig gewesen, also daß man im Eingehen sich etwas bücken müßen. Es hat auch keine Fenster gehabt, sondern nur ein rundes Loch, mit einem starken eisernen Gitter verwahrt, gegen Morgen und zwar genau gegen Sonnenaufgang zur Nachtgleiche, so groß, als der Boden von einer Tonne, daß das Licht hat hineingehen können. Also hab' ich's von mehreren Personen, die noch am Leben sind, beschreiben hören."

Frühzeitig schon hat man ein Kreuz aus Granit, das jetzt nur noch etwa anderthalb Fuß aus der Erde hervorragt, ehemals aber mehrere Ellen Länge gehabt haben soll, neben diesem Tempel aufgerichtet, und es steht jetzt noch dicht vor dem Hause des Schmieds. Als man es von da zu der Zeit des Großvaters des jetzigen Schmiedes, weil es abgebrochen, oder wie Andere sagen, von einem weißen Bullen umgerannt war, weg genommen, da hat sich des Nachts ein fürchterliches Lärmen und Poltern hören laßen, und ein weißer Hund hat unausgesetzt an der Stelle gelegen, wo das Kreuz gestanden, und ist auch nicht eher gewichen, als bis man dasselbe wieder an die alte Stelle gebracht hat.

Zur linken Seite der Schmiede liegt auch eine kleine runde Anhöhe, auf der man in neueren Zeiten einen Kreis von Linden, und mitten hinein einen eben solchen Baum gepflanzt hat; diese kleine Höhe heißt der Tanzberg und hat, wie man sagt, davon ihren Namen, daß die alten Wenden hier ihre heidnischen Tänze gehalten haben.

Wir erfahren zwar wenig durch diese Sage, denn wenn auch wirklich die Angabe über den Tempel durchaus ächt seyn sollte, so ist ein Tempel an einem Orte, welcher von einer Gottheit den Namen hat, nichts Unerwartetes. Auch die Oeffnung nach der Morgenseite für die Gottheit des Morgens ist nicht unerwartet, aber daß sie genau dem Aufgange der Sonne zur Zeit der Nachtgleiche entspreche, ist im Falle der Aechtheit dieser Nachricht, interessant. Daß ein weißer Bulle das Kreuz umwirft, und ein weißer Hund an der Stelle liegt, so lange das Kreuz dem Heidnischen nicht wehrt, so daß dieses sich wieder regen darf, geht auf den weißen Sonnengott, da sonst das Gespenstische schwarz erscheint. Außer ihm erscheint ein Gott

## Belbog, Bielbog,

d. i. der **Weiße Gott** (czechisch bélo, polnisch biały, russisch bjeluj, weiß; bog, czechisch boh bedeutet Gott, welche Bedeutung auch das persische Wort baga hat, mit welchem bog verwandt ist), von welchem wir außer dem Namen nur noch erfahren, sein Angesicht sey bei den

Nußen mit Mücken besetzt gewesen. Er war also ein Mückengott, d. h. ein Gott, welcher die Mücken brachte, und sie, wenn er sich den Menschen gnädig erweisen wollte, auch vertreiben konnte. Da die Hitze den Insecten günstig ist, so ist Belbog durch die Mücken als ein Gott der Hitze dargestellt, und wir begegnen in der semitischen Mythologie, wie in der griechischen auch dem Gott der Hitze, als dem Mückengott. Wir haben demnach in Belbog auch einen Sonnengott, und zwar steht ihm dem Namen nach entgegen

## Czernybog,

d. i. der schwarze Gott (czechisch cerny, schwarz, polnisch czarny, rußisch tschornüj), der Gott der Finsterniß. Da alles Gerede von einem guten und einem bösen Gott in dem christlichen Sinne von Gott und Teufel, oder Gott und der Finsterniß im Gebiete der slawischen Mythologie ein aus christlicher Anschauung des Heidenthums hervorgegangenes ist, *) dem es an jeder Begründung fehlt, so ist Czernebog wohl Gott der Unterwelt, aber darum kein durchaus böser Gott, sondern ist mit Pikollos zu vergleichen, dem Gott der Dreiheit zu Romowe. Leider wird uns nichts von seinem Culte, seiner bildlichen Darstellung, kurz nichts wird uns von ihm gemeldet, als der Name, und wir können nicht einmal bestimmen, ob der Name Czart, der auch den Schwarzen bezeichnet, und den wir im slawischen in der Bedeutung des Teufels finden, ein anderer Name desselben war, oder ob er zur Bezeichnung des christlichen Teufels gewählt ward. Einen eigentlichen Gott der Nacht, oder einen eigentlichen Gott der Erde hatten die Slawen so wenig, wie ein anderes mit ihnen verwandtes heidnisches Volk. Die Nacht und die Finsterniß gehören der Unterwelt, und die Unterwelt gehört der Erdmutter. Herrscht dort ein Gott, so ist er entweder die Personification des Todes, die keinen wirklichen Cult erlangt hat und von keinem Volk unter seine hohen Götter aufgenommen worden ist, oder der Gott der Sonne, welcher Nachts in der Unterwelt ist. Ein anderer, als dieser, ist auch Czernybog nicht, und in Jutribog und ihm haben wir die Morgensonne, die Aufgehende, und die Untergehende, dazu aber sind wir nicht berechtigt, den Belbog als wirklich den mit ihnen verbundenen Gott der Mittagssonne zu betrachten, da wir nicht wißen, ob er mit ihnen verbunden war. In Triglaw aber besitzen wir wirklich die Kunde von einer Dreiheit des Sonnengottes, und diese kann bedeuten Morgen, Mittag und untergehende Sonne, oder auch

*) Helmold (1. 53) giebt dieses an, und von den Wenden meldet Reinesius (Frencel 229), sie hätten den einen Dobrebog, d. i. den guten Gott genannt, den andern sleho, den bösen. So wird auch gemeldet, bei ihren Gelagen hätten die Slawen mit gewißen Worten dem guten und dem bösen Gott Trank geweiht.

Frühling, Sommer, Winter, denn zur Entscheidung fehlt ein sicheres Merkmal, da wir außer dem schwarzen Roße nichts haben, was eine nähere Bestimmung sichern könnte. Dieses zeigt ihn zwar als einen Gott der Unterwelt mit aller Gewißheit, daraus folgt aber nicht, daß die drei Köpfe sich auf drei Tageszeiten beziehen müßen.

Wie das schwarze Roß zu Stettin nur ihm geweiht seyn konnte, so ist der dortige Baum, was für einer er gewesen, ist uns nicht bestimmt gemeldet, so wie der zu Julin, wo Triglaw ebenfalls der Hauptgott war, diesem Gott nach aller Wahrscheinlichkeit geheiligt gewesen. Die Nachricht, die wir über diese Baumverehrung zu Stettin haben ist karg und die über den Brauch zu Julin auch nur kurz.

Der heilige Baum zu Stettin hatte seinen Priester, der dabei wohnte, und seinen Unterhalt durch die dargebrachten Opfer erhielt. Zu Julin ward alljährlich ein Baum aufgestellt, und man tanzte im Anfange des Sommers unter Beobachtung von Feierlichkeiten um ihn herum, damit die Erndte gut gerathe, wie im Leben des heiligen Otto (S. 490. 513) angegeben wird, wo dieser Julinische Baum seltsam der Speer des Julius Cäsar genannt wird, aus classischer Reminiscenz, die Julin mit Julius Cäsar in Verbindung brachte. Im Amte Lüchow in Lüneburg war unter den christlich gewordenen Wenden bis zum Jahr 1671 eine Baumverehrung im Gange, sie verehrten theils eine Eiche im Walde, die sie den schönen Baum nannten, theils den Kreuz- und Kronbaum, der alljährlich in ihrem Hauptflecken aufgerichtet wurde, und dem Julinischen glich. (Beide waren mit eingeschlagenen Sproßen versehen, auf welchen man hinaufsteigen konnte.) Den Kreuzbaum holten die Männer, den Kronbaum die Frauen unter Gesang aus dem Walde. Auf den Kreuzbaum ward ein metallner Hahn gethan und demselben eine Bierspende dargebracht, mit der man unter Tanz das herzugeführte Vieh begoß, damit das Vieh und das Getraide gedeihe. (Allgemeine Weltgeschichte. 51. S. 248.)

Man könnte aus der Angabe, daß im Lüneburgischen eine Eiche verehrt worden sey, den Schluß ziehen wollen, zu Stettin und Julin seyen auch Eichen verehrt worden, und der als besonders heilig bezeichnete Baum zu Stettin sey eine solche gewesen. Daß eine Eiche bei dieser Stadt gewesen, die einen heiligen Quell beschattete, läßt sich sogar nachweisen, denn in dem Leben des heiligen Otto (S. 680) wird berichtet: Es war zu Stettin eine sehr große und laubreiche Eiche, und unter derselben ein sehr lieblicher Quell, den das einfältige Volk, in dem Wahn, irgend eine Gottheit hause darin, mit großer Heiligkeit verehrte. Da in dieser Bemerkung gegen das Heidenthum das Volk wegen der Verehrung der Quelle gescholten wird, so muß der Scheltende nichts von einer Verehrung des Baumes, der dabei war, gewußt haben. Dieses aber muß bedenklich machen gegen die Annahme, diese Eiche sey jener

heilige Baum gewesen, der einen dabei wohnenden Priester hatte, denn wäre sie der gewesen, so würde sie auch noch verehrt worden seyn, und ihre alte Heiligkeit wäre bemerkenswerth geblieben. Statt also von dieser Eiche einen Beweis hernehmen zu können, der heilige Baum zu Stettin sey eine solche gewesen, könnte sie eher noch ein Beweis gegen eine solche Annahme seyn, denn geweihte Eichen gab es bei den Slawen, die solche selbst auf die Gräber setzten, aber sie waren wohl meist dem Himmelskönige geheiligt, dem Gott des Donners.

Das Fest der Wenden in Lüneburg fand am Johannistage statt und ist also bestimmt ein auf die Feier der Sonne hinweisendes, die Deutschen feierten denselben Tag durch Anzündung des sogenannten Johannisfeuers. Auch die Reußen zündeten am Johannistage Feuer an, trieben ihr Vieh hindurch, und riefen dabei den Gott Kupalo an. Sonderbar muß der Johannisbaum bei den Wenden in Lüneburg erscheinen, und man fühlt sich versucht, entweder diese Angabe für ungenau zu halten, oder anzunehmen, die spätere Zeit habe eine Abänderung hervorgebracht, was aber aller Wahrscheinlichkeit entbehrt, weil solche Bräuche, wie die Erfahrung lehrt, sehr fest haften. Ein Johannisfest scheint durchaus überall seine Hauptbedeutung in dem Feuer gehabt zu haben, da es den Eintritt des Sommers zum Gegenstande hatte.

Man findet unter folgenden Angaben von dem Feste der Sommersonnenwende bei den Slawen, die hier zusammenstehen mögen, Bestätigung in Betreff des Baums. Am Abend vor dem Johannistage zündet man noch an vielen Orten Feuer an auf Höhen. Diese Feuer helfen gegen Gewitter, Hagelschlag, Viehsterben (besonders, wenn man am folgenden Morgen das Vieh über die Brandstätte zur Weide treibt), allerlei Zauberei, namentlich Milchbenehmung. Darum sammeln die jungen Bursche, welche das Feuer veranstaltet haben, am folgenden Morgen von Haus zu Haus Milch ein. Auch steckt man an jenem Abend große Kletten und Beifuß über das Thor oder Heck, durch welches das Vieh geht, denn solches ist gleichfalls gegen Hexerei gut. An der samländischen Küste fahren die Schiffer an dem Johannistag und an den nächstfolgenden Tagen nicht zur See, weil, wie sie behaupten, das Meer dann hohl geht und ein Opfer fordert. (Tettau und Temme S. 277.)

In den ehemals wendischen Dörfern zwischen Salzwedel in der Altmark und Lüchow im Hannöver'schen wird noch der Sanct Veits- und Johannistag festlich begangen, d. h. die Arbeit ruht und es wird tüchtig getrunken. Ein alter Förster aus Seeben erzählt auch, daß man an diesen Orten früher die Gewohnheit gehabt habe, an einem bestimmten Tag des Jahrs einen Baum aus dem Gemeindewalde zu holen, im Dorf aufzurichten, darum zu tanzen und zu rufen: „Hennil, Hennil, wache!“

Am Johannistage werden übrigens durchweg in der Mark allerhand heilsame Kräuter gesammelt, weil man die Meinung hat, daß nur die an diesem Tage gepflückten die gehörige Wirkung thun. Manche, besonders Wurzeln, müßen in der Mitternachtsstunde stillschweigends gegraben werden. Dahin gehört namentlich das Kraut Rainfarren, das nur in der Nachtstunde von 11 — 12 Uhr blüht, und das, wenn man es bei sich trägt, unsichtbar macht. In der Johannisnacht muß auch die Glücks- und Wünschelruthe geschnitten werden, und zwar von einem Haselstrauch. Man muß zu diesem Zweck rückwärts auf den Haselstrauch zugehn, und stillschweigends mit den Händen zwischen den Füßen durchfaßen und so eine gabelförmige Ruthe abschneiden. Will man sehen, ob man auch wirklich eine solche geschnitten habe, so braucht man sie nur in Waßer zu halten; wenn sie da wie ein Schwein japst, so ist's die Glücksruthe; mit ihr kann man dann Schätze, die in der Erde verborgen sind, finden

In dem Dorfe Belling bei Pasewalk unweit der uckermärkischen Gränze, hat man am Sonntag vor Johannis folgenden Gebrauch: Die Bauern ziehen früh Morgens aus dem Dorf und theilen sich in zwei Abtheilungen, Reiter und Fußvolk, und zwar die Knechte zu Pferde, die Herren zu Fuß. Beide kämpfen mit einander, wobei meistens die Knechte die Oberhand gewinnen. Nachher ist dann Scheibenschießen, und wer den besten Schuß thut, wird König und geschmückt ins Dorf geführt. Auf freiem Felde wird zuletzt ein kleiner Jahrmarkt gehalten.

Die ehemaligen Wenden nördlich von Salzwedel richteten sonst am Johannistage den sogenannten Kronenbaum auf, der allein von den Weibern geholt werden durfte, keine schloß sich davon aus, und selbst körperliche Gebrechen hielten nicht von dem Zug ab. Am Abend vor Johannis wurde dieser Baum, eine Birke, gehauen, und alle Zweige bis an den Gipfel, an dem man eine kleine Krone stehen ließ, fortgenommen. Am Johannistage selbst nahmen dann die Weiber das Vordergestell eines Wagens, spannten sich vor und zogen in das Holz. Wetter und Weg mochten beschaffen seyn, wie sie wollten, sie fuhren nicht aus der Heerstraße, sollten sie auch im Morast oder Waßer gehen müßen. Die starken jungen Weiber giengen neben dem Wagen her, sangen Freudenlieder in wendischer Sprache, und ließen die alten Mütterchen ziehen, daß sie bersten mochten. Sobald sie mit dem Baum in das Dorf zurück gelangten, erhoben sie ein Freudengeschrei, eilten gradesweges nach dem Orte, wo der alte Kronenbaum stand und hieben denselben um, welchen ein Kosater oder Häusling kaufen und den alten Weibern dafür zwei Schilling zu Branntwein geben mußte. Der neue Baum ward nun unter vielem Frohlocken aufgerichtet, mit Kränzen und Blumen behängt, und mit zwölf oder mehr Kannen Bier nach ihrer Art eingesegnet.

Bei denselben Wenden war es ehemals Sitte, mitten im Dorf einen

sogenannten Kreuzbaum, eine Eiche, aufzurichten, der so lange stehen blieb, bis er umfiel. Er durfte jedoch alsdann vor Mariä Himmelfahrt nicht wieder gerichtet werden, weil sie sagten, die Stäte wolle es nicht leiden. Diese Stäte wurde von etlichen für einen männlichen Geist ausgegeben, der sich an der Stelle des Baums aufhalte, daher auch kein Wende mit garstigen Füßen über diesen Platz gehen durfte. Einst begab es sich zu Rebensdorf (nach andern zu Dangsdorf), daß der Dorfbulle, als er von der Weide kam, seine Lende mit solcher Gewalt daran scheuerte, daß der Baum darüber umfiel und den Bullen todtschlug. Dies nahmen die Bauern als ein doppeltes Zeichen bevorstehenden großen Unglücks. (Die lüneburgischen Wenden hielten es ohnedies für ein besonderes Unglück, wenn ein Bulle natürlicher Weise starb, und haben sie diesem Thier oft sein Begräbniß mitten im Dorf und in einer dazu verfertigten Grube angestellt, wohinein ihn der Abdecker stoßen müßen, daß er ordentlicher Weise hat verscharrt werden können.) Zur Versöhnung der beleidigten Stäte wurde noch alle Jahr auf den Tag, wo der Bulle todtgeschlagen worden, alles ihr Vieh groß und klein, um den Baum getrieben. Es wurde auch, wenn ein neuer Kreuzbaum aufgerichtet ward, das Vieh eingesegnet. Diese Einsegnung geschah in folgender Gestalt: Erstlich soffen sich alle Bauern toll und voll, darauf tanzten sie in vollen Sprüngen um den Baum und führte der Schulz in seinen Sonntags-kleidern und mit einem breiten, weißen Handtuche um den Leib, den Reihen; dann nahm der Schulz ein kleines Licht nebst einem Glase Bier in die Hand, gieng damit um das zusammengetriebene Vieh, bespritzte dasselbe mit Bier und segnete es mit wendischen Worten ein. (Zu Bütlitz und im ganzen Drawan (der Gau zwischen Lüchow, Dannenberg und Uelzen im Hannöver'schen) wurden die Häuser, Ställe, Küchen, Keller, Kammern und Stuben mit Bier oder Branntwein an dem Tage, wenn der Kreuzbaum aufgerichtet wurde, begoßen; und man glaubte, die Stäte wolle es so haben und das Vieh würde anderen Falles Noth leiden. Im Kirchspiele Prodöhl jagten sie das Vieh um den Baum, damit es im selbigen Jahre wohlgedeihe, giengen auch mit einem großen Wachslichte, wie überall bei diesen Gebräuchen Sitte war, um den Kreuzbaum, und redeten etliche wendische Worte. Ja, man sagte, daß dort noch täglich ein alter Greis vor dem Baume niedergeknieet sey und seine besondere Andacht gehalten habe. So oft vor Zeiten eine junge Frau aus einem andern Orte durch Heurath in ein solches wendisches Dorf kam, mußte sie einen Tanz um den Kreuzbaum thun und etwas Geld hinein stecken. Dergleichen Opfer geschah auch, wenn Jemand von einer Wunde oder einem Schaden, welche sie fleißig an dem Baume zu reiben pflegten, geheilt worden, und kein Mensch vergriff sich an dem Gelde.

Dieser Kreuzbaum war nun zwanzig und mehr Ellen hoch, oben

befand sich ein hölzernes Kreuz, und über diesem ein feststehender eiserner Hahn. Wenn nun Mariä Himmelfahrt nahte, so wählte man einen andern Baum im Holze, gieng an diesem Tage dorthin, die Hauswirthe traten auf den Baum zu, und Jeder mußte seinen Hieb hineinthun, bis der Baum umfiel. Darauf wurde er auf einen mit Ochsen bespannten Wagen gelegt, sie deckten ihn mit ihren Röcken zu, daß nichts davon zu sehen war, und fuhren mit Freuden nach der Stäte, wo der vorige gestanden, und diese war ein kleiner runder Hügel mitten im Dorfe. Hier wurde er von einem wendischen Zimmermanne viereckigt gehauen, und es wurden auf beiden Seiten Pflöcke angebracht, daß man hinaufsteigen konnte. Drauf ward er unter Freudengeschrei aufgerichtet, der Schulze kletterte hinauf, setzte den Hahn auf und segnete ihn mit einem Glase Bier ein. Zuletzt wurde gezecht, und man behauptete, wenn es nicht geschehe, gedeihe das Vieh nicht. (Kuhn märkische Sagen u. s. w. S. 329 flgg.)

Daß das sogenannte Johannisfest bei den Slawen grade dem Czernebog gegolten habe, kann man nicht behaupten wollen, da er nicht der einzige Sonnengott ist, und dieses Fest an keine bestimmte Form des Sonnengottes gebunden, nachzuweisen ist. Der Hahn ist ein nicht unbedeutendes Sinnbild, und wir finden, wie weiter unten zu sehen ist, den schwarzen Hahn unter den Todtenopfern. Als Vogel, welcher das erste Licht verkündet und die Geister der Unterwelt verscheucht, hat ihn die Einbildungskraft des Volkes mit der Geisterwelt in Verbindung gebracht (s. meine Sinnbilder der alten Völker). Nicht unbedeutend ist auch folgender Brauch: An einigen Orten, namentlich im Amt Dannenberg, wurde jährlich ein Hahn so lange herumgejagt, bis er ermüdet hinfiel; dann schlug man ihn todt, kochte und verzehrte ihn. Während der Mahlzeit durfte Niemand aus dem Dorfe gehen. Ein großes Brod wurde gebacken, von dem Jeder etwas haben mußte. Auch bei diesem Gebrauche hatte man hauptsächlich das Gedeihen des Viehes im Auge. (Kuhn märkische Sagen u. s. w. S. 335.) Hatte man das Gedeihen des Viehes im Auge, so ward der Hahn wahrscheinlich zur Versöhnung der Geisterwelt in dieser Weise geopfert, denn von dieser fürchtete man beständig die Beschädigung des Viehes.

Der Baum zu Julin entspricht, wie die Zeitbestimmung zeigt, dem Maibaume, welcher in Deutschland sich aus dem Heidenthum bis in unser Jahrhundert hinein erhalten hatte. Die Verehrung desselben galt dem wieder erwachten Leben der Natur, dem Siege des Lebens über den Tod, weßhalb ihm das Opfer des Hahnes dargebracht ward. Die Gottheit, welcher dieser Baum verehrt wurde, denn daß eine Gottheit dabei gemeint war, kann nicht in Zweifel gezogen werden, weil ein Baum nicht an und für sich, sondern nur in so fern er der Gottheit geweiht und

geheiligt war, verehrt wurde, kann nur die seyn, welche dem neuen Leben zum Sieg über den Tod des Winters verholfen hat. Der Himmelskönig ist eine solche Gottheit, aber eben so der Sonnengott, und war in Julin nicht der Himmelskönig, sondern Triglaw, der Sonnengott, die höchste Gottheit, so ist zu schließen, daß sich die Feier des Baumes auf ihn bezog. Der Zweck der Verehrung war in Lüneburg das Gedeihen des Viehes und Getraides, und einen andern Zweck haben wir wohl auch nicht an anderen Orten vorauszusetzen, da ja Leben und Gedeihen vorzugsweise stets von den Göttern erfleht wird. Das Gedeihen des Viehes aber war insbesondere in der Mythologie dem Sonnengotte zugeschrieben, und in der slawischen Götterlehre haben wir einen andern Gott für die Heerden nicht vorauszusetzen, sondern haben mehr Grund, jenes Verhältniß ebenfalls in ihr anzunehmen. Neben dem Donnergott Perun der Rußen steht Wolos, der Stiergott zu Kiew, als höchster Gott der Slawen da, der also kein Donnergott war, und daher nur als Sonnengott vermuthet werden kann, wegen seiner hohen Stellung:

## Prowe.

Im östlichen Holstein saßen die Wagrier, und Helmold erzählt uns (I. 84): Als wir durch Wagrien zogen, kamen wir in einen Hain, den einzigen dieses Landes, denn es dehnt sich ganz flach dahin. Daselbst sahen wir unter den sehr alten Bäumen heilige Eichen, die dem Gott jenes Landes, dem Prowe geweiht waren, und um welche ein Hof und eine aus Balken sorgfältig gemachte Vergitterung sich herumzog mit zwei Thüren. Denn außer den besonderen Göttern der einzelnen Ortschaften, an denen sie reich waren, befand sich hier das Heiligthum des ganzen Landes, welchem ein Priester (Mike), Feste und mancherlei Opfergebräuche weiht. Dahin kam das Volk am zweiten Feiertage mit dem Priester und dem Fürsten zum Gerichte zusammen. (An jedem Gerichtstag oder jedem Montag erhielt der Gott ein bestimmtes Opfer.) In den Hof durfte nur der Priester eintreten, oder wer opfern wollte, oder wer in Todesgefahr schwebte; denn solchen ward das Asyl durchaus nicht verweigert, weil die Slawen eine so große Ehrfurcht vor ihren Heiligthümern haben, daß sie den Umkreis eines solchen nicht einmal durch das Blut eines Feindes besudeln laßen. (Helmold war bei der Vernichtung dieses Haines zugegen, und beschreibt sie.)

Der Ort, wo der Hain des Prowe und seine heilige Eiche war, hieß Altenburg oder Oldenburg in deutscher, Stargard in slawischer Sprache, und der Bischof dieses Ortes, Gerold, soll im zwölften Jahrhundert die Verehrung dieses Gottes und den heiligen Hain beseitigt haben. Ein Bild des Prowe wird also beschrieben [Frencel S. 84 und 142. Botho's

Sassenchronik giebt eine Abbildung und Beschreibung.*) Der Gott stand auf einer Säule, das Haupt mit einem Kranze geschmückt, und hatte längliche aufgerichtete Ohren. In der rechten Hand hielt er eine rothe, gleichsam glühende Pflugschaar, in der Linken einen Bannerstab, und die Beine waren mit Schienen versehen, der eine Fuß aber stand auf einer Schelle. Mit solchen Dingen hat man gleichsam der Dürftigkeit der Nachrichten spottend, die slawische Mythologie zu verunstalten gesucht, denn Helmold (a. a. O.) meldet ausdrücklich, daß es kein Bild des Prowe gab. Er sagt nämlich: Der Götzendienst dort ist mannigfach Die Einen haben Bilder in Tempeln, wie das Bild zu Plön, Namens Podaga. Andere haben Haine oder Wälder, wie Prowe der Aldenburgische Gott, von denen es keine Bilder giebt. Doch erkennen sie einen über die Anderen im Himmel herrschenden Gott an, und von dem die Anderen stammen, die, je näher sie ihm verwandt sind, um so höher stehen.

Die Beschreibung des Bildes habe ich nach Frencel gegeben, um zu zeigen, wie es sogar auf dem nicht langen Wege der Mittheilung dieser späten Dinge von einem zum andern zugieng. In der Sassenchronik hat das Bild keine rothe, gleichsam glühende Pflugschaar, sondern einen Schild in der Hand, auch keine Schienen, sondern ein Paar Stiefel an den Beinen, die Schelle aber ist nicht zu sehen. Woher kommt die Pflugschaar? Diese stammt wohl aus einer verfehlten Uebersetzung des Wortes Provensen, denn dieses steht in dem erläuternden Texte jener Chronik, und bedeutet einen Schild, den der Gott Prowe wohl deßhalb haben sollte, weil er so gut zu seinem Namen in jener Benennung paßte. Aber einer der von dem Werkzeug Provensen in Prowe's Hand hörte, mochte ein Prüfeisen darunter denken, und da die glühende Pflugschaar für einen Gott des Gerichtes sich eignen konnte, weil sie bei sogenannten Gottesurtheilen oder Ordalien angewendet ward, so ward aus dem Prüfeisen-Provensen eine Pflugschaar, mit dem Beisatze „roth," um das Glühen anzudeuten, wie schon der Zusatz „gleichsam glühend" zeigt. Ein Paar lederne, gemeine Stiefel mochte man nicht würdig halten, die Beine eines Gottes zu bekleiden, und vertauschte sie mit Schienen. Was Prowe mit diesen thun sollte, darf man natürlich nicht fragen, denn solche Erfindungen werden nicht für genaue Prüfungen gemacht. Wer das Bild zuerst erfand, gab ihm thierische Ohren, weil

*) Diese lautet (Jahr 1123. S. 339): Ore affgot to Oldenborch de het Prono unde stod upp einer sull, unde hadde in der hant eyne rode *proveysen* unde einen bannerstaff, unde hadde twey lange oren mit eyner kronen, unde hadde an eyn par stevel, unde under eynen vote eyne schellen.

dem guten Christen alle Heidengötzen Feldteufel, Waldteufel, Satyre waren, die nothwendig solche Ohren haben müßen.

Die letzteren Worte Helmold's oben haben wir natürlich nicht anders zu verstehen, als daß er von einem höchsten Himmelskönig hörte, wie ihn die Mythologie der alten Völker zum öftern darbietet, und dieser wird wohl auch der Gott zu Oldenburg gewesen seyn. Der Name Prowe bedeutet das Recht, denn litthauisch heißt dieses prowa (lettisch prahwa, Gericht), slawisch prawo. (Daß wir hier die litthauische Form finden, so wie Podaga auch eher litthauisch als slawisch ist, deutet auf einen Einfluß hin oder auf sonst ein Verhältniß, deßen Ergründung Schafarik (II. 614) scheute, nachdem es Lelewel angedeutet hatte.) An eine Verehrung des bloßen Rechtsbegriffes läßt sich nicht denken, sondern wir haben sicher in Prowe einen hohen Gott, der als Rechtsbeschützer diesen Namen zur Bezeichnung dieses besondern Verhältnißes bekam. Grade daß er kein Bild hatte, sondern daß sein heiliger Baum den Rechtsaussprüchen die göttliche Weihe verlieh, spricht für einen hohen Gott; denn wenn auch die slawische Mythologie Personificationen von Begriffen gehabt haben sollte, wovon wir keine sichere Spur finden, so ist es doch gar nicht glaublich, daß sie einer solchen einen Baum geheiligt und einen Hain geweiht hätten. Der Baum aber dürfte, da der Berichterstatter ihn günstigerweise namhaft gemacht, auf die rechte Spur führen. Die Eiche finden wir überall in der Mythologie dem Könige des Himmels geweiht, und eben demselben kommt vor allen Gottheiten der Schutz des Rechts und Gesetzes zu. Den Himmel nimmt der Mensch zum Zeugen seines Rechtes, vom Himmel erwartet er Schutz desselben und Strafe für den Verletzer. *)

*) Zeuß (S. 37) sagt: Wie bei den Deutschen Wodan, Thunar, Tiu, bei den Kelten Teutat, Taran, Hesus, sind auch bei den Wenden die entsprechenden Swjatowit, Perun und Rujewit deutlich die hervorragendsten Götter und durch die ältesten Zeugniße über ihren Glauben bestätigt; neben diesen fehlt auch hier nicht die Reihe der apollinischen Götter. Denn wenn auch die Bedeutung des Gottes Prowe nicht angegeben wird, so fällt doch sein Name buchstäblich mit dem deutschen Freyr (ahd. Frouwo) zusammen. Von seinem Heiligthum in Wagrien berichtet Helmold (folgt nun, was oben im Text steht) — Dazu stimmen einzelne Züge aus der Schilderung des nahanarvalischen Heiligthums (Freys und der Freya) bei Tacitus German. 43: Antiquae religionis lucus ostenditur . . nulla simulacra. Kaum wird, wegen des Zeugnißes Helmold's, daß Prowe in Wagrien nicht abgebildet war, wie Porewit zu Perun, zu Prowe Porewit (Puruvit, in anderen Handschriften entstellt, Primut, Pruvit in der Knytlingasaga Kap. 122) gestellt werden dürfen, von dem Saxo das Bild mit fünf Köpfen meldet. Der Name kann zu pora, gelegene Zeit, Gelegenheit, auch Witterung, gehalten werden, also Porowit, und der

Darum dürfen wir mit einiger Zuversicht annehmen, daß die Nachricht über den Prowe uns eine Seite der Wirksamkeit des Himmelskönigs darstelle, und uns denselben als den Beschützer des Rechts und Gesetzes zeige. Podaga zu Plön, wenn Helmold den Namen richtig angegeben hat, kann ebenfalls nur ein Name des Himmelskönigs seyn, und würde daher in der Hauptsache übereintreffen. Daß es dem Erzähler nicht der Mühe werth war, auch nur anzudeuten, wie das Bild zu Plön beschaffen gewesen sey, läßt uns leider im Ungewißen, welche Wirksamkeit dieser Gott insbesondere gehabt habe. Vorzugsweise der Gewittergott mag er nicht gewesen seyn, denn als solcher hätte er ja wohl den durchaus verbreiteten Namen Perkunas oder Perun geführt Ob er im Allgemeinen als ein Herrscher des Himmels gegolten habe, bei welchem der Begriff der Weltherrschaft besonders hervorgetreten sey, während bei Perkunas oder Perun die physische Wirksamkeit durch die Witterung das Uebergewicht hatte, läßt sich nicht entscheiden, wiewohl die oben angeführten Worte Helmold's einen solchen Weltherrscher vermuthen laßen könnten, und auf den Podaga bezogen werden dürften. (Wenn Gebhardi in der allgemeinen Weltgeschichte (Theil 51. S. 246) meint, dieser Gott könne der Pogwist der Rußen und der Pogada der Sorben gewesen seyn, so ist das Vermuthung, und nichts weiter.)

## Hennil oder Henil (Honidlo).

Bei den Polaben oder Sorben wird von einem Gott gemeldet, welcher den Namen Hennil geführt haben soll. Nach Dithmar, sagt

---

Gott ein Wettergott seyn. In diese Reihe gehört ohne Zweifel Pripegala, nur aus dem Rundschreiben der Bischöfe im Elbland an die westlichen vom Jahr 1110 bekannt. Ist der Name, dem sich rußisch pripeka. Verbranntes, der Sonnenhitze ausgesetzte Stelle, vergleicht, Nebenbenennung des Prowe? Ferner Radegast, dem Mercurius gleichgestellt. Eine Prowja zu Prowe, gleich der Freyja zum Freyr, zeigt sich nicht; an ihre Stelle gehört vielleicht Zhiwa. Dazu fügt Zeuß die Note: Die Gottheit Zywie nennt die altpolnische Chronik des Prokosz, wie es scheint, als männliche Gottheit, wozu der sonst nur ungenaue Dlugoß stimmt (S. 37): Deus vitae, quem vocabant Zywie. Fände dies weitere Bestätigung, so ließe sich Zywie als andere Benennung des Prowe geltend machen, und wären Zywie und Siwa die dem Freyr und der Freyja entsprechenden Götter. So weit Zeuß, deßen ganze Bemerkung über Prowe ich durchaus mißbilligen muß, denn sie beruht zunächst auf der Vergleichung der Wörter Prowe und Frewwa, die unbegründet ist. Ich wollte sie aber dem Leser nicht vorenthalten, denn vielleicht findet einer oder der andere Wohlgefallen an dem, woran ich keines finde, und zieht es dem, was ich über diese Gegenstände gesagt habe, vor.

Schafarik (II. S. 615), ward bei den Polaben ein Hirtengott Hennil, der sicher nicht von dem litthauischen Goniglis verschieden ist, verehrt. Ueber den Goniglis verweist er auf Narbutt's litthauische Mythologie, die mir unbekannt ist, so daß ich über diesen vorgeblichen Gott nicht urtheilen kann. Ditmar's von Merseburg Nachricht (VII. S. 417) lautet also, nachdem er von einer Frau gesprochen, die durch ein Gespenst gefährdet worden: Es ist nicht zu verwundern, daß sich ein solches Wunder in dieser Gegend begebe, denn jene Leute gehen selten in die Kirche und kümmern sich nicht um den Besuch ihrer Hirten. Sie verehren Hausgötter, und in der Meinung, daß dieselben ihnen viel nützen, opfern sie ihnen. Ich habe von einem gewißen Stabe gehört, an deßen Spitze eine Hand war, die einen eisernen Ring gefaßt hielt, welcher Stab von dem Hirten des Dorfes, worin er war, in alle Häuser getragen, und am Eingange von dem Träger also angeredet ward: Wache, Henil, wache! denn so hieß er in ihrer ländlichen Sprache. Sie schmausten dann lecker und meinten in ihrer Thorheit, der Stab schütze sie.

Ursinus macht dazu folgende Bemerkung: Was Ditmar hier von dem Stabe, als einem Haus-Götterbilde der Slawen angiebt, hatte er von Hörensagen, und dergleichen kann grade nicht für Wahrheit angenommen werden. Ich glaube, daß unter dem Brauche dieses Stocks etwas ganz Anderes, wie es dem Geiste der Bauern jener Zeit gemäß war, stecke. Jener Stock war, so denke ich, das Zeichen, das zur Zusammenberufung der ländlichen Bevölkerung von Thüre zu Thüre gieng. Mit dem Namen Hennil bezeichneten sie keine Penaten, sondern ein jeder redete damit seinen Nachbar traulich an, daß er die Wache im Dorfe haben solle: Auf die Wache, Nachbar, auf die Wache! Bis zum heutigen Tage bewahren die Einwohner unserer Dörfer die Gewohnheit, daß, wann der Dorfschulze die Leute zusammenrufen will, er den Speer oder Stab, oder den Hammer von Thür zu Thür schickt, so daß jeder damit an die Thüre des Nachbars reihum klopft, bis er wieder am Ende dem Schulzen zu Handen gelangt. In manchen Dörfern wird jährlich einer zur Berufung der Versammlung gewählt, welcher der Heimbürge heißt. Zu Ditmar's Zeit erhielt jenes Symbol der Zusammenberufung der Viehhirte zur Besorgung.

Für den Namen Henil oder Hennil *) bietet sich der slawische Wort-

---

*) J. Grimm (S. 710) schreibt über den Namen Hennil also: Hier aber darf eine andere slawische und ungrische Vorstellung, weil sie zu uns übergreift, nicht verschwiegen bleiben. Ungrisch heißt die Morgenröthe hajnal (esthnisch haggo), und die dortigen Tagewächter rufen sich zu: Hajnal vagyon szep piros, hajnal, hajnal vagyon! d. i. aurora est (erumpit) pulchra purpurea, aurora, aurora est! Dieser Name heynal, eynal

stamm hon-, gon- dar. Honiti heißt czechisch, jagen, treiben, polnisch gon, das Jagen, Rennen, gonieć, jagen, verfolgen, preußisch guntwei, führen, treiben. Wenn der Stab Henil hieß und eine Gottheit vorstellte, so würde der Cult dieses Gottes darin bestanden haben, daß der Viehhirte des Dorfes ihn von Haus zu Haus zu trug, damit dieser Gott wachen sollte über das Haus. Ein Hirtengott soll er gewesen seyn. Aber man sollte denken, der Hirte rufe diesen Gott bei der Heerde zu ihrem Schutz an, und was ein Hirtengott mit der Bewachung der Häuser, worin geschmaust wird, zu schaffen habe, ist nicht abzusehen. Ditmar giebt deutlich genug an, daß diese Leute Christen waren, jedoch laue, die ihr Heidenthum natürlich dem aufgezwungenen Christenthum vorzogen und Hausgötter verehrten. Wo das Christenthum eingeführt war, dauerte zwar das Heidenthum zuweilen noch sehr lange fort, aber ein öffentlicher

---

ist auch den Polen geläufig, und man ruft aus: Heynal s'wita! aurora lucet! (Linde I. 623) [heynal, eynal bezeichnet ein Morgenlied, ein Weckelied; eynalopis, einen, der Weckelieder schreibt oder singt.] Nun meldet Ditmar von Merseburg unterm Jahr 1017 (7. 50. p. 858): Audivi de quodam baculo, in cujus summitate manus erat, unum in se ferreum tenens circulum, quod cum pastore illius villae (unweit Merseburg), in quo (l. qua) is fuerat, per omnes domos has singulariter ductus, in primo introitu a portitore suo sic salutaretur: vigila, Hennil, vigila! sic enim rustica vocabatur lingua, et epulantes ibi delicate de ejusdem se tueri custodia stulti autumabant. Und noch aus Adalb. Kuhn's märkischen Sagen (S. 330) entnehme ich: Ein alter Förster aus Seeben bei Salzwedel erzählte, daß man an diesen Orten früher die Gewohnheit gehabt habe, an einem bestimmten Tage des Jahrs einen Baum aus dem Gemeindewalde zu holen, im Dorfe aufzurichten, und darum tanzend zu rufen: Hennil, Hennil, wache! Stammt das aus Ditmar her? Und sollte Hennil wache! Hennil vigila schon im eilften Jahrhundert aus dem ungrischen Haynal vagyon (denn vagyon bedeutet est) mißverstanden worden seyn? Aber der Dorfwächter oder Hirt, der mit dem Stabe, woran Hand und Reif angebracht war, wahrscheinlich an gewißem Tag im Jahr, zu allen Häusern trat und jene Worte rief, scheint damit doch ein göttliches Wesen zu meinen. Ein slowackisches Lied bei Kollar (zpiewanky p. 247. vergl. 447) lautet:

„Hainal surtà, giž den biely,
stawagte welky i maly,
dosti sme giž dluho spali."

Morgenröthe leuchtet, schon ist der Tag hell, steht auf, groß und klein, lange haben wir geschlafen. — Böhmische Schriftsteller wollen diesen Haynal, Heynal, Hennil einem serbischen, böhmischen Hirtengott Honidlo gleichsetzen (Jungmann 1. 670 724 Hanusch S. 369. 370); ich weiß aber nicht, wie es um diesen stehe, honidlo ist seiner Bildung nach Neutrum und ein Werkzeug, es würde polnisch gonidlo lauten und ganz verschieden von eynal, heynal seyn.

Cult desselben fand nicht Statt, sondern dieser ward geheim betrieben. Es ist auch in dieser Hinsicht eben nicht wahrscheinlich, daß ein Viehhirt einen heidnischen Gott hätte offen von Haus zu Haus tragen können.

Ditmar weiß von einem Cult nichts zu sagen, und wie ließe sich der Viehhirt als der einzige Priester eines Gottes, und zwar als Herumträger, der ihn ohne weitere Cärimonien an die Thüre stellte, erklären. Ein Stock mit einer Hand, die einen Ring gefaßt hält, ist kein Bild einer Gottheit, dem ein ähnliches bei den Slawen zur Seite stünde. Die Erklärung des Ursinus mag dem wahren Verhältniße der Sache näher kommen, als die Erklärung, Henil sey ein Hirtengott. Ein einfacher Stab aber war der Henil nicht, sondern die Hand mit dem Ringe gab ihm noch eine besondere Bedeutung, die mit Gewißheit zu bestimmen wir nicht vermögen, da wir außer Ditmar's Nachricht eine zweite über diesen Gegenstand nicht haben, folglich auf das Rathen angewiesen sind. Die Hand hält den Ring gefaßt, so daß er fest in derselben ist. Der Sinn dieser Darstellung kann seyn, daß das Gemeinwesen, die Menschen, die in demselben verbunden sind, einen Ring bilde, den die festgesetzte gesetzliche Ordnung gefaßt halte, so daß der mit dieser Darstellung versehene Stab an das Gemeinwesen und seine gesetzliche Ordnung erinnerte, und an die Abwehr aller Störung der gesetzlichen Ordnung durch die Wachsamkeit des Gesetzes. Dann würde es einen guten Sinn haben, daß dem Stabe zugerufen ward: Wache, Henil, wache! und wo er an der Thüre stand, erinnerte er dann jeden an die Beobachtung der gesetzlichen Ordnung, welche von der Gemeinde aufrecht erhalten ward. So ließe sich auch der sonst ganz unerklärliche Gebrauch des Herumtragens durch den Viehhirten erklären; daß nämlich diesen geringen Gemeindediener auch eine Art von Wächteramt obgelegen habe, wie sonst an manchen Orten die Viehhirten auch das Nachtwächteramt zu verwalten hatten. Der abwehrende Henilstock mit seiner sinnbildlichen Verzierung würde ungefähr in dem Sinne herumgetragen werden, wie ehemals ein Spieß in den Dörfern herumgetragen ward, als Unterstützung des Schultheißen in der Aufrechthaltung der Sicherheit und Ordnung, nur mit dem Unterschiede, daß der Bauer mit dem Spieße die den öffentlichen Frieden verbürgende bewaffnete Macht vorstellte.

Mag die Morgenröthe ungarisch hajnal heißen, wovon sie wolle, da der Tagwächterruf diesen Namen enthält, und das Weckelied bei den Polen heynal heißt, so zeigt sich darin ein Weg zur Erklärung des Ausrufes Henil wache! Ob der Stock je Henil geheißen, darf man mit allem Rechte bezweifeln, und daran, daß es einen Gott dieses Namens bei den Slawen gegeben, zu glauben, setzt eine bedeutende Glaubensfähigkeit voraus. Aus dem Ausrufe, der Morgen ist da, wache auf, hat sich, so scheint es, der Ruf Henil als ein allgemeiner Ausruf zum

Wachseyn gebildet, so daß Henil eben so viel als Sey wach, wache, bedeutete. Der Hirte, welcher den Stab herum trug, gieng damit als Dorfwächter herum, und wenn er den Stab wohin stellte, und den Wachruf dabei ertönen ließ, so ist das leicht erklärlich und verständlich.

## Flins.

Eine slawische Gottheit mit einem deutschen Namen darf uns leider nicht allzu sehr befremden, denn auf genügende Auskunft und genaue Ueberlieferung in der Mythologie dieses Volkes dürfen wir ja nie rechnen. Die sächsische Chronik, indem sie vom Jahre 1116 handelt, sagt, der Gott Flins habe seinen Namen von dem Flinsstein, worauf er stand. Sein Bild war das eines Todten, bleich, mit schwarzem Haupthaar, bekleidet mit einem langen Mantel von rother Farbe. In der rechten Hand hielt er eine Stange, worauf eine gelbe Garbe oder ein Büschel Aehren an der Spitze brennend angebracht war. (So giebt Manlius aus dieser Chronik an, doch findet sich darin nur angegeben: hatte in der Hand einen Stab mit einer brennenden Fackel; Andere sagen mit einem brennenden Blaßfeuer, oder mit einer Fackel, und wieder Andere: mit einer aufgeblasenen Schweinsblase. So genau haben es die genommen, bei welchen wir unsere Belehrungen suchen müßen!) Auf seiner linken Schulter stand ein Löwe aufrecht, der nach dem Aberglauben des Volkes die Todten auferweckte. Andere sagen, er sey nackt gewesen und nur mit einem Schurz umgürtet; die Vorderfüße des Löwen lagen auf dem Kopfe des Bildes, ein Hinterfuß stand auf deßen linker Schulter. Erwähnt wird dieses Bildes eine Achtelmeile von Bauzen „auf einem hohen kieselsteinigten Thurme, da noch der Hügel und die unten liegende Menge der Steine solches ausweisen; die größten aber sind herunter in die Spree geschmißen.“ (Bauzener Annalen.) Auch als „Waldgott“ Flins wird er erwähnt unweit Leipzig unter einem schönen breiten Lindenbaum. (Frencel 228.) Ein Ungenannter in der schlesischen Kirchengeschichte (Kap. 2) sagt: Dem Flins wurden viel Opfer, jedoch nur von Thieren gethan, zugleich auch Altäre und Hain erbauet. Die Lausitzer haben geglaubt, daß er sie durch sein Brüllen dermaleins von den Todten wieder auferwecken würde. (Frencel S. 80.)

Rother Mantel und Nacktheit, Fackel und Schweinsblase, wollen sich nicht gut zusammenfügen, wie es mir scheint, weßhalb es gerathen scheint, die seltsame Schweinsblase zu entfernen, wenn es nämlich möglich ist. Das Blaßfeuer führt uns auf die Spur. Im Niedersächsischen heißt nämlich Blas, Blase, Blaß, die Fackel, und so konnte der Eine sagen: Blaßfeuer statt Fackel, ein Anderer aber, der sich wenig um die Sache bekümmerte, und doch, was er nicht verstand, mittheilen wollte, konnte eine Blase daraus machen. Dazu kommt nun, daß für brennen

eine Form bernen bestand, wie Born für Brunn u. s. w., woher auch der Bern stein seinen Namen hat. (Frisch in seinem deutsch-lateinischen Wörterbuch (in dem Artikel blasen) erklärte ganz richtig Flyns mit einer barnen Blase, mit einer brennenden Fackel.) Es fehlt uns also nur noch die Erklärung für das Schwein, und diese ist leicht zu finden, denn wer das Wort Blase falsch verstand, und nach einem Thiere suchte, um das Beiwort barnen oder bernen zu erklären, fand in dem Worte Bar, Bär, welches Schwein bedeutete, die genügende Auskunft.

Mit dem rothen Mantel und der Nacktheit steht es aber anders, entweder ist der Schurz der Vermittler, oder ist der rothe Mantel ganz und gar erfunden von einer mitleidigen Seele, die Flinsen's Blöße bedecken wollte. Einen Schurz bis zu einem Mantel zu vergrößern, ist freilich eine etwas starke Vergrößerung, doch nicht zu stark für einen Liebhaber von dergleichen, und was die Farbe betrifft, so konnte einer, welcher den Schurz zum Mantel vergrößerte, ihn auch, wenn er etwa nicht roth gewesen seyn sollte, ihn bei dieser Gelegenheit roth färben, was ja in einem hingieng. Denn da Kaiser Lothar II., neun Jahre bevor er Kaiser ward, das Bild im Jahr 1126 zerstört haben soll, so war für Erfindungen und Ausschmückungen wohl hinlänglich Raum vorhanden. Daß manche ihn einen Waldgott nannten, kann durchaus nicht in Betracht kommen, weil es bei den guten Christen, und diese sind die Berichterstatter, der Brauch war, die heidnischen Götter Waldgötter oder Feldteufel zu nennen, so daß sie damit nichts Beachtenswerthes aussprachen. Der Löwe aber ist ein in der slawischen Mythologie selten genanntes Thier, und kann daher als ein wirklich altes Sinnbild bei diesem Volke bezweifelt werden. Doch eine so bestimmte Angabe, wie die über den Löwen des Flinz durchaus verwerfen, würde willkürlich seyn, weil es an jedem Anlaße zur Erfindung fehlte, und der verzweifelte Erklärungsversuch der Christen gar nicht gegen, sondern für ihn spricht. Derselbe soll durch sein Brüllen einst die Todten zur Auferstehung wecken. Wer eine andere Erklärung, als diese, zu finden nicht vermag, ersinnt wohl schwerlich einen Gegenstand, mit dem er so gar nichts anzufangen weiß.

Ein Gott, welcher einen Büschel Aehren an einer Stange in der einen Hand hält, und eine brennende Fackel in der andern, wird damit als der bezeichnet, welcher das Getraide durch die feurige Wärme zur Reife bringt, und folglich ein Sonnengott. Nichts steht im Wege, den Flinz als einen solchen gelten zu laßen, denn der Name kann am wenigsten ein Bedenken dagegen erregen, weil dieser ihm von den Deutschen gegeben worden ist, von dem Orte, wo sein Bild stand. Einem Sonnengott kommt in der Mythologie der Löwe als ein Sinnbild des Lichtes

zu, denn der Löwe und die Katze waren Sinnbilder des Lichtes. In der germanischen Mythologie gehörte die Katze der Lebensmutter Freya, die Alles an das Licht geboren werden läßt, doch der Löwe findet sich in derselben nicht. In Aegypten aber war die Lebensmutter theils Löwen-, theils Katzen-göttin, und beiden Formen lag ein und dieselbe Idee zu Grunde. Möglich ist es daher, daß bei den Slawen aus alter Zeit her sich eine Form des Sonnengottes mit dem Sinnbilde des Löwen erhalten habe und in ihre späteren Sitze mit eingewandert sey, so daß innerlich ein Zweifel in diese Angabe einer dem Wesen der Gottheit angemeßenen Sache nicht zu setzen seyn würde. Nun aber soll sein Aussehen das eines Todten gewesen seyn, bleich mit schwarzem Hauptaar, während man beim Sonnengott eher ein lichtes Haar und ein strahlendes, blühendes Antlitz erwarten sollte. Die Deutung des Löwen, er werde durch sein Brüllen die Todten zur Auferstehung wecken, scheint darauf hinzuweisen, daß die Berichterstatter ihn wegen des Todten-ähnlichen Aussehens für einen Todtengott hielten. Auch die Schilderung seines Aussehens müßen wir nicht für eine leere Erfindung erklären, weil sich zwischen der Todtenähnlichkeit und den Attributen der Aehren und der Fackel ein unlösbarer Widerspruch fände, denn der scheinbare Widerspruch ist selbst leicht zu lösen. Der Gott der Unterwelt ist zwar einerseits ein furchtbarer Todtesgott, aber er hat andrerseits auch Einfluß auf den Gewächsesegen, der aus dem Schooße der Erde keimt. So könnte dem Todtenkönig ein Aehrenbüschel in die Hand gegeben werden. Doch damit wäre die Fackel noch nicht erklärt, welche auf das Licht und die Wärme hinweist. Der Sonnengott ist aber selbst ein Todtenkönig, denn er geht allabendlich in die Unterwelt ein, und ist für die Menschen während der Nacht ein Gestorbener oder von der Unterwelt Verschlungener. In der germanischen Mythologie ist es Wodan, Odin, der in derselben herrscht, in der persischen richtet Mithra auf der Brücke des Todtenreiches die Seelen, in der griechischen sind heroisirte Formen des semitischen Sonnengottes, des Moloch oder Melkart, die Richter in der Unterwelt, und grade wegen des Sonnenuntergangs ist das Todtenreich im Westen gedichtet. Pikollos ist als Sonnengott und zugleich Todtengott zu vermuthen in der Dreiheit zu Romowe. Aber könnte man einwenden, wenn auch der Sonnengott ein Herrscher der Unterwelt und ein Todtengott war, so ist er doch als Leuchtender und Wärmender, welchem die Fackel zukommt und der das Getraide reifen macht, nicht zugleich als Todter darzustellen. Solch ein Einwand würde bei einem Bilde der schönen Kunst der Griechen vielleicht Anwendung finden, kann aber auf andere Völker nicht angewendet werden, die bei Götterbildern nicht nach einem schönen Ausdrucke strebten, sondern nur die Idee der Gottheit darzustellen zur Absicht hatten, und daher selbst Unschönes nicht scheuten. Das ganze Wesen einer Gottheit, mochten auch

die Einzelnheiten nicht zusammenpaßen, in einer Darstellung zusammenzufaßen, konnte da nicht anstößig seyn, wo der ganze Zweck der Form nur auf die Sichtbarmachung der Idee hinauslief. So verlaße ich denn den Flinz, es einem Jeden anheimstellend, ihn im Ganzen oder im Einzelnen zu bezweifeln. Nur nachträglich will ich noch bemerken für die, welche ihn als Sonnengott nicht annehmbar finden, daß man die Fackel auch auf den Todtengott deuten kann. Die Leichen wurden ja auch bei den Slawen verbrannt, und so könnte ein Liebhaber diese Fackel auf die Verbrennung der Todten deuten, und der rothe Mantel des nackten Gottes könnte ebenfalls das Feuer des Scheiterhaufens bezeichnen. Ja Mantel und Nacktheit, die sich im Bilde widersprechen, könnten durch den stillwirkenden Geist der höhern Wahrheit, die nur von seichten, seelenlosen Menschen als Narrheit ausgeschrieen wird, denen in den Sinn eingegeben worden seyn, die ausersehen waren, uns im Gewande des Widerspruchs eine heilige Thatsache zu überliefern. Der Sinn könnte seyn, die Leiche ist zwar nackt, wann sie verbrannt wird (denn wahrlich darauf, ob es so war oder nicht, kommt gar nichts an im Gebiete der heiligen Dinge, an die nur ein Flachkopf, oder ein Glaskopf, wie Herr Kerner die Nichtgeisterseher nennt, den Maßstab der Wirklichkeit, oder im entstehenden Falle den der Vernunft anlegen kann), aber das Feuer schlägt seinen rothen Mantel um sie, und küßt mit seiner Liebesglut die irdischen Schlacken weg und trägt den Geist empor zu der ewigen peripherielosen Centralsonne. Auch der Flinz, der Stein selbst, kann hier seine tiefere Begründung erhalten durch tiefere Forschung. Der Todesgott nämlich steht nicht nur auf dem Flinz, er ist selber ein Flinz, denn in ihm ist das heilige Lebensfeuer gebunden, ein Auferstehungsklaps schlägt es aus demselben, denn der Tod ist das erstarrte Leben, das tief innen das ewige Feuer birgt, und das Leben ist nur der in Feuer gerathene Tod, beide sind nur verschiedene Seiten oder Manifestationen einer ewigen Uridee, fortgepflanzt durch die Urtradition. Leider darf ich diese Ideen nicht weiter fortführen, weil es mir an Zeit gebricht.

Man kann scheinbar nicht ohne Grund den unter dem Namen Flins uns dargebotenen Gott als eine müßige Erfindung erklären, weil der Name nicht slawisch, die älteste Nachricht, welche wir über ihn haben, in die Saßenchronik eingeschoben (S. 336) und das Bild auf keinen Fall ein anderes, als ein nach der Beschreibung untergeschobenes ist. Diese Nachricht lautet also: *) Die Wenden traten ab von dem Glauben und

---

*) Saßenchronik (Jahr 1116. S. 336 *Leibnitz* scriptores rer. Brunsvic): De Wende de treden echt van dem geloven, unde satten weder upp ören olden Affgot de het *Flyns*, wente he stod upp eynem flynssteyne, was van gestalt alse eyn dode mit einen langen mantel,

stellten wieder auf ihren alten Abgott, der hieß Flyns, denn er stand auf einem Flynssteine, war von Gestalt wie ein Todter mit einem langen Mantel, und hatte in der Hand einen Stab mit einer brennenden Fackel, und auf der linken Schulter einen aufgerichteten Löwen, der sie erwecken werde, wann sie starben. Da zog Herzog Lüder und Bischof Adolget nach Magdeburg, und sie zerstörten den Abgott auf's neue in dem Lande Lausitz, wo lauter Wenden waren. Die Abweichungen in späteren Schriften können nicht für selbständige anderweitige Nachrichten gelten, sondern nur für Nachläßigkeiten und Mißverständniße. Wer das Bild jener Chronik sah, konnte, wenn er den Text nicht verstand, und daß dieses stattfand, ist oben nachgewiesen worden, eine Garbe von Frucht darin erkennen, und einer, der hier von einer Garbe, dort von einer Fackel las, konnte leicht beides vereinigen, indem er dem Gott diese in die eine, jene in die andere Hand gab. Was nun die Nacktheit und den Mantel betrifft, so konnte dieser Widerspruch aus einem nachläßigen Ausdruck entstehen, denn jenes Bild ist nackt bis auf die Bedeckung mit einem Mantel. Jene Chronik sagt (S. 360) in der Beschreibung eines Bildes des Otheberne: Er saß nackt außer einem schlichten Rock (unde he sat nacket sunder eynen schlichten rock).

Mit einem gänzlichen Verwerfen kann es aber nicht gethan seyn. Der deutsche Name beweist die Unterschiebung eines solchen Gottes so wenig, daß er sogar eher für das Gegentheil spricht. Eine ganz freie, durch nichts veranlaßte Erfindung hätte, sollte man meinen, doch wohl einen slawischen Namen gewählt, die ja nicht so ganz unbekannt waren, wohl aber konnte die Oertlichkeit, wo ein Gott verehrt worden war, deßen Namen man nicht wußte, die Benennung veranlaßen. Hieß man den Fels, auf welchem man einen slawischen Gott verehrt hatte, einen Flins, so mochte einer daraus den Namen des Gottes machen, wie man aus dem heiligen Hain einen Gott Zuttibor machte. Daß aber nicht die Stätte zu einem Gott ward durch ein Mißverständniß, darauf deutet die Beschreibung des Bildes, welches für eine ganz müßige Erfindung auszugeben, eine übereilte Erklärung seyn dürfte. Das Bestreben, Bilder unterzuschieben, wo keine vorhanden waren, läßt sich, abgesehen von dem Betruge der von Masch beschriebenen, aus der Sassenchronik selbst nachweisen, aber grade bei diesen läßt sich auch die Veranlaßung und der Grund, warum die Bilder so und nicht anders gestaltet wurden,

---

unde hadde in der hant eynen staff mit eynen barnen blase, unde upp de luchteren schulderen eynen upgerichten lauwe, de se vorwecken scholde wan se storven. Dar toch Hertoghe Luder unde Bischopp Adolgotus to Meydeborch, unde vorstorden den Affgot uppet nyge in dem lande to Lusitze, dat to ydel Wenden weren.

nachweisen. Man betrachte einmal mit einiger Aufmerksamkeit folgende Beschreibungen, die man mit den Abbildungen untergeschoben hat. Sassenchronik (Jahr 801. S. 292), Soltwedel: Kaiser Julius hatte auch eine Burg gebaut zu Ehren des Abgottes, geheißen Sol (Sonne), und setzte ein Bild in ihren Tempel zu Weddel, davon bekam die Stadt den Namen Soltwedel. Dieser Abgott war ein halber Mensch, der in beiden Händen vor der Brust ein großes Rad trug mit einer brennenden Kerze, zu einem Zeichen, daß er sollte einen Schein geben, darin sich Alle besehen können, und er hatte einen breiten Kopf mit gelben Strahlen. König Carl zerstörte ihn und brachte den Ort zum Christenglauben.

In der Bildung des „Armesule de Affgodde" sieht man deutlich, da er ein Mars seyn sollte, die Fabel von Mars befolgt, Helm, Banner, Schild sind kriegerisch, der Hahn auf dem Helm ist der Wachsamkeit im Kriege wegen oder weil der Streithahn kriegrisch ist. Er hält eine Wage in der linken Hand, weil man im Krieg Alles zu erwägen hat. Daß er aber in Blumen steht, und eine Blume auf dem Schild und Banner hat, geht auf das Mährchen, daß Here (Juno) dieses Kind von einer Blume empfangen habe.

Das durch den Namen von Magdeburg veranlaßte Bild ist aus der alten Mythologie ganz verständlich erdichtet; Venus mit Rosen im Munde, Fackel und Pfeil am Busen, drei goldnen Aepfeln in der rechten Hand, der Weltkugel in der Linken, von den drei Jungfrauen (Grazien), deren jede einen Apfel in der Rechten hält, begleitet auf einem Wagen, den Tauben und Schwäne ziehen, weicht in Nichts ab von dem, was der Venus zugeschrieben werden kann. Auch findet sich diese Erdichtung noch an einem andern Ort angebracht.

(In einer abentheuerlichen Sage von der Gründung Thorn's (Tettau und Temme S. 218 flg.) baut der Römer Thorandus diese Stadt, und baut der Venus, die er Barthenia genannt, einen Tempel, der über fünfhundert Jahre stehen geblieben. Darin stand das Bild der Göttin, mit Haaren bis zum Knie, geschmückt mit Myrtenkranz und Rosen, eine geschloßene Rose im Munde; brennende Strahlen giengen von ihrem Herzen aus, das, da die Seite offen war, deutlich zu Tage lag. In der linken Hand hielt sie die Weltkugel, in der Rechten drei goldne Aepfel. Sie stand auf einem goldnen Wagen, welchen zwei weiße Tauben und zwei Schwäne zogen. Bei ihr standen drei, mit den Armen in einander geschränkte Jungfrauen, deren jegliche den andern zweien einen goldnen Apfel reichte.)

Das Bild des Abgottes Hamois (S. 290), d. i. Jovis, der ein Gott Hamburgs seyn sollte, bietet auch keine Schwierigkeit dar. Er sitzt auf dem Throne, die zwölf Götter sitzen ihm zur Rechten und Linken, über ihm ist der Adler, aus seinem Munde gehen Blitz und Wetter-

welken, er hält das Schwerdt in der Hand und tritt auf den Teufel unten am Throne, was der einzige lächerliche Zusatz zu dem heidnischen ist. Für die Ableitung des Namens Ham burg bot sich Ammon oder Hammon dar, der als höchster Gott, als Jupiter, angesehen ward.

Der Abgott Luna (Mond), welcher S. 291 abgebildet und beschrieben ist; gehört mit Hamois in eine Klasse, denn er soll den Namen Lüneburg (Lunenborch) erklären. Kaiser Julius, der nebst Carl dem Großen in diesen Dingen die Hauptrolle spielt, war der Errichter des Bildes gewesen. Menschliche Gestalt mit dem Mond auf der Brust und thierischen Ohren genügte der Erfindung und entspricht allerdings dem Zwecke. Die thierischen Ohren gehören der christlichen Ansicht von den heidnischen Göttern an, welche Waldgötter und Feldteufel aus ihnen machte und dazu besonders die Satyre zum Muster nahm, so daß der heidnische Götze wenigstens etwas thierisches an sich haben mußte, Ohren oder Schweif oder Beine.

Vergleicht man mit diesen Bildern das des Flins; so ergiebt sich denn doch ein sehr großer Unterschied, weil man eine ähnliche Veranlaßung, und überhaupt eine Veranlaßung nicht zu erkennen vermag. Die gekünstelte und gezwungene Erklärung des Löwen spricht nicht dafür, daß ihn Einer erfunden habe, um einen Gott damit auszuschmücken, wohl aber könnte er dem Todten auf die Schulter gesetzt worden seyn, um gemäß der erzwungenen Deutung demselben das Auferstehungsgebrüll in die Ohren zu brüllen, denn der ganze Mann könnte bloß als ein Todter zu dem Löwen, dem Sinnbilde des Gottes, als dem Gott, hinzu erfunden seyn, um denselben als den Auferwecker der Todten im Bilde darzustellen. Doch ich will die Betrachtungen, die man noch weiter anstellen könnte, nicht fortsetzen, da es mir nur darum zu thun ist, aufmerksam zu machen auf das Bedenkliche einer gänzlichen Verwerfung der Nachricht über Flins, als einer bloßen müßigen Erfindung.

Findet sich doch selbst eine Nachricht und ein Bild in der ältern Ausgabe der Saßenchronik, welche jene Götterbilder nicht enthält, von einer angeblichen historischen Person, welche zu bezweifeln Grund vorhanden ist: In dem Lande zu Stade, heißt es *) daselbst, war ein Hausmann oder ein Thurmmann, der hieß Otheberne, ein garstiger Kerl,

*) Saßenchronik (S. 360. Jahr 1222): In dem lande to Stade was eyn husman effte eyn torne man, de heyt Otheberne eyn wanschapen kerle, de undermatede sick dat he don wolde vele teken, unde heylt sick vor ein hillighen. Düt ruchte kam in de land, dat volck begunde to dwalen unde menden all wars, do lepen se dar hen unde brachten öm opper, unde wan dat volck dar kam, so gingk

der vermaß sich, er wolle viele Zeichen thun und hielt sich für einen Heiligen. Das Gerücht kam in das Land, das Volk begann toll zu werden, und sie liefen zu ihm und brachten ihm Opfer, und wann das Volk hin kam, setzte er sich auf einen Königsstuhl, der war mit Rosen bestreut, und er saß nackt, ausgenommen einen schlichten Rock. Und wann das Volk kam, gab er ihm eine Musik mit dem Horn. Es liefen so manche Menschen aus allen Landen, die ihm Opfer brachten, und wurden betrogen, so daß die Herrn und Fürsten den Thurmmann aus dem Wege schafften, daß ihn Niemand wieder finden konnte.

Das Bild in der Sassenchronik ist nicht von der Art, daß man es für ein anderes, als ein nach der Beschreibung gemachtes ansehen könnte. Thürmer ist Otheberne wegen des Hornes benannt, aber die Erzählung von ihm sieht nicht nach wirklicher Geschichte aus, sondern scheint als Erklärung einer unverstandenen bildlichen Darstellung entstanden, und diese Darstellung mythologisch gewesen zu seyn. Weitere Vermuthungen darüber anzustellen würde vergeblich seyn, und ich würde dieses Bild gewiß nicht berührt haben, stünde es nicht in der nämlichen Chronik, welche die untergeschobenen mythologischen Bilder enthält.

## Chasen. Jessa. Jesse.

Stransky (de republ. Bohem. cap. 6) nennt bei der Aufzählung der himmlischen Götter den Chasen voran, und erklärt ihn für die Sonne. Strykowski (Guagnini) sagt von den Polen, sie verehrten den Jupiter, den sie Jessa nannten. Dlugoß stimmt damit überein, indem er sagt, den Jupiter nannten sie Jesse, von welchem sie alle zeitlichen Güter und alles Glück erwarteten, und welchen sie höher ehrten, als die anderen. Also war er ein höchster Gott, und diesen konnte einer leicht mit Jupiter vergleichen, wenn er auch nicht der donnernde Himmelskönig war. Böhmisch wird der Sonnengott Chason genannt. Der Name Jesse kann den Glänzenden bezeichnen, denn böhmisch und polnisch bedeutet jas- das Helle, Lichte, Glänzende; böhmisch jasně, jasny, hell, jasněti, leuchten, glänzen; polnisch jasny, hell, jasnieć, hell seyn, glänzen, jasnosé, das Tageslicht. Es ist daher wohl nicht zu bezweifeln, daß Chason, Jesse, oder wie diese letztere Namenform eigentlich gelautet haben mag, Benennungen des Sonnengottes gewesen seyen, denn dieser stand auch bei den Slawen so hoch, daß er bei manchen Völkerschaften

---

he sitten upp eynen koniges stol de was gestrauwet mit rosen, unde he sad nacket sunder eynen schlichten rock. Unde wan dat volck kam, so gaff he öne eynen lude mit eynem horne. Hyr leyp to manigh mynsche ut allen landen de öme opper brachten, unde worden bedrogen, so dat de Heren unde Forsten de brachten den torneman ut dem wege, dat öne nemet konde wedder vinden.

derselben der höchste Gott war, und folglich von einem Berichterstatter kurzweg für einen Jupiter erklärt werden konnte. Aber so kläglich sind diese Dinge bestellt, daß wir sogar des ähnlichen Klanges wegen bei Hanka die Glosse lesen: Isis, so heißt in der ägyptischen Sprache die Erde, Jessen, Jassni. *)

## Krodo.

Die Sassenchronik (Jahr 780. S. 286 flg.) giebt an, zu Hartesborch in Ostsassen stand ein Abgott, ein Saturnus, den hießen die Leute Krodo, und derselbe stand auf einer Säule auf einem Barsch, und das bedeutet, daß sie, die Sachsen auf festen Füßen stehen wollten, und daß der Abgott barfuß auf dem Barsche stand, bedeutet, daß die Sachsen eher barfuß auf Scheermeßern gehen, als sich einem zu eigen geben sollten. Der Abgott war mit einer leinenen Schürze umgürtet, das bedeutet, daß sie frei geschirmt wären durch ihren Gott Saturnus, und daß sie sich gegen ihre Verfolger sträuben sollten, wie der Barsch gegen den Hecht. In der linken Hand hatte der Abgott ein Rad, das bedeutet, daß sich die Sachsen sollten fest in Eins vereinigen, und in der rechten Hand hatte er einen Waßereimer, das bedeutet, daß er ein Geber oder Urheber der Kälte sey. In dem Eimer waren Rosen, das bedeutet, daß er sey ein Born der Früchte, und sie beten ihn an, daß der Frost ihren Früchten keinen Schaden thue. König Carl (der Große) kam in das Land zu den Ostsachsen, und als er sie fragte, wer ihr Gott sey, rief das Volk: Krodo, Krodo ist unser Gott. Da sprach Carl, heißt euer Gott Krodo, so heißt das Krodendüvel (Kröten Teufel), und daher kam das Scheltwort. Den Abgott aber zerstörte der König, und gründete zu Seeligenstadt, jetzt Osterwik, dem heiligen Stephan einen Dom. Doch die Leute wandten sich diesem Saturnus wieder zu, und erst im Jahr 1150 gaben sie ihn durch schlimme Zeit geschreckt ganz auf, wenn das wirklich der Grund war. **)

---

*) Zeuß (S. 40) bemerkt: Zu bedauern ist, daß von der slawischen Göttergenealogie, von der Helmold spricht, nichts zu unserer Kunde gekommen ist. In der Hauptgötterreihe fände man, wenn nicht Zhiwa, vielleicht Jesen, Jasne, bei Hanka (S. 11) glossiert: Isis, lingua Aegyptiorum terra dicitur, Yessen, Yassni. Wunderlich giebt Dlugoß (S. 36): Appellabant autem Jovem Jessem lingua sua. Wahrscheinlich ist auf eine dieser beiden Göttinnen des Tacitus Nachricht vom Dienste der Isis bei einer Abtheilung der Sueven zu beziehen (Germ. 9); denn die Wenden rechnet er noch zu den östlichen Germanen, den Sueven.

**) Sassenchronik (Jahr 1150. S. 344): In dussem jare was vele donners unde grot pestilentzie, dat bede lude unde fee storven, unde was cyn düre tyt, unde was cyn kolt winter, dat wurde went in de Meyman, dusse starve unde harte winter unde düre tyt, dat gaff me do upp Saturnus, dat was do syn leste jare.

Ueber diesen Gott nun sagt Schütze in seinen Schutzschriften für die alten Deutschen (I. S. 353): Das unläugbarste Beyspiel einer unächten Verwandlung kann uns Krodo verschaffen. Dieser hat alle Unterscheidungszeichen einer erdichteten deutschen Gottheit an sich; und dennoch wird sein Name, nach der klugen Anmerkung einiger Geschichtschreiber *) mit der äußersten Verachtung geschändet. Aus dem in Thüringen mit vielen Zusätzen bekannten Scheltworte Kröte kann man auf den sächsischen Abgott Krodo schließen.

In solcher Weise läßt sich Krodo gewiß nicht beseitigen. Ihn für einen germanischen Gott anzusehen und jenes Scheltwort an seinen Namen zu knüpfen und daher zu leiten, geht freilich nicht an, aber er könnte den Slawen angehört haben. Den Namen zu deuten wird so leicht nicht gelingen, und somit fehlt ein gutes Hülfsmittel zur Aufklärung der Sache. Man kann diese Aufklärung freilich nicht vermißen, wenn man die ganze Angabe für einen Betrug hält, insofern ja dergleichen Bilder, wie das des Krodo in der Sassenchronik untergeschoben worden sind. Aber selbst das Unterschieben hat zuweilen einen Grund, und lehnt sich nicht selten an etwas an, wovon man Kunde hatte, wobei denn doch immer zu beachten bleibt, ob das, was als Inhalt angegeben wird, so bestimmt in der Sache, welche dem Verdachte des Betrugs verfällt, enthalten sey, daß die Erklärung sich leicht ergiebt, und die Absicht des Betrügers leicht zu Tage tritt. Sehen wir die Angabe der Sassenchronik über Krodo's Bild von dieser Seite an, so ist die von demselben gegebene Erklärung keineswegs eine geeignete, sondern in sich selbst ohne Zusammenhang und durchaus erzwungen. Man kann es wirklich nicht begreifen, wie Jemand, der einen Betrug spielen wollte, etwas so Unpaßendes erfunden haben sollte, wo es so leicht war, etwas in sich zusammenhängendes und dabei Wahrscheinliches zu finden. Versuchen wir aber die Deutung des beschriebenen Gottes; denn das Bild selbst, welches jene Chronik giebt, mag immerhin nach angegebenen Merkmalen gefertigt worden seyn, so wird sich ein guter Zusammenhang ergeben, und der Inhalt des Bildes sich der Mythologie wohl fügen und geeignet erscheinen.

---

*) *A. L. B. Crantzius* in Saxon. II. 12: In arce Hartesborg idolum coluere Saxones, cui nomen Crodo; Saturnum hunc dixere Latine; senem in pisce stantem, qui rotam teneret et urnam, in rota unionem populi, in urna significans abundantiam. Sed Carolus subvertit. Remansit autem inter Saxones exsecrationis vocabulum, ut in detestationem rei pessimae dicant Crodo. *Worm.* in monum. Dan. I. 4. Krodan Saturni partibus hic defunctum memorant, malitiae et nequitiae praesidem: hinc en Krodon Skalk, pro homine deperditae nequitiae. Sagittar. antiqu. gentil. et christ. Thuring. I. 1. 6.

Auf einem Fische steht Krodo, also auf dem Sinnbilde des Waßers, und hält ein Waßergefäß in der einen Hand mit Blumen. Die Deutung beider Gegenstände ist leicht und ihre Beziehung zu einem Gott ergiebt sich von selbst. Soll die Blüthe kommen, so ist Feuchtigkeit nöthig, und wenn einem Gott die Blüthe durch Feuchtigkeit hervorgelockt und genährt zugeschrieben wird, so ist derselbe ein Gott, welcher auf Wachsthum und Gedeihen wirkt. Nun fragt es sich, ob das Rad, welches er in der andern Hand hält, damit im Einklange stehe, oder doch stehen könne, und diese Frage läßt sich allerdings bejahen. Die Sonne fährt am Himmel hin und wir finden darum das Rad als Sinnbild des Sonnenlaufes gebraucht. Unter den heidnischen Gebräuchen in Deutschland war, wie in der germanischen Mythologie angegeben ist, auch der, ein Rad anzuzünden und es von einer Höhe herunterlaufen zu laßen. In Krodo's Hand kann also das Rad den Lauf der Sonne bezeichnen, und der Lauf der Sonne ist für Wachsthum und Gedeihen nicht weniger wichtig, als die Feuchtigkeit. Da wäre denn nichts, was irgend aus dem Kreise der mythologischen Sinnbilder träte, oder sich nicht leicht zusammenfügte, so daß also aus der Sache selbst kein Grund für ihre Verdächtigung hergenommen werden kann. Wenn wir jedoch den Krodo als einen slawischen Gott gelten laßen, so ist es nicht so leicht zu bestimmen, welcher Gott er eigentlich gewesen sey. Wir sehen ihn mit Saturnus verglichen, und soll das nicht ganz gedankenlos geschehen seyn, so müßte er als ein Gott des Segens mit dem Erndtegott der Römer verglichen worden seyn, denn was sonst von Saturnus angegeben wird, kann gar nichts mit dem, was wir bei Krodo angegeben sehen, gemein haben. War also Krodo ein Segensgott, der die Blüthe brachte, die der Feuchtigkeit bedarf, weil er ein Herr des Waßers war, oder beherrschte er den Lauf der Sonne? Das Letztere ist wahrscheinlicher, denn wer das Sinnbild des Sonnenlaufs in der Hand hält, ist wohl ein Gebieter und Beherrscher dieses Laufes. Setzt er den Fuß auf das Sinnbild des Waßers, so bezeichnet das doch nicht nothwendig, daß er das Waßer beherrscht, sondern es kann auch ausdrücken, daß seine Wirksamkeit mit dem Waßer in Verbindung stehe oder auf demselben beruhe, und das Waßergefäß in der Hand, kann, weil es mit Blumen gefüllt ist, bedeuten, daß Krodo die Blumen nicht ohne Waßer würde verleihen können.

Mag der Leser erwägen, ob er diese Deutungen wahrscheinlich finde, um nach dem Maaße seiner Glaubenstüchtigkeit an einen slawischen Gott Krodo, als eine Form des Sonnengottes zu glauben, denn einiger Glaube gehört allerdings hieher, da ein historischer Beweis nicht möglich ist, weil wir nur die oben mitgetheilte Angabe, jedoch außer dieser gar keine haben.

In einer Glosse bei Hanka (14) wird Radihost als Mercurius

erklärt und ein Enkel des Kirt genannt. Also heißt Saturnus in dieser Erklärung slawisch Kirt. Grimm (deutsche Mythologie S. 228) erklärt, dieser Kirt scheine offenbar unser Krodo und Hruodo, und weiß nicht, ob bei dem slawischen Wort an das böhmische krt, polnisch kret, rußisch krot, d. i. Maulwurf, gedacht werden mag (schwerlich an Kreta, wo Kronos herrschte und Zeus geboren ward). Da es gar keine nachtheilige Folgen haben kann, wenn man an einen Maulwurf denkt, insofern dadurch weder die Leidenschaften aufgeregt, noch die Sittlichkeit gefährdet wird, so läßt sich gegen ein solches Denken nicht eifern. Auch an Kreta zu denken ist für Jemand, welcher sich ein Denkvergnügen machen will, eine eben so unschuldige Beschäftigung, und man könnte einem solchen empfehlen, zur Abwechselung einmal an das polnische kret, das Drehen, Schwingen (czechisch krout) zu denken, wozu man das Rad des Krodo nach Belieben drehen und Heio Popeio singen kann. Da es aber nicht angeht bei einer Erklärung, welche fremde Götternamen slawisch auslegen will, Kirt für ein anderes Wort als ein slawisches zu nehmen, so kann Hruodo nicht hieher gehören, denn deutsch und slawisch zugleich kann Krodo, wozu Grimm Hruodo stellt, nicht seyn. Jene Glosse aber, die den Saturnus durch ein slawisches Kirt erklärt, spricht für den ebenfalls als Saturnus erklärten Krodo als einen slawischen Gott. Daß Carl der Große sein Bild zerstört habe, ist allerdings mährchenhaft, aber späterhin können Slawen in Deutschland einen solchen Gott verehrt haben. (Die deutsche Wißenschaft weiß, daß Krodo des germanischen Gottes Wischiwaschi Fischawatar ist. Wohl möglich, daß dieser Gott, der so oft in Deutschland herabsteigt, einige freundnachbarliche Besuche bei den Slawen abgestattet hat, mir aber ist keine Kunde davon geworden. Mich näher bei der deutschen Wißenschaft über dieses Verhältniß zu erkundigen vermag ich nicht, weil mich ein unbesiegbarer Widerwille dreien Dinge, der deutschen Wißenschaft, den tollen Hunden und den besoffenen Leuten aus dem Weg zu gehen zwingt.) Bieten diese Glossen auch einmal ein deutsches Wort dar, so ist dies ein bekanntes und verbreitetes, wie z. B: aplinus, tatrman, denn noch bedeutet Tatrman in Böhmen den Gaukler.

## Sitiwrat.

Sitiwrat wird in den Glossen bei Hanka (17. 20.) als Saturnus bezeichnet. Der Specht heißt Sitiwrat's Sohn, d. i. der lateinische Picus (d. h. Specht) Sohn des Saturnus. Daraus zu folgern, daß es einen slawischen Gott dieses Namens gegeben habe, sind wir grade nicht befugt, weil Sitiwrat eine falsche Uebersetzung des lateinischen Namens seyn kann. Glaubte der Glossator Saturnus komme von satur, satt, so hatte er dieses durch sit im slawischen zu übersetzen, und da wrt das Umdrehen bedeutet, so ist es wahrscheinlich, daß er Saturnus von

sal und tornare (drehen) ableiten zu sollen meinte, und das wunderliche, unverständliche Sitiwrat erfand, das keinen Sinn hat, so wenig als der Tjarnoglofi der Knytlingasaga. (Jakob Grimm S. 228 hat Lust „dem Namen Sitivrat den Nebensinn von Sitowrat, Siebdreher, einzulegen, weil Saturn auch Kirt genannt wird in Hanka's Glossen, der Krodo sey, und als Siebdreher Aufschluß über Krodo's Rad geben würde, da Sieb und Rad umlaufen, und ein alter Zauber in dem Siebdrehen lag. Vielleicht leuchtet das Anderen ein, denn ich verstehe nichts davon). Auf jene Glossen hin kann ich an einen slawischen Gott Sitiwrat nicht glauben, sondern halte den Namen für eine mißlungene Uebersetzung des Namens Saturnus, denn überall übersetzen diese Glossen lateinische Namen in slawische, so gut oder schlecht es gehen will.

Von den rußischen Göttern erfahren wir erst, als die Waräger Herrschaft sich in Kiew festgesetzt hatte, und zwar nur einige Namen, so daß auch hier dieselbe Dürftigkeit der Ueberlieferung zu beklagen ist, wie bei den anderen Slawen. Nestor, der christliche Chronikschreiber ist es, welcher (S. 96 flg. bei Scherer) uns meldet, Wolodimir (Wladimir, der später Christ ward) errichtete Götzenbilder auf dem Hügel außerhalb des Thurmschloßes (zu Kiew), Perun von Holz mit silbernem Kopf und goldnem Barte, Chors und den Gott Daschba und Striba und Semargla und Mokosch, und man opferte ihnen, indem man sie Götter nannte, und die Einwohner brachten ihre Söhne und Töchter, und verehrten die Teufel, und verunreinigten durch ihre Schlachtopfer die Erde, und der Hügel und Rußland wurden mit Blut befleckt. Auf diesem Hügel steht jetzo die Kirche des heiligen Basilius. (S. 97.) Wolodimir setzte über die Nowogeroder seinen Oheim Dobrina, und als dieser dahin kam, so richtete er ein Götzenbild an dem Fluße Wolchow auf, und die Nowogeroder opferten ihm, wie einem Gott. Ferner giebt Nestor an, daß Wolodimir im Jahre 980 den neuaufgestellten Götterbildern zu Kiew viele Kinder zum Opfer schlachtete und anordnete, daß alljährlich eine Anzahl Knaben und Mädchen durch das Loos zu einem solchen Opfer bestimmt werden solle.

An Scherer's Uebersetzung der Chronik des Nestor ist eine lateinische Abhandlung über die Bilder der Götter, welche in Rußland unter Wladimir verehrt wurden, angehängt (S. 267 flgg.), und dieselbe wird bezeichnet, als aus den handschriftlichen rußischen Jahrbüchern angefertigt. Sie lautet folgendermaßen:

Im Jahre nach Erschaffung der Welt 6486, nach Christi Geburt 978 brachte der Großfürst Wladimir, als seine Brüder Oleg und Jaropolk gestorben waren, die Fürstenthümer beider und sogar ganz Rußland unter seine Botmäßigkeit. Als er sich so der Herrschaft bemächtigt hatte, nahm er den Titel eines Czar und Großfürsten und Selbst

herrschers der Rußen an, und verlegte den Sitz des Nowogorodischen Fürstenthums nach Kiew, wo er durch seinen Aberglauben bewogen, anfieng in den Straßen der Stadt und auf den nahegelegenen Höhen und Feldern, Götterbilder aufzurichten, denen er selbst göttliche Ehre erwies und ihnen zu erweisen die Einwohner durch seine Befehle nöthigte. Wer nicht willfahren wollte, verlor sein Gut oder seine Habe, oder ward seiner Würden entsetzt.

Als erstes Bild von allen, auf einer erhabeneren Stelle über dem Strome Buritschow, stellte er den Perun auf, dem er den ersten Rang verlieh, und von dem man glaubte, er beherrsche den Donner, den Blitz und die Regengüße. Der Rumpf dieses Bildes war aus Holz geschickt gearbeitet, der Kopf von Silber, die Ohren von Gold, die Füße von Eisen. In der Hand trug er einen Stein, welchen Edelsteine von feuriger Farbe zierten, und der den Blitz selbst darstellte. Dem Bilde gegenüber brannte ein ewiges Feuer, und erlosch dies etwa durch Nachläßigkeit des Priesters, so ward derselbe als ein Feind des Gottes am Leben gestraft.

Das zweite Bild war das des Wolos, des Gottes der Heerde und des Viehes.

Das dritte Bild stellt den Poswisd dar, den Manche Wichor nennen, welches Wort bei den Rußen Wirbelwind bedeutet, denn man glaubte ihn den Gott der Luft, des heitern Wetters sowohl als auch der Stürme.

Lado war der vierte Gott, den man für den Gott der Freude und aller Glückseligkeit hielt, und er ward insbesondere von denen mit Weihrauch verehrt, welche ein Ehebündniß schloßen, da sie meinten, durch seinen Beistand würden sie ein heiteres Leben in wechselseitiger Freundschaft hinbringen. Der Aberglaube an diesen Gott soll seinen Ursprung gewißen alten Götzendienern verdanken, die, ich weiß nicht, welche Götter Lelum, Polelelum verehrt hatten, deren Namen das rohe Volk bei lustigen Versammlungen noch im Singen vorbringt, wiederholt Lelum, Polelum anstimmend, wie man auch im Liede den Namen der Mutter dieser Götter, die Lada heißt, in den Worten: Lado, Lado hören kann. Die Hochzeitfeier Mancher ist nicht frei von diesem Aberglauben, wann die zu derselben Eingeladenen, die Hände zusammen klatschen und auf den Tisch schlagen, und dieser Göttin Lob singen.

Die fünfte Gottheit war Kupalo, welcher Gott für einen Vorsteher der Früchte der Erde galt, und welchem jedesmal am Anfange der Erndte Dankopfer dargebracht wurden, Thiere, die man ihm schlachtete. Noch fehlt es nicht an Leuten in Rußland, die auch gegenwärtig noch das Gedächtniß dieses Gottes festhalten, was sich besonders am Tage vor dem Geburtstage Sanct Johannis des Täufers zeigt. Dieser fällt

gewöhnlich auf den 24. Juni, und die Feierlichkeit, welche jene anstellen, ist folgende: Bei Sonnenuntergang dieses Tages strömt das geringere Volk beider Geschlechter zusammen, und mit Kränzen, die aus einer gewißen Art von Gras gewunden sind, schmücken sie sich das Haupt und gürten sich die Lenden damit. Indeß wird ein Feuer angezündet, und indem sie sich einander an den Händen anfaßen, wandeln und tanzen sie im Kreise um daßelbe, und singen ein Lied dazu, worin sie öfters den Namen Kupalo wiederholen, und sie springen über das brennende Holz. Das Gerücht sagt, daß Manche der Alten auch Strömen und Seeen geopfert, ja zuweilen Menschen in das Waßer geworfen hätten, zum Opfer, um Fruchtbarkeit des Feldes dadurch zu erwirken.

Der sechste Götze war Koleda, der Gott der Festtage, zu deßen Ehre man am 24. December ein glänzendes Fest feierte, welcher Tag für uns der Vortag der Geburt Christi ist.

Außer diesen Götzen beteten die alten Rußen noch manche Andere an, als da waren Usljad oder Osljad, Chorscha, auch Chars genannt, Daschuba oder Daschba, Striba, Simargl, Makosch oder Mokosch. Diesen opferten sie Thiere und sangen ihr Lob.

Die nämliche Abhandlung erzählt die Abschaffung des Heidenthums in Rußland durch eben denselben Wladimir, dem sie jene Beförderung des Heidenthums zuschreibt, folgendermaßen:

Der große Selbstherrscher Wladimir, als er mit den Bürgern von Kiew Christ geworden, verordnete ohne allen Verzug, daß die Götterbilder vernichtet und die Tempel derselben von Grund aus zerstört würden. Ueber den Obersten dieser Gottheiten, den Perun, ertheilte er den Befehl, er solle an den Schweif eines Roßes gebunden, zum Fluße Boristhenes geschleift und in das Waßer geworfen werden. Außerdem bestellte er zwölf Diener, die dem scheidenden Gaste mit Prügeln das Geleit geben sollten, und that dies in der Absicht, um den Götzen, der sich eines solchen Werkzeuges (nämlich eines Prügels, da das Bild von Holz und so gewißermaßen ein Prügel war) zu seiner Betrügerei gegen die Menschen bedient hatte, mit Schmach zu behandeln. Als man an den Fluß gekommen war, so stürzte das Volk ihn hinein. Wladimir befahl auch, daß man das Bild nicht an das Ufer solle treiben laßen, bis es zu den Waßerfällen gelangt sey. Als es durch diese durchgeschwommen war, trieb der Wind es an einen hohen Berg, der von dieser Begebenheit den Namen Perun führt. Dann zog Wladimir in mehreren anderen Städten herum und ließ da, wie überhaupt in ganz Rußland, die Bilder wegschaffen. Die einen wurden zerbrochen, die anderen verbrannt und wieder andere in das Waßer geworfen. Zu Nowgorod befahl er das Bild des Perun ebenfalls mit in den Fluß zu ziehen und mit Prügeln zu hauen. Der Götze, der sich in dem Bilde

versteckt hatte, fieng, ungeduldig über so große Schmach, mit lauter Stimme zu rufen an: Wehe mir, ich bin in die Hände grausamer Menschen gefallen, welche mich noch gestern göttlich verehrten, nun aber mit nicht mehr zu ertragender Schmach mißhandeln! Was ich thun soll, weiß ich nicht. Als das Bild zur Brücke gelangt, und dann von derselben in das Waßer gestürzt war, rief es, unter der Brücke schwimmend, mit gewaltiger Stimme: Sehet da, ihr Bürger von Nowgorod, ein Denkmal meines Namens! Und bei diesen Worten warf es vor den Augen Aller einen Stock aus dem Fluß auf die Brücke. (Hieraus ergiebt sich, daß die ganze Prügelgeschichte und der Vergleich des Perunbildes mit einem Prügel, auf einer Deutung des Namens Perun beruht. Allerdings bedeutet per- und pr-, als Stammsylbe im Slawischen, Schlagen. Böhmisch heißt peru, Infinitiv prati, schlagen, litthauisch peru, Infinitiv perti ebenso, isz-peru ka, einem den Rücken durchbläuen. Man erklärte demnach den Gott Perun zu einem Gott Prügel, ließ ihm auch Prügel zutheilen und ihn sogar selbst einen Prügel auf die Brücke werfen, als ein Gedächtniß seines Namens, und knüpfte die ganze Albernheit als Schmuck der Legende an die Abschaffung des Heidenthums unter Großfürst Wladimir.)

Die Chronik Nestor's (S. 107. Scherer) erzählt die Geschichte von dem Perunsbilde zu Kiew fast ganz so, nur setzt sie statt des Berges Perun, eine Perunsbucht. Sie meldet aber auch, daß die Leute bei dieser Mißhandlung ihres Gottes geweint hätten, daß sie mit Zwang getauft wurden, und daß die Eltern, deren Kinder Wolodimir nahm, um sie in der Schrift unterrichten zu laßen, so wenig davon erbaut waren, daß die Mütter über ihre Kinder weinten, als ob sie gestorben wären, denn sie waren, wie der Chronikschreiber bemerkt, im Glauben noch nicht befestigt.

Die Stimme des zu Nowogorod in das Waßer gestürzten Piorun soll noch an gewißen Tagen des Jahres, so meldet Johannes Wolf II. S. 442 (Frencel 175), gehört werden, und wann dies der Fall ist, gerathen die Bürger mit Prügeln aneinander und es giebt einen schwer zu stillenden Auflauf.

Um den Gott, welchen uns die sehr unbedeutende Ueberlieferung Kupalo nennt, zu erklären, hat uns die Bemerkung der Zeit seines Festes eine sichere Handhabe dargeboten, die um so willkommener seyn muß, als nicht nur jede andere Spur, die uns leiten könnte, verwischt ist, sondern wohl auch nicht leicht eine andere so viel Sicherheit darbieten würde. Der Gott, welcher zur Zeit der Sommersonnenwende gefeiert wird, dem man am Abend, wo der letzte Tag vor diesem bedeutenden Jahresabschnitte zu Ende geht, ein Feuer anzündet, um dasselbe tanzt, darüber springt und des Gottes Namen im Lied erschallen läßt, kann

der Natur der Sache nach kein anderer seyn, als der Gott der Sonne, denn einem andern kann dieser Wendepunkt des Jahres nicht gelten. Freilich giebt es einen Gott, welchem jedes Volk, in deßen Religion er sich befand, Alles zuschreiben konnte, was Himmel, Erde und Meer betrifft, nämlich den Himmelskönig, wenn es aber dieses gethan hätte, so würden damit die anderen Götter beseitigt worden seyn, falls man sie bei einer solchen Ansicht überhaupt erfunden hätte. Wir sehen aber, wie hoch auch immerhin der Himmelskönig gestellt seyn mag, bei keinem Volke, deßen Mythologie auf der Naturreligion beruht, und auf ihr beruhen alle heidnische Mythologieen, die einzelnen Dinge der Natur unter sein unmittelbares Walten gestellt, sondern er erscheint nur, selbst wo er am vollkommensten ausgebildet worden ist, als Oberherr der Welt und König der Götter, der zwar diese beherrscht, keineswegs aber ihren Wirkungskreis stört, sondern sie höchstens zwingt, denselben sachgemäß zu verwalten.

Muß daher Kupalo der Sonnengott seyn, dem man die Sonnenwende des Sommers feierte, so muß sich auch das angezündete Feuer auf die Sonne beziehen, und die feurige Beschaffenheit der Sonne läßt uns darin etwas ganz Natürliches erblicken, ja es läßt sich nicht einmal eine zweckmäßigere an das Wesen der Sonne erinnernde Darstellung aus dem Kreise der natürlichen Dinge auffinden, als das Feuer. Von der Sonne stammt das Licht und die Wärme, und sie selbst wird als ein feuriger, leuchtender Stoff von der natürlichen Betrachtung angesehen. Die Menschen, welche um das Feuer der Sonnenwende tanzen und singen, tanzen um das Sinnbild der Sonne und feiern es mit Lobgesang, und das gilt der Sonne selbst. Ueber das Feuer des Kupalo ward auch gesprungen, und es giebt zur Erklärung dieser Thatsache, an deren richtiger Ueberlieferung zu zweifeln wir keinen hinreichenden Grund haben, weil zur Erfindung derselben für die Christen kein Anlaß vorhanden war, zwei Annahmen. Entweder nehmen wir an, es sey dieses als ein letzter Ausbruch des Festjubels geschehen, man habe damit in gesteigerter Lustigkeit das Tanzen um das Feuer gleichsam noch überboten, oder wir nehmen an, es habe einen Zweck gehabt. Da wir auch bei den Römern an ihrem Feste der Lupercalien im Monate Februar ein Feuer finden, über welches gesprungen wird, durch welches aber auch die Thiere getrieben wurden, da wir ferner in dem deutschen Heidenthum ein sogenanntes Nothfeuer finden, durch welches das Vieh getrieben wurde, um es vor Seuchen zu bewahren oder von Seuchen zu heilen, und da auch in dem deutschen Heidenthum ein Feuer am Abend vor der Sonnenwende des Sommers angezündet ward, über welches man sprang, so wird man dieses Springen wohl nicht als einen Ausbruch von Lustigkeit ansehen dürfen, sondern wird es als einen im Glauben

der Völker, bei denen wir diesen Brauch finden, wohlbegründeten Theil ihrer Götterverehrung betrachten. Sehen wir auf den Zweck dieser Handlung, so würde sich dieser schon leicht ergeben, wenn man bloß auf die oben bemerkte Anwendung des Feuers bei den Thieren sieht, welche dieses Mittel von Seuchen heilen oder vor Seuchen bewahren sollte. Was dem Thiere galt, sollte natürlich auch dem Menschen gelten, das Feuer sollte ihn vor Krankheit und Tod bewahren.

Schwerlich gieng dieser heilige Gebrauch aus einem Glauben an eine wirkliche Heilkraft des Feuers aus, denn er müßte sonst nicht an wesentliche Jahresfeste geknüpft gewesen seyn, und zwar so fest, daß man deutlich erkennen kann, er gelte dem Verhältniß der Sonne zur Erde und ihrer Wirkung auf den Bestand des Lebens. Sehen wir überhaupt auf die Mittel, welchen der Glaube eine Art Zauberkraft zur Befreiung von Krankheiten und Schwächen und eine Erhaltung des Lebens zuschreibt, so werden wir alsbald finden, daß diese Kraft den Sinnbildern des Lebens zugeschrieben ward. Für jenen Glauben gab es und giebt es noch eine unheimliche Todesmacht, welche dem Leben nachstellt und aus einem finstern Gebiete böse Einflüße sendet. Dieser bösen Macht stellt man die Sinnbilder des Lebens gegenüber und erwartet von ihnen eine Abwehr jener Einflüße. Eines der wirksamsten Sinnbilder dieser Art war das Feuer, denn es ist das Element des Lichts und der Wärme, und daher der Gegensatz des Todes und des Todtenreiches, die finster und kalt sind. Man erwartete daher von dem Feuer, es werde den kalten Tod abhalten und bezwingen, und werde den bösen Einfluß der Unterwelt und des Todes, auch wenn er schon wirksam hereingebrochen sey, wieder bannen und das Lebendige bewahren.

Nichts würde freilich schwerer zu glauben seyn, als die Annahme, es hätten die Menschen im Allgemeinen den wirklichen Sinn solcher Gebräuche oder der von ihnen geehrten Sinnbilder gekannt und verstanden. Sobald dergleichen Dinge eingeführt sind, erscheinen sie der gläubigen Menge als heilig und wirksam, ohne daß sie nach dem Warum fragt. Schon die lange Dauer des Glaubens an solche Dinge verbürgt es, daß die gläubige Menge sie nur äußerlich auffaßt, denn sonst würde es eben mit ihrer Dauer bald zu Ende seyn.

In Preußen und Litthauen brannten am Johannisabend Feuer auf allen Höhen. Am andern Morgen trieb man das Vieh über die Brandstätte auf die Weide, was als ein Mittel galt gegen Viehsterben, Zauberei, Milchversiegung, Hagelschlag und Gewitter. Die jungen Leute, die es angezündet hatten, giengen von Haus zu Haus und sammelten Milch. Auch wurden an jenem Abend Kletten und Beifuß über das Thor oder das Heck, wodurch das Vieh zu gehen hatte, gesteckt.

Die Serben halten den Johannistag sehr hoch, und meinen die

Sonne stehe vor Freude an dem heiligen Tage dreimal still. Am Vorabend binden die Hirten Birkenrinde zu Fackeln, zünden sie an und gehen damit zuerst in die Schaaf- und Ochsenhürden und verbrennen sie dann auf den Bergen. In Kärnthen rollt man ein brennendes Rad. In Böhmen führte man die Kühe über das Johannisfeuer, um sie gegen Zauber zu bewahren. — Am Kupalofeste soll zuweilen ein weißer Hahn unter Gesang und Tanz in das Feuer geworfen worden seyn. Die Sache selbst ist nicht unglaublich, denn wo der Sieg des Lichts in der Mythologie Gegenstand einer Festfeier ist, kann der Hahn Opfer seyn, und wir haben einen ähnlichen Brauch schon oben gehabt. Zur Erfindung einer solchen Angabe zeigt sich eben auch kein Grund, und so ist dieselbe eben nicht geradezu abzuweisen oder zu verwerfen. Kletten und Beifuß sind Zuthaten, wie wir eben gesehen haben, denen an diesem Feste Kraft des Heils zugeschrieben ward. Wir finden noch ein Gewächs der Art; das Farrnkraut, welches im Aberglauben ein bedeutendes Zauberkraut ist, war in dieser Hinsicht auch bei Slawen bekannt. Woycicki (I. 94) sagt davon, es erblüht grade um Johannis Mitternacht, und die Blume ist schwer zu bekommen, denn Sturm und Gewitter entsteht bei dem Brechen. Wem es gelingt, sich ihrer zu bemächtigen, wird reich und kann weißagen. Aber grade solche unverstandene Dinge wurzeln sich fest ein und dauern am längsten. Eben dieser Brauch des Feueranzündens am Abend vor dem Tage der Sommersonnenwende hat sich vom Christenthum nicht verdrängen laßen, sondern dieses konnte nichts weiter thun, als diesen Tag dem Johannes weihen, und so dem Christenthum den heidnischen Brauch aneignen, bis die Bildung des achtzehnten Jahrhunderts vor der Hand dieses Feuer mit so manchem Anderen verdrängte. Das Verfahren des Christenthums, diese Feier der Sonnenwende auf den heiligen Johannes, den Täufer, zu übertragen, mußte dem Volke grade eben so unverständlich seyn und bleiben, wie sie ihm vorher gewesen war, doch lag eine gewiße Folgerichtigkeit darin.

Als man nämlich die Geburt Christi auf die Wintersonnenwende verlegt hatte, um Christus an die Stelle der Sonne zu setzen, und das dieser geltende Fest auf ihn zu übertragen, so bot sich für das Sommerfest Johannes der Täufer gleichsam von selbst dar. Das Sommerfest geht dem Winterfeste voraus, und Johannes gilt in den sogenannten Evangelien, und zwar in allen, wiewohl sie in mehreren anderen Dingen nicht immer übereinstimmen und selbst unausgleichbare Widersprüche enthalten, als der Vorgänger und Täufer Christi. So war im Christenthum dadurch die Persönlichkeit für die Sommersonnenwende von selbst gegeben, sobald man die Wintersonnenwende auf Christus selbst übertragen hatte. Wenn ich diesem Verfahren eine gewiße Folgerichtigkeit zuschreibe, so versteht sich das nur für die Sonnenwende, von welcher hier die Rede ist; denn

an und für sich ist es weder folgerichtig noch begreiflich, insofern nämlich beide Sonnenwenden nur einem und demselben Sonnengott von der Mythologie zugeschrieben werden können, und wenn man nun einmal die winterliche auf Christus übertrug, man auch die sommerliche auf ihn hätte übertragen müßen. Aber das Christenthum konnte in dergleichen Dingen gar nicht folgerecht verfahren, weil der überlieferte Stoff das nicht so leicht zuließ. Johannes mußte der Vorläufer Christi bleiben, und stand als solcher schon frühe so fest, daß selbst das Evangelium Johannis, welches Christus zu einer Incarnation des göttlichen Gedankens macht, wozu kein Vorgänger gehört, und wofür ein solcher mindestens sehr überflüßig ist, dennoch ihn aus der Erzählung nicht entfernen konnte.

Kupalo wird uns als ein Gott der Früchte der Erde, als ein Gott der Erndte angegeben, dem man beim Beginne der Erndte opferte. Diese Angabe kann der Annahme, er sey der Sonnengott gewesen, nicht widersprechen, denn daß die Sonne den Gewächsen Gedeihen giebt und sie zur Reife bringt, ist eine leicht zu bemerkende Thatsache, und es ist daher ganz natürlich, wenn dem Sonnengott eine bedeutende Stelle eingeräumt ward bei dem Dank für die Erndte.

Die Bedeutung des Namens Kupalo ist nicht sicher zu bestimmen, denn wenn wir den slavischen Stamm Kup- in seinen Bedeutungen betrachten, so ist es wohl möglich, ihn mit den Ergebnißen der Erndte zusammen zu zwingen, womit wir aber schwerlich etwas gewinnen; denn es läßt sich nicht nachweisen, daß von jenem Stamme die Erndte vorzugsweise sey benannt worden, selbst nicht, wenn man es auf die Heuerndte beschränken wollte. Erinnern will ich daran, daß im litthauischen Kupóle das Johanniskraut bezeichnet, dieses Wort aber mit dem Namen Kupalo zusammen zu stellen, möchte ich durchaus mich nicht unterfangen. (Dobrowsky läugnet den Gott Kupalo und leitet das Fest von Kupa. Heuhaufen, Hanusch, von Kupel, Koupel, Kupadlo, Bad, Schwemme, weil die Sonne nach slawischer Vorstellung aus dem Bade steige, oder bei dem Feste Waßerbegießungen üblich gewesen seyen.)

Da dem Kupalo die Sommersonnenwende gehörte, so schließt sich unmittelbar an ihn an:

## Koleda,

welchem die Wintersonnenwende gehörte, d. h. dieser Name bezeichnet, wenn die Ueberlieferung nicht geirrt hat, den Sonnengott, der zur Zeit der winterlichen Sonnenwende gefeiert ward; denn dieser Wendepunkt im Jahre kann keinem andern Gott gelten, als eben dem, welchem jener sommerliche Wendepunkt gilt. Daraus folgt nun freilich nicht, daß dieser Gott auch der Form nach von denen, welche ihn mit beiden Festen

feierten, ganz als einer und derselbe aufgefaßt worden. Ist es doch eine gewöhnliche Erscheinung in der Mythologie, daß eine Gottheit in verschiedene Formen zertheilt wird, und trotz der innern Einheit in jeder dieser Formen dem Glauben und der Anschauung als ein besonderes, von den anderen Formen getrenntes Wesen gilt. Selbst heut zu Tage kann man ein solches Verfahren da, wo es allein noch im religiösen Gebiete möglich ist, in einem freilich beschränkten Maße sehen. Obgleich das katholische Volk die Mutter Gottes für eine und dieselbe hält, und annimmt, sie befinde sich im Himmel, so werden ihm doch die Bilder derselben zu verschiedenen Wesen, und es schreibt dem einen mehr Kraft zu, als dem andern. Von König Ludwig XI. in Frankreich ist es uns überliefert, daß er die Bilder verschiedener Mütter Gottes an seinem Hute trug und sich ihres Beistandes zu versichern suchte. An solchen Erscheinungen aber ist nichts zu verwundern, da sie sich auf eine ganz natürliche Weise da einstellen, wo man das Geistige in das Gebiet der Sinne zieht, die sich an die einzelnen Erscheinungen heften und den Formen huldigen.

Wäre nicht die Feier des Tags angegeben, so würden wir von Koleda gar nichts wißen, denn es kann nicht leicht eine unbedeutendere Angabe über eine Gottheit geben, als die, daß sie den Festtagen vorstehe. Daß es überhaupt eine solche gebe, ist gar nicht anzunehmen, und wir haben daher nur die Bestimmung des Tags, an welchem Koleda gefeiert ward, als einziges Hülfsmittel zur Bestimmung seines Wesens. Die Ueberlieferung stammt von einem Christen her, der sich offenbar wenig Mühe gab, das Wesen der verschiedenen Gottheiten zu ergründen, sondern dem es genügte, das, was ihm grade vorlag, zu berichten. Es scheint sich sogar etwas darzubieten, was diesen Berichterstatter veranlaßt haben könnte, diesen Gott zu einem Festtagsgott gemacht zu haben. Der Name Koleda bedeutet nämlich im Slavischen nicht bloß den Gott, sondern dient auch noch zur Benennung anderer Dinge. Im Polnischen heißt Koleda (dieses Wort ist ein Neutrum) ein Christgeschenk, ein Neujahrsgeschenk, und im Böhmischen bedeutet es Neujahrsgeschenk, Koledni aber, welches dazu gehört, bedeutet sowohl ein Christgeschenk als ein Neujahrsgeschenk. Im Polnischen hat es auch noch die Bedeutung des Weihnachtsliedes. Vielleicht erstreckte sich seine Bedeutung in diesem Kreise noch etwas weiter, so daß es auch die Weihnachtsfeier bezeichnete, und so liegt es eben nicht ferne, daß der Berichterstatter, nicht wißend, welcher Gott Koleda denn eigentlich sey, auf die Meinung kam, er sey der Gott der heidnischen Weihnachtsfeier, und daß er ihn so schlechtweg zum Festgott machte. Die angegebenen Bedeutungen des Wortes Koleda aber zeigen, daß der wichtige Zeitpunkt der Wintersonnenwende bei Koleda feststand, und gefeiert ward.

Schafarik (slawische Alterthümer 2. S. 601) bemerkt: Die Koledizi wohnten inmitten der Sirmunter, Suselzer, Neletizer und Nutizer südlich bis an die Elster. Den Namen erhielten sie vielleicht eben so von der Göttin Koleda, wie Stadizer und Stodoraner von dem Gott Stado oder Stodo, vergleiche Koledziany, Dorf im östlichen Galizien, sowie die männlichen rußischen Namen Koleda, Koledinsky. Sie werden Serben mit dem Beinamen Colodici, Colidici, Colidiki, Coledizi genannt. Da hätten wir denn scheinbar eine Göttin, durch einen Volksnamen bewiesen, jedoch nur scheinbar. Koled- im polnischen ist gleich Kolend- und für Koleda hat man auch Kolenda, die Colende aber ist ein Geschenk, und das Wort gehört der lateinischen Sprache des Mittelalters an. Das polnische Wörterbuch unterscheidet auch dieses Wort von dem Wort Kolada, welches ein Fest der heidnischen Litthauer und Preußen seyn soll. Die angeführten Namen können keine genügende Entscheidung gewähren, denn der gleiche Klang giebt ja keine Bürgschaft für die Verwandtschaft der Wörter. Wohl mag man an einer Gottheit Koleda zweifeln, und die Benennung für eine späte halten, die nichts weiter bedeutete als die Colende, das Geschenk zu Weihnachten oder Neujahr, woraus man aus Unkunde und Geringschätzung des heidnischen, die eine Prüfung des Unverstandenen verschmähte, die Gottheit des Weihnachtsfestes machte. („Den Slawen hieß die Wintersonnenwende Koleda, polnisch Koleda, rußisch Koljada was dem lateinischen Calendae und französischen chalendes entspricht. Die Weihnachtszeit hieß chalendes, provenz. calendas, weil Neujahr auf den 25. December begann.“ J. Grimm deutsche Mythologie S. 594.) In den Gesängen der karpathischen Slowakinen wird die Koleda noch genannt.

Das Fest selbst war sehr alt, wenn nicht alle innere Wahrscheinlichkeit trügt, denn die Naturreligion hat es grade mit den verschiedenen Zuständen des Lebens der Natur zu thun. Zwar begann das neue Jahr der Slawen meist mit dem März, mit dem Frühling, wie z. B. bei den alten Römern, aber es ist für das Fest einerlei, ob es sich an den Frühling anschließe, oder an die Neu-Geburt der Sonne, wie es mythisch genannt werden kann, zur Zeit der Wintersonnenwende. Am Ende des Jahres hat die Todtenwelt die meiste Kraft gewonnen, aber sie wird bewältigt von dem Licht und der Wärme der Sonne, und das Leben siegt über den Tod. Dieses zu feiern kann die Wintersonnenwende gewählt werden, oder der März, je nachdem man auf die Sonne und ihre Wirksamkeit achtet. Wir haben oben die Frühlingsfeier als ein Todaustragen gehabt, und mit dieser vertrug sich bei den Slawen auch die Feier der Wintersonnenwende. Die Berichte über diese Feier sind sehr sparsam und bilden nur einige Bruchstücke. Nesselmann (s. v. Kucos) giebt von den Litthauern an, daß sie ein mit abergläubischen Gebräuchen verbundenes

Abendeßen, die Kucos genannt, zu Weihnachten genoßen, welches in Honigwaßer, auf gekochte Erbsen gegoßen, bestand. Durch denselben erfahren wir (s. v. z'aidiu, z'aidziau, z'aisti, spielen), daß z'aidyne litthauisch das Spiel bedeute, daß man aber unter z'aidynes besonders allerlei muthwillige Scherze versteht, an denen man sich in der Woche zwischen Weihnachten und Neujahr ergötzt; es geht z. B. ein mit Pelzen tüchtig ausstaffirter und maskirter Bursche Abends in die Häuser und treibt daselbst seine Fratzen, unter denen gegenseitige Prügel nicht fehlen dürfen. Die Deutschen nennen diese Figur den Neujahrsbock.

Lettisch heißt, wie Stender angiebt Kuhki, Kuhtschi ein Gericht, Waizen und Erbsen zusammengekocht, und Kuhku wakkars, der Weihnachtsabend, wo man ein solches Gericht zu eßen pflegt.

Die Serben brennen zu Weihnachten (Wuk Montenegro. S. 103. 105. 106) ein Scheit Eichenholz an (badnjak genannt), und begießen es mit Wein. Wann das Weihnachtsholz brennt, schlägt der eingeladene Polasnik mit einer Feuerschaufel auf das brennende Holz, daß die Funken fliegen, und sagt: So viel Schafe, so viel Ziegen, so viel Schweine, so viel Rinder, so viel Glück und Segen, als hier Funken fliegen. Feuer war eine Hauptsache für den dem Fest ursprünglich zu Grunde liegenden Sinn, denn es galt Licht und Wärme gegenüber der Finsterniß und der Kälte. Auch die Letten zündeten ein Feuer an, wie der Ausdruck bluhku wakkars, d. i. Klotzabend, zeigt, womit sie den Abend vor Weihnachten bezeichnen (bluhkis heißt Klotz). Bei den Deutschen hat sich provinziell noch der Ausdruck Christklippel, Christklotz erhalten, was aus demselben Brauche herstammen muß. Daß man im Schleswigischen ein Rad in das Dorf rollte, bezog sich ohne Zweifel auf das Sonnenrad. Die Serben braten bei jenem Weihnachtsfeuer ein ganzes Schwein, zuweilen auch ein Spanferkel dazu, was an den germanischen Juleber erinnert.

Karamsin (I. Kap. 3) meldet als Augenzeuge, daß am Weihnachtsabend die Kinder der Arbeiter in Rußland sich unter den Fenstern der reichen Bauern versammeln und sie um Geld bitten, indem sie ein Lob auf den Herrn des Hauses singen, in welchem der Name Koliada vorkommt. Auch hält Karamsin die Spiele des Weihnachtsfestes und die Unterhaltungen mit Zauberspielereien an demselben für Ueberbleibsel des alten heidnischen Festes.

## Wolos.

Dieser war ein Gott der Ochsen und des Viehes, wie die Angabe lautet und der Name selbst führt schon auf diese Bedeutung desselben. Nestor führt diesen Gott nicht an unter denen, welchen der Großfürst Wladimir auf dem Hügel zu Kiew Bilder errichtete und Dienst anordnete.

Nun enthält aber die Chronik, welche Nestor's Namen führt, drei Tractate, die angeblich unter Oleg, Igor und Swiatoslaw mit Griechenland geschloßen wurden, und in dem des Oleg wird Perun und Wolos genannt, so wie in dem des Swiatoslaw, in dem des Igor dagegen, welcher zwischen beide fällt, und drei und dreißig Jahre nach dem des Oleg geschloßen sein müßte, wird Gott und Perun zum Zeugen genommen. Wie es sich auch mit diesen Tractaten als geschichtlichen Thatsachen verhalte, worüber sich der berühmte Schlözer in seiner Bearbeitung des Nestor mit kritischem Scharfsinne verbreitet hat, für die slawische Mythologie ist die Zusammenstellung des Perun und Wolos nicht ohne Bedeutung. Wer auch immerhin diese Tractate gemacht haben mag, und wann auch dieses geschehen sey, der Verfertiger mußte so viel Kenntniß von der slawischen Mythologie haben, daß er es wagen durfte, sich dieser Götter zu Eidzeugen zu bedienen. Daß in dem Igor'schen Tractate im Allgemeinen Gott und dann Perun genannt wird, ist verdächtig und läßt keine genügende Erklärung zu, aber ein Schluß auf die beiden anderen Tractate ist nicht zuläßig.

Wie soll man es nun erklären, daß vor Wladimir Perun und Wolos die höchsten Götter von Kiew sind in diesen Tractaten und daß dieser Großfürst doch erst als der genannt wird, welcher den Dienst des Perun zu Kiew einführt und nicht den des Wolos? Sind wir nicht der Meinung, alle diese Nachrichten seyen zu wenig zuverläßig und demnach nicht werth einer aufmerksamen Betrachtung unterzogen zu werden, so läßt sich eine Erklärung versuchen, welche der Wahrscheinlichkeit nicht entbehrt. Da ich nun meines Theils derartige mythologische Nachrichten nicht verachten zu müßen glaube, so will ich den Versuch machen, dieses Verhältniß so auseinander zu setzen, daß es wenigstens als möglich begriffen werden kann.

Die Nachfolger Rurik's, der das Rußenreich mit seinen Warägern in Nowogorod gestiftet hatte, giengen südlich nach Kiew und herrschten von dieser Stadt aus. Die Chronik nennt uns nun in dieser Stadt ausdrücklich neben den Rußen, d. i. den Warägern, die Slawen. Demnach befanden sich zwei Völkerschaften beisammen, und beide waren Heiden und verehrten Gottheiten. Heidnische Götter vertragen sich gut neben einander und mit einander, da kein Theil die Götter eines andern Theils irgend bezweifelte. Nehmen wir an, daß die Waräger die Gottheiten von Nowogorod und den dasigen Cult mit sich nach Kiew führten (wie es für die heidnischen Völker im Allgemeinen als ein gewöhnliches Verfahren erscheint), und diese daselbst fortverehrten, während die Slawen des Orts auch ihrem Cult ohne Störung oblagen. Wladimir erlangte die Herrschaft über das Ganze, und ließ Kiew Hauptstadt des Ganzen werden, und da er als der Einführer des Cults, Perun's und Anderer

genannt wird, so dürfen wir das so erklären, daß dieser Großfürst die seither nur von den Rußen verehrten Göttern zu gemeinsamen, von Allen zu verehrenden gemacht habe, was wesentlich beitragen mußte, Rußen und Slawen noch inniger zu vereinigen, insofern eine gemeinsame Götterverehrung jeder Vereinigung im Staat eine höhere Weihe ertheilt.

Gehen wir einen Schritt weiter, so bietet sich dann die Erklärung dar, Wolos war ein Gott der Slawen zu Kiew, ehe die Rußen diese Stadt zum Hauptsitz ihrer Herrschaft machten, und er blieb ihr Gott, auch nachdem Wladimir den Perun und die Anderen zu gemeinsamen Göttern des Gesammtvolkes gemacht hatte, denn das Heidenthum verwarf nun einmal keine Gottheit. Die Nennung des Wolos neben Perun, sowohl in dem angeblichen Auszug aus den russischen Jahrbüchern, als auch in jenen angeblichen Tractaten, weist demselben eine hohe Stelle an, und wir können ihn, wenn wir diese Ueberlieferungen nicht gradezu verwerfen, für den höchsten Gott der Slawen halten. In Beziehung auf diesen Gott bietet uns der Tractat Oleg's mit den Griechen einen Fingerzeig dar, der wohl zu beachten ist. Es heißt in demselben (bei Schlözer 3. 287, bei Scherer S. 60): die griechischen Kaiser bekräftigten ihren Friedensschwur, indem sie das Kreuz küßten. Oleg und seine Leute schwuren bei ihren Waffen und bei Perun und bei Wolos, dem Gott des Viehes. Bedungen aber waren Segel von Stoff (oder Seide) für die Rußen, Segel von Nesseln (oder Baumwolle) für die Slawen, und die Griechen lieferten dieselben ab.

Also sehen wir hier einen Unterschied gemacht zwischen Rußen und Slawen, in welchen ein Mißtrauen zu setzen kein Grund vorliegt; denn daß die Rußen oder Waräger als die eigentlichen Herrscher und die Slawen als etwas niedriger erscheinen, entspricht der Geschichte der Gründung des russischen Reiches vollkommen. Da zeigt sich nun auch eine Zweiheit der Götter, die zu Eidzeugen dienen, und zwar eine solche, deren muthwillige Erfindung durch einen Betrüger gar nicht zu begreifen ist. Der Ueberlieferer des Tractats weiß nämlich von Wolos nichts zu sagen, als er sei ein Gott des Viehes gewesen, und einen solchen hätte er doch wohl nicht, wenn ihm die Wahl frei stand, neben den Donnergott Perun, den Herrn der Götter gestellt, sondern einen stattlicheren Gott gewählt. Aber grade wie der Tractat den Wolos neben Perun stellt, so nennt auch der oben berührte Auszug aus den russischen Jahrbüchern ihn als den zweiten von Wladimir zur allgemeinen Verehrung gebrachten Gott, und er muß eine hohe Stellung eingenommen haben.

Fragen wir bei dem Tractat, warum von russischer Seite zwei Gottheiten zu Eidzeugen genommen werden, und warum grade beim höchsten Gott, der allein vollkommen genügte, noch ein zweiter, ein Gott des Viehes zur Bekräftigung dienen muß? so ergiebt sich die Antwort

als eine ungezwungene, für Rußen und Slawen, als zwei Völker, habe es zweier Götter zur Bekräftigung des Eides bedurft. Da Perun ohne allen Zweifel der höchste Gott der Rußen oder Waräger zu Nowogorod sowohl als zu Kiew war, *) so bliebe denn Wolos als höchster Gott für die Slawen zu Kiew, und falls Wladimir's Anordnung daselbst späterhin eine allgemeine Verehrung und gleichsam eine Vereinigung der rußischen und slawischen Götter bewerkstelligte, so würde sich auch der Widerspruch zwischen der Chronik Nestor's und dem oben gegebenen Auszug der rußischen Jahrbücher leicht ausgleichen laßen.

Es würde sich nämlich der Widerspruch dann nur als ein scheinbarer zeigen. Nestor brauchte die slawischen Götter zu Kiew nicht zu nennen, da diese ja dort einheimisch waren, und nannte nur die durch den Rußen

---

*) Zeuß (S. 32 Note) sagt: Von den auf der Wolga zu den Bulgaren Handel treibenden Rußen, damals noch unvermischten Skandinaviern, erzählt Ibn Foßlan (Frähn S. 7): Sobald ihre Schiffe an den Ankerplatz gelangt sind, geht jeder von ihnen ans Land, hat Brod, Fleisch, Zwiebeln, Milch und berauschend Getränk bei sich, und begiebt sich zu einem aufgerichteten hohen Holze, das wie ein menschlich Gesicht hat, und von kleinen Statuen umgeben ist, hinter welchen sich noch andere hohe Hölzer aufgerichtet befinden. Er tritt zu der großen hölzernen Figur, wirft sich vor ihr zur Erde nieder und spricht: O Herr! ich bin aus fernem Lande gekommen, führe so und so viel Mädchen mit mir, und von Zobeln so und so viel Felle; und wenn er so alle seine mitgebrachte Handelswaare aufgezählt, fährt er fort: Dir hab ich dies Geschenk gebracht, legt dann, was er gebracht, vor die hölzerne Statue, und sagt: Ich wünsche, du bescherest mir einen Käufer, der brav Gold- und Silberstücke hat, der mir abkauft Alles, was ich möchte, und der mir in keiner meiner Forderungen zuwider ist; ferner, daß er dann, wenn der Handel schlecht geht, neue Geschenke bringe, und bei neuen Schwierigkeiten auch die kleinen Statuen beschenke, nach gutem Erfolg aber Rinder und Schafe opfere. Zeuß sagt nun: Diese große hölzerne Figur neben den kleineren ist wohl Odhin's Bildniß? Wodan's Wegkunde bezeugen seine Beinamen Gangradhr, Vegtamr.

Zuerst fehlt der Beweis, daß die Skandinavier jene Bilder unweit des Ankerplatzes errichtet hatten, und dann, daß sie grade den Odin dort vorzugsweise um Segen angerufen hätten. Sie konnten auch den Thor anrufen, wenn dieser der Hauptgott jener Stätte gewesen wäre, und er war ja Hauptgott an mehr als einer Stätte. Sie wollten nur Glück im Geschäft, und wandten sich an die Hauptgottheit des Ortes, weil dieser stets der größte Einfluß und die höchste Macht zugeschrieben wird. Half diese nicht, so wandten sie sich an die geringeren, die ja doch nicht alle mit Reisen oder Handel zu thun haben konnten. Bei den Rußen im Gegensatze zu den Slawen gilt Perun, der gleich Thor ist, als Hauptgott. Wer dort an der Wolga Hauptgott war, ist ganz unbekannt, und den Odin zu vermuthen, ist sehr mißlich.

eingeführten, die Wladimir zu allgemeinen, oder um mich so auszudrücken, zu Staatsgöttern machte. Da es aber Wladimir gar nichts nützen konnte, etwa die slawischen Götter abzuschaffen, wenn ihm ein solches Verfahren hätte gelingen können, so hat jener Auszug insofern nicht geradezu Unrecht, wenn er unter den von Wladimir eingeführten Göttern auch die slawischen nennt, weil nach der diesem Großfürsten zugeschriebenen Anordnung sämmtliche Götter zu Kiew nun öffentliche allgemeine Götter waren, während früher die rußischen Götter von Nowogorod in dem neuen Sitze nur Götter einer Abtheilung der Einwohner von Kiew waren, mochten diese auch die Herrschaft über die Slawen üben.

Welcher Gott aber war der zu Kiew so hochgestellte Wolos? Ein Gott des Viehes, lautet die Antwort, welche die einzige der Ueberlieferung ist. Damit ist aber nicht vollkommen genügt, denn um ein Gott des Viehes zu werden, mußte er eine Eigenschaft haben, der man das Gedeihen der Thiere zuschrieb, da ein bloßes Abstractum des Viehhütens oder eine bloße Personification des Hirtenstandes, wenn man annehmen wollte, es habe eine solche gegeben, keinen Anspruch darauf machen konnte, die hohe Stelle neben dem höchsten Gott Perun einzunehmen, welche ihm die Nachrichten, die wir über ihn haben, ganz entschieden zutheilen. Von männlichen Gottheiten giebt es nur zwei, welchen das Gedeihen der Thiere zugeschrieben werden kann, wenn man nicht den Kreis der Möglichkeiten zu sehr erweitern und von dem, was uns andere Mythologieen in dieser Hinsicht darbieten, zu weit abgehen will. Diese Götter sind der Himmelskönig und der Gott der Sonne. Der Himmelskönig ist der Geber alles Segens und Gedeihens, und ohne die günstige Witterung, die ganz in seiner Hand ist, würde kein Gedeihen der Heerden möglich seyn. Darum kann er denn ein Gott der Thiere werden, ist es aber nicht nothwendig, denn der Gott der Sonne kann auch dieses Amt übernehmen, nicht bloß wegen des mächtigen Einflußes auf alles Gedeihen, sondern auch auf alles Leben, denn der Gott der Sonne ist mächtiger Schützer des Lebens, an deßen Licht Alles geboren wird, in deßen Licht Alles lebt, und ohne deßen Licht kein Leben seyn kann.

Ob nun Wolos den Slawen Himmelskönig oder Sonnengott war, wir können es nicht entscheiden, denn auch die Angabe in Igor's Vertrag (bei Schlözer 4. S. 57) gewährt uns keinen Fingerzeig, der uns irgend auf den rechten Weg führen könnte. In demselben heißt es von den noch nicht getauften Rußen, sie sollen, wenn sie den Vertrag brechen werden, weder von Gott, noch Perun (ni Boga ni ot Peruna) Hülfe haben. (In dem Tractat Swiatoslaw's mit dem griechischen Kaiser wird ebenfalls gesagt: Sollten wir das Vorgesagte nicht halten, so soll ich, und die mit und unter mir sind, den Fluch (daß wir gelb werden wie Gold und durch unsere eigenen Waffen umkommen) von dem Gott haben, an den

wir glauben, von Perun und Wolos dem Vieh-Gott.) Die Handlung aber gieng vor sich, heißt es, auf einem Hügel wo Perun stand, und sie legten ihre Waffen, Schilde und ihr Gold hin, und so viele von den Rußen nicht getauft waren, leisteten hier den Eid, die Christen aber giengen in die Kirche des heiligen Elias zum Schwören. Während es also in dem Tractat vor Igor und in dem nach ihm heißt: Perun und Wolos, heißt es hier Gott und Perun, so daß man annehmen muß, der, welcher diesen Tractat etwa erfunden hat, habe die beiden anderen nicht gekannt, und habe den Trug zu verstecken, sich geflißentlich davon entfernt. Aber es kann auch anders seyn, und wir dürfen auf solche Annahmen nicht allzu viel vertrauen. Wenn Igor mit seinen Rußen auf die Höhe Perun's gieng, um den Vertrag mit den Griechen zu bekräftigen, so konnte daselbst von den eigentlichen Rußen der Eid allerdings nur bei Perun geleistet werden, und die Slawen, deren aber hier gar keine Erwähnung geschieht, hätten bei Wolos zu schwören gehabt, nach dem oben angegebenen Verhältniß. Was aber soll der Gott, der hier nur Gott genannt wird, zu bedeuten haben? Warum steht er vor Perun, der doch sicher der höchste Gott der Rußen war. Eine gewiß ganz unzuläßige Willkür würde es seyn, wenn einer annehmen wollte, der Gott ohne Namen sey dennoch Wolos, denn warum hätte er in diesem Falle die Stelle vor Perun erhalten, vor dem Gott der Rußen? Daran dürfen wir nicht denken, und müßen deßhalb unerklärt laßen, was wir zu erklären außer Stande sind. *)

Wenden wir unsere Betrachtung dem Auszug aus den rußischen Jahrbüchern weiter zu, so finden wir der Gottheiten zu Kiew grade zwölf angegeben, und darunter alle die von Nestor (S. 97. Scherer) angegebenen, der uns sechs von Wladimir eingeführte nennt. Die Zahl

*) Sollte es freilich gelten, diese Angabe um jeden Preis zu erklären, so könnte wohl einer auf den Einfall kommen, anzunehmen, Bog, Gott, bezeichne hier den Gott der Christen, der keinen andern Namen, als den allgemeinen haben konnte und kann. Diese Annahme könnte einer damit rechtfertigen wollen, daß das Verhältniß der Religion zu Kiew sie zulaße, weil ein Theil der Rußen getauft, ein Theil heidnisch gewesen sey. Die heidnischen Waräger fochten die christlichen Waräger nicht an, sondern sie standen im guten Vernehmen mit einander, und die Religion störte ihr gemeinschaftliches Handeln durchaus nicht Da hätten denn die heidnischen Waräger auf dem Perunshügel, indem sie bei Gott und Perun schwuren, für die beiden Religionstheile schwören können, um zu verbürgen, daß alle Rußen oder Waräger den Vertrag halten würden. Hätten alle Waräger zusammen auf dem Hügel geschworen, dann wäre kein Zweifel, daß die einen bei Gott, die anderen bei Perun geschworen hätten.

Zwölf ist in der Mythologie eine verbreitete wichtige Zahl, und kommt so oft vor, daß es kaum angehen würde, sie in Kiew für etwas bloß Zufälliges zu erklären, was der Ueberlieferer, ohne es zu beabsichtigen, veranlaßt habe. Es wäre ein gar zu seltsamer Zufall, daß Nestor sechs Gottheiten als durch Wladimir eingeführt meldet, und daß eine andere Ueberlieferung grade diese Zahl verdoppelt, und die Zahl aufstellt, welche von wesentlicher Bedeutung ist. Wir müßen umgekehrt annehmen, daß die Zahl Zwölf auch in der slawischen Mythologie bedeutend war, und zu Kiew festgehalten ward.

Wenn unter Wladimir, wie die Ueberlieferung angiebt, die Cultusverhältniße zu Kiew geordnet wurden, so daß die bisher ausschließlich rußischen Gottheiten allgemeine Gottheiten wurden, so wird die Angabe von zwölf Gottheiten, die jener Auszug enthält, vollkommen erklärt durch eine Annahme, die durch eine gewiße innere Nothwendigkeit der Sache geboten ist. Die slawischen Gottheiten zu Kiew verdrängte Wladimir nicht, und es giebt auch keinen Grund, der ihn zur Verdrängung derselben hätte bewegen können. Eine geeignetere Ausgleichung aber konnte der Ordner nicht finden, als wenn er in den Kreis der zwölf erforderlichen Gottheiten sechs rußische und sechs slawische aufnahm. Dabei ist noch zu bemerken, daß wir zwar in den Mythologieen einen Zwölfgötterkreis angenommen sehen, daß es aber mit den dazu gehörenden Gottheiten sich keineswegs so verhielt, daß sie von Anfang feststanden oder auch nur überall dem Volke genau bekannt waren. Von den Griechen wißen wir, z. B. daß sie auch einen Zwölfgötterkreis annahmen, aber trotz so vieler Nachrichten über ihre Mythologie ist dennoch durchaus keine Angabe darüber vorhanden, welche Götter denselben gebildet haben. Die germanische Mythologie bietet uns einen Götterkreis von zwölf Asen dar, die sogar zu dreizehn geworden sind, und betrachtet man diesen genauer, so ergiebt sich kein nothwendiger Zusammenhang der darin enthaltenen Gottheiten, sondern die Verbindung derselben ist eine äußerliche, und eine und dieselbe Gottheit erscheint darin unter mehreren Namen. Dieses zeigt, daß zwar die Zahl Zwölf eine wesentliche und feststehende war, daß aber ursprünglich keine durch ihre Wirksamkeit zusammengehörenden zwölf Götter vereinigt waren, sondern daß man früher oder später zwölf Götter zusammenstellte, ohne dabei auf zwölf in einander greifende Wirksamkeiten, die sich nothwendig zu einer Einheit zusammenschließen, Rücksicht nahm. Der Grund der Zwölfzahl war die Zahl der Tagesstunden oder die Zahl der Monate, und für diese gab es nur einen Gott, nämlich den der Sonne, so daß also die heilige Zahl gar nicht ihrer wahren Bedeutung gemäß ausgefüllt werden konnte.

Darum kann man auch durch die Betrachtung, ob die zu Kiew genannten zwölf Gottheiten eine gemeinsame Wirksamkeit gehabt haben,

oder nicht, kein Bedenken gegen die uns dargebotene Zwölfzahl erheben. Eben so wenig läßt sich ein Zweifel erheben durch die Zusammenfügung von sechs russischen und sechs slawischen Gottheiten, weil kein Theil an den Göttern des andern Theiles zweifelte oder wohl gar geringschätzig davon denken konnte, und weil es nur auf die Ausfüllung der Zahl ankam, zu der jede Gottheit hinlänglich würdig war. Sehen wir aber diese Gottheiten genauer an, so werden wir finden, daß auch hier eine und dieselbe Gottheit unter mehreren Formen enthalten ist und daß wir schwerlich mehr als drei oder vier Götter vorfinden. Denn wenn wir neben dem Donnergott Perun den Gott

**Poswisd**, den Manche **Wichor** nennen,

besonders aufgeführt finden, und hören, daß er der Gott des Wirbelwindes, der Luft, des Sturms und des heitern Wetters gewesen sey, so erkennen wir in ihm unter beiden Namen den Wettergott, der kein anderer seyn kann, als der Himmelskönig, der Gott der himmlischen Witterung, denn die Witterung gehört dem Himmel. Sonderbar lautet die Angabe, daß Poswisd auch dem heitern Wetter vorgestanden habe, da dieses Wort stürmisches, trübes Wetter bezeichnet (böhmisch pochwist, trübes Wetter, polnisch pochwist, sausender Wind, von chwist, das schneidende Pfeifen des Windes), und also für ein heiteres Wetter ohne pfeifenden Wind nicht paßt, eben so wenig als der Name Wichor, der auch nur stark erregten Wind bedeutet (böhmisch wicher, Sturm, Wirbelwind, Gewitter, polnisch wicher, Wirbelwind). Sturm, Wirbelwind, Orkan, Gewitter gehören dem Donnergott Perun ebenfalls, und wir haben gewiß in diesem Poswisd oder Wichor denselben Gott unter anderem Namen. (Stransky (de republ. Bohem. Kap. 6) zählt unter den himmlischen Göttern auch auf Pohoda, Mokßla, Pochwist oder Nehoda und erklärt sie Heiterkeit, Regen, Platzregen oder sonstige üble Witterung. Strikowsky sagt: Vormals beteten die Polen Creaturen an, die Sonne, den Mond, die Luft, die sie Pogwizd nannten. Dlugoß sagt nur: Die Witterung galt unter dem Namen Pogoda für einen Gott, gleichsam als Geber guter Luft.) Betrachten wir den

**Daschba** oder **Daschuba**,

so gehen wir wohl grade nicht fehl, wenn wir in ihm einen Gott des Regens erkennen; denn wir finden zur Erklärung des Wortes im Slawischen Wörter, welche den Regen bedeuten (böhmisch děst, děstowy, polnisch deszcz, Regen), und war wirklich derselbe ein Regengott, so war er nichts anderes, als eine besondere Form des Himmelskönigs, was Perun auch ist; denn der vom Himmel stammende Regen ist in

jeder Mythologie in der Macht des Himmelskönigs, und die Anschauung der Sache läßt ein anderes Verhältniß nicht zu.

## Lado

ist die Göttin, welche ihrem Namen nach die Liebliche, Schöne bedeuten könnte (böhmisch ladne oder ladny, artig, schön, polnisch ladny, schön, niedlich)*) und als Göttin der Liebe und Ehe erscheint. Ueberall aber in der Mythologie ist die Göttin der Liebe und der Ehe die Göttin der Erde, die große Lebensmutter, die um ihrer Herrlichkeit Willen auch als Himmelskönigin in anderen Mythologieen erscheint. Es werden ihr zwei Kinder Lel und Polel zugeschrieben, aber der Name zeigt schon, daß damit doch eigentlich dem Wesen nach eins gemeint sey, das sowohl Lel als Polel hieß. Möchte man auch beide Namen als zwei Wesen auffaßen, so liegt es doch in der Sache selbst, daß nichts anderes mit dem Kind oder den Kindern dieser Göttin Erde und Lebensmutter dargestellt seyn kann, als der Segen, den sie während der warmen Jahreszeit hervorbringt, personificirt als ihr Kind. Nun sehen wir auch unter den zwölf Göttern den

---

*) Der Ladoga-see hieß bei den Skandinaviern Alda, Aldesk, wenn uns dieses ganz genau überliefert ist, und die Stadt Alt-Ladoga hieß Aldeigaburg, was bedeutet die Burg oder die Stadt des Altsees. Vergleichen wir andere slawische Wörter, wie labut, Schwan, labe, die Elbe, so finden wir, daß einige Wörter, die mit l anfangen, ganz den gleichbedeutenden Wörtern entsprechen, jedoch so, daß eine Versetzung des Buchstaben l Statt gefunden hat, denn labe ist das versetzte Wort Albe, Elbe, und labut das versetzte Albit, althochdeutsch elbiz. Wenn nun auch im Slawischen der Stamm lad gefunden wird und lieblich, niedlich bedeutet, und man daher Lad- dazu stellen kann, so ist es doch grade keine gesicherte Wortableitung, denn wir finden kein weiteres Hauptwort dieses Stammes, welches entweder Schönheit, oder Liebe bedeutet. Zu Alt Ladoga wohnten gewöhnlich die skandinavischen Schiffer (Karamsin I. Kap. 9), und die sogenannten Waräger, die Gründer des rußischen Reiches, haben nicht allein in Nowogorod ihren Sitz gehabt, sondern waren verbreitet. Könnte also, diese Frage drängt sich auf, der Name Lado oder Lada nicht mit ald verwandt seyn, denn in dem Namen Ladoga scheint Lad versetzt aus dem altnordischen ald-, d. i. alt, weil derselbe sonst nicht Aldoga, Aldeiga genannt werden wäre, denn im Slawischen konnte ladoga nicht Altsee bedeuten. Es giebt nämlich kein Wort lad-, welches die Bedeutung alt hätte. Man darf daher, wenn es auch bedenklich sey, in einer so wenig klaren Sache die Frage aufwerfen, sollte nicht Lado oder Lada ein aus dem Skandinavischen in das Slawische übergegangener Name seyn, der durch die Waräger sich festsetzte. War jener See wirklich der alte See? Zu einem alten See muß es den Gegensatz eines neuen geben, denn sonst ist die Benen-

**Chorscha** oder **Chars**

aufgeführt und können kaum daran zweifeln, daß er der Churcho der Prutenen sey, und dieser ist ebenfalls, wenn uns der Ritus nicht täuscht, kraft deßen sein Bild nach der Erndte zerbrochen ward, das Segenskind der Erde, das jedes Jahr neugeboren wieder abstirbt.

Aber nach Strikowsky und Anderen wäre Lado männlich, und jener meldet, daß das Fest dieses Gottes jährlich vom 25. Mai bis zum 25. Juni in Litthauen und Samogitien gefeiert ward, von den Vätern und Ehemännern mit Zechen in den Wirthshäusern, von den Frauen und Töchtern in den Straßen und auf den Wiesen. Sie faßten sich zum Tanze an den Händen und sangen Lado! Lado! großer Lado! (didiz Lado.) Karamsin (I. Kap. 3) sagt: Dieser Brauch besteht jetzt noch in unseren Dörfern, wo sich die jungen Frauen im Frühlinge versammeln, um sich zu belustigen, und in die Runde zu singen: Lada, großer Lada (Lada didi Lada). In der Moldau und Wallachei hört man noch den Namen Lada bei manchen abergläubischen Gebräuchen, wie Karamsin ebenfalls bemerkt.

---

nung nicht zu begreifen. War es ein See, der dem Alten oder der Alten geheiligt war? Solche Fragen drängen sich auf, aber zur Antwort fehlt es uns an Nachrichten über solche Dinge. Aber die Slawen verehrten die große Lebensmutter als eine Baba, d. i. als eine Alte, die eine göttliche Hebamme oder Geburtsgöttin war, und ob ihres Lebenssegens Zlota Baba, die goldene Alte, die goldene Hebamme hieß. Die nordischen Germanen hätten diese möglicherweise in ihrer Sprache die Alte nennen können, und dann würde ald- slawisch in lad- versetzt die Lebensmutter als Zlota Baba bezeichnen können. Es würde sich dann auch eher einsehen laßen, warum diese Gottheit im Widerspruch mit aller Wahrscheinlichkeit männlich genannt wird, da dem Slawen die Bedeutung des Namens fremd war, und in seiner Sprache sich an kein verständliches Wort anschloß, so daß, als das Heidenthum Aberglauben geworden war, wodurch die heidnischen Namen dem Volke zu alleinigem Gebrauch anheim fielen, dieses den Namen bei dem für fortgeerbten Festbrauch ausrief, ohne von ihm etwas weiter zu wißen, als daß er mit dem Feste verbunden sey. Im Laufe von Jahrhunderten kann unter solchen Umständen eine weibliche Gottheit fälschlich als eine männliche und umgekehrt gelten, denn bei dem fremden Worte kann das Sprachgefühl und Sprachverständniß, welchen besonders die Kraft inwohnt, das Richtige zu erhalten, das Volk nicht in der Bewahrung des Richtigen unterstützen. Dergleichen Betrachtungen verdienen freilich nicht einmal, wenn man es genau nimmt, den Namen der Betrachtungen, sondern den der Träumereien, aber kaum irgend etwas, was man über solche vereinzelte Namen sagen mag, ist eben mehr als Träumerei.

Aber der Lado ist uns doch nur durch spätere Berichterstatter bekannt, und diese berufen sich auf vereinzelte Anrufungen in ganz späten Zeiten. Diesen aber kann, wie viel man ihnen auch immerhin zutrauen möge, nicht eine unbezweifelbare Zuverläßigkeit beigelegt werden, weil bei dem gänzlichen Erlöschen des Cultus und seiner Verdrängung durch einen andern, die mythologischen Dinge ihren Zusammenhang verlieren, und mit dem Verluste desselben ihre Sicherheit. Aeußerlich bleiben Gebräuche und damit zusammenhängende Namen bei dem Volke bestehen; aber es schleichen sich auch kleine Mißverständniße ein, welche bei einem noch so treuen Festhalten des Volks an dem Brauche selbst, nicht zu vermeiden sind, weil der Brauch selbst dem Volke stets das Wesentlichste ist, und weil es die Bedeutung mancher Benennungen nicht mehr kennt.

Ein männlicher Gott, welchem die Frauen dienen, nicht aber die Männer, welchem sie die Blüthezeit des Jahres feiern, und der zugleich ein Gott der Ehen ist, mit zwei Söhnen versehen, ist und bleibt ein bedenklicher Gott. Die Frauen sehen wir überall in der Mythologie nur die große Lebensmutter und ihr Segenskind durch einen nur von Frauen geübten Cult feiern. In Griechenland und Rom und wo es sonst sey, finden wir keinen Gott der Art, wie diesen angeblichen Lado, und es ist darum nicht glaublich, daß wir bei den Slawen einen solchen unbegreiflichen Gott im Lado antreffen. Von einer bloßen Personification, wie bei den Griechen und Römern der Ehegott Hymenäus ist, kann gar keine Rede sein; denn einer solchen kann kein ganzer Monat festlich begangen werden, da gar kein Grund vorhanden ist, derartige Personificationen in solcher Weise zu erheben. Aber Lado als Name der großen Lebensmutter läßt uns Alles, was an denselben geknüpft ist, begreifen, und die Mythologie der anderen Völker stimmt mit solchen Verhältnißen und solchem Walten der Lebensmutter vollkommen überein.

Da wir nun in Kupalo und Koleda Formen des Sonnengottes haben, so bieten sich uns bis jetzt drei oder vier Gottheiten unter verschiedenen Namen und Formen dar, nämlich:

1) der Himmelskönig (Perun, Poswisd, Wichor, Daschba);

2) und 3) die Erde und ihr Kind (Lado, Lel, Polel, Cherscha);

4) die Sonne (Kupalo? Koleda? Wolos? oder gehört er zu Perun u. s. w.?)

Es bleiben noch einige Namen übrig, vier an der Zahl, welche nicht so leicht zu erklären scheinen. Simargl, Semargla werden uns als zwei Formen dargeboten, wovon die letztere die richtige zu seyn scheint, denn vergleichen wir diesen Namen mit dem Namen Trigla, wie wir auch statt Triglaw überliefert finden, so können wir annehmen, daß Semargla für Semarglaw geschrieben sey, wie ja auch einige dieser Namen ha statt

bah, boh einen Dialekt von bog haben. Semarglaw kann aber bedeuten, der siebenfach-hauptige Gott, und einen Gott mit sieben Häuptern bietet uns ja die slawische Mythologie. Striba, d. i. Stri-ba (bah, boh, bog) stimmt zu dem Trziboq, d. i. dem dreifachen Gott, denn die Form Trz. konnte von dem, der dieses Wort hörte, und einen slawischen Dialekt redete, in welchem sie sich nicht fand, Str. geschrieben werden. (Das polnische trz erscheint böhmisch auch als str z. B. polnisch trzewo, böhmisch strewo, Darm, polnisch trzeźwy, böhmisch stržwy, nüchtern; polnisch trzewik, böhmisch strewic, Schuh; polnisch trznadl, böhmisch strnad, Goldamsel.) Nestor sprach und schrieb rußisch, und jene Form ist nicht rußisch, sondern gehört jetzt noch dem polnischen Dialekt an. Demnach ließen sich Semargla und Striba als Sonnengottheiten deuten, jener als siebenköpfiger, dieser als dreiköpfiger Gott. Man hat die Winde die Enkel Striboq's genannt, was aber nicht mehr bedeuten kann, als daß sie von ihm herstammen sollen, und dieses würde dem nicht widersprechen, daß Striboq ein Gott der Sonne wäre, denn die Sonne hat einen mächtigen Einfluß auf die Winde, zumal der Aufgang und der Untergang derselben. Makosch oder Mokosch könnte wohl auf den Stamm mok- zurückgeführt werden, welcher Feuchtigkeit oder Näße bedeutet, aber diese Deutung dürfte doch mißlich seyn, und Mokosch beßer unerklärt bleiben, es müßte denn seyn, daß man Stransky (a. a. O.) trauen könnte, daß Mokßla, welches er durch Regen erklärt, wirklich in der Verehrung der Götter irgend eine Stelle gefunden habe, wo denn der Regen sich unter den beiden Namen Daschba und Mokosch finden würde. Osljad oder Usljad ist zu zerlegen in O-sljad, dieses aber mit einiger Wahrscheinlichkeit zu erklären, fehlt jede Spur, und der Versuch der Deutung würde daher ein vergeblicher seyn. So viel aber dürfen wir annehmen, daß dieser Name nicht eine sehr wesentliche Gottheit von ganz anderer Art, als die obigen bezeichne, da die Ueberlieferung es nicht werth gehalten hat, uns irgend etwas darüber anzugeben.

Schließlich muß ich jedoch, um nicht mißverstanden zu werden, bemerken, daß ich unter rußischen Gottheiten, wie ich oben die von Wladimir in Kiew aufgestellten genannt habe, nicht etwa Götter verstehe, welche die Waräger aus ihrer Heimath mitgebracht haben. Denn ob sie deren wirklich in Nowogorod einführten, wißen wir nicht, von denen aber, die Nestor von Wladimir zu Kiew aufgestellt nennt, können wir nicht behaupten wollen, daß sie sich als nordische Götter kund geben. Ich habe sie nur darum rußische genannt, weil ein Waräger sie einführte, und Waräger sie verehrten, während die Slawen zu Kiew sie nicht hatten, denn sonst wäre ihre Einführung nicht nöthig gewesen. Für die Waräger in Nowogorod konnten die Gottheiten, die sie im Lande fanden, genügen, denn sie hatten, wenn auch nicht genau, die nämlichen Formen,

so doch dem Wesen nach die nämlichen Götter in ihrer Heimath, so daß sie in Perun ihren Thor u. s. w. erblicken konnten.

## Chworz.

Stransky (a. a. O.) zählt unter den himmlischen Göttern den Chworz auf und erklärt ihn durch den griechischen Sturmriesen Typhon. Stransky, Strikowsky, Dlugoß sind in ihren Erklärungen sehr unzuverläßig und zeigen in diesen Dingen oberflächliche Eilfertigkeit. Beide letztere nennen den Chworz nicht, aber so viel müßen wir zugeben, daß Stransky diesen Namen vorfand, und daß ihn, wie irrig auch seine Erklärung sey, irgend etwas zu derselben veranlaßte. Nehmen wir an, daß Chworz ein Sturmerreger oder der Sturm selbst war, dann könnte dies hinreichen, um den Typhon mit ihm zu vergleichen, und es wäre nicht unmöglich, daß jener Name den Sturm nach seinem Tone bezeichnet hätte, denn polnisch heißt chwarszczyi, knirschen, knarren, raßeln. Er könnte dann ein Gegenstück zu Pochwist seyn, der auch den Sturm bezeichnet. Galt er wirklich als himmlischer Gott, so würde er in diesem Falle den Himmelskönig als Gott des Sturmes bedeutet haben. Daß aber eine mögliche Erklärung eine sehr wahrscheinliche oder gar eine wahre sey, wird Niemand behaupten wollen.

## Ladon, Ljada, Lacton.

Stransky (a. a. O.) nennt Ladon unter den himmlischen Göttern und erklärt diese Gottheit durch Mars. Dlugoß sagt von den Polen, den Mars nannten sie Ljada, von ihm erbaten sie Sieg und Muth. Strikowsky aber sagt von den Polen, daß sie den Pluto Lacto oder Lacton nannten. Daß in Lacto eine verderbte Form für Lado, d. h. daß das Wort verschrieben sey, kann nicht bezweifelt werden. Wer war denn dieser Mars, der auch Pluto seyn sollte? Ueberlieferer der mythologischen Dinge, welche aus der Göttin Nija zu Gnesen einen Pluto machen, nehmen es mit dem Geschlechte nicht sehr genau, und man darf ihnen zutrauen, daß sie die Lada zu einem Pluto machten, denn diese ist ja nur ein anderer Name, nicht eine andere Göttin als Nija. Die Lebensmutter ist, da ihr das Todtenreich in der Erde gehört, immer Todtenkönigin. Als Mars konnte Lada, Ljada von solchen Berichterstattern genannt werden, wenn man von ihr Sieg und Muth im Kampf erbat, und daß dies geschehen sey, läßt sich aus einer wirklichen Thatsache schließen. Ditmar von Merseburg meldet uns von einer Slawenfahne, worauf sich das Bild ihrer Göttin befand, und deren Beschimpfung sie aufs äußerste beleidigte. Diese Göttin kann keine andere als die Lebensmutter seyn, und wenn sie unter dem Bilde derselben fechten, so erwarten sie natürlich ihre Gunst im Kampf, und erbitten

sich auch dieselbe. Ein solches Verhältniß reicht für einen, dem es auf das Geschlecht nicht ankommt, hin, um einen Mars zu finden. Vielleicht mag es zweifelhaft scheinen, daß jene Angaben so zu erklären seyen, wie ich es gethan habe, aber für mich ist kein Zweifel, daß die Sache sich so verhalte.

## Zelun.

Auch den Namen Zelun bietet Stransky als den eines himmlischen Gottes dar und erklärte ihn als Mercurius. Strikowsky und Dlugoß nennen ihn nicht, aber in der Erzählung der czechischen Fabelgeschichte wird neben der Göttin Dyrcee der Gott Zelu genannt, als welche beide sich von Wlasta abwenden würden, wodurch derselben das Kriegsglück sich in Niederlage verwandeln werde. Unter einem Mercurius konnte Stransky nur einen Götterboten oder einen Gott des Handels verstehen, und wenn derselbe auf Sieg oder Niederlage eine Einwirkung haben sollte, so kann er nicht wohl ein Gott des Handels gewesen seyn. Die Wahrscheinlichkeit führt uns also, natürlich wenn man Stransky's Angabe irgend einer Beachtung werth hält, zum Götterboten oder einem diesem einigermaßen ähnelnden Gott. Nehmen wir dieses auch an, so gewinnen wir damit freilich keinen Grund, auf welchem wir mit irgend einer Sicherheit das wahre Wesen des Zelu zu bestimmen im Stande wären. Ist er, um von der Bedeutung des Namens zu sprechen, ein Gott der Todten (želeti, betrauern, beklagen), und soll dem Mercurius, als dem Geleiter der Todten in die Unterwelt, gleichen? Das ist wenig wahrscheinlich.

# IV.

# Die Erdgöttin

oder

# große Lebensmutter.

# Die Erdgöttin oder große Lebensmutter.

In der Mythologie der alten Völker erblicken wir die Göttin Erde als die Allmutter, die Quelle alles Lebens und aller Nahrung in einer sehr hohen Bedeutung. Auch bei den Slawen stand diese Gottheit in hoher Ehre und war von besonderer Wichtigkeit, wie aus den leider gar dürftigen Nachrichten hervorgeht. Wir dürfen sie, obgleich sie nicht bei jedem slawischen Volk und Völkchen genannt wird, doch als eine gemeinsame Göttin des ganzen Volkes betrachten, können aber den einzelnen Namen keine bestimmten Grenzen ziehen, und den Umfang ihres Wesens bei den einzelnen Völkerschaften nicht nachweisen. Als

## Zemyne,

eigentliche Erdgöttin, haben wir sie oben bei den Litthauern gesehen und haben gefunden, daß sie eine Blüthenbringerin war. Bei den Wenden oder den Slawen in Deutschland, den Czechen und Polen finden wir sie unter mehreren Namen, und haben wenigstens so viel Kunde von ihr, daß wir sie als Lebens- und Todtengöttin erkennen, und sie mit dem neuen Leben des Frühlings und dem Abgestorbenseyn des Winters in Verbindung gesetzt sehen. Zuvörderst wollen wir ein falsches Vorgeben über die Lebensmutter betrachten. Die Stadt Zeiz in Meißen soll ihren Namen von der slawischen Göttin Ziza (Cisa, Ciza) haben, aus der man eine Zizengöttin machte, welche viele Brüste gehabt und eine Kindernährerin gewesen. (Frencel, 162 flgg.) Aber Niemand ist im Stande gewesen, irgend einen, selbst nur geringen Beweis beizubringen, daß es wirklich eine solche Göttin gegeben habe. Gerade der Name der Stadt Zeiz ist der einzige Grund, worauf man fußt, weil man überzeugt war, er bedeute die Zize, und meinte, die Benennung könne nur von wichtigen Zizen entlehnt seyn, die einer Gottheit gehört haben müßten. Man machte auf diesem bedenklichen Wege nebenbei einen kleinen Abstecher nach Augsburg zum Zizen- oder Cisenberg und meinte, die dortige apokryphe Cisara sey eine Zizengöttin und die nämliche, welche Zeiz den Namen gegeben haben müße. *) Wo gar nichts vorliegt, was irgend

---

*) Nachdem mir dieses Gespenst in der germanischen Mythologie schon als eine eitele Fratze erschienen war, hat nun Herr Joseph Bachladner nachgewiesen, daß Augsburg Ciesburc = Ziesburc hieß, statt Ziwesburc wie Zis-tac (Dienstag) statt Ziwestac, also die Stadt des Zio war ein Martisburgum. Siehe Haupt, Zeitschrift 8. S. 587. So wäre denn wenigstens diese alberne Fratze der Träumerei für die Zukunft entzogen.

eine Beachtung verdient, bedarf es keiner weitern Erörterung; denn diese Deutung des Namens ist nicht, als von den Slawen ausgegangen oder von ihnen angenommen, nachzuweisen.

Als eine Göttin des Lebens wird sie uns

## Zlota Baba

genannt, d. i. die Goldene Hebamme, oder eigentlich die Goldene Alte. (Slawisch baba, litthauisch boba, altes Weib, Großmutter, bobmudere, Hebamme.) Schon der Beiname „Golden" zeigt, wie herrlich die Göttin als Lebengeberin erschien. Vielleicht benannte man nach ihr manche Dinge, wie z. B. so vieles bei den Christen nach Maria, unserer lieben Frau, benannt ist; denn wir finden das Wort baba in mehreren Anwendungen, die dahin zu deuten scheinen. Die Sorben gaben dem Feldkümmel den Namen babe duschka, d. i. Seelchen der Alten. Ein kräuterreicher Berg in Pola an der Sola über der Stadt Zywiec, d. i. Lebensstadt, heißt baba, und in Polen nannte man eine Stadt babimost, d. i. Brücke der Alten. Der Name baba, die Alte, bezeichnet darum die Hebamme, weil ältere Frauen solche waren; so heißt litthauisch senas, alt, senasis, die Alte, senóji, die Hebamme.

Einander gegenüber stehen, als Gegensatz von Leben und Wintertod,

## Ziewonia und Marzana.

Der Name Ziewonia, Dziewanna u. s. w., denn die Berichterstatter stimmen nicht genau in der Form des Namens überein, da es deßen auch mehrere Formen gab, bedeutet die Lebensgöttin (polnisch żywić, lettisch dsiwoht, leben, litthauisch gywoti, am Leben seyn, preußisch gywei, das Leben, lettisch dsihwe, daßelbe. Marzana bedeutet die Wintergöttin (polnisch marznać, gefrieren, mroz, Frost, kalter Schauer, mrozny, frostig) und steht somit der Ziewonia ganz richtig entgegen. Slawische Geschichtschreiber haben aus ihren Reminiscenzen der römischen Mythologie aus Beiden die Diana und Venus oder Ceres machen wollen. Strausky (a. a. O. Kap. 6) sagt: Marzana sey Venus, Ziwina die Diana, ebenso Guagnini; aber Dlugoß in der polnischen Geschichte (Frencel 88) nennt Ceres und Diana, und sagt von Marzana, daß sie in hohen Ehren stand. Bei Ziewonia, Dziewanna, fanden diese Ausleger eine Handhabe in der Sprache, um sie zu einer Diana zu machen, da ihnen die slawische Sprache dziwy, wild, dziwina, das Wild, darbot, und Diana eine Göttin des Wildes und der Jagd war. Dies reichte hin, um die slawische Göttin mit einer römischen zu vergleichen. Daß die Vergleichung dem wahren Wesen der Diana oder der griechischen Artemis nach richtig sey, da diese ebenfalls eine Form der Lebensmutter war, war für jene Schriftsteller nicht die Veranlaßung ihres Verfahrens, die in Diana nur eine

Göttin der Jagd, des Wildes im Auge hatten. Von einer oberlausitzischen Dziwitza hat Liebusch folgende Sage: Sie war eine schöne junge Knenje oder Edelfrau, die mit der zylba (einem Geschoße) bewaffnet in den Wäldern umherstreift; die schönsten Jagdhunde begleiteten sie und schreckten Wild und Menschen auf, die sich zur Mittagsstunde im dichten Walde fanden. Noch jetzt redet man einen, der über Mittag allein im Tannenwalde bleibt, scherzend an: Fürchtest du dich nicht, daß Dziwitza zu dir kommen wird? sie jagt aber auch in mondhellen Nächten. (Grimm 886.) Diese Jägerin, welche aus der Lebensmutter herstammt und hierher gehört, hat den Namen vom Wilde, wie es scheint. Statt Ziewonia finden wir auch den Namen

## Siwa,

der nur als ein von jenem Namen verschiedener Dialekt zu betrachten, indem hier das S die Stelle von Z oder Dz vertritt (wie z. B. preußisch und lettisch semme, litthauisch z'eme, polnisch ziemia — preußisch signat, litthauisch z'egnoti, polnisch z'egnać u. a. m.). Helmold (I. 53) nennt sie eine Göttin der Polaber oder Ratzeburger, Brottuff aber in der Merseburger Chronik giebt sie für eine Göttin der Nordalbinger aus. In Botho's Sassenchronik (S. 339. Leibnitz) ist sie beschrieben als eine Göttin, welche die Hände auf dem Rücken hatte, und in der einen Hand einen goldenen Apfel hielt, in der andern eine Weintraube mit einem grünen Blatte, die Haare aber hiengen ihr bis zu den Waden herab. Das über dieser Nachricht daselbst stehende Bild hat ein bekränztes Haupt und die Haltung der Hände entspricht der Beschreibung sehr schlecht. Bei dem Verdachte, welcher gegen die Bilder der genannten Chronik nicht nur im Allgemeinen, sondern auch in allen Einzelheiten stattfinden muß, fragt es sich, ob dieses Bild sich so unsinnig ergiebt, daß die gänzliche Falschheit daraus erhelle. Die Traube in der Hand einer slawischen Göttin ist eine sehr verdächtige Frucht, und läßt sich im Lande der Polaber oder bei den Ratzeburgern nicht rechtfertigen. Der Apfel kann an und für sich keinen Verdacht erregen, und ebenso wenig in mythologischer Hinsicht; denn er kann die Gaben der Göttin bezeichnen oder ein Sinnbild des Lebens seyn, wie er es auch bei Idhunn, der Göttin in der germanischen Mythologie, ist. Das bedeutend lange wallende Haar entbehrt auch nicht einer paßenden Erklärung, welche die germanische Mythologie darbietet. Sif hat ein herrliches goldenes Haar, welches ihr die kunstreichen Zwerge verfertigt haben, als ihr der arge Unterweltsgott Loki das eigene Haar geraubt hatte, und es wieder zu ersetzen gezwungen ward. Dasselbe bezeichnet die blühende grünende Natur, welche in der warmen Jahreszeit die Erde schmückt, und ihre Kahlheit während des Winters, womit sie der Todtengott heimgesucht hat, wieder verhüllt. Siwa ist dem Wesen nach die nämliche Göttin wie Sif,

wiewohl ihre Namen sie sehr verschieden bezeichnen, und so könnte bei ihr ein bedeutend reiches Haar den nämlichen Gedanken enthalten. Die Haltung der Hände könnte freilich als eine wunderliche Laune erscheinen, aber auch diese möchte sich wohl auf eine leibliche Weise erklären laßen, wenn man sich mit dem Möglichen begnügen wollte. Es könnte nämlich die Göttin bezeichnet sein, als eine, die im Frühling in neuer Schönheit und neuem Leben blühend auftritt und die Herbstgaben im Rücken hat, d. h. daß die Herbstgaben erst hinter der Blüthe drein kommen. Aber da es unmöglich ist, auf die Angabe von der bildlichen Darstellung dieser Göttin zu trauen, so begnüge ich mich mit diesem Versuch einer Erklärung der Darstellung und überlaße es der Glaubenstüchtigkeit eines Jeden, das Bild als ächt anzunehmen oder es zu verwerfen. Ein Hain der Siwa soll auf der Höhe gewesen seyn, wo Heinrich der Löwe 1172 die Kathedrale gründete, und die man späterhin den Palmenberg nannte. Wir wißen also von der Siwa nichts weiter, als daß die Slawen in Deutschland zum Theile die Lebensmutter unter diesem Namen verehrten. (Die Angabe der sächsischen Chronik über die Venus zu Magdeburg (S. 287), aus classischen Reminiscenzen zur Erklärung des Namens Magdeburg zusammengeboßelt, ist zu übergehen.)

Kehren wir zu dem Gegensatze zurück, welcher sich in Ziewonia und Marzana zeigt, so finden wir in den sehr ungenauen Ueberlieferungen wenigstens einen Gebrauch, welcher die Sache, um die es sich handelt, auf eine lebendige Weise im Bilde darstellt, und mithin als ein schätzbares Ueberbleibsel aus der Zerstörung der slawischen Mythologie zu betrachten ist. Es knüpft sich nämlich der Gebrauch des Todaustragens an Marzana die Wintergöttin.

Die Zeit dieses Gebrauches stand nicht so fest, daß nicht hier der Sonntag Lätare, *) dort der Sonntag Judica dazu gewählt gewesen wäre. (Michael Frencel verwechselt Lätare und den schwarzen — oder todten — Sonntag, denn der letztere ist Judica.) In Böhmen übte man ihn an Judica, wenigstens zu Prag bis zum Jahr 1741. Wir sehen, daß die Berichterstatter diesen ächt mythologischen Brauch, um sich ihn zu erklären, an die Abschaffung des Heidenthums im März des

*) Anton bemerkt auf der letzten Seite seines Versuchs über die Slawen: „Ob vielleicht diese Sitte des Todaustreibens von den lateinischen Slawen darum auf den Sonntag Lätare verlegt ward, weil derselbe Name so viel Aehnliches mit dem Worte Lieto hat? Wäre dieses, so würde es sich von selbst erklären, warum die griechischen Slawen, als die Rußen, ihr Todtenfest nicht zu dieser Zeit feiern, sondern auf den nunmehrigen Anfang des Jahres verlegt haben.“ Diese Bemerkung ist in sofern grade nicht übel, als Wahrnehmungen im Gebiete der Mythologie solchen Einfluß von Namenübereinstimmungen bestätigen, aber sie

Jahres 965 durch König Mieslaw knüpften, aber mit Unrecht; denn wenn auch König Mieslaw, was zu bezweifeln gar kein Grund vorhanden ist, in jenem Jahre das Heidenthum abschaffte, so ist die Wahl des Tages doch wahrscheinlich von denen getroffen worden, welche sich den gebliebenen heidnischen Brauch durch jene Abschaffung erklären wollten. Diese bedachten nicht, daß man sehr vorsichtig seyn müße in Allem, was man den Heiden in Beziehung auf das ihnen aufgezwungene Christenthum von freundlicher Gesinnung gegen dieses, und von unfreundlicher Gesinnung gegen jenes nachsagt. Die Slawen fügten sich der neuen Religion nur sehr ungern, und die sogenannten Bekehrungen, denen öfters Rückfälle folgten, welche die guten Christen sehr unästhetisch zu bezeichnen pflegten, griffen nicht so durch, daß nicht das Heidenthum theils als Aberglauben lange fortbestand, theils sogar insgeheim geübt ward. Kein einziges Beispiel läßt sich nachweisen, welches dafür zeugte, daß jemals eine dieser Völkerschaften einen Brauch angenommen und geübt hätte, um das frühere Heidenthum zu verspotten und zu höhnen, und es kann jene angeblich geschichtliche Thatsache nur als aus einer falschen Verbindung der Abschaffung des Heidenthums mit einem fortdauernden heidnischen Brauche, deßen Bedeutung man verkannte, hervorgegangen seyn. Uebrigens war es nicht überall das weibliche Geschlecht, welches die Austragung der Marzana besorgte. In Schlesien zogen am Sonntag Lätare die Knaben mit einem aus Stroh gefertigten Weibe hinaus, stimmten einen gewißen Gesang an und warfen die Puppe von der Brücke in das Waßer. (Frencel S. 88.)

Zacharias Schneider schreibt in der Leipziger Chronik (Buch 4. S. 143. Frencel 224): Die Slawen (in Meißen) haben nach ihrer Bekehrung (richtig bemerkt Frencel, auch vor derselben) am vierten Sonntag in der Fasten der Marzanae und Zievoniae Bildnüsse an Stangen gesteckt, mit traurigem Gesang und kläglicher Stimme, in einer Proceßion herumgetragen, und letzlich in ein Waßer geworfen. Die Schandbälge und öffentliche Huren pflegten alle Jahr zu Leipzig am Mitfasten ein ströhern Bild, in Gestalt des Todes, auf eine lange Stange zu binden, daßelbe vor den Thoren, durch alle Gaßen mit Gesang herum zu tragen, den jungen Eheweibern vorzustellen, und endlichen mit Ungestüm in die

---

ist dennoch nicht annehmbar. Das Todaustreiben hat nur das Wiederaufleben der Natur zum Gegenstand, und es kann daßelbe, wenn auf die Sonne, von welcher die Wiederbelebung ausgeht, gesehen wird, auch der Wintersonnenwende zugetheilt werden, wo die Sonne gleichsam neu gebohren wird. Es ist aber Todaustreibung und Todtenfest nicht das Nämliche, denn Letzteres ist vielmehr eine Feier und Versöhnung der Verstorbenen, ersteres ein sinnbildlicher Gebrauch, welcher den beginnenden Sieg der Natur über die winterliche Verödung darstellt.

Parda zu werffen, vorgebende, es würden dadurch die jungen Weiber fruchtbar gemacht, die Stadt gereiniget, und von den Einwohnern, im selbigen Jahr, die Pest und andere anfällige Krankheiten abgewendet.

Johannes Tröster schreibt im Polnischen Adler-Nest (3. 1. S. 200. Frencel 225): Unter dem Miesco und auf seinen Befehl ist der Brauch aufkommen, daß in Polen, Schlesien und Siebenbürgen, an dem vierten Fasten-Sonntag, Lätare genannt, die Kinder einen Götzen auf einer Stangen umhertragen, mit Koth bewerfen und endlich in ein Waßer werfen. Denn an diesem Sonntag, welcher damals auf den 7. (Andere 17.) Martii einfiel, hat Miecislaus alle die heydnische Götzen abreißen laßen, dieselbe den Kindern gegeben, welche solch Spiel mit ihnen getrieben, und endlich in die Kothlaken und Wasser versencket haben. Ja alles Volk, edel und unedel, hat an diesem Tage, bei Leib und Lebens-Straff mit Koth und Steinen auf ihre Götter werffen, und sich darauf tauffen müßen laßen. Daher ist auch noch in Siebenbürgen der Brauch, daß die Kinder an diesem Sonntage Laetare (so daher der Todten Sonntag geheißen wird, weil an dem Sonntag der Seelen Todt oder Götzendienst unter traurigen Todten-Liedern, so spöttlich ausgetragen wurden) solchen gemachten Götzen mit obberührten Ceremonien austragen.

Besonders zu beachten ist als ein wesentlicher Zug, der auf den alten Glauben zurückweist und später durchaus nicht als Zusatz erfunden werden konnte, die Angabe, daß zu Leipzig die feilen Dirnen das Bild des Todes austrugen, es den jungen Weibern zeigten, um ihre Fruchtbarkeit zu befördern, und daß dieses Austragen das Volk reinigte und Tod und Verderben abwandte. Die feilen Dirnen sind auch anderwärts angesehen als Dienerinnen der Lebensmütter, die selbst eine unkeusche ist und das Werk der Fortpflanzung fördert. Ihnen gebührt es daher, den Tod und die Verödung fortzutragen, und wenn sie den Tod den jungen Weibern zeigen, so zeigen sie ihnen damit nur, daß die Zeit der winterlichen Verödung, des Todes vorüber sey und abgethan werde, so daß der Fruchtbarkeit und dem neuen Leben kein Hinderniß mehr im Wege stehe. Mit dem Wegschaffen des Todes kehrt die Reinheit zurück, denn das Leben ist Reinheit, der Tod aber ist die Unreinheit. Wurden wirklich beide Bilder, das der Marzanna und der Zievonia (Dziewanna) in das Waßer geworfen, so war der alte Brauch ausgeartet, und man verstand denselben nicht mehr. Denn grade Dziewanna stand der Marzanna entgegen, und wann die letztere als Winter in das Waßer geworfen ward, begann die segensreiche Wirkung der ersteren zur Freude und zum Glücke der Menschen. Da aber in der christlichen Zeit allerdings im Volke der Brauch nur noch als ein mit nichts Weiterem zusammenhängender bestehen konnte, so ist jenes Verfahren wohl möglich gewesen. Wie so ganz und gar die Erinnerung an das wahre Sachverhältniß

entschwunden war, zeigt auch die Uebertragung des Brauchs auf Swantowit, welche man wahrlich als eine Tollheit bezeichnen könnte, die aber auch nur in der Abschaffung des Heidenthums den Grund suchte.

Faustin (in den Anmerkungen zu Hageck II. S. 97) erzählt: Als die Heidenherzoge auf Wissehrod (in Böhmen) ihren Sitz hatten, errichteten sie auf der sogenannten grünen Wiese eine Säule, auf welche sie ihren vorzüglichsten Gott, den Swantowit stellten, und ihm die göttliche Verehrung erwiesen. Der untere Theil dieser Säule scheint noch da zu seyn, die nämlich, welche den Bogen des Musikchors (in der Capelle Sancta Maria im Grünen) tragen hilft. Das Bild ward bei Einführung des Christenthums herabgeworfen und in das nahe dabei fließende Flüßchen Botiz gestürzt. Zum Andenken an diese Begebenheit fand viele Jahre lang der Brauch am Ostersonntage Statt, daß Knaben und Mädchen ein Götzenbild in einem Brettergehäuse herumtrugen, und es dann in jenen Fluß warfen. Dies gieng dann in eine Wallfahrt über, die an jenem Sonntage mit großem Zusammenströmen des Volkes gehalten wurde, um Gott für die Bekehrung zum Christenthume zu danken.

In dem alten Rom bietet sich ein ähnlicher, wenn auch nicht vollkommen gleicher Gebrauch dar. Am Feste des Mars, dem das Neujahr, welches am ersten März stattfand, wurden die Ancilien, die Schilde des Gottes, zwölf an der Zahl, als Sinnbilder der zwölf Monate, die Numa angeordnet hatte, in tanzender Festprocession von den Priestern des Gottes, den Saliern, einhergetragen, und einer, der den Veturius Mamurius vorstellte, welcher die alte Zeit bezeichnen sollte, ward mit Schlägen fortgejagt. So stellte man also das Vertreiben der alten Zeit durch den neuen Frühling, der ein neues Jahr begann, dar.

Guagnini (=Strikowsky) nennt die Marzana eine Venus, Dlugoß dagegen eine Ceres, welche hoch geehrt worden sey, und nennt die Landleute als ihre besonderen Verehrer, die Getraide zu ihrem Opfer dargebracht hätten. (Stransky Kap. 6 erklärt Marzena, Ziwiena durch Diana, Ceres, in nachläßigem Bericht sie mit einander verwechselnd.) Da Guagnini die Marzana eine Venus genannt hatte, so gab er der Nia den Namen Ceres, und sagt, daß ihr Tempel zu Gnesen sehr gefeiert worden sey. Diese Angaben widersprechen sich, doch ist wenig darauf zu geben; denn sie enthalten nichts weiter, als die Auffaßungen und Auslegungen der genannten Schriftsteller, die obendrein mit jeder dieser Auslegungen, dem wahren Wesen der Göttin nach, Recht haben, weil die Marzana die große Lebensmutter war, eben so wie Venus und Ceres, aber freilich nur in der Form als Todtengöttin des Winters.

In Böhmen tragen Kinder einen den Tod vorstellenden Strohmann an das Ende des Dorfs und verbrennen ihn, indem sie singen: Schon

tragen wir den Tod aus dem Dorfe, den neuen Sommer in das Dorf; willkommen lieblicher Sommer, grünes Getraide; oder an anderen Orten: Der Tod schwimmt auf dem Waßer, der neue Sommer fährt zu uns; oder den Tod haben wir euch fortgetragen, den neuen Sommer gebracht. In Mähren lautet es: Wir tragen, tragen Marena. Noch andere Slawen singen: Wir wollen austragen, austragen Mamurienda, wir haben Muriena aus dem Dorfe getragen, wir haben hereingetragen den neuen Mai in das Dorf.

Zu Bielsk in Podlachien wird auf Todtensonntag ein aus Hanf oder Stroh gemachtes Bild durch die Stadt getragen und in einen nahen Sumpf oder Weiher geworfen, und dazu mit klagender Stimme gesungen: Der Tod weht am Zaun, den Strudel suchend. Dann laufen sie schnell nach Haus, wer aber fällt, muß im Laufe des Jahres sterben. Die Sorben in der Oberlausitz machen ein Bild aus Stroh und Lappen. Die, welche die letzte Leiche gehabt hat, muß das Hemd, die letzte Braut den Schleier und die übrigen Lappen dazu hergeben. Dieses Bild wird auf eine hohe Stange gesteckt, und die größte, stärkste Dirne trägt es in vollem Laufe fort, wobei Alle singen: Fliege hoch, fliege hoch, drehe dich um, falle nieder, falle nieder! Alle werfen mit Steinen und Stecken nach ihm, wer den Tod trifft, stirbt nicht im Laufe des Jahres. Vor dem Dorfe wird es in das Waßer geworfen, zuweilen auch an die Gränze des nächsten Dorfes gebracht und hinüber geworfen. Jeder bricht sich einen grünen Zweig, den er fröhlich trägt, aber bei der Zurückkunft ans Dorf wegwirft. Die Jugend des andern Dorfs aber läuft ihnen zuweilen nach, und wirft ihnen den Tod wieder zu, so daß es zuweilen zu Hader kommt. An anderen lausitzischen Orten sind bloß Frauen mit dem Todaustreiben beschäftigt, und leiden keine Männer dabei. Alle gehen an diesem Tag in Trauerschleiern, machen eine Puppe aus Stroh, ziehen ihr ein weißes Hemd an und geben ihr in die eine Hand einen Besen, in die andere eine Sense. Dann tragen sie singend dieselbe von steinwerfenden Buben verfolgt zur Gränze des nächsten Orts und zerreißen sie. Dann hauen sie im Wald einen schönen Baum, hängen das Hemd daran und tragen ihn singend heim. Solch ein geschmückter Baum wird auch sonst von Knaben, nachdem sie den Tod fortgeschafft haben, im Dorfe herumgetragen und dabei Gaben gesammelt. Anderwärts sammeln sie, die Puppe herumtragend. Hin und wieder laßen sie dieselbe den Leuten in das Fenster gucken, und wenn man sich nicht mit Geld lößt, holt aus einem solchen Hause der Tod Jemand im Laufe des Jahrs. In Königshain bei Görlitz zog das ganze Dorf, Jung und Alt, mit Strohfackeln auf einen nahen Berg, der Todtenstein genannt, wo sonst ein Götzenbild gestanden haben soll, zündeten oben die Fackeln an, und zogen singend heim, unter beständiger Wiederholung der Worte: Den

Tod haben wir ausgetrieben, den Sommer bringen wir wieder. (Grimm S. 730 flgg.)

Wenn bei Hageck (III. S. 153) bemerkt wird: Am Rhein und Main wurde am 8. Juni, an der Donau am 25. Mai ein Holzbild in den Fluß geworfen unter Gesang und Jauchzen der ländlichen Jugend, so ist das eine gar späte Zeit für das Wegschaffen des Winters. Ob das Volksmährchen, welches nach Anton (II. S. 66) bei den Chorwaten den Kindern erzählt wird, daß nämlich in der Mitte der Fasten ein altes Weib in der Mittagsstunde vor den Thoren mit einer Säge in zwei Theile getheilt werde, sich dort aus heidnischem Brauche später gebildet habe, oder auch nur dorthin verpflanzt worden sey, ist ganz unsicher. Den Brauch hatte man in Deutschland selbst, und obgleich nur die Fasten selbst damit dargestellt werden sollten, so ist doch an heidnischem Ursprunge nicht leicht zu zweifeln, und es muß damit der Winter gemeint gewesen seyn, die waltende Göttin des Todes und der Kälte, eine Marzana, bis das Christenthum die Anwendung auf die Fastenzeit machte.

Anton (I. S 73) giebt an: „Die Zerimonie, wie sie ehemals in Königshain bei Görlitz auf dem sogenannten Todtensteine vorgenommen ward, giebt noch einen näheren Aufschluß. (Dieser auf dem Königshainischen Gebirge aufgesetzte Berg, hat eine so romantische, schwermüthige Lage, daß er verdienet gesehen und bewundert zu werden. Zwischen zwei Felsen muß man sich schief durchdrängen, um auf die obere Fläche zu gelangen.) Daselbst zog noch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts Alles aus dem Dorfe, alt und jung, mit Fackeln aus Stroh geflochten auf den Todtenstein. Hier zündeten sie die Fackeln an, und giengen singend nach Hause, unter beständiger Wiederholung der Worte:

„Den Tod haben wir ausgetrieben,
Den Sommer bringen wir wieder."

Noch befinden sich in dem einen Stein, auf welchem einst ein Götze gesessen haben soll — und wahrscheinlich auch in der noch zu sehenden, in einem Halbzirkel bestehenden Vertiefung gesessen haben mag — viereckigte, zween bis drei Zoll tiefe Löcher, in geraden Linien eingehauen, welche ich, wenn sie tiefer wären, dazu, daß die Fackeln hineingesteckt würden, bestimmt zu seyn glauben würde. Sollten auch unsere Fackeln dieser alten Bestimmung widersprechen, so konnten doch die übrigen geschickter dazu seyn. Die noch da befindlichen Löcher — ihre Bestimmung sey, welche sie wolle, gewesen — sind wie der ausgehöhlte Halbzirkel zu regelmäßig, als daß sie das Spiel des Ungefährs, oder die zwecklose Bemühung tändelnder Menschen seyn sollten; ein heiliger Gebrauch forderte diese Genauigkeit."

So weit Anton. Die Wahrscheinlichkeit spricht allerdings dafür, daß auf dem sogenannten Todtenstein eine Gottheit verehrt worden sey, und

daß dieses der Grund gewesen, weßhalb man beim Todaustreiben auf diese Höhe mit den Fackeln zog. Denn wenn auch der Gedanke, den Tod auf einen Berg zu tragen und daselbst zu verbrennen, ein ganz zweckmäßiger im Gebiete der Mythologie gewesen wäre, so sehen wir doch sonst den Brauch beobachtet, ihn nur aus der Gemarkung zu schaffen, ohne daß dabei irgend auf einen Ort der Verbannung gesehen würde. Dieses war auch gar nicht nöthig wegen der Vernichtung desselben durch Ersäufen oder Verbrennen, denn so faßte man es auf, wiewohl dieses Ersäufen oder Verbrennen möglicherweise auch eine besondere Bedeutung hätte haben können. Daß nämlich die Winterverödung, der Tod, durch das lebenweckende und lebennährende Waßer und durch die Wärme vernichtet werde, und das Leben nun wieder durch Feuchtigkeit und Wärme zur Herrschaft gelange.

Außer dieser zwiefachen Form der einen großen Göttin, finden wir eine ganz ähnliche Trennung derselben, die uns aber nur aus späteren Gedichten bekannt geworden ist.

**Wesna** und **Morana**

werden nämlich genannt, um Geburt und Tod zu bezeichnen. In dem czechischen Gedichte Zaboj, Slawoj und Ludiek (Königinhofer Handschrift S. 40) heißt es:

„Von der Wesna bis zu der Morana oder Morena,"

und das bedeutet nichts anders, als von der Geburt bis zu dem Tode. Wesna aber bedeutet nur in solcher Anwendung die Geburt, denn seiner Abstammung nach bedeutet dieses Wort den Frühling. Wenn uns auch jede Nachricht über die Form der Lebensmutter als Frühlingsgöttin fehlt, so müßen wir es doch als einen schönen Gedanken in der Mythologie anerkennen, daß man die Geburt des Menschen, die der Lebensmutter angehört, grade mit der Frühlingsform derselben in Verbindung setzte. Wir sehen, es fehlte in diesem Gebiete nicht an sinnigen Gedanken. Bei den Böhmen war der Brauch, daß die Hebamme das neugeborene Kind über das Feuer hub und betete, es möchten die Geister des Feuers das Kind bis zu seinem Tode nicht verlaßen. (Hageck, böhmische Chronik.) Das Feuer, als ein Hauptsinnbild des Lebens, das durch Licht und Wärme der Nacht und dem kalten Tod entgegenstand, und daher von den Einflüßen des Todes reinigt, der nach dem Leben trachtet, um es zu vernichten, sollte also das Kind schützen. (So ward in Athen am fünften Tage nach der Geburt eines Kindes mit demselben ein Lauf um den Hausherd gehalten, was man Amphidromien, Umlauf, nannte, und dabei ward eine Fackel an das Haupt des Kindes gehalten.) Also Frühling, Feuer, Licht und Erwachen zum Leben, an das Licht treten, werden verbunden. Des Menschen

Ende gehört der großen Erdmutter auch an, und als Morana singt sie ihn zur schwarzen Nacht, in den Tod ein, schläfert ihn für immer ein, wie es in den böhmischen Liedern heißt. (Ihr Name bezeichnet sie als Todesgöttin; polnisch heißt mor, Pest, Sterben, Hungertod; böhmisch morna, Todtenkammer, morowy, Pest, morni, -y, pestisch, mornice, Pesthaus; polnisch mora, zmora, der Alp, das Nachtmännchen, morzyć und zmorzyć, mit Hunger quälen, martern. Aus diesen mit einander verwandten Wörtern ergiebt sich die Bedeutung der Morana oder Morena als einer Todesgöttin.) Auch die karpathischen Slowakinen, wie Schafarik angiebt, nennen immer noch in ihren Gesängen die Wesna und die Morena.

Dlugoß, der die Marzana eine Ceres nennt, und die Dziewanna eine Diana, wählte sich unter den mancherlei Namen der großen Lebensmutter, den nach seiner Angabe

## Dzidzielia

lautenden aus, um den lateinischen Namen Venus auf diesen zu übertragen (Stransky. Kap. 6 nennt Zizlila die Venus. Cromer S. 45 hat die Form Zizililia), und sagt, sie sey eine Göttin der ehelichen Verbindung und des Kindersegens gewesen, zu der man besonders um zahlreiche Söhne und Töchter betete. Dagegen giebt Dlugoß von der Diana, also von der Dziewanna an, daß die Frauen und Jungfrauen Kränze dargebracht hätten, um ihr Bild zu schmücken, was man am ersten bei dem Bilde der Venus, also der Dzidzielia hätte erwarten sollen. Der Sache nach scheint er jedoch in diesem Punkte das Richtige gemeldet zu haben; denn wenn auch alle diese Göttinnen nichts Anderes, als Formen einer und derselben Göttin sind, so gehören doch eben diese verschiedenen Formen den verschiedenen der Göttin zugeschriebenen Eigenschaften an, zu deren Bezeichnung sie erfunden waren. Der Name, der uns in diesem Fall einen deutlichen Fingerzeig giebt, beweist, daß wir in Dziedzielia, die Alte, die Hebamme, die Großmutter haben, daß sie demnach als Lebensgöttin nicht die jugendlich blühende ist, sondern die als Hebamme wirkende Alte. (ded- oder dad- ist der Stamm, welcher den alten Mann und das alte Weib bezeichnet. Litthauisch dedas, alter Mann, Oheim, Vatersbruder; dede, altes Weib, Großmütterchen; polnisch dziad, Großvater, alter Mann; böhmisch ded, Großvater, deda, Großmutter. Ein heidnisches Fest gab es, welches dziady in der polnischen Sprache hieß, von welchem aber außer der Benennung keine Spur geblieben ist. Einer nicht grade übermüthigen, jedoch kühnen Combination möchte es wohl leicht gelingen, diesen Festnamen mit dem Namen der Göttin, von welcher hier die Rede ist, oder mit einem Gott, den man den Alten genannt hätte, in Verbindung zu bringen, aber wir würden damit nichts

gewinnen. Diese Dzidzielia ist daher von Zlota Baba nicht wesentlich verschieden, oder vielmehr sie ist dieselbe Göttin.

## Letniza.

In den Glossen (Hanka S. 6) heißt es: Diana, Latonae et Jovis filia, Deuana Letnicina y Perunowa da, d. i. Dewana der Letnitza und Perun's Tochter. Damit würden wir noch einen Namen der Lebensmutter kennen lernen, wären nicht alle die aus einer Zusammenstellung slawischer Gottheiten mit römischen hervorgehenden Angaben mit Zweifel aufzunehmen. Sobald man Dziewana zu einer Diana gedichtet hatte, nicht um der Sache willen, sondern durch den Namen verleitet, lag es für die, welche durch die römische Mythologie sich die slawische erklären wollten, nahe, sie zu einer Tochter des Perun, welcher dem Jupiter entsprach, zu dichten. Woher aber eine Mutter für sie nehmen? Hieße dieselbe anders als Letnitza, so möchte man es wohl noch für möglich halten, daß es wirklich eine Genealogie der Dziewana gegeben habe, und daß die Kenntniß derselben auf den spätlebenden Verfaßer jener Glosse gelangt sey. Doch Letnitza ist deutlich mit Rücksicht auf Latona gewählt zu erkennen; denn daß Letnitza ein slawisches Wort sey und selbst eine geeignete Bedeutung habe, kann nicht dagegen geltend gemacht werden, weil es natürlich ist, bei solchen Uebertragungen in eine andere Sprache, eins der naheliegenden Worte zu wählen. Ganz geeignet bot sich um Latona im Slawischen anzubringen das czechische leto, Sommer, Jahr, dar (polnisch lato, rußisch ljäto), woher letny, sommerhaft kommt, und der Name Letnitza, die Sommerliche, die Heurige als Name leicht abzuleiten war, und damit hatte man denn eine allerdings zu einer Mutter der Dziewana und Gattin Perun's nicht ganz ungeeignete Göttin gewonnen.

Oben ist schon die

## Nia (Niia, Niwa)

genannt worden, aber es ist nothwendig, hier noch einmal darauf zurückzukommen. Guagnini in der Beschreibung Sarmatiens, oder vielmehr Strikowsky (Frencel S. 88) sagt: zu Gnesen sey Nia sehr gefeiert worden, und habe einen Tempel gehabt, und Nia sey Ceres. Dagegen erklärt Dlugoß, Niia sey Pluto gewesen, zu dem die Seelen nach dem Tode kamen, und zu Gnesen sey der Haupttempel dieser Gottheit und der anderen Gottheiten gewesen, wohin die Leute aus allen Orten zusammengekommen. Stransky (a. a. O.) nennt Niwa eine Proserpina. Diese Angaben widersprechen sich, aber nicht in solchem Grade, daß wir nicht in der Nia, Niwa die Erdmutter als Todtengöttin (wie Morena und Marzana) zu erkennen vermöchten. Die Benennung Ceres konnte

überall zur Bezeichnung einer Erdmutter angewendet werden, und daß die Todten zur Nia kamen, reichte vollkommen hin, zumal für die Nachläßigkeit des Dlugoß, einen Pluto daraus zu machen, zu dem ja in der römischen Mythologie auch die Todten kommen, als ihrem Beherrscher. Weiter läßt sich über diese Form der Göttin nichts sagen, da wir keine Kunde haben, weder über ihren Cult noch über die Form, in der sie gedacht war, ja selbst nicht einmal ihren Namen mit Gewißheit deuten können. *) Unter dem Namen

**Lada**

war die Lebensmutter ebenfalls verehrt und zwar erfahren wir sogar einen kleinen Zug aus dieser Verehrung. Guagnini (-Strikowsky a. a. O.) meldet nämlich von den Polen: An den Götterfesten kamen Männer und Weiber, Jung und Alt zu Spiel und Reigen zusammen, welche Versammlung Stado, d. i. Schaar, hieß. (Schafarik II. S. 139 sagt: Die Staditscher unterscheide ich von den Stoderanern, doch können beide Namen gleichen Ursprunges sein, vergl. das suzd. stod, Gott, altslawisch stado. nach Dlugoß ein heidnisches Fest um Pfingsten. Wenn Schafarik damit das Wort Stado von dem slawischen stado. welches eine Schaar bedeutet, etwa hat trennen und mit einem andern hat in Verbindung bringen wollen, und wirklich thut er das (S. 601), wo er sagt: die Stadizer oder Stoderaner erhielten ihren Namen von dem Gott Stado oder Stodo, so zweifle ich an der Richtigkeit seiner Ansicht.) Besonders fand diese Feier Statt am 25. Mai und am 25. Juni. Bei den Ruthenen und Litthauern findet sie noch Statt, denn von Ostern bis Johannistag kommen an den Festtagen die Frauen schaarweise zum Reigen zusammen, singen die Lado, und wiederholt Lado! Lado! rufend und dazu mit den Händen klatschend, tanzen sie im Kreise. **)

---

*) Niwa bedeutet böhmisch und polnisch einen Neubruch, eine Flur, und wenn der Erdgöttin auch davon ein Name hätte gegeben werden können, so ist doch grade eine so benamte Erdgöttin nicht zur Todtengöttin geeignet. Wollte man die Verneinungspartikel ni und das veraltete iaw. welches das Wache, Sichtbare, Offenbare ausdrückt (polnisch na jawi. im Wachen, jawić. sich zeigen), zu Hülfe nehmen, so möchte das nur eine gekünstelte und unzuverläßige Wortableitung geben. Lettisch heißt nahwe. der Tod; aber da gar keine Spur dieses Stammes weder bei den Czechen und Polen, noch bei den Wenden zu finden ist, so sind wir nicht berechtigt, eine Verwandtschaft des Namens Nija oder Niwa mit diesem Wort anzunehmen, wie sehr es auch durch den Begriff, wenn auch nicht empfohlen wäre, doch empfohlen scheinen könnte.

**) Anton Versuch (II. S. 55) bemerkt: D. Szabelowich schrieb mir: „Der Name Lado ist den Chrwaten, Dalmaten und Slawoniern bekannt, was er aber bedeutet, kann eigentlich Niemand sagen; noch zu meiner Zeit

Obgleich die Polen seit fünfhundert Jahren Christen sind, so halten sie doch noch eine solche Feier zu Pfingsten. Am Donnerstag vor Pfingsten, meldet Georgi (S. 499), feiern die rußischen Dirnen das Fest der slawischen Göttin Lada und ihres Sohnes Dida mit Gesängen, Tänzen und Auszierung eines Birkenstrauches mit Bändern. Diesen werfen sie feierlich in einen Fluß, und erkennen aus dem, was dem Band einer jeden widerfährt, ihr Heurathsschicksal. Lada und ihr Kind, denn das bedeutet Dida, ist die Mutter, mit der neuaufgeblühten, grünenden Gewächswelt, und es ist ganz sinnig, daß die Jungfrauen am Feste dieser Allmutter, der Schützerin aller Ehen, ihr Heurathsschicksal erfahren wollen.

Die karpathischen Slowakinen nennen in ihren Gesängen immer noch die Lada, so wie die Wesna, Morena u. s. w., und nach Arnold's Angabe wurden Lado und Mano von den Wallachen verehrt. (Wer diese Mana gewesen sei neben der Lada, meldet uns Niemand. Im Böhmischen heißt manas eine unförmliche Figur, ein Götzenbild, aber schwer wäre es zu glauben, die Angabe stamme aus einer verkehrten Auffaßung des Namens, die aus einem Götzenbild eine bestimmte Gottheit gemacht habe.) In Rußland aber war (Gebhardi Allg. Weltgesch. 51) Lado die Göttin der Freude, die Mutter der Halbgötter Lelo und Polelo, und die Schutzgöttin der Neuvermählten, der man bei der Vermählung Opfer darbrachte. (Anhang zu Nestor's Jahrbüchern von Scherer S. 276.)

Bockshorn (respubl. Moscov. S. 51): Obdorien hat seinen Namen vom Obd, dem Fluße, der sechzehn polnische Meilen, achtzig moskowitische Werst breit ist und kaum in zwei Tagen zu überfahren ist, wenn auch die Winde das Segel schwellen. An Fischen ist er so reich, daß die Schiffer sie mit den Rudern berühren. In diesem Land ist ein sehr altes Bild aus Stein gehauen, welches die Moscowiten zolota Baba, d. h. die goldene Alte, nennen. Es ist die Gestalt einer alten Frau, die ein Kind auf dem Schooße hält, und ein zweites Kind neben sich hat, welches die Einwohner für einen Enkel jener halten. Dieses Bild wird von den Obdorianern, Juhriscen, Wohuliscen und anderen angränzenden Völkern verehrt, und sie bringen ihm die vorzüglichsten und werthvollsten Zobelfelle dar, nebst kostbaren Pelzen der sonstigen Thiere, auch schlachten sie auserlesene Hirsche zum Opfer, mit deren Blut sie Mund, Augen und die übrigen Glieder des Bildes beschmieren. Die

---

pflegten die Jungfrauen durch die ganze Stadt Agram in Chören zu ziehen, von einem Hause zum andern, und unter anderen Gesängen vorzüglich oft diese Worte zu wiederholen: Lado, Lado, lepoje, Lado, d. i. Lado, Lado, schön ist Lado!" Der Dichter Kroaziens Vilezowich meinet, Lado sei eine Sibylle oder Prophetin.

Eingeweide des Opfers verschlingen sie roh, und während des Opfers befragt der Priester das Bild, was sie thun und wohin sie wandern sollen. In den dieser Gottheit benachbarten Bergen, heißt es, höre man ein gewißes Geklinge und Getöne von beständigem Klange, wie der Ton der Trompeten. (Bockshorn meint, das rühre von ehemals dort hingethanen Instrumenten oder von unterirdischen Kanälen her, durch welche der Wind beständig blase.)

In slawischen Volksliedern kommt als Klageruf oj lado, d. i. o Lada, vor bei Wuk! und dies läßt schließen, daß der Kreis ihrer Wirksamkeit ein weiterer war als der, welcher aus der kümmerlichen Nachricht über sie hervorgeht. Eine Verbindung der Lada mit Lel und Polel wird sonst nicht erwähnt, aber eine Verbindung zweier Kinder mit der Lebensmutter kommt noch weiter vor.

Die polnische Sprache hat noch den Ausdruck lelum polelum bewahrt, und bezeichnet damit ein gespenstartiges Wesen. Stransky (Kap. 6) erwähnt unter den Erdgöttern, Zel, Polel, verderbt aus Lel, Polel, und giebt sie für den Genius und Liber aus, während Andere den Castor und Pollux in ihnen erblickten. Guagnini sagt, die Polen verehrten den Lelus und Poletus, bei den Römern Castor und Pollux genannt, und noch ruft das Volk bei Gelagen Lelus Polelus. Die Namen

## Lel und Polel

vermögen wir nicht zu deuten. (Slawische Lieder zeigen noch die Worte leli, leli, wie wir im Deutschen la la in Lieder eingeflochten finden.) Waldbrühl in der slawischen Balaleika (S. 123) sagt über diese Wörter, die alle Bedeutung verloren haben, sie scheinen aus der Heidenzeit zu stammen, wo sie vermuthlich sich in gottesdienstlichen Gebräuchen wiederholen. Doch nicht bloß die angegebene Form findet sich, sondern auch

ai liuli, liuli, liuli.
ai du, li li
Liuli, Liuli
ai liuschenki, Liuschenki
ai liuschenki, leli, leli.

In der Todtenklage, welche Meletius von den Preußen und Litthauern meldet, die er aber in masurischer Sprache überliefert, ist lele ein Wehruf (halele, lele *) y procz tu umart, Wehe, wehe, warum bist du gestorben!

*) Welcker in seiner vortrefflichen Abhandlung über den Linos in der Allgemeinen Schulzeitung 1830. Nr. 2 flgg. (jetzt in den Kleinen Schriften I. S. 27 flg.) macht über solche Ausrufungen, welche den Buchstaben l enthalten, eine Bemerkung, die ich hier im Auszuge glaube mittheilen zu dürfen, ohne wegen Diebstahls belangt zu werden. Es heißt daselbst:

und diese Sprache redete das Landvolk in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in der Umgegend von Lyck). Auch im Serbischen ist lele ein Wehruf, lele mene bedeutet: Wehe mir!

---

Es ist Thatsache, daß L mit folgendem Vocal, nach den Völkern wie nach den Vocalen verschieden, zum natürlichen Ausdrucke des Schmerzes und der Klage, wie der Freude und des Jubels und anderer Empfindungen dient. Das Klagegeschrei der ägyptischen Weiber soll lulululu. ihr Freudengeschrei lilili klingen. Im Serbischen ist lele und lado Wehegeschrei, lelekati wehklagen, jammern, wovon die Götter der Liebe Lado und Lela genannt sind. (Talvi Volkslieder der Serben I. 272.) Die Beyspiele könnten leicht vermehrt werden; das merkwürdigste von allen aber ist mir das baskische lelo, indem dieses als ein Klaggesang in eine Person Lelo übergegangen zu seyn scheint, welche grade wie nach Hesiodus der Linos am Anfang, nur nicht zugleich auch am Schluß eines jeden Liedes geklagt wurde. Diese Nachricht verdanken wir der Reise und Nachforschung Wilhelm von Humboldt's, welcher das einzige noch aufzutreibende baskische Lied, die Erzählung, wie Augustus die Kantabrer unter ihrem Anführer Uchin auf einen Berg zurückgedrängt und sie durch Abschneidung der Lebensmittel zur Uebergabe genöthigt, in seinen Bemerkungen über die baskische Sprache im Mithridates (Th. 4. S. 353) mitgetheilt hat. Er berichtet darüber wörtlich folgendes: „Die erste Strophe bezieht sich auf eine Sage, welche Ibarguen, und, wie er mir versichert, nach dem Zeugniß einer alten Schrift erzählt. Lelo war ein angesehener Mann im Vizcaya. Während eines Feldzuges, den er außerhalb seines Vaterlandes zu machen genöthigt war; trieb seine Frau Tota Buhlschaft mit einem gewissen Zara und wurde von demselben schwanger. Lelo kehrte zurück, und die beiden vereinigten sich, ihm das Leben zu rauben. Der Mord gelang ihnen, aber die That wurde ruchtbar, und man beschloß in einer Versammlung des Volks, in der die beiden Ehebrecher aus dem Lande verwiesen wurden, daß bei dem Anfange jedes Gesangs immer zuerst des unglücklichen Lelo erwähnt werden sollte. Wenigstens erinnern sich alte Personen noch eines Liedes, dessen Refrain ist:

„Leluan, Lelo,
Leluan, dot gogo!
An Lelo, Lelo,
An Lelo gedenk' ich!"

und das baskische Sprichwort betico Lelo, das ewige Lelo, welches man gegen die zu häufige Wiederholung derselben Sache gebraucht, scheint sich auf diese Erzählung zu beziehen." Bemerkenswerth ist noch die Aehnlichkeit dieser Sage mit der Geschichte Agamemnon's. Allein auch in anderen Vizcayischen Volksmährchen kommen griechische Geschichten und Mythen unter einheimischen und selbst oft unter Heiligennamen vor.

„Lelo! il Lelo,
Lelo! il Lelo,
Leloa! Zarac
il Leloa.
Lelo! todt Lelo,
Lelo! todt Lelo,
Lelo! Zara ward
Mörder Lelo's."

Warum erschallte der Ruf Lelo, Polelo bei Gelagen? Sollte es ein Ruf der Freude seyn, oder ein Erinnern an die Hinfälligkeit alles Irdischen, das sich so leicht und gerne in die Freude mischt? Wir wißen es nicht, und müßen es dahin gestellt seyn laßen. Trauen wir dem Bilde der sogenannten Zlota Baba an der Mündung des Obdflußes, und denen, die den Castor und Pollux in Lelo, Polelo erblicken wollten, so haben wir eine und dieselbe Gottheit in zwei Formen, denn der Name bürgt dafür, daß keine zwei verschiedene Gottheiten gemeint seyn können, weil das Vorsatzwörtchen po im Slawischen die Bedeutung eines

---

Hierauf ohne andern Uebergang die Geschichte von Octavianus und Uchin.

Die Todesart des Lelo scheint mir weiter nichts als ein der Sitte des Trauergesangs und dem Laute selbst zufällig untergelegtes individuelles Motiv, zufällig nur nicht in Hinsicht der Bildung und Empfindung des Volkes, welchem gerade dieser Fall sich allgemein als das Beklagenswertheste darstellte, in welchem er daher häufiger vorgekommen seyn muß, als er z. B. zu den Todtschlägen unter den Isländern der heroischen Zeit Anlaß gab.

Soweit Welcker. Seine sinnreiche Erklärung des Vizcayischen Lelo ließe sich wohl auf den slawischen Lelo insofern anwenden, als man annehmen könnte, Lelo sey ursprünglich der Trauergesang auf das sterbende Kind der großen Lebensmutter, d. i. auf das alljährliche Absterben der Natur, gewesen, wie der ägyptische Maneros, der griechische Linos u. a. m. Durch die Mythologieen der Naturreligion zieht sich die Trauer über diesen Tod hin, und sie hätte auch in der slawischen stattfinden können, wenn auch die auf uns gekommenen Bruchstücke nichts mehr davon enthalten, die ja eben nur Bruchstücke und zwar der dürftigsten Art sind. Es wäre dann der Klagelaut Lelo mit dem durch denselben beklagten Gott so verwechselt worden, daß man sich diesen unter jenem Worte vorgestellt hätte. In diesem Falle wäre auch Lelo Polelo nicht für zwei Wesen zu nehmen, sondern es würde nur der wiederholte Klageruf sein. Doch ich verkenne nicht, daß Widerspruch dagegen möglich ist, und so mag sich Jeder selbst eine beliebige Meinung oder auch keine darüber bilden.

Daß lele im Polnischen einen Weichling bezeichnet, kann uns wohl zu keiner Erörterung des Namens dienen, da dieses Wort wohl mit dem czechischen loula, welches einen plumpen Menschen bezeichnet, in Verwandtschaft stehen könnte. Eher möchte man Lel für die Benennung eines Kindes erklären können; litthauisch heißt lele, lettisch lelle, lellite, die Puppe, und litthauisch heißt die Pupille, also das Kindchen im Auge, akies lele, Augenpuppe und leilas der Schmetterling (von der Puppe benannt, wie es scheint); lettisch heißt lelloht, kleine Kinder in den Schlaf einsingen; polnisch lala, lalka, die Puppe. Das deutsche lullen, das polnische lulai ließe sich noch hieherziehen, aber wie verlockend auch die Deutung des Lel als eines Kindes wäre, ich finde sie zu gewagt.

Wortes nicht selten so wenig modificirt, daß wir den Unterschied zwischen dem zusammengesetzten und dem einfachen Worte nicht zu bemerken vermögen. Kaum ist es möglich, daß das Doppelkind der großen Lebensmutter irgend ein anderes gewesen sey, als die Welt der Blüthe und Gewächse, die im Frühlinge neu geboren wird, und wo diese Göttin in einer Mythologie einheimisch ist, läßt sich ein solches Kind erwarten.

## Die polnische Sage. *)

Die Polen wurden von Lech, wie die Böhmen von Czech hergeleitet, denn sie waren Lechen wie diese Czechen, so daß beide Stammherrn nur aus den Namen der Völker abstrahirt sind, und also einer aus dem Mythischen stammenden Sage nicht angehören. Erst im zwölften Jahrhundert unserer Zeitrechnung schrieb Martinus Gallus auf, was als Sage im Volke galt. Diese lautete also: Zu Gnesen (daselbst war das vorzügliche Heiligthum der Nia) herrschte Fürst Popel, der hatte zwei Söhne, und richtete große Feste an zur Taufe derselben. Zwei Wanderer kamen und sprachen bei ihm ein, er wies sie aber mit Hohn ab. Sie giengen nach der Vorstadt und blieben bei einem armen Bauer, Namens Piast, der ein Sohn war des Chostiko (Boguchwal sagt des Choszisco, der seinen Namen von seinen wenigen besenartigen Haaren hatte, denn kostiště heißt Besen) und damals grade die Vermählung seines Sohnes feierte. Piast und sein Weib Repiza nahmen die beiden Wanderer freundlich bei sich auf, wogegen diese ihnen verkündigten, daß ihr Sohn zu hoher Macht und Herrlichkeit gelangen werde. Auch mehrten sie durch ein Wunder den Vorrath an Meth und Fleisch, und bewogen sie, den Fürsten Popel zu Gast zu bitten. So ward der Sohn prächtig getauft und erhielt den Namen Semowit, als Vorbedeutung zukünftiger Größe. Als derselbe groß geworden war, stürzte er den Popel vom Thron und rottete sein Geschlecht aus. Popel selbst flüchtete auf eine Insel in einen hölzernen Thurm und ward von Mäusen aufgefreßen. Auf Semowit folgten seine Nachkommen Leschek, Semimysl, Meschko.

Kadlubek in der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, erzählt, daß die Polanen den Krakus zum Fürsten erwählt hätten, deßen zwei Söhne einen gewaltigen Drachen vernichteten, dadurch, daß sie ihm ein ausgestopftes Thier zu freßen gaben, wodurch er zerbarst. Der jüngere dieser Brüder, der auch Krakus hieß, tödtete den älteren, bemächtigte sich der Herrschaft, ward aber verbannt. Zu Ehren des alten Krakus ward Krakau erbaut und nach dem bei der Errichtung der Mauern stattfindenden Rabengeschei (krkánj) benannt. (Wenn es ihm zu Ehren erbaut ward, um das Gedächtniß seiner Herrschaft in rühmlicher Weise

*) Schafarik II. S. 349 flgg.

zu verewigen, so mußte es nach ihm benannt seyn, und das wollte die Sage auch eigentlich ausdrücken, indem sie Krakau mit Krakus in Verbindung setzte.) Wanda, die Tochter des alten Krakus, war eine schöne Jungfrau und wollte sich nicht vermählen. Ein deutscher Fürst wollte sich ihrer bemächtigen und bekriegte sie, als er sie aber nicht besiegen konnte, trieb ihn die Liebe zur Verzweiflung und er stürzte sich in sein Schwerdt. (Ein halbes Jahrhundert später meldet Beguchwal, daß Wanda, um unvermählt zu sterben, sich in die Weichsel gestürzt habe.) Nun folgen Kämpfe mit Alexander dem Großen, Cajus, Julius Cäsar, Crassus im Partherlande. Der Polenfürst heurathet die Schwester des Cäsar, die Julia, und erzeugt mit ihr den Pompilius, deßen älterer Sohn einen sittenlosen Lebenswandel führt und seine Verwandten bei einem Feste vergiftet. Aber aus den unbegrabenen Leichen kamen Mäuse hervor, die ihn überall hin verfolgten, und zuletzt mit seinem Weibe und seinen beiden Söhnen in einem hohen Thurme, wohin er sich geflüchtet hatte, auffraßen. Hierauf ward Semowit, der Sohn des Piast und der Repiza, zum Fürsten erwählt. (Pompilius bei Kadlubek ist kein anderer als Popel bei Gallus.)

Ist in diesen Angaben Mythologie zur Sage geworden, und hat sich diese dann in Geschichte verkehrt durch Auflösung in eine prosaische Erzählung? Keine Spur führt dahin, mit einem Ja darauf zu antworten. Der einzige Zug, der etwas Mythisches enthalten könnte, ist Wanda's Sturz in die Weichsel, zu welchem ihr Name wohl paßen könnte, da es möglich ist, daß der Stamm wand im alten Slawischen das Waßer bezeichnete. Aber auch angenommen, Wanda könne auch in der Mythologie vorgekommen seyn, so ist doch dieser Name nicht in solcher Weise in die Erzählung eingeflochten, um zu irgend einer Erkennung einer aus Mythologie entstandenen Sage zu führen. Semowit, mit welchem, wie mit Samo in der czechischen Sage, die eigentliche Geschichte scheinbar beginnen könnte, doch immerhin nur für den Leichtgläubigen, ist wohl bei den Polen derselbe, welcher Samo bei den Czechen ist, ohne daß wir wißen, wer er denn eigentlich ist. *)

---

*) Schafarik (II. S. 368. Note) macht folgende Bemerkung über den Namen Semowit: „Martinus Gallus p. 25. Eique Semovith vocabulum ex praesagio futurorum indiderunt. Boguchwal p. 23. Qui (Semovit) quatuordecim annos suae aetatis habens patri in regno successit et ob hoc Semowit tam a patre quam ab aliis fuerat appellatus: Semovit enim dicitur jam loquens, quia annum quartum decimum suae aetatis ante mortem patris conscenderat. Die neueste polnische Schreibweise Ziemowit ist unrichtig. In alten Handschriften wird z für s geschrieben. Die bekannten Namen Semowit (in rußischen Jahrbüchern) Semislaw, Semitěch, Semižizn, Semibor, Semota.

Wir finden also die polnische Geschichte weniger sagenhaft als die czechische, die wenigstens in der Geschichte von Libussa und ihren Schwestern und von Przemysl, wenn nicht wirkliche historisirte Mythologie, doch einen mythologischen Widerschein hat.

Eine krakauische Sage giebt an, daß Lel und Polel sich auf dem Feld umjagen, und den Sommer bringen; von ihnen komme der fliegende Sommer her. Diese Sage verdient in soweit alle Beachtung, als sie wirklich einen richtigen Zug zur Erklärung des Kindes der großen Erdmutter enthält, und nichts enthält, was einer müßigen Erfindung zum Behuf einer Erklärung dieser Gottheit gehört. Frühling und Sommer können die Trennung des Kindes der Erdmutter in zwei Gestalten darstellen, und diese walten auf dem Feld und der fliegende Sommer begleitet ihr Scheiden. Klage um dieses Kind, oder das Doppelkind der slawischen Mythologie, ist zu erwarten, denn seine schnelle Vergänglichkeit wird so vielfach beklagt, und hat manche schöne Mythen erzeugt.

In der Dreiheit des preußischen Cultes zu Romowe ergiebt sich Potrimpos als ein solcher Segensgott, und neben ihm wird noch Antrimpos genannt, mit geringem Unterschiede des Namens. Wenn wir aber wirklich diese Gottheit in Lelo Polelo zwiefach haben, so ist das eine Eigenheit, wie keine der anderen Mythologieen sie aufzuweisen hat. Die griechische und eben so die römische hatte eigentlich diese Gottheit nicht, sondern der Mythus schuf sie erst in eigenthümlicher Weise, indem er die Lebensmutter als Todtenkönigin zur Tochter der Lebensmutter machte, mit welcher sich der Todtenkönig vermählt, indem er sie beim Blumenpflücken raubt, was nichts weiter heißt, als daß sie ihm vermählt ward, denn die Bräute wurden geraubt, und die Blume bezeichnet die Braut. Aber man bildete doch den Mythus so aus, daß die Zeit der Oede und des Winters die ward, wo sich jene Tochter, die keine andere, als ihre

---

Semik, Semian u. s. w. bürgen für die Ursprünglichkeit des S. Die Bedeutung des ersten Theiles Semi ist unbekannt.“ Obige Ableitung des Namens Semowit ist ein Versuch, ihn von dem Pronomen sam, selbst, herzuleiten, welches auch „allein“ bedeutet, und Semowit könnte ganz sprachgemäß den Alleinherrscher bezeichnen, was sehr geeignet wäre für einen, der die verschiedenen, von einander unabhängigen Volkstheile unter seiner fürstlichen Gewalt als alleiniger Oberherr vereint, und diese Benennung wäre in der czechischen und der polnischen angeblichen Geschichte um so paßender, als die scheinbar wirkliche Geschichte mit diesem Namen beginnt. Doch bin ich weit davon entfernt, in dieser Beziehung irgend eine Behauptung aufzustellen, und dies um so mehr, als sich damit nichts für einen mythologischen Inhalt der Sage gewinnen läßt, auf welchen es hier allein ankommen kann.

Mutter war, in der Unterwelt befand, während der Blüthezeit und im Sommer jedoch oben lebte, so daß sie in dieser Hinsicht das Segenskind der Natur darstellte. Dieses zeigt recht, wie die Naturreligion eine solche Gottheit nicht wohl entbehren mochte, und sich selbst auf einem eigenthümlichen Wege sie erschuf.

Die wirkliche oder angebliche Doppelform, denn ganz außer Zweifel dürfte sie wohl nicht seyn, kann diese Gottheit nicht verdächtigen, wie sehr sie uns auch auffallen mag. Möglich war es ja, daß man das Kind als solches und sein Herangewachsenseyn besonders darstellte, was zwei Formen und doch nur eine Gottheit giebt. Da jedoch jede nähere Bestimmung durch den Mangel der Nachrichten unmöglich gemacht ist, so daß nur ein beliebiges Hin- und Her-rathen stattfinden könnte, so wollen wir davon abstehen. (Da sich Detinez, die Stadt des Kindes bei den Slawen findet, und auch eine Stadt Olmüz, olomuz aber den unbärtigen Mann bezeichnet, so ist für geistreiche Mythologen Gelegenheit, das Kind und den blühenden Jüngling mit unwiderleglichen Beweisen in ihrem Culte nach einer untrüglichen Verfahrungsweise aufzustellen.) Sehr wahrscheinlich ist es, daß diese Gottheit auch den Namen

## Zywie,

d. i. Lebensgott führte. Dlugoß sagt nämlich von den Polen: Auch einen Gott des Lebens hatten sie unter dem Namen Zywie. Daran nun zweifelt Michael Frencel (S. 88), indem er meint, Dlugoß habe sich getäuscht (dem aber die Täuschung nicht angehören würde, da die Chronik des Prokosz dieselbe Gottheit männlich bezeichnet), und aus einer Göttin Zywa (Siwa) diesen Gott durch Verwechselung erfunden. Zu einer solchen Annahme ist ein irgend genügender Grund nicht vorhanden; denn daß uns dieser Name weiter nicht begegnet, kann ein solcher nicht seyn, weil wir ja leider auf die allerdürftigsten Nachrichten über die slawische Mythologie beschränkt sind. Hätte Dlugoß einen Gott aus der römischen Mythologie mit Zywie verglichen, dann ließe sich eher Verdacht einer Verwechselung schöpfen, weil wir solche Vergleichungen hie und da einen Einfluß auf die Auffaßung des Wesens der Gottheit üben sehen, welcher bis zur Verkennung des Geschlechtes geht. In diesem Zywie haben wir daher wahrscheinlich dieselbe Gottheit, die in Potrimpos und Lelo Polelo zu vermuthen ist.

Prokosch in der polnischen Chronik sagt: Der Gottheit Zywie war auf einem Berge, der davon Zywiec hieß, ein Heiligthum errichtet, wo in den ersten Tagen des Mai unzähliges Volk zusammenkam und um langes und glückliches Leben bat, für deßen Urheber jene Gottheit galt. Vorzüglich ward ihr von denen geopfert, welche den ersten Kukkukoruf gehört hatten, indem sie abergläubisch es für vorbedeutend hielten, wie

oft sie diesen Ruf vernommen, so viele Jahre würden sie leben. Denn sie meinten, der höchste Herrscher der Welt verwandele sich in einen Kukuk, um ihnen die Zeit des Lebens anzukündigen. Deßhalb galt es für ein Verbrechen und ward von der Obrigkeit mit dem Tode bestraft, wenn einer einen Kukuk tödtete.

Jakob Grimm, welcher diese Stelle in der deutschen Mythologie (S. 643) anführt, bemerkt über Prokosch's Chronik: angeblich aus dem zehnten Jahrhundert. Ein so hohes Alter kommt ihr nicht zu, aber Dobrowsky (Wiener Jahrbücher 32. 77—80) geht zu weit, wenn er sie ganz für erdichtet ausgiebt; es liegen ihr auf jeden Fall alte Ueberlieferungen zu Grunde.

Schafarik (slawische Alterthümer II. S. 352. Note 2) denkt darüber wie Dobrowsky und sagt: Noch zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts vermehrten Pribislaw, Dyomentowski und andere unbekannte Betrüger die Zahl der mährchenerzählenden polnischen Historiker durch Unterschiebung der Chroniken von Rakorsch, Prokosch, Kagnimir und Anderen.

Zu den alten Ueberlieferungen, welche sich in Prokosch finden sollen, kann aber vor der Hand diese Kukuksgeschichte nicht gehören, denn es müßte zuerst nachgewiesen werden, daß die Polen diesen Vogel zu einem Sinnbilde des Lebens gehabt hätten, und zwar wäre dieses um so nothwendiger, je unwahrscheinlicher es ist. Ueberall, wo bei den Slawen der Kukuk erwähnt wird, ist er das Sinnbild der Klage und zwar der Todesklage, unerhört aber ist es, daß ein Volk ein Sinnbild der Todtenklage zugleich als ein Lebenssinnbild betrachtet haben sollte. Wir dürfen daher, ehe der nothwendige Beweis der unwahrscheinlichsten Sache geliefert ist, jenen Maikukuksfetzen nicht aus dem Kehrichthaufen des Prokosch herausnehmen, sondern müßen ihn einstweilen da laßen, wohin ihn wahrscheinlich ein Wind aus Deutschland oder sonst woher geworfen hat. Ja es findet sich noch ein Name, in welchem sich durchaus keine andere Gottheit als diese vermuthen läßt, nämlich

## Pripegala.

Von einem wendischen Gott dieses Namens ist nur die Rede in einem Schreiben des Magdeburger Erzbischofs Adelgot und anderer Bischöfe an die Bischöfe im Westen vom Jahre 1108. (Marlene et Durand collect. I. 626 und Horn's Bemerkungen zu dem Briefe des Erzbischofs S. 25.) Ihm wurden im genannten Jahre vorzüglich Christen zum Opfer dargebracht, und die geistlichen Herrn, die stets bereit sind an Unkeuschheit zu denken, nennen ihn einen unkeuschen Priapus und Beelphegor aus ihren classischen und biblischen Reminiscenzen. Was der Name bedeute, wißen wir nicht, und müßen daher uns mit der Vergleichung

jener christlichen Geistlichen begnügen. (Zeuß (S. 38) äußert sich über diesen Namen in bedenklicher Weise: „Ist der Name, dem sich rußisch pripeka, Verbranntes, der Sonnenhitze ausgesetzte Stelle, vergleicht, Nebenbenennung des Prowe?“ Daran ist schon um deßwillen nicht zu denken, weil gala, gola in manchen Namen zur Zusammensetzung dient, und daher die Abtheilung jenes Namens in pripe-gala so lange gelten muß, bis es Einem gelingt, ihn als verderbt nachzuweisen, was wohl schwerlich sobald der Fall seyn wird.) Ein Gott, welchen die geistlichen Herrn einen Priapus und einen Beelphegor nannten, kann nur ein phallischer Gott gewesen seyn, und der Lebensgott, das Kind der großen Lebensmutter, wird vorzugsweise zum Zeugenden Gott, ja zum Gemahl seiner Mutter in der semitischen und ägyptischen Religion. Phallisch erscheint dieser Gott als Osiris bei den Aegyptern, als Dionysos-Bakchos bei den Griechen, als Freyr oder Friggo in der germanischen Mythologie, und daß ihn die Slawen im Pripegala verehrt und ihm Menschenopfer dargebracht haben, läßt sich, wenn man jene Nachricht, zu deren Erfindung sich eben kein Grund zeigt, nicht schlechtweg verwerfen will, nicht bezweifeln.

Kehren wir zur Erdmutter zurück, und zwar nicht zu Vermuthungen über dieselbe, sondern nachdem wir noch angemerkt, daß

## Prije

in Hanka's Glossen als Aphrodite erklärt, zu den, sey es richtig, sey es unrichtig, überlieferten Namen dieser Göttin gehört; betrachten wir eine schätzbare Nachricht, schätzbar besonders darum, weil sie um ein gutes Theil älter ist, als die, welche die Christen uns über diese Heiden gegeben haben. Tacitus sagt in der Germania (Kap. 45): rechts spült das suevische Meer an die Völkerschaften der Aestyer (von der Weichsel an wohnten sie am finnischen Meerbusen hin, in Preußen, Litthauen u. s. w.), die in ihren Gebräuchen und in ihrer Kleidung den Sueven gleichkommen, deren Sprache aber der Brittanischen näher steht. Sie verehren die

## Mutter der Götter.

Sie führen das Zeichen ihres Aberglaubens, Bilder von Ebern. Dies macht statt Waffen und Wehr, den Verehrer der Göttin selbst unter den Feinden sicher. Der Gebrauch des Eisens ist bei ihnen selten, häufig der des Prügels (nämlich zum Kampfe). Getraide und andere Früchte bauen sie mit mehr Ausdauer, als die gewöhnliche Arbeitschen der Germanen es zu thun pflegt. Aber auch das Meer durchsuchen sie und sammeln allein den Bernstein, den sie in ihrer Sprache Gles nennen. — An die Swionen stoßen die Sitonen, ihnen im Uebrigen ähnlich, nur darin unterschieden, daß ein Weib herrscht.

Tacitus sagt, nachdem er dieses gemeldet, damit beende er seine Meldung über Swevien (Schwaben), so daß ihm die Aestyer und Sitonen im Suevenlande wohnen. Daß er aber beide zu dem Volke der Germanen rechne, kann gar nicht mit Fug bezweifelt werden; denn er würde nicht sagen, die Aestyer bauten Getraide mit mehr Ausdauer, als die gewöhnliche Arbeitschen der Germanen es zu thun pflege, wenn er nicht bei einem germanischen Stamm eine Ausnahme von der gewöhnlichen Arbeitschen hätte machen wollen. Eben so fügt er bei den Sitonen nach der Bemerkung, daß ein Weib daselbst herrscht, hinzu, so sehr seyen sie nicht nur von der Freiheit, sondern auch von der Knechtschaft ausgeartet. Auch dieser Ausspruch bezieht sich darauf, daß er von Germanen zu sprechen meint, deren Freiheitsliebe er bei den Sitonen so stark vermißt.

Aber aus des Tacitus Ansicht folgt nicht, daß die Aestyer und die Sitonen wirklich Germanen waren, sondern nur daß Germanen auch in jenen Ländern gewesen waren. Wohl mochten die Aestyer, die wir zum slawisch-litthauischen Stamme zu rechnen haben, nicht ohne alle Beimischung, und die Germanen daselbst nicht spurlos geblieben seyn, aber die Masse des Volkes kann nicht als germanisch anerkannt werden. Den Namen wißen wir nicht mit Sicherheit zu deuten. Schafarik (I. S. 301. 450. Ueber das Volk selbst S. 458. 464. Zeuß 267. 667) will in dem Wort Aestyer nichts weiter sehen als eine örtliche Benennung, die sie als die Oestlichen bezeichnet. Sehr annehmbar und sehr wahrscheinlich, wenn nur die Wortform sicher zu stellen wäre.

Hier haben wir also die Mutter der Götter, d. i. die große Erdmutter und Lebensgöttin, denn Tacitus bedient sich der griechisch-römischen Benennung auf dem preußisch-litthauischen Boden, in einem alten Zeugniß, und sehen sie daselbst als die Hauptgottheit, und zwar in Verbindung mit dem Eber, wie Freya in der germanischen Mythologie mit demselben in Verbindung war. Als eines der Sinnbilder der Sonne spielt er in der Naturreligion eine nicht unbedeutende Rolle, und kommt auch in der Mythologie von Aphrodite und Adonis, also in der semitischen vor. Wenn nun auch bei den Germanen dieses Sinnbild mit der Erdmutter in Verbindung war und allerdings eine große Bedeutung hatte, so kann dieses nicht einen Grund abgeben, um anzunehmen, es sey durch die Aestyer von ihnen entlehnt worden. Hatten diese die Erdmutter als ihre Hauptgöttin, und so meldet Tacitus, so konnten sie auch ein sonst ebenfalls vorfindliches Sinnbild in Verbindung mit dieser Göttin besitzen, und es so hoch stellen, daß sie allen Schutz davon erwarteten. *)

*) Schafarik (I. S. 458 flg.): Die Mutter der Götter, welche die Aestyer verehrten, war die preußisch-lithauische Seewa oder Zemmes mahti, eine Göttin, die der Ceres oder der slawischen Ziwa entspricht. Bilder von Ebern waren bei Slawen und Lithauern so allgemein wie bei Germanen.

Man wolle sich nun der oben angeführten Sage von den preußischen Galindern erinnern, und man wird die Geltung der großen Lebensmutter auf diesem Boden als eine sehr große anerkennen, wie dürftig auch die Nachrichten darüber lauten. Bei den Lutizern finden wir die Göttin, Dank einer Nachricht des Ditmar von Merseburg (7. S. 416), wenn nicht als Hauptgottheit, so doch in einer sehr hohen Stellung, da sie eine Schutzpatronin derselben im Kriege war. Ditmar erzählt, daß sie einst beim Kaiser wegen Beleidigung ihrer Göttin geklagt hätten. Denn diese Göttin war auf ihrer Fahne abgebildet, und einer von den Leuten des Markgrafen Hermann hatte einen Stein nach der Fahne geworfen, der durch das Bild hindurch fuhr. Auf ihre beim Kaiser angebrachte Beschwerde über diesen Frevel, erkannte ihnen derselbe zwölf Pfund zu, womit die Schuld gebüßt werden mußte. (Als sie bei Werzin über die ausgetretene Milda gehen wollten, verloren sie ihre zweite Göttin mit der dabei befindlichen Mannschaft, die sich auf Fünfzig belief.)

Wir können zwar ganz und gar nicht nachweisen, daß die Stadt Magdeburg, slawisch Děwin, ihren Namen von dem Culte der Lebensmutter empfangen habe, aber vermuthen müßen wir es, da wir auch in Böhmen ein Magdeburg, Děwin finden; und so wie Gottheiten wohl auch nach Orten benannt werden, wo sie besonderer Verehrung sich erfreuten, so erhielten auch Orte von Gottheiten, die daselbst einen bedeutenden Cult hatten, ihre Namen, welche Art der Benennung bei allen Heiden eine gar nicht seltene war. Die Saßenchronik (Jahr 7817. S. 287) leitet den Namen in historischer Fabelei von der Venus und ihren Jungfrauen, und giebt ein nach dieser Fabel gefertigtes falsches Bild. Es war also keine nennenswerthe Sage über den Ursprung Magdeburgs bekannt, oder längst vergeßen. Aber schon der Name muß einem jeden seltsam lauten, wenn man ihn ernstlich erwägt, da man keinen Anlaß zur Benennung einer Stadt mit dem allgemeinen Namen einer Mädchenstadt absehen kann, wenn er nicht aus dem Cultus herstammen soll. Frauen und Jungfrauen aber begegnen uns in der größten und entschiedensten Bedeutung in der

## Czechischen Sage,

wenn man die Erzählung von der Gründung des czechischen Reichs in Böhmen eine wirkliche Sage nennen darf, wiewohl sie nur eine fabelhafte Erzählung ist, die sich für Geschichte ausgiebt, für die slawische Mythologie jedoch Beachtung verdient, weil wir wenigstens im Allgemeinen darin die große Erdgöttin als einen wesentlichen Halt der Erzählung erkennen. So mag sich denn hier diese Sage (nach Hageck, dem geschmücktesten Chronisten Böhmens) anschließen.

König Krok hat die schöne Niwa zur Gemahlin, mit welcher er drei sehr schöne Töchter erzeugte, Kassa, Tetka, Libussa, die den

Vater noch in der Weißagekunst übertrafen. Kassa verstand sich auf die Kräuter und ihre Säfte, so daß sie die schwersten Krankheiten heilte. Im Weißagen war sie so vortrefflich, daß sie jeden Diebstahl und den, wer etwas gestohlen und wohin er es geschafft hatte, entdeckte. Daher kam später das Sprichwort auf, wenn man keine Hoffnung mehr hatte etwas Weggekommenes wieder zu finden: das kann Kassa selbst nicht entdecken. Tetka war eine gewaltige Kennerin der Magie. Libussa aber war von ihnen am angesehensten. Das Volk verehrte sie wie eine Gottheit, und hielt sie für so trefflich im Weißagen, daß es meinte, Libussa vermöge Alles zu erkennen Bis in den fünften Monat schwankte man, welcher von diesen Töchtern man die Herrschaft übergeben solle, bis man einig ward, sie allen Dreien zu übergeben, doch hatte man Scheu, ihnen diesen Beschluß kund zu thun, aus Furcht vor ihrer Zauberkunst.

Die Töchter theilten sich nun in die Herrschaft durch das Loos, durch welches Libussa den Osten des Landes erhielt. Doch kaum war der zweite Monat herum, so ward sie zur Herrin mit allgemeiner Uebereinstimmung gewählt, und herrschte mild und friedlich. Tetka hatte auf dem Pohled, einem Berge, der im Westen von Tetin emporragt, eine Göttin, Klimba, auf dem obersten Gipfel, welche sie vor allen ehrte und mit bestimmten Opfern ehrte. Einst fieng Bivog, ein sehr starker Mann, als er auf den Berg Kazin gieng, einen Eber, der auf ihn herschoß, faßte ihn an den Ohren und brachte ihn auf die Burg Libin, wo ihm Libussa einen goldnen Gürtel als Lohn für seine That schenkte. Kassa die damals grade ihre Schwester besucht hatte, heurathete diesen starken Mann.

Als das Volk schwierig gegen Libussa ward, und einen Fürsten begehrte, kündigte sie demselben die Wahl des Mannes an, der ihr Gatte und Fürst des Landes seyn sollte. Sie bezeichnete die westlichen Berge, und dort den Flecken Stadicz am Flusse Bilin, als den Ort, wo derselbe zu suchen sey. Dort befinde sich ein Acker 120 Fuß lang und eben so breit, und denselben pflüge ein Mann mit zwei Ochsen, von welchen der eine einen weißen Streif vom Bauche bis oben auf den Rücken habe, der andere aber weiße Hinterfüße und weiße Stirne. Dieser Ackersmann heiße Przemysl, d. i. der Nachdenkende; der sey zum Fürsten bestimmt, und denke darüber nach, wie er des Volkes Nacken feßeln wolle, und sein Stamm werde 584 Jahre herrschen. Sie befahl dann, daß Abgeordnete ihm von ihr das Kleid und den Mantel, wie ihn Fürsten tragen, überbringen und ihn als ihren Gemahl herbeiführen sollten.

Dreißig Edele wurden nun mit diesem Werke beauftragt, und Libussa hieß sie der Leitung eines Roßes zu folgen, das den künftigen Fürsten anwiehern und die Kniee vor ihm beugen werde. Doch sollten sie erst dann die Sache für gewiß halten, wenn sie den Mann auf

einem eisernen Tisch eßen gesehen hätten. Unterwegs sollten sie ja nicht unter einander habern, denn das werde ihnen selbst sogleich und ihren Nachkommen während tausend Jahren Schaden bringen. Am dreizehnten Mai brachen die dreißig Männer auf, und Libussa's weißes Roß, gezäumt und mit einem fürstlichen Sattel versehen, gieng voran, und unter seiner Leitung kamen sie am dritten Tage nach Ueberſteigung der Berge an einen geringen Flecken, und fragten daselbst einen begegnenden Knaben nach Przemysl, und dieser zeigte ihnen denselben am Pfluge. Sie eilten hin und Libussa's Roß wieherte ihn an, senkte sich vor ihm auf die Kniee, und die Männer begrüßten ihn freudig als Fürsten, er aber setzte unbekümmert darum seine Arbeit fort. Da grüßten sie ihn wieder, nahmen das herzogliche Kleid hervor, und sagten ihm, daß Libussa mit ganz Böhmen ihn zur Herrschaft berufe. Da erst richtete er sich ganz unbefangen auf, stieß den Treibstecken in die Erde, lößte die Ochsen vom Pflug, und sagte zu denselben: „Gehet hin, woher ihr gekommen seyd." Diese erhoben sich in die Luft, und in einem weiten Bogen am Himmel rasch hinkreisend, senkten sie sich auf die Felsen und verschwanden in einem Spalte, der sich über ihnen schloß. Diesen Fels zeigt man noch heutzutage, und ein schmutziges Waßer, das aus demselben kommt, hat den Geruch von Rindmist. Der Treibstecken von Haselholz, welchen Przemysl in die Erde gestoßen hatte, grünte augenblicklich, und trieb drei Zweige.

Indeß wandte Przemysl den Pflug um, nahm rauhes, schimmliges Brod nebst Käse aus seinem Korb und legte es auf den Pflug, zu welchem Mahl er die Abgesandten einlud. Diese der Worte Libussa's gedenk, aßen von dem Brod, und tranken kaltes Waßer aus einem irdenen Gefäß, auf dem Rasen umhergelagert. Während dem wurden zwei jener Haselzweige dürre, der dritte aber grünte üppiger fort. Przemysl bemerkte, die Thränen mit Mühe zurückhaltend, den Abgesandten: Dies bedeutet das Schicksal meines Hauses. Denn Böhmen würde so viele Fürsten meines Geblütes gehabt haben, als der Haselzweige waren, aber durch euere Eile und Libussa's Unvorsichtigkeit ist es geschehen, daß nur ein Stamm bleibt. Auch geschieht es durch die Unbedachtheit euerer Herrin, daß dies Land nicht selten an Theuerung zu leiden hat. Wärt ihr erst von Haus ausgezogen, wann ich dies Feld fertig gepflügt hatte, dann hätte nie einer unserer Landleute von gekauftem Brode zu leben nöthig gehabt. Als ihn aber die Abgesandten nach der Ursache seines ungewöhnlichen Tisches fragten, antwortete er: Sie würden von seinem Haus eine harte und eiserne Herrschaft zu erwarten haben, denn so sey es vom Schicksale bestimmt.

Als nun die Zeit gekommen, um fortzuziehen, that Przemysl die übersandte Kleidung an, nahm seine Weidenschuhe in den Busen des

Kleides, setzte sich auf das Roß und zog mit auf die Burg Libin. Auf die Frage der Abgesandten, was er mit jenen Weidenschuhen beabsichtige, bemerkte er, sie sollten seinen Nachkommen ein Beweis ihres niederen Herkommens seyn, der ihren Hochmuth zähme. Diese Schuhe wurden wirklich auch von den Priestern des Wissegrader Tempels aufbewahrt, und Jahrhunderte lang bei der Einweihung des Königs in Böhmen unter den übrigen Denkmälern ausgestellt, bis sie zu Grunde giengen, als Kaiser Sigmund Wissegrad belagerte.

Libussa gieng mit einer großen Menge dem neuen Fürsten entgegen und führte ihn in die Burg Libin oder Wissegrad, wo die Hochzeit gefeiert wurde. Dann gab Przemysl Gesetze, die er unerbittlich vollzog, weßhalb sie auch so fest wurzelten, daß sie meist noch bis jetzt gelten. Er selbst gieng als ein Muster dem Volke voran, lebte mit Libussa in Eintracht, war wachsam und unbescholten. Der Sohn, den sie ihm gebar, ward Nezamysl, d. i. Unbedacht, benannt. *)

*) Schafarik (slaw. Alterth. II. S. 422) nimmt mit Pelzel das Jahr 695 für die Erhebung des Przemysl zum Fürsten an und bemerkt dazu: „Noch zur Zeit des Cosmas wurden die Schuhe desselben, in welchen er ehedem geackert hatte, zum Andenken in der fürstlichen Kammer auf dem Wyschehrad aufbewahrt. Tollet secum suos cothurnos ex omni parte subera consutos, quos fecit servari in posterum, et servantur Wissegrad in camera ducis usque hodie. Denn Przemysl hatte gesagt: faciam eos in aevum servari, ut nostri posteri sciant, unde sint orti. Cosmas p. 18. Ein offenbares Zeugniß dafür, daß die Sage von der Libuscha und Przemysl auf historischer Grundlage, d. h. auf einer wirklichen, wahrhaften Begebenheit beruht.“ Auf der vorhergehenden Seite (421) neigt sich Schafarik zu Palacky's Ansicht, um Geschichte zu gewinnen, indem er von den drei Töchtern Krok's sagt: „Solche außerordentliche Geistesbildung, welche die Nachkommenschaft in Krok's Töchtern bewunderte, dürfte, nach Palacky's Vermuthung, den Genoßen des Geschlechtes Samo mit ihren Landsleuten, den Weleten in Batavien, einem Lande, das damals gebildeter als Deutschland war, nicht ohne Grund zugeschrieben werden.“ Ferner äußert sich Schafarik (S. 422 Note 4): „Das offene Geständniß der Unkunde des ehrwürdigen Cosmas über ihre Geschichte (nämlich über die Geschichte der fünf nächsten Nachfolger des Przemysl) siehe in seinem Chron. Boh. p. 4. 23. Hajek weiß aus einer ganz besondern Offenbarung über sie alle nur zu viel, wie man bei ihm selbst nachlesen möge.“ Das Stillschweigen des ehrwürdigen Cosmas beweist nicht den Mangel an Erzählungen. Nachdem er (S. 1979) gesagt hat, er wolle von den Dingen schweigen, über welche geschwiegen werde, worunter auch die Regierung des Neclan ist, erzählt er (S. 1980 flg.) weitläufig einen Krieg zwischen Neclan und den Lutzanern oder Satzanern. Seine erfundenen Reden, seine eingeflochtenen Verse und Reminiscenzen aus den Schriften der römischen

Mit Kassa (Kazi) zeugte Biwog den Nebislaw, d. i. Edelgeboren. In Polen aber herrschte Wanda, die Tochter des ältern Krok, und zeichnete sich sowohl durch ihre Schönheit und Keuschheit, als auch durch

---

Literatur, seine zierliche Beredsamkeit über Frauenschönheit, Venus und Hymenäus, sind, wie reizend das Alles für einen Liebhaber seyn mag, doch gerade nicht die vollgültigsten Zeugniße für einen einfachen Sinn, der das Ueberlieferte treuherzig berichtet. Hat Hageck nicht erfunden und untergeschoben, sondern vorhandene Erzählungen mit Vorliebe für das Ausführlichste und Bunteste, was sie darboten, nacherzählt, so ist er darum nicht zu schelten, und Cosmas nicht zu loben, daß er es nicht gethan, zumal da er so schön zu schildern verstand, wie sein Gemälde des Mägdekriegs und des reizenden Ausganges desselben beweist.

Wenn ich dem Leser hier einige Ansichten eines bedeutenden slawischen Forschers mittheile, welche die Dinge, um deren mythologischen oder nicht mythologischen Inhalt es sich handelt, betreffen, so geschieht es nicht, weil ich etwa der Meinung wäre, diese czechische Erzählung sey es werth, daß man um sie streite. Selbst wenn sie viel mehr werth wäre, als sie es eigentlich ist, würde ich doch nicht darüber streiten, weil bei gänzlicher Verschiedenheit der Ansichten durch Streit nichts heraus kommt. Ich meinestheils sehe nicht ein, wie die Fabel von Libussa und Przemysl, denn für eine Fabel oder Dichtung gilt sie mir, die geringste geschichtliche Grundlage durch ein Paar Bastschuhe in der fürstlichen Kammer des Wissegrad erhalten kann. Eine Dichtung kann sich an ein Paar Bastschuhe knüpfen, und man kann ein Paar Bastschuhe auch einer Dichtung zu Gefallen unterschieben. Wie alt aber auch die in der Wissegrader Kammer aufbewahrten seyn mochten, und wären sie ein tausendjähriges Erbstück von einem Familienvater, dem ächten Ahnherrn in gerader Linie gewesen, so beweisen sie doch nicht, daß jemals eine Libussa, Tochter Krok's, gelebt und sich einen Mann vom Pfluge weg habe holen laßen, sondern von den in jener Kammer befindlich gewesenen wißen wir nur das eine, daß man sie mit der Libussadichtung in Verbindung zu setzen beflißen gewesen ist.

Was zweitens die Weisheit der Töchter Krok's betrifft, so ist die Ansicht Palacky's statt wahrscheinlich zu sein, ein seltsamer Erklärungsversuch. Welche Weisheit soll denn Samo aus Batavien mitgebracht haben, und wie soll er sie denn auch nur etwa bis ins dritte Glied seiner Nachkommen vererbt haben? Wer vermöchte wohl, selbst nur einen Wahrscheinlichkeitsbeweis, was man eben Beweis nennt, zu führen, daß der angebliche König Krok von Samo herstamme? Mit den bis jetzt vorhandenen Hilfsmitteln ist keiner im Stande, es zu thun. Warum sollten czechische Frauen nicht in Sage und Dichtung Eigenschaften besitzen, welche in gleichen Verhältnißen Frauen slawischer und anderer Völkerschaften zugetheilt wurden, ohne daß man sie aus Batavien herleiten könnte? Wie sollen denn die Haselnüße von Stadicz, woher Przemysl stammen sollte, erklärt werden? (Auch bei den Deutschen hatte die Hasel eine gewiße Heiligkeit; Grimm, S. 617.) Diese sind in der

ihre milde und gerechte Herrschaft aus. Der preußische Fürst Rythogor wollte sie zur Gattin, erhielt aber eine abweisende Antwort, weil Wanda ihre Jungfrauschaft den Göttern der Flüße und Berge geweiht hatte. Rythogor kam mit einem Heere, doch Wanda trat ihm so wohl gerüstet

---

That doch wenigstens eben so wichtig als die Bastschuhe, und genauer besehen, noch weit wichtiger, weil sie zu einem Gebrauche dienten, deßen Bedeutung einen tiefern Grund haben muß, als das Andenken an einen wirklichen, ehemals zu Stadicz wohnenden Menschen zu bewahren, wozu sie sich gar nicht eigneten. Samo wird von dem Einen ein Franke, von dem Andern ein Slawe genannt, und darum ist er für Schafarik ein Slawe, da sein slawischer Name den Ausschlag geben muß für letztere Nachricht. Die Weleten in Batavien sind natürlich die Slawen, von welchen er herkommt. Keineswegs kann man diese Ansicht ohne Weiteres gelten laßen als eine wohlbewiesene. Wenn Samo wirklich ein Franke gewesen wäre, der sich zu einem Herrscher der Czechen aufschwang, so konnte man ihn wohl auch einen Slawen nennen, uneingedenk seines Ursprunges. Was der Name Samo bedeute, wißen wir nicht; nehmen wir aber auch an, weil ein Sohn Waidewut's in Preußen ebenfalls Samo genannt wird, er sey ein ächter slawischer Name, so beweist das noch nicht, daß der Mann, welcher von den Slawen so genannt ward, wirklich ein Slawe von Abkunft war. So lange wir nicht wißen, was das Wort Samo bedeute, müßen wir die Möglichkeit zugeben, daß die Slawen einem Manne diesen Namen nach irgend einem Verhältniße geben konnten, so daß der eigentliche Name desselben darüber vergeßen ward. Ein Name kann unter solchen Verhältnißen nicht zu einem ausreichenden Beweise dienen. Nehmen wir ein Beispiel aus dem griechischen Alterthum. In Theben in Böotien war die Sage einheimisch, Kadmos sey aus Phönikien gekommen und habe die Stadt Theben gegründet, und so meinte man, den Namen aus der orientalischen Sprache herleiten zu müßen, wozu sich das semitische Wort Kedem, Ost, darbot, als hätte man damit den aus Ost Gekommenen bezeichnen wollen. Ohne bei dem, was gegen die Wahrscheinlichkeit der Benennung, die von den Phönikern selbst hätte ausgehen müßen, zu verweilen, kann ich auf Welcker's Erörterung (über eine kretische Kolonie in Theben. S. 23 flgg.) verweisen, der dargethan, daß der Name eine griechische Bezeichnung eines Führers und Ordners sey. Nun zeigt sich aber phönikischer Einfluß in der Religion zu Theben ganz deutlich, und mithin ist der griechische Name, der an die Spitze dieses Einflußes gestellt ist, keineswegs ein Beweis, daß der fremde Einfluß nicht Statt gefunden habe. Solcher Betrachtungen ließen sich noch mehrere anstellen, und zuletzt auch könnte man einen triftigeren Beweis für die slawische Abkunft des Namens Samo fordern, als der gegebene ist. Auch der Umstand, daß ein Semnone (denn aus Sennonago, was wohl nur Semnonengau bedeuten kann) über Czechen geherrscht habe, könnte nicht als gar zu unglaublich erscheinen, weil kleine Demokratieen, und in solche waren die Slawen vielfach zerspalten, eher einen Fremden zu

entgegen, daß seine Krieger den Kampf nicht wagten, und er sich mit einem Dolch erstach. Aber Wanda ward nach der Befreiung von dieser Gefahr von Blendwerken der Geister beirrt und stürzte sich in die Weichsel, und an das Ufer des Flußes Dlubna ausgestoßen, ward sie

---

ihrem Oberherrn annehmen, als einen von den ihrigen, wie das Beispiel der Slawen in Rußland zeigt, welche den Rurik, den Waräger, zur Hilfe gegen sich selbst beriefen. Doch um diese Anmerkung nicht allzu sehr anwachsen zu laßen, gehe ich zu dem dritten Punkt über.

Also der ehrwürdige Cosmas ist beachtenswerther, wenn er über Dinge der czechischen Vorzeit schweigt, als Hageck, dem der Vorwurf gemacht wird, er müße so Manches etwa durch Offenbarung wißen. Selbst wenn von wirklicher Geschichte und nicht bloß von Sagen die Rede wäre, könnte man doch, unbeschadet aller kritischen Grundsätze des historischen Verfahrens, annehmen, Cosmas habe wenigere Hilfsmittel benutzt als Hageck, man müßte denn etwa auf jene Hilfsmittel selbst zurückgehen und letzteren in dieser Weise der Erfindung von angeblichen Thatsachen überführen können; oder es müßten die Nachrichten sich durch sich selbst im geschichtlichen Zusammenhang als eitle Mährchen oder windige Uebertreibungen ergeben. Davon kann aber keine Rede in den Erzählungen von den älteren Zeiten der Czechen seyn, denn wirkliche historische Denkmäler der Vorzeit standen weder dem einen, noch dem andern zu Gebote, sondern ihre Angaben beruhen auf Sagen. In diesem Gebiet aber kann der eine zuweilen mehr finden, als der andere, je nachdem er mehr oder weniger Werth darauf legt, und mehr oder weniger dem Sagenhaften zugeneigt ist. Sagt doch Schafarik selbst (II. S. 420. Note 1): „Cosmas schon fand im Volk entweder keine Erinnerung an Samo mehr, oder er gab nicht Acht darauf, da er, gleich dem Martinus Gallus, auf die Sagen aus der heidnischen Zeit wenig gab. Konnte Hageck denn nicht, da er offenbar auf die Sagen aus der heidnischen Zeit mehr als Cosmas gab, nicht Erzählungen kennen, die sich bei Cosmas nicht vorfinden? Kadlubek z. B. gibt nicht an, daß Wanda sich in das Waßer gestürzt habe, etwas über ein halbes Jahrhundert später aber erzählt Boguchwal diese Fabel. Doch ist gar nicht zu glauben, daß sie damals oder gar durch Boguchwal erfunden worden sey, sondern wir haben nur eine fabelhafte Sage, die der Eine übergieng, die aber dem Andern zur Erzählung genehm war. Da wir gar nicht im Stande sind, weder Veranlaßung, noch Erfindung der einzelnen erzählten angeblichen Thatsachen auf irgend eine bündige Art nachzuweisen, so ist kein Grund vorhanden, da wo Cosmas schweigt und Hageck redet, letztern als den jedesmaligen Erfinder zu bezeichnen. Man kann von ihm nur sagen, er gebe die czechische Erzählung am ausgeschmücktesten. Insofern es sich in mythologischer Hinsicht eigentlich nur um die Libussasage handelt, kommt für mich nichts auf eine Vertheidigung Hageck's an; doch kommt etwas darauf an, daß ein Gebiet der bloßen Sage nicht in ein geschichtliches verkehrt werde, durch welche Mittel es auch versucht werden möge.

an der Stätte beerdigt, die jetzt Mogila heißt. Nach ihrem Tode war Polen eine Zeitlang ohne rechtmäßige Oberherrschaft.

Tetka vermählte sich mit Slawos Whodbogs (whod, gelegen, freundlich, holdselig). Libussa aber war stets unter den Schwestern die höchstgestellte, und obgleich Przemysl Fürst war, so galt sie doch besonders durch ihre Weißagung als mächtig und ihr Einfluß war in Allem von hoher Bedeutung. Es wird von ihr bei Gelegenheit eines Gehörs, welches die fürstlichen Gatten den Vornehmen des Landes gewährten, angegeben, daß sie einen goldenen Frosch in der Hand gehalten habe. Im Jahre 735 starb Libussa, nachdem sie Alles um sich versammelt und Abschied genommen, und zu ihren Göttern in der Kapelle des Zelu geopfert hatte. Przemysl gab der Todten bei der Bestattung fünf Goldmünzen in einem Beutel in die linke Hand für den unbekannten Gott, und zwei Silbermünzen in die Rechte, eine für den Führer, die andere für den Fährmann.

Libussa hatte viele edle Jungfrauen in ihrem Gefolge gehabt, die trefflich waren im Reiten, Jagen, Bogenschießen und überhaupt in männlichen Uebungen. Die vornehmste darunter war Wlastislawa oder Wlasta, eine sehr kühne Jungfrau, aber höchst verschmitzt, unzuverläßig und ehrgeizig, dabei furchtlos in Gefahren und mordlustig. Diese berief ihre Genoßinnen und sie beschloßen, daß Wlasta den Przemysl, Stratka den Hyndhwog zum Gemahl begehren solle, damit sie selbst den Gemahl bestimmen, wie Libussa es gethan, und so in ihrer herrschenden Stellung bleiben. Da aber auf die an Przemysl abgesandte Botschaft keine genügende Antwort erfolgte, so begann Wlasta Krieg (diesen setzt der Chronist Cosmas noch in Libussa's Zeit), verstümmelte einen Abgeordneten des Fürsten und befestigte die Burg Diewin, d. i. Mädchen=burg. Von hieraus verbreiteten diese Kriegsjungfrauen Verderben, und als die Männer unter Samoslaw gegen sie zogen, erfocht Wlasta den Sieg, und setzte ihre Grausamkeiten fort. Doch im Jahr 743 zog Przemysl gegen die Burg und lockte nach einem heftigen Angriff durch verstellte Flucht die Jungfrauen heraus; Wlasta fiel, die Burg ward genommen, und dieser Noth, die sieben Jahre gedauert hatte, ein Ende gemacht. Zwei Jahre später starb Przemysl und sein Sohn Nesamysl folgte ihm nach in der Herrschaft. Im Jahr 775, erzählt Hageck (II. 326), erhielt Nesamysl vieles Gold aus dem Bergwerk des Berges Gilow zum Geschenk, und ließ die Bildsäule der Göttin Krassatina daraus machen und in der Capelle des Pallastes aufstellen. Am ersten Neumondstag opferte der Fürst und seine Gemahlin der Göttin Gerüche, Harzkränze und Haare. Bei diesen Opfern sollen sich nicht selten Wunder begeben haben, und es soll das Bild auch oft geweißagt haben, wenn es einmal liegend gefunden werde, werde einer der beiden Gatten bald sterben.

Ueberall ist das Weib in diesen angeblichen Geschichten, wenn auch ein Mann als Herrscher genannt wird, besonders wichtig. Auf Libussa's goldenen Stuhl mußte sich Böhmens Fürst setzen, um die Weihe zur Herrschat zu erlangen und von ihr Besitz zu nehmen. Weißagung und Zauberkünste sind fast nur den Frauen eigen, denn das will wenig sagen, wenn es bei Hageck (III. S. 246) von dem Könige Przemysl heißt, er habe angegeben, er wiße durch Weißagung, daß sich nach acht Tagen die Göttin Dyrcee und der Gott Zelu von Wlasta und ihren Kriegsjungfrauen abwenden würden. In der Geschichte des Jahres 891 erzählt Hageck (III. S. 61): Wlastislaw erbaute seiner Gemahlin Widislawka (Schön von Gesicht, wid, Gesicht, Aussehen, Erscheinung) die Burg Lowin (Jagdschloß), einen herrlichen Sitz mit allem Frauenprunk, ein Wunder für jene Zeit. Diese Frau war unglaublich anmuthig, berühmt in allen Zaubereien, und diese Burg diente ihr als Schule und Tempel dafür. Aber in ihren Zaubereien traf sie der Blitz.

Hageck erzählt in der Geschichte des Jahres 891 (III. S. 260), daß der Fürst Borziwoj die schöne, mit allen Gaben einer glücklichen Natur ausgestattete Tochter Slawibor's, die Ludmilla heurathete. Sie hieng sehr am Heidenthum, und ehrte von Kindheit an vorzüglich die Göttin Krosina, und bewog ihren Gemahl, das goldne Bild derselben machen zu laßen. Dieses stellte sie in einer Capelle auf, wo ihm eine ewige Lampe brannte. Als Swatopluk, der Mährenfürst, im folgenden Jahre dem Borziwog ein Faß trefflichen Weines sandte, trank Ludmilla von demselben ihrer Göttin Krosina zu, und der Himmel, der drei Monat unerbittlich gewesen war, regnete so stark, daß die ganze Natur wieder auflebte, wodurch die Achtung vor Ludmilla und die Ehrfurcht vor Krosina sehr zunahm.

Wie man aber gewöhnlich alte Frauen als Weißagerinnen und Zauberinnen findet, so fehlt es auch der böhmischen Erzählung nicht daran. Eine alte Weißagerin ruft 869 dem Neklan, der mit Wlastislaw in Kampf gerieth, von einem hohen Felsen zu, daß der Götterzorn ihn mit seinen Leuten verfolgen werde, weil sie ungeweiht in den Kampf giengen. Um den Grund ihres Fluches befragt, gab sie an, sie müßten den Göttern eine Eselin opfern, und alle davon kosten, wenn sie siegen wollten, denn die Götter Prags begehrten dieses Opfer. (Hageck III. 98.) (Aeneas Sylvius läßt die Alte ein Menschenopfer fordern, und Neklan einen Jüngling dazu bestimmen, aber die älteren Berichterstatter und Cosmas laßen es beim Esel bewenden.)

Hier tritt überall das weibliche Geschlecht äußerst bedeutend hervor, und wie spät auch immerhin die ganze Erzählung ausgebildet seyn mag mit ausschmückenden Zuthaten, so müßen wir doch annehmen, daß ein solches Verhältniß des weiblichen Geschlechts nicht eine so wesentliche Rolle in der Vorzeit eines Volkes spielen könne, wenn nicht die Dichtung (denn

so ist sie zu nennen, da von historischer Wahrheit keine Rede seyn kann), sey es in der Sage, sey es in dem Glauben, einen Boden fand, auf dem sie erwachsen konnte. Wir können die hohe Stellung und Herrschaft des Weibes bei Völkern auf der Bildungsstufe, auf welcher diese, deren Alterthum Frauenherrschaft zugeschrieben wird, standen, nur für möglich halten, wenn die Religion den Grund für eine nach jenen Verhältnißen unnatürliche Einrichtung hergab. Wo aber die große Lebensmutter in bedeutender Verehrung stand, konnte das Weib um der Göttin willen zu zu hoher Stellung gelangen. In der czechischen Erzählung ist sicher die Erdgöttin Veranlaßung gewesen für die Frauenherrschaft, und der Landbauer wird Gemahl des herrschenden Weibes, was vortrefflich zusammen paßt. Freilich ließe sich der Landbauer auch als Gründer eines Staates aufstellen, weil die festen Wohnsitze eines Volkes den Landbau bedingen, aber die Erzählung lautet nicht zu Gunsten einer solchen Erklärung. Denn nicht der Landbauer ist der eigentliche Gründer des czechischen Staates, sondern das Weib, welches sich denselben zum Gemahl erwählt, steht an der Spitze.

Niwa *) wird die Mutter der Libussa und ihrer Schwestern genannt, und es stimmt dieser Name ganz zu der Erklärung, daß die Erdgöttin die Hauptbedeutung in der czechischen Sage habe, denn wir haben oben gesehen, daß Niia, Niwa einer der Namen derselben sey. Die Namen der drei Schwestern bedeuten, Libussa (auch wird sie Liubissa, Lubussa, Lubossa genannt, und liubisse hatte die Bedeutung: es gefällt), die Liebende oder die Liebliche (czechisch libiti, lieben, gefallen), Kassa, die Herrscherin (kazati, befehlen. Kasimir, Herrscher der Welt, denn mir bedeutet Welt) oder die Lehrende, die Anzeigende (kazi heißt im Altczechischen, anzeigen, lehren, zeigen). Tetka bedeutet die Muhme (teta, tetka), ist aber ein Verwandtschaftswort (tata, tatik, polnisch

*) Der Name Krok, wie der Vater Libussa's heißt, lautet auch Krak (und zwar ursprünglich Schafarik II. S. 420), und die Benennung der Stadt Krakau enthält diese Mundart, die Bedeutung aber ist uns unbekannt, denn nur als Name des Raben oder der Krähe kann dieses Wort gelten und ist außerdem für uns unverständlich. Wem es auf einen Einfall mehr oder weniger nicht ankommt, kann in Niia, Niwa die Todtengöttin erkennend den Leichenvogel, der ein weißagender ist, nämlich den Raben verwenden, um Libussa's Vater zu erklären. Sie könnte ja als eine Weißagerin eine Art Velleda, eine Wale seyn, deren Weißagekraft aus der Todtenwelt stammt, mit welcher daher der weißagende Leichenvogel, der stets auf den Tod hindeutet, möglicherweise in Verbindung kommen und selbst zu einer Personification in dem mythischen Krak oder Krok gelangen konnte. Nur findet dabei der Uebelstand Statt, daß solche Einfälle in die Weite führen, wo man nicht mehr weiß, ob man nicht in die Irre gerathen sey.

tata, tatka bedeutet Vater, Väterchen). Diese Namen treten nicht aus dem Kreise, welcher die Wirksamkeit der großen Lebensmutter umfaßt, und eignen sich sowohl für sie selbst, die eine liebliche Herrscherin oder Unterweiserin und eine mütterliche Göttin ist, als auch für Frauen, welche im Kreis ihrer Wirksamkeit erdichtet sind. Die Dichtung blieb selbst für die Wohnorte dieser drei Frauen ganz und gar bei den einmal gewählten Namen stehen. Libussa wohnt in Libin, Tetka auf dem Gebirge von Tetin, und der Berg Kazin ist mit Kassa in Verbindung gebracht. Man beachte wohl, wie die Weißagung und die Zauberei bei diesen Jungfrauen stark hervorgehoben worden ist, als die Eigenschaft, die ihnen vor allen zukommt, die aber ein vorzügliches Eigenthum der Unterwelt und der Erdmutter ist, welche das Todtenreich besitzt. Der Spruch: Das kann Kassa selbst nicht entdecken, heißt, wenn wir der wahrscheinlicheren Ableitung des Namens (von kazi) folgen, das kann die Anzeigerin, die Weißagerin selbst nicht entdecken.

Beachtenswerth ist auch der Eber in dieser Sage. Kassa heurathet den Mann, der seine Stärke an dem Eber erprobt hat. Man kann zwar sagen, es habe nur gegolten, einen starken Mann zu bezeichnen, und da liege eine solche Probe nahe, aber in einem Gebiete der bloßen Dichtung, deren Keim nicht zu verkennen ist, läßt sich doch auch die Ansicht nicht abweisen, die Bestandtheile des in das Geschichtliche umgewandelten Mythischen, seyen bei der Betrachtung des angeblich Geschichtlichen nie ganz aus den Augen zu setzen. So darf man sich auch bei dieser Erzählung, daß ein Eber die Entscheidung zur Vermählung der Kassa gegeben, daran erinnern, daß in der Mythologie der Eber eine sehr bedeutende Beziehung zu der Erdgöttin hat. Sonderbar genug lautet es, daß Libussa den Helden, der den Eber fängt, mit ihrem goldenen Gürtel belohnt.

Das Roß, welches bei den Slawen zur Weißagung diente, muß auch die Leitung bei der Gründung des czechischen Reichs übernehmen und über den Herrscher entscheiden, und dieses Roß ist ein weißes. Das czechische Volkslied spricht nie vom weißen, sondern stets vom schwarzen Roß, aber wir vermögen daraus in der Wüste der czechischen Mythologie keinen Anlaß zu einer irgend ersprießlichen Betrachtung zu nehmen. Der Stab, womit Przemysl seine Ochsen trieb, grünt wunderbarer Weise in Haselzweige empor, worin eine Beziehung liegen muß, die uns deutlich zu erkennen nicht vergönnt ist. Die Bedeutung der Haselnuß aber zeigt sich als begründet in einem Gebrauche. Hageck (II. S. 170) meldet: Die Haselnüße von Stadicz, welches Privilegien genoß, wurden bei der Königsweihe dargebracht. Ein Maaß derselben wurde vor des neugekrönten Königs Füße geschüttet, welcher Brauch bis auf Ferdinand den Dritten dauerte. Mit Stadicz findet sich Libussa in Verbindung gebracht.

Cosmas meldet als Gerücht, d. h. wohl, als Volksaberglauben, daß Libussa oft in der Nacht nach Stadicz in gespenstischem Ritte gezogen und immer vor dem Hahnenschrei wieder zurückgekehrt sey.

Grade als sogenanntes Gerücht hat diese Nachricht für uns eine größere Bedeutung, als derlei Gerüchte nur auf dem Volksaberglauben beruhen können. Wir sehen also die Libussa einen gespenstischen Ritt während der Nacht nach Stadicz wiederholen, und wenn auch nichts Näheres angegeben wird, so ist doch die Bedeutung dieses Aberglaubens leicht zu erkennen. Wie in der germanischen Mythologie die Lebensmutter als Herrin der Todten mit den Gespenstern umzieht, wie wir es von Frau Hulde und Frau Berchte wißen, so ist also in dem czechischen Aberglauben dieses Thun der Libussa zugetheilt gewesen, mag sie nun allein nach Stadicz geritten seyn, oder im Geleite der Geister. Schwerlich hatte sie zu diesem Ritte das weiße Roß, welches die Erzählung sie dem Przemysl zusenden läßt. Da wir in dem König Przemysl eine Gottheit nicht nachzuweisen vermögen, *) so ist es mißlich, die Haselnüße von Stadicz auf ihn zu beziehen, welche, wenn sie ihm nicht zugehören, der Libussa zugetheilt werden müßen. Ist doch auch im Aberglauben, welcher die sogenannte Wünschelruthe zum Gegenstonde hat, die Haselstaude, ein wichtiges Gewächs, weßhalb aber dieses so ist, wißen wir nicht. Fast scheint es, als sey die Haselstaude der Erdgöttin geweiht gewesen und habe eine Beziehung zur Unterwelt gehabt.

Ueber die Ausbildung der ganzen fabelhaften czechischen Geschichte sind wir nicht im Stande etwas zu ergründen, weil sie zu monoton ist und nirgends einen Fortschritt zeigt, hauptsächlich darum, weil es ihr an jeder höheren sittlichen Bedeutung fehlt, welche in der germanischen Sage im Norden, so schön und kräftig hervortritt. Völker pflegen sich gerne für ihre Vorzeit eine Heldensage zu bilden, wovon aber nichts in dieser czechischen Erzählung zu finden ist, da sie den Kriegsjungfrauen

---

*) Unter wir verstehe ich nicht alle Leute, denn es kann auch welche geben, die einen Gott in ihm nachweisen können, ja ich selbst könnte es im Scherz oder im Nothfalle. Da würde ich sagen: Przemysl ist der weißagende Gott, darum der Einsichtsvolle, Vorbedachte genannt; er ist der Sonnengott, dem Weißagung und Einsicht gehört, und er reitet auf dem weißen Sonnenroße. Die Sonnenrinder sperrt er am Abend in den Berg, wie in Indien der böse Panin sie einsperrt, und Hermes, der Tagdieb, die gestohlenen in der Grotte von Pylos, u. s. w. In Polen wird 53 Jahre nach Wanda's Tod, nachdem in dieser Zeit mancherlei Führer und Richter gewesen, ein Fürst gewählt, Namens Przemysl, ein tapferer, kriegskundiger Mann, der mit Klugheit und List die Unruhigen überwand und den Frieden in das Land zurückbrachte, weßhalb man ihm den Beinamen Lesko, des Listigen, gab.

allein einen poetischen Schimmer, und selbst das nur in einem geringen Maaße, verleiht. Wie viel Werth und Gehalt einzelnen Abweichungen zuzuschreiben sey, und warum sie Statt gefunden haben, läßt sich nicht bestimmen. So wird statt der Kaßa von Anderen Biela, d. i. die Weiße, genannt, welche dagegen wiederum Andere für eine Tochter der Kaßa ausgaben.

Die Lebensmutter erscheint in dieser Erzählung unter mehreren Namen als die Göttin dieser hochgestellten Frauen, wie es natürlich zu erwarten ist. Wir finden die

## Klimba,

aber welche Form der Erdmutter unter diesem Namen gemeint war, wißen wir nicht. Die Nachricht, welche am ausführlichsten lautet, ist folgende: Diese Klimba halten Manche für die nämliche Göttin, wie Klyvina, die Göttin der Klatowca, und Hammerschmidt beschreibt diese also: Ihr Bild stellt ein Weib vor aus einem ganzen Stein gehauen, mit einem schönen steinernem Kranz auf dem Haupt, einen goldnen Speer in der Rechten, in der Linken einen Schild, und ein beständiges Feuer brannte vor diesem Bilde. (Hageck II. 282.) Wie glaubwürdig die Nachricht von dem Bilde der Klimba oder

## Klyvina,

mit der sie ein und dieselbe seyn soll, zu achten ist, vermag ich nicht zu bestimmen. Ferner erzählt Hammerschmidt (bei Hageck III. S. 109): es habe 869 nach Neklan's Sieg über Wlastislow, ein Wiechoslaw zu Klattow zu Haus der Kriegsgöttin Klyvina ein Heiligthum errichtet mit einer silbernen Bildsäule, die sehr berühmt geworden sey, durch ihre Weißagungen. Naczinsky setzt diese Göttin zu Klattow schon in das Jahr 791, und giebt an, ihr Cult habe dort 221 Jahre gedauert.

## Krassatina, Krosina,

Krasina, Krassa, sind verschiedene Formen eines Namens der Erdgöttin und Lebensmutter, welche sie als die Schöne bezeichnen, denn sie gilt auch für schön, wie bei den Griechen Artemis, eine Form dieser Gottheit, nicht nur schön, sondern die Schönste hieß; Aphrodite oder Venus, eine andere Form der Lebensmutter, gar nicht in dieser Hinsicht zu rechnen; (czechisch heißt krasa, Schönheit, krasne, krasny, schön). Stransky, der freilich nicht der beste Berichterstatter ist, meldet (de rep. Boh. Kap. 6.): Auch hatte fast jeder seine Hausgötter und ehrte sie außer den öffentlichen mit Spenden und Opfern; so verehrte Tetka, die Schwester der Libussa, die Klimba, Przemysl die

## Dyrsa.

Welche Göttin, d. h. welche Form der Erdgöttin diese Dyrsa oder wie sie auch genannt wird, Dyrcee gewesen, ist, da die Bedeutung des Namens nicht feststeht, nicht zu sagen. Warum Stransky sie dem Przemysl zuschreibt, und ob er dieses mit Recht thue, ist nicht klar. Derselbe fährt fort: Nesamysl ehrte die Krasatina, Banca die

## Kyhala,

und Ludmilla die Krosina.

Kriegsjungfrauen nennt uns die czechische Erzählung, und zwar ganz in der Weise der Amazonen, und wenn auch über den Quell, aus dem diese Dichtung gefloßen ist, kein Zweifel obwalten kann, so waltet ein um so größerer Zweifel darüber ob, wie diese Dichtung, d. h. durch welchen Einfluß sie diesen Weg einschlug. Sie ist spät, und es fragt sich, ob die Sage von Amazonen oder eine Kunde von den Walkyrien der Germanen, darauf einwirkte. Am wahrscheinlichsten ist es, daß die Amazonensage, d. i. die Sage von kriegerischen Frauen, welche den Vorzug des weiblichen Geschlechtes zu Ehren der großen Lebensmutter bis zu dem Grad ausdehnte, daß sie weibliche Kriegsheere dichtete, die Veranlaßung zu den czechischen Kriegsjungfrauen gegeben. (Da es nicht hieher gehört, die Frauenherrschaft und die Amazonen ausführlich zu behandeln, so unterlaße ich es, und rathe dem Leser, welcher sich darüber unterrichten will, Welcker's Zusammenstellung in dem Buche über des Aeschylos Promethee S. 585 flgg. zu lesen, wo er zugleich mit den Nachrichten eine vorzügliche Behandlung derselben findet.) Die Walkyrien selbst sind wunderbar, jene Kriegsjungfrauen aber nicht, und wo sie in die Sage, die sich als geschichtliche Erzählung giebt, eingeflochten sind, erscheinen sie nur einzeln und gar nicht amazonenartig.

Die czechische Erzählung ist aber, was bemerkt werden muß, in Beziehung auf Frauenherrschaft und Amazonenthum keineswegs in einer inneren Uebereinstimmung gebildet. Wahrsagung und Zauberkunst stellt die Frauen hoch, aber sie vermählen sich in fester Ehe, und in dieser ist der Mann nicht untergeordnet. Das ist kein reines Amazonenthum, nicht einmal reine Frauenherrschaft, so daß die Kriegsjungfrauen keineswegs in vollem Einklange mit diesem Verhältniße stehen. Anklänge aus den alten Zeiten, welche die Frauen um der Lebensmutter willen zu hochbegabten Wesen machten, könnten wohl, denn diese Möglichkeit läßt sich nicht in Abrede stellen, die Veranlaßung gewesen seyn, daß Erfinder czechischer Geschichten, denen die Amazonensage nicht unbekannt war, die Fabel von Kriegsjungfrauen daran knüpften, aber es kann eine noch nähere Veranlaßung dazu gegeben haben. Die Burg Dewin, welche dem Wissegrad

gegenüber lag, bedeutet Magdeburg, und wie Magdeburg an der Elbe zu einer albernen Fabel von der Venus Veranlaßung gab, damit die Benennung ihre Erklärung fände, so kann auch die Erzählung von den Kriegsjungfrauen lediglich ein phantastischer Versuch zur Erklärung jenes Namens des czechischen Schloßes seyn. Der Name aber zeigt, daß beide Orte von der Verehrung der Lebensmutter, diese als schöne Jungfrau angenommen, ihre Namen erhalten haben. Die große Dürftigkeit der slawischen Ueberlieferung läßt es nicht zu, die verschiedenen Formen der Lebensmutter nachzuweisen, aber daß es verschiedene Formen gab, ist dennoch unverkennbar. Wir haben ja gesehen, daß Baba eine Alte, eine Hebamme, Nija eine Todtengöttin, Krasatina eine Schöne, sey, und daß wir mithin bei den Slawen auch die Lebensmutter, je nach den verschiedenen ihr zugeschriebenen Dingen, jung und alt anzunehmen haben, denn eine Schöne kann nicht als eine Alte gelten. Sehen wir auf die verschiedenen Formen dieser Göttin in anderen Mythologieen, so finden wir auch das Verhältniß derselben ähnlich, und sehen die Formen wechseln, wie auch die ihr zugeschriebene Macht und Wirksamkeit. Die Himmelskönigin Hera, die als Eileithyienmutter die Hebamme, die Baba ist, und ganz und gar die große Lebensmutter, finden wir bei den Arkadiern zu Stymphalos in drei Tempeln verehrt, in dem einen als Jungfrau, in dem andern als Vermählte, in dem dritten als Wittwe. (Pausanias VIII. 22. 2.) Es kann daher gar nicht bezweifelt werden, daß die schöne, jugendliche Göttin, so gut wie man sie Krasatina, die Schöne, nannte, auch eine Dewina, d. i. Mädchen, Jungfrau heißen konnte, und daß darum auch jene zwei Orte den Namen von ihr haben konnten.

Dürfen wir der Erzählung, die wir über Nesamysl und seine Gemahlin haben, einen mythologischen Zug zu enthalten zutrauen, so wären wir im Stande, doch auch eine Kleinigkeit von dem Culte der Krassatina zu erfahren. Gerüche, Harzkränze und Haare soll dieser Fürst und seine Gemahlin dieser Göttin geopfert haben. Wurden die Haare verbrannt, dann hätten sie eine Bedeutung, wie die Nägel, welche zum Opfer dargebracht wurden, man opferte nämlich Theile des menschlichen Leibes, als ob es der Gottheit angenehm sey, den menschlichen Leib oder auch nur Theile desselben zum Opfer zu empfangen. Am Neumonde sey dieses geschehen, sagt die obige Erzählung, und wenn wir auch sonst nicht von der Wichtigkeit des Neumondes bei den Slawen hören, so kann diese Angabe keinen Verdacht gegen jene Erzählung erregen, da wir diese Zeit in anderen Mythologieen als eine wichtige erkennen, über die slawische aber bloß in Unkenntniß sind, und eine einzelne Nachricht über dieselbe dadurch nicht zweifelhaft wird, daß sie einzeln dasteht. Die Semiten feierten den Neumond, den Germanen war er wichtig und bei den Griechen gehörte er dem Apollon, dem Gott, welcher der Zeitordnung

obwaltet. Freilich das können wir nicht bestimmen, warum der Krassatina grade am Neumonde geopfert ward, ob das nämlich überhaupt eine Opferzeit war, oder ob der Neumond eine besondere Beziehung zur Göttin hatte. Möglich war eine Beziehung des Mondes zur Lebensmutter, weil der Mond das Maaß der Zeit ist, und die Geburten an ein bestimmtes Zeitmaaß gebunden sind. Auf das Haupt der Lebensmutter Artemis setzte die spätere Zeit den Mond und machte sie sogar selbst zu einer Mondgöttin. Der Juno war in Rom der erste Tag des Monats geweiht; die Lanuvinische Juno aber hatte eine Fußbekleidung, die im Bilde grade einen Halbmond darstellt, und gewiß nicht umsonst diese Form hatte. Sie sollte damit als eine mit dem Mond in Verbindung stehende Göttin dargestellt werden. Schade nur, daß die Nachricht selbst, die nichts Unwahrscheinliches in sich hat, eine so spät überlieferte ist.

---

# V.

# Unterwelt.

Wie die Erdgöttin als Lebensmutter der Geburt des Menschen waltete, so nahm sie ihn, wann er aus dem Leben schied, in ihrem Schooß auf, und sein Geist war in ihrem Bereich. Als Herrscherin der Unterwelt, die des Menschen endliches Schicksal bestimmte, war sie eine gefürchtete Göttin, insofern der Mensch den Tod fürchtet. Ihr gehört Bestimmung und folglich Kenntniß des Schicksals, ursprünglich des Lebensendes, und darum wendet man sich an die Unterwelt, um von ihr zu erfahren, welches sein Schicksal sey. Diese Todes- und Schicksalsgöttin hat, wie in der germanischen Mythologie zur Dichtung der Walen und Walkyrien, so in der Slawischen zur Dichtung der Wilen geführt. Daß Walen und Wilen dem Namen nach verwandt seyen, wird von Manchen angenommen, kann aber nicht grade für gewiß gelten. Genau genommen, ist die Erdmutter als Todes- und Todten-göttin selbst die Wile, wie der sogenannte Teufel litthauisch welinas, welnas, lettisch wels, welns heißt, und die Todtengöttin Welona, mit welchen Namen der der Wile verwandt seyn kann. In den Liedern der Serben spielt die Wile eine bedeutende Rolle und ist bei diesem Stamme ganz einheimisch, vollständig zu einem Schicksalswesen ausgebildet. Wie frühe oder wie spät diese Ausbildung Statt gefunden habe, ob dies nur bei den Serben geschehen sey, sind Fragen, welche zu beantworten die arge Zertrümmerung der slawischen Mythologie nicht zuläßt. Können wir aber auch darüber nichts bestimmen, so muß es uns doch, und hätte auch die Ausbildung erst in späterer Zeit begonnen, ganz willkommen seyn, auf slawischem Gebiet einer solchen Gestaltung der Todes- und Schicksals-göttin zu begegnen. Frankl äußert sich in der Vorrede zu seiner „Gusle“ betitelten Liedersammlung in der Kürze hierüber, wie folgt:

Plastisch schön hat die Phantasie des Volkes die Wila gebildet. Diese ist mit den magyarischen Willi's, gestorbenen Bräuten, die ihre Bräutigame zu Tode tanzen und küssen, nicht zu verwechseln; wohl aber mit der Wela der böhmischen, mit der Schalawila der polnischen Volkssagen und mit der Wola der Edda verwandt. Die Wila ist eine weiße Jungfrau in weißwallendem Gewande, mit flatterndem Haar und dunklen, schönen Augen; sie wohnt im tiefen Wald und auf Berggipfeln, sie sammelt Wolken, weissagt und ist heilkundig, den Helden freundlich, vorzüglich, wenn sie mit ihr verbrüdert sind, ist sie zuweilen Mundschenkin. Die Wilen sind aber auch feindlich, wenn man sie bei ihren Kolotänzen überrascht, sie beim Essen stört.

Es wurde von ihnen geglaubt, daß sie in der Luft schweben, und tödliche Geschoße auf die Menschen senden. Sie schließen aber auch mit

einzelnen Menschen Freundschaft, und erscheinen einzeln unter besonderen Namen. Wenn die Wile im Walde ruft, lautet es klappernd, wie das Hacken des Spechts.

Ein von der Mutter durch unvorsichtige Reden dem Teufel übergebenes Kind wird von der Wile geholt, und der Serbe flucht: die Wilen sollen dich holen. Um zu sagen, es sey die äußerste Noth und Gefahr vorhanden, heißt es bei den Serben: die Wilen kommen einem vor die Augen. Auch hat man gedichtet, die Wile reite auf einem mit Schlangen gezäumten Hirsche. Bedeutender ist der serbische Aberglaube, ein mit der Glückshaube gebohrenes Kind, gehe zu den Wilen und wiße mehr als andere Menschen. Da erscheinen sie als die Weisen, die Schicksalskundigen, von denen man lernen kann, was über der Menschen Wißen geht.

Anton, Versuch über die alten Slawen (2. S. 52) bemerkt: Die ehemalige Verehrung der Nymphen, von denen Prokopius und Helmold in zwei verschiedenen und sehr entfernten Perioden reden, sieht man noch aus alten Resten hervorschimmern. Noch haben die Illyrier Volkslieder, in denen sie unter der Benennung Willa (Wilen) vorkommen, und den Bergen, Schlößern und Ländern vorgesetzt seyn sollen. Herr Szabolovich hat mir einige Zeilen eines Gedichtes übersendet, die so lauten:

„Jos nebisse zora zabililа
Ni danicza promalila lioza
Zowe Willa, z Prologa Planine
Witezowe od rawne Czetine.
Noch leuchtete die Morgenröthe nicht,
Noch zeigte der Morgenstern sein Licht nicht.
Du rufst die Willa aus dem Berge Prolog
Die Helden des platten Tschettine."

Wie dürftig auch immerhin unsere Kenntniße von den Dingen der slawischen Mythologie seyen, so dürfen wir die Wilen doch nicht unbedingt zu den Nymphen rechnen, von welchen Prokop und Helmold sprechen. Diese giengen von griechischen und römischen Vorstellungen aus, und nach diesen sind die Nymphen Göttinnen der Quellen, Bäume, Berge u. s. w. Die Wilen aber sind Schicksalsgöttinnen und mischen sich in das Leben der Menschen mit ihrer Macht, und solche hätte Prokopius nicht Nymphen genannt. Waßergöttinnen aber, wie die Rusalken es wirklich sind, konnte er nicht anders als mit jener Benennung bezeichnen. Betrachten wir das Wirken, welches den Wilen zugeschrieben wird, so ist offenbar ihr Wesen ein Unheimliches, den Menschen Bedrohendes, und ihre Geschoße gleichen denen der Elfen, dem Alpschoß; sie holen den Menschen in die Unterwelt, und wenn sie auch eine freundliche Seite haben, so ist diese doch nicht die vorwiegende, sondern jene furchtbare. Vermögen sie Wolken zu versammeln und wohl auch diese sich entleeren laßen, so wird auch anderen

Geistern, und zwar der Unterwelt dieses zugeschrieben, denn Wind und Wetter liegen auch in der Gewalt des Zaubers der Unterwelt, und darum können selbst die Hexen Gewitter und Hagel u. s. w. hervorbringen. Daß sie auf schlangengezäumten Hirschen reiten, ist nur eine Ausmalung, wie wir in der germanischen Mythologie den weiblichen Unterweltsgeist auf dem schlangengezäumten Wolfe reiten sehen, denn wenn die Wilen in der Luft schweben, brauchen sie kein Thier, welches sie trägt. Wir ersehen aber aus dieser Dichtung, daß man dabei die schlimme Seite der Wilen nicht vergaß, sondern die Schlange als Sinnbild der Unterwelt anwandte. Der Hirsch scheint nur wegen seiner Schnelligkeit gewählt zu seyn, um auszudrücken, die Wilen seyen schnell wie Hirsche.

Daß die Czechen die Fee auch mit dem Namen Wila bezeichnen, ist in so fern zu beachten, als dieselbe ihnen auch als eine Schicksalsgöttin kund geworden seyn muß, denn als Schicksalsgöttin nennen sie die Fee auch Osudenka, Osudička, Osudnice, von osud, Schicksal.

Doch betrachten wir einige bezeichnende Stellen der serbischen Lieder selbst, worin diese Gottheit in ihrem Wesen und Wirken dargestellt wird.

In dem serbischen Heldenliede von Mujo und Alija (Gusle von Frankl S. 24) hören wir von dem Wirken der Wilen. Beide Helden, die Brüder sind, schlafen unter einer Tanne:

„Plötzlich schauten auf drei weiße Wilen,
Spricht die Aeltste zu der jüngern Wila:
„Wunderbar die beiden guten Helden!
Welche Wila sie entzweien würde,
Ihrer seien hundert Stück Zechinen."
Und sogleich flog auf die jüngste Wila,
Flog empor gleich mit den weißen Flügeln,
Ließ sich auf den Kopf des Mujo nieder,
Und benetzte ihn mit heißen Thränen,
Bis dem Mujo das Gesicht verbrannte.
Aufsprang Mujo, so als wär' er rasend
Und umblickend sieht er gleich das Mädchen."

Nun verwundet er Alija tödlich, und nimmt die Wila hinter sich aufs Pferd. Doch Alija ruft ihm nach, seinen Rappen mitzunehmen, doch als er dies gethan und die Wila darauf gesetzt hatte, stimmt ihn ein begegnender Rabe traurig, und die Wila sagt alsdann zu ihm:

„Mujo, kehre um in deine Stapfen,
Bin heilkundig einst gewesen, Mujo!
Und den Bruder könnt ich jetzt dir heilen."

Als er dies gethan hatte und zu dem verwundeten Bruder gelangt war, sah er sich nach dem Mädchen um. Der Rappe war da, das Mädchen aber war verschwunden und der Bruder todt. Da stieß er sich den Handschar in das Herz.

In dem Heldenliede von Theodor und Zara (daselbst S. 69) heißt es: Welche Wilen haben dich besieget? für: welches Todes bist du gestorben, und: Nicht die Wilen haben mich besieget, für: ich bin nicht umgekommen.

Serbische Frauenlieder (daselbst S. 89), beim Kolotanzen:

„Peter prahlte, keine schönre
Gattin giebt es, als die meine,
Schöner als die weiße Wila!
Als dies hört des Waldes Wila,
Kommt sie zu des Helden Hofe,
Und beim Namen ruft sie Peter:
Führ' heraus, Held! deine Gattin,
Die mich überstrahlt an Schönheit,
Mich, die Wila in dem Walde.
Und als Peter dies vernommen,
Nimmt er bei der Hand die Gattin
Und bekleidet sie mit Prunke:
Fließt ihr Seidenkleid zur Erde,
Blondes Haar bis an die Hüfte,
Feine Perlen bis zum Gürtel.
In den Ohren goldne Ringe.
Vor den Hof führt er die Gattin,
Dreimal schöner als die Wila.
Als die Wila sah die Wahrheit,
Sprach die Wila zu dem Helden:
Leicht wird, Held! es dir, zu prahlen,
Daß viel schöner deine Gattin,
Als vom Wald die weiße Wila.
Sie gebohren hat die Mutter,
Sie gelegt in seidne Windeln,
Und mit Muttermilch gesäuget;
Aber mich des Waldes Wila
Hat der wilde Wald gebohren,
Mich in grünes Laub gewickelt;
Wenn des Morgens Thau gefallen,
Hat er mich gesäugt, die Wila;
Wenn vom Wald die Lüftchen wehten,
Haben sie gewiegt die Wila,
Waren meine Wärterinnen."

Schön ist dennoch die Wila. Im serbischen Liede: Die Hochzeit des Maxim Zernojewitsch (Talvj S. 76 und II. 201) heißt es von einem sehr schönen Mädchen:

„Wer die Wila säh' im Waldgebirge,
Minder schön fänd' er vielleicht die Wila, (oder:
Nicht die Wila selbst ist ihres Gleichen.)"

Die Schnelligkeit der Wilen wird in dem Gedichte Marko und die Türken (Talvj S. 215) mit der Schnelligkeit des ungewöhnlich schnellen Roßes Scharatz verglichen, und im folgenden Gedicht (S. 238) mit der einer raschen Stute. Auch heißt es (daselbst II. 208):

„Und er sitzt auf einem Wilenroße."

In dem Liede: Die schöne Uebermüthige (Talvj II. S. 216), wird vom Helden Marko Kraljewitsch gesagt:

„Kannte aus dem Waldgebirg' die Wila
Und die Wila war ihm Bundesschwester."

Dann in Marko's Kampf mit Mussa (S. 235 flg.):

„Schmerzlich stöhnte Marko in Verzweiflung:
O, wo bist du, Bundesschwester Wila!
O, wo bist du, wärst du nie gewesen!
Meineid schworst du, als du mir gelobtest,
Wo ich immer kommen würd' in Nöthen,
Nahe wolltest du mir in der Noth seyn!

Aus den Wolken gab sich kund die Wila:
Warum, Bundesbruder Marko Kralj'witsch!
Hab' ich's nicht, Elender! dir gesaget,
Nicht am Sonntag sollst du Streit ausfechten!
Schande wär' es Zweie gegen Einen!
Doch wo sind aus dem Versteck die Schlangen?

Auf nach Berg und Wolken schaute Mussa,
Schaute auf, woher die Wila spräche;
Marko zog aus dem Versteck das Meßer,
Schnitt den Mussa auf tief von dem Gürtel,
Tief vom Gürtel bis zum weißen Halse"

So hatte die Wila dem Marko, dadurch, daß sie sich kund gab, als Bundesschwester geholfen.

In dem Gedichte: Der Hirsch und die Wila (Talvj I. S. 12. Götze S. 11) zeigt die Wila dem Hirsch, dem seine Hindin geraubt ward, Mitleid mit seinem Gram und er spricht zu ihr:

„Liebe Schwester, Wila von dem Berge."

Ferner zeigt sie sich hülfreich in dem Gedichte: Das Mädchen und die Wila (Götze S. 53. Talvj II 40). Das Mädchen klagt als es regnet, ihr Geliebter werde naß werden und es würden seine schönen Kleider verderben.

„Aus dem Wald die weiße Wila spricht:
Härm' dich nicht, du junge Maid im Hof!
Selber schlug ein seiden Zelt ich auf,
In dem Zelte schlief dein Liebster ein,
Ueberdeckt mit einem Zobelpelze,
Ueber'm Haupt ein goldgewirktes Tuch."

Auch Lohn läßt der Serbe die Wila für ihre Dienste fordern. Das Gedicht: Mutter, Schwester, Gattin (Götze S. 110. Talvj I. S. 65) läßt, als einer den Arm gebrochen, und die Wila schnell als Heilerin von dem Waldgebirge berufen wird, dieselbe vieles für diese Heilung von der Mutter, Schwester, Gattin des Verletzten fordern. Die beiden Ersten sind gleich zum Geben bereit, nicht aber die Gattin.

„Da ergrimmt die Wila von dem Berge
Und vergiftet tödtlich Jowo's Wunde."

Wie schlimm die Wila den Serben gegolten habe, wenn es darauf ankam, zeigt der Ausdruck: Dich soll die Wila holen. So jagt die Mutter in dem Gedichte: Die den Wilen Verfallene (Talvj II. S. 84), als sie die neunte Tochter zur Welt gebracht in ihrem Aerger darüber, lauter Töchter zu haben, auf die Frage, wie das Kind heißen solle? Nennt sie Janja — hole sie der Teufel! Als die Tochter heran

gewachsen war, und einst Waßer im Bergwalde holte, nahm die Wila sie zu sich, und der aufsuchenden Mutter antwortet die Tochter:

„Kehr' zurück, von Gott du Abgefallne!
Hierher hast du selber mich gegeben,
Als ich klein noch auf dem Arm des Pathen."

Also war der Ausdruck: Der Teufel soll dich holen! gleichbedeutend mit dem: Die Wila soll dich holen!

Oefters wird das Sammeln der Wolken der Wila zugeschrieben; so z. B. in dem Liede: Serbische Mädchensitte, sagt das Mädchen (Talvj S. 4. Götze S. 21):

„Weder bin ich überklug, noch albern;
Auch die Wila nicht, die Wolken sammelt,
Bin ein Mädchen, darum seh' ich vor mich."

Der Berg galt so sehr als der Ort, wo die Wila hause, daß es im Liede: Die Blutrache heißt (Götze S. 172. Talvj I. S. 257):

„Welch' ein Klaggeschrei dort in Banjani?
Ist's die Wila? ist's die böse Schlange?
Wär's die Wila, käm' der Ton vom Berge,
Wär's die Schlange, käm' er aus der Felskluft."

Ueber die Vorstellung, welche sich die Slawen von der Gestalt der Unterwelt machten und von dem Thun und Treiben der Seelen daselbst, haben wir keine Nachricht. Daß sie ihnen traurig war und ein schauerliches Nachtgebiet, das geht aus den Todtengebräuchen und allem, was den Tod betrifft, hervor. War die Mutter Erde, in deren Tiefen sich die Unterwelt befand, die wahre Herrin derselben überall, und wie dürftig auch die Ueberlieferungen über die slawische Mythologie seyen, gewiß auch bei diesem Volke, so war doch neben ihr Pikollos der Herr der Todten, wie schon der Name zeigt, der mit dem der Unterwelt übereinstimmt (böhmisch peklo, polnisch pieklo, Unterwelt, Hölle, litthauisch peklà, lettisch pekle, Hölle, Abgrund, morastiger Weg.) *) Ob für fromme und ruchlose Seelen die Behandlung eine verschiedene war, ob sie gerichtet wurden und nach dem Befund ihres Lebens belohnt und bestraft wurden, erfahren wir nicht. Doch ja, wir erfahren es, denn Hageck (II. S. 103) erzählt, die Töchter des Krok hätten bei seinem Tode, des Vaters kalte Glieder

---

*) Ob Neßelmann im Glossar zum preußischen Katechismus das litthauische piktas, böse, pykti, zornig werden, papykta, Zorn, Pykulas, Zorngott, richtig vergleiche, kann ich nicht entscheiden. Ich meine auch einmal irgendwo mit der slawischen Benenuung der Hölle die neugriechische *Πίσσα*, Pech, und das im Altdeutschen für Hölle vorkommende Pech verglichen gesehen zu haben.

umfaßt und den Merot gebeten, ihn leuchtend zur Ewigkeit zu geleiten, den Radamaß, ihn billig zu richten und ihn gebeten, er möge verhüten, daß Tassan ihn der Marter übergebe. Es bedarf daher nur des Glaubens an diese Nachricht, daß sie altslawischen Glauben enthalte, und nicht aus Vorstellungen einer spätern Zeit hervorgegangen, oder geflißentlich in späterer Zeit gedichtet sey, um über dieses Verhältniß aufgeklärt zu seyn. Aber wie sehr auch jede Nachricht der czechischen Chronik unserer Aufmerksamkeit werth seyn mag, um etwas daraus für die slawische Mythologie zu gewinnen, so läßt sich doch nicht verkennen, daß gerade sie nicht die beste Bürgschaft in zweifelhaften Dingen darbietet. Der Name des Merot wird wohl den Tod selbst bedeuten, denn moriti heißt tödten, sein leuchtendes Geleiten zur Ewigkeit aber sieht nach einer Ausnahme aus, denn man erfährt sonst weder davon, noch von etwas ähnlichem. Tassan eignet sich gut zur Marter, denn tasiti heißt stoßen, und tasan, ein böser Geist. Daß die Unterwelt einen besondern bösen Plagegeist für die Seelen gehabt habe, der sie grade nicht selbst marterte, aber doch der Marter übergab, wäre etwas Eigenthümliches. Leichter ist es zu glauben, daß Tassan einer der Namen der unheimlichen Unterweltsgeister oder des Unterwelts- oder Todes-gottes gewesen sey. Was aber aus dem Richter Radamaß zu machen sey, mag der sagen, wer es weiß. Vielleicht wirkte das slawische Wort rado, Ordnung, auf diese Deutung des Namens radamaš, natürlich nebst dem Anklang an Rhadamanth.

Daß der Unterwelt das Metall gehöre und aus ihrem Bereiche von dem Menschen gewonnen werde, ist in Beziehung auf das Gold in der germanischen Mythologie ein wesentlicher Satz, der in der Sigurdssage bedeutend hervortritt. Bei den Slawen findet sich nur eine Spur, die der Unterwelt und ihrem Herrscher die Metalle zuzuschreiben scheint.

Hageck giebt nämlich vom Jahre 734 an (II. 201), daß auf Libussa's Angaben hin die Bergwerke eröffnet worden seyen, und reichen Ertrag geliefert hätten. Zum Danke seyen den Göttern der Berge und des Aethers große Opfer dargebracht, und eine goldne Bildsäule in Menschengestalt auf einem Stuhle sitzend, gegoßen worden, die den Gott Zelu vorgestellt habe. Przemysl und Libussa hätten dieselbe in einer Capelle des Pallastes aufgestellt, verehrt, und ihr zuweilen statt Weihrauch geschnittene Nägel nebst Haaren auf glühenden Kohlen verbrannt. Dieser Zelu kann nicht leicht etwas Anderes bedeutet haben als den Gott der Unterwelt. Das Opfer deutet auf einen Gott der Unterwelt, den man mit Dingen, welche als Theile des menschlichen Leibes dem Tode zufallen, versöhnt, und grade in seiner Capelle opfert Libussa als ihre Todesstunde gekommen war. Der Name kann einer spätern Zeit angehören, die den Todesgott der Unterwelt mit einem höllischen Geruche verehrte, wenn er auch früher nicht diese Räucherung gehabt haben sollte. Wenn man zumal

ihn zum Danke für die Metalle der Berge golden darstellte, so muß es der Unterweltsgott seyn, der im Besitze der Metalle ist, und aus deßen Bereich sie zu Tage gefördert werden. Wo jedoch die Angaben so ganz kurz sind, wie diese und so viele in der slawischen Mythologie, muß man sich bescheiden, den Vermuthungen, die man darüber anstellt, nicht zu viel zu trauen.

Auch ein Richter oder eine Richterin scheint für die Unterwelt gedichtet worden zu seyn, wie auch andere Mythologieen Todtenrichter hatten. Stransky (de republ. Bohem. Kap. 6) zählt unter anderen Gottheiten, und grade neben Tasani die Gottheit Sudice auf, und erklärt, man verstehe darunter die Parzen. Diese Erklärung ist eben so falsch, wie manche andere, denn böhmisch heißt sudič, der Urtheiler, Richter, polnisch sedzia (sed, Gericht); wie verbreitet aber dieses Wort war, zeigt sich noch weiter: litthauisch heißt sudili, Recht sprechen, sudas, Gericht; lettisch sohdiht, strafen, sohdiba, Strafe, sohds, Gericht; preußisch sundintwei, strafen; ehstnisch sundja, Richter, sundma, richten (Nesselmann vergleicht im Glossar zum preußischen Catechismus selbst die deutschen Wörter Sühne, Sünde, mit den slawischen).

Wenn die Rußen sogar das Wort Parca dafür angenommen haben, so sieht man, wie überwiegend in manchen Dingen die Reminiscenz an die lateinischen Classiker einwirkte. (Wenn J. Grimm S. 407 von diesen angeblichen Parzen sagt: Allenfalls wären die lichoplezi zu erwähnen, deren drei seyn sollen, wie die Sirenen und Meerweiber, so ist das nicht zu billigen. Wer die Lichoplezen durch Sirenen erklärte, mußte nothwendig einen, wenn auch noch so geringen Anhaltpunkt gefunden haben, an dem was er von ihnen wußte. Und wem die Sirenen bekannt aus seiner Kenntniß der alten Literatur, dem waren auch die Parzen bekannt, so daß er sicherlich, wenn irgend etwas parzenartiges an ihnen zu finden war, er keinen Grund hatte, sie nicht mit den drei Parzen zu vergleichen. Der Name aber, der sie als ein Gewürme, das da kriecht, bezeichnet, widerspricht ebenfalls der von Grimm für möglich gehaltenen Zusammenstellung.)

Die Litthauer begraben oder verbrennen Luchs- und Bärenklauen mit dem Todten, im Wahne, daß seine Seele einen steilen Berg erklettern müße, auf welchem der göttliche Richter (Kriwe Kriweito) sitze: Den Reichen wird es schwerer empor zu klimmen als den Armen, die von Hab und Gut unbelastet sind, falls sie keine Sünde beschwert. Arme Sünder führt ein Wind leicht wie eine Feder hinan, reichen zerfleischt ein Drache Wizunas, der unter dem Berge hauset, die Glieder, dann werden sie von Sturmwinden emporgetragen (Woycicki Klechdy 2. 134 und 135. Narbutt I. 284). Der steile Berg heißt den Litthauern anafielas, den Polen szklanna gora (gläserner Berg), sie glauben, daß die verdammten

Seelen ihn zur Strafe ersteigen müßen, und wenn sie den Fuß auf den Gipfel setzen, ausgleiten und herabstürzen. Diesen Glasberg kennen zwar noch unsere deutschen Märchen und Lieder, doch nicht mehr deutlich als einen Aufenthalt der Seeligen, obgleich das Märchen, das ein Hünkelbein mitnimmt, um es (wie die Bärenklaue) in den Glasberg zu stecken, und zuletzt seinen kleinen Finger abschneidet, um ihn endlich zu erklimmen oder aufzuschließen, angesehen werden darf, als suche es seine verlorenen Brüder in der Unterwelt auf. (Grimm S. 796.)

Doch in dieser Ansicht von dem Jenseits ist der alte Glaube nicht enthalten, sondern eine freie Dichtung ist eingetreten mit sittlichem Zwecke, ohne daß diese Dichtung streng durchgeführt wäre. Die Seelen der Sünder sollten wenigstens nicht auf den Berg kommen zu den Frommen, und daß die Reichen schwerer hinauf gelangen als die Armen, ist eine Ansicht, die dem alten Heidenthum nicht angerechnet werden darf. Das neue Testament sagt: „Es sey leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das Himmelreich komme," aber das findet wenig Glauben, denn sehr gute Christen streben nach Reichthum und beladen sich damit. Freilich kann dieses noch eine der übriggebliebenen Spuren des Heidenthums seyn; denn dieses hielt den Reichthum nicht für ein Hinderniß, selig zu werden, sondern nahm hie und da noch einen Theil desselben mit nach Jenseits, um das augenblicklich unterbrochene Leben der Erde dort fortzusetzen. Abgesehen vom gläsernen Berge, erfunden, um die Schwierigkeit des Erklimmens anschaulich zu machen, ist in der alten heidnischen Ansicht kein Berg der Aufenthaltsort der Seelen, sondern dieser ist unterirdisch. Findet man z. B. in der Homerischen Odyssee in der Unterwelt selbst einen Berg, auf welchen Sisyphus einen Stein wälzen muß, so ist das eine besondere Dichtung zu besonderem Zwecke, zeugt aber nicht für Berge in der Unterwelt.

Anton (I. S. 53) sagt von den Slawen: Daß der Mensch eine Seele habe, wußten sie wohl, sie nannten sie auch geistig, Duscha. Wahrscheinlich kannten sie ihre Unsterblichkeit, doch kann ich es mit nichts, als damit beweisen, daß sie sie für ein geistiges Wesen hielten. Da Dithmar von Merseburg (I. S. 327) das Gegentheil versichert, so war es leicht möglich, daß einzelne Stämme bei Anhäufung ihres Aberglaubens ihrer ursprünglichen Lehre vergaßen. Himmel und Hölle, wie wir sie verstehen, kannten sie vielleicht nicht. Aber den guten und bösen Göttern wiesen sie wahrscheinlich einen besondern Ort zu ihrem Aufenthalt an. Der Ort für die ersteren hieß Raj, womit jetzt einige Stämme das Paradies bezeichnen. Es ist möglich, daß es das gleichlautende und ähnliche arabische Wort Arai sey; allein es kann auch wahrscheinlicher ein altes eigenes Wort seyn. Der Ort der bösen Geister hieß vielleicht Pekle, welches jetzt in einigen Sprachen die Hölle anzeigt

Diese Betrachtung ist in so weit richtig, als Himmel und Hölle in christlichem Sinne den Slawen unbekannt waren. Aber ein getrennter Aufenthaltsort für die Guten und die Bösen nach dem Tode, läßt sich bei den Slawen eben so wenig vermuthen, als er dem ältesten Heidenthum überhaupt fremd ist. Ob sich in ihre Ansicht von der Todtenwelt die Betrachtung eingedrängt, es sey für Gute und Böse ein verschiedenes Verhältniß jenseits der Gerechtigkeit angemeßen und daher auch anzunehmen, wird durch kein genügendes Zeugniß dargethan, noch viel weniger giebt es eine Spur von einem besonderen Sitz der Frommen und einem der Sünder. Man darf auf die späte Notiz von einem Richter nicht zu viel bauen wollen, und dürfte es nicht, wäre sie auch älter. In der Homerischen Poesie ist Minos Richter der Unterwelt, und doch ist der Zustand der größten Helden, die nicht verdammt sind, ein solcher, der von Freuden und dem Genuß eines schönen Aufenthaltsortes gar weit entfernt ist. Eine Dichtung, wie die von Wodan's Todtensaal und dem dasigen Aufenthalte der in der Schlacht gefallenen Helden, wobei übrigens von Frömmigkeit oder Sünde und daraus hervorgehendem Unterschiede nicht die geringste Spur zu entdecken ist, findet sich nicht in den Bruchstücken der slawischen Mythologie, und sie würde für jene Ansicht auch, fände sie sich, keineswegs einen Beweis liefern.

Duisburg (3. 5.) schreibt den Preußen den Glauben an die Auferstehung des Fleisches zu, nur nicht so, wie sie gesollt hätten, nämlich nach dem christlichen Dogma. Sie glaubten, sagt er, wenn einer edel oder nicht edel, reich oder arm, mächtig oder ohnmächtig in diesem Leben gewesen sey, so werde er wieder so seyn in dem künftigen Leben nach der Auferstehung. Daher kam es auch, fährt er fort, daß man mit den Edeln ihre Waffen, Roße, Knechte, Mägde, Jagdhunde, Jagdvögel, und was auf Kriegswesen deutete, verbrannte. Mit den Nichtedeln verbrannte man das, was ihre Beschäftigung angieng; denn sie glaubten, daß die verbrannten Sachen mit ihnen wieder aufstünden und ihnen dienten, wie vormals. (Nicht bloß Knechte und Mägde wurden mit dem Manne verbrannt. Die Frau bei den Slaven folgt dem Mann enthauptet auf den Holzstoß. Ditmar von Merseburg S. 419.) Bonifacius in einem Brief an König Athelbald in England (Biblioth. Patrum. tom. XIII. p. 77. Lugd. 1671) sagt von den Wenden: die Frau weigere sich, den Mann zu überleben, und die gelte bei ihnen für lobenswerth, die sich mit eigner Hand tödte, um auf dem Scheiterhaufen mit ihm verbrannt zu werden. In Polen ward diese Selbstopferung der Frauen im zehnten, in Rußland im eilften Jahrhundert abgeschafft. (Allg. Weltgesch. 51. S. 227. Note 6.)

Albert Wijuk Kojalowicz in der Geschichte von Litthauen (I. 5. S. 140. Hartknoch 188) erzählt von dem Leichenbegängniß des litthauischen Fürsten Szwentorog: Sein Leichnam wurde im Kriegsgewande

von den Großen des Landes hinausgebracht. An der einen Seite des Scheiterhaufens, wo er etwas erhoben war, nicht weit von der Leiche des Fürsten, waren seine Waffen hingelegt, deren er sich von Jugend an bedient hatte, das Schwerdt, der Spieß, der Bogen und der Köcher mit den Pfeilen. An dem niedrigern Theil waren einige Falken, zwei Paar Windhunde, ein Diener und ein Pferd, die er in seinem Leben gerne gehabt hatte. Als dieses Alles verbrannt war, erhuben die Anwesenden laute Klage, und die Vornehmsten des Landes warfen abgeschnittene Klauen von Bären und Panthern (woher sie letztere bekamen, giebt der Erzähler nicht an) in das Feuer, um dem Todten die letzte Ehre damit zu erweisen. Denn von einem andern Leben der Menschen nach dem Tode, und von der Wiederkehr der Seelen zu ihren Leibern, wann ein Gott, der ihnen unbekannt, auf einem hohen Berge das ganze Menschengeschlecht aus den Gräbern rufen und richten wird, haben die alten Litthauer, wiewohl sie in göttlichen Sachen ganz unerfahren gewesen, etwas geglaubt.

Hartknoch (S. 189) bezweifelt die Wahrheit der Nachrichten von dem Auferstehungsglauben der alten Preußen, ohne jedoch zu erklären, wie jene Berichterstatter dazu gekommen seyn mögen, etwas so wenig Glaubwürdiges zu melden.

In den Ursprüngen Lieflands (Origines Livoniae 1800) ist die Meinung aufgestellt, diese christlichen Schriftsteller hätten, weil die christliche Ansicht von der Unsterblichkeit der Seele durchaus mit dem Glauben an die Auferstehung des Fleisches verbunden ist, sich den bei den Heiden bemerkten Unsterblichkeitsglauben nach christlicher Weise vorgestellt, weil sie sich einen solchen Glauben nicht leicht anders vorstellen konnten, und diese Form als eine sich von selbst verstehende ansahen. Diese Meinung empfiehlt sich sehr, und war über diese Sache auch die meinige, ehe ich noch in jener Schrift auf dieselbe stieß. Denn wenn man nicht eine gar schwer erklärliche Verbreitung der Auferstehungslehre zugeben will, so läßt sich nicht wohl an dieselbe bei den Slawen glauben, weil sie nicht von der Art ist, daß sie sich leicht darbietet, so daß sie als mehrmals erfunden leicht gelten könnte. Gewiß nur ist sie bei den Persern, von welchen sie ein Theil der Juden, die Secte der Pharisäer annahm, worauf sie in das Christenthum übergieng, außerdem aber ist sie nirgends nachweisbar.

Eher wäre Hartknoch (S. 189) geneigt, den alten Preußen die Lehre von der Seelenwanderung zuzuschreiben, wie es Vinzenz Kadlubek, der im Jahr 1223 starb und Bischof von Krakau gewesen war, in seiner polnischen Chronik gethan hat, indem er schreibt: Es ist ein gemeinsamer Unsinn aller Geten (unter Geten versteht er immer die Preußen) zu glauben, daß die Seelen, welche die Leiber verlaßen, wiederum in

geboren werdende Leiber eingehen; daß manche auch durch die Annahme von Thierleibern thierisch werden. Darauf hin läßt sich durchaus nicht annehmen, daß die Preußen an die Seelenwanderung geglaubt haben, und die Gebräuche, welche uns eine beßere Bürgschaft über den Glauben zu geben vermögen, als die Ansichten, welche sich christliche Geistliche davon bildeten, belehren uns eines Andern. Der Brauch, einem Geld mit in die andere Welt zu geben, deutet nicht auf eine Seelenwanderung, wobei solches nicht nöthig, sondern durchaus überflüßig und unanwendbar ist. Die Grüße, welche dem Verstorbenen von den überlebenden Freunden an ihre Verwandten in der andern Welt mitgegeben wurden, haben ebenfalls keine Bedeutung für eine Seelenwanderung, so wenig als Speise und Trank, die man den Todten mitgab. Was sollten Garn und Nadel einer verstorbenen Frau dienen, wenn ihre Seele in ein geboren-werdendes Kind oder Thier gefahren wäre? Völlig zwecklos wäre aber das Mitverbrennen von Waffen, Dienern, Roßen u. s. w., welcher Gebrauch gar keinen andern Sinn haben kann, als daß der, mit dem sie verbrannt wurden, sie mit in die andere Welt nehmen solle, um sich ihrer zu bedienen, was bei der Seelenwanderung ganz unmöglich seyn würde, und eben so bei der einstigen Auferstehung des Fleisches. Eben so stark, und man könnte sagen, noch stärker beweist das Nichtvorhanden jenes Glaubens die Ansicht von den Geistern, die erscheinen, sich in den Häusern aufhalten, und wirken als selbständige Wesen, die gesühnt, verehrt, genährt werden, und theils in kleinen Gestalten, theils als Schlangen sich bei den Menschen in Winkeln aufhalten. Denn solche Geister könnte es gar nicht geben, wenn eine Seelenwanderung stattfände. Wie aber die Meinung, daß ein Glauben, der Art bei den Slawen Statt gefunden habe, aufkommen konnte, läßt sich nicht angeben, daß sie aber auf Mißverständniß beruhe, kann zugegeben werden. Von den Galliern giebt Diodor der Sicilier (5. 28) an, die Ansicht des Pythagoras von der Unsterblichkeit der Seelen, daß dieselben in einen andern Leib giengen und in einer bestimmten Reihe von Jahren wieder lebten, gelte bei ihnen, und darum legten sie auch beim Bestatten der Todten denselben Schreiben an ihre Verwandten, die verstorben, auf den Scheiterhaufen, als würden diese Verstorbenen sie auf diese Weise zu lesen bekommen.

Das wäre denn eine Seelenwanderung, die keine wäre, und der Widerspruch liegt deutlich zu Tage. Geht die Seele wirklich in einen andern Leib über, wie soll sie da einen Menschen, der früher gestorben ist, entdecken, und auf welche Weise soll sie ihm einen Brief bestellen? Wahrlich, derartige Berichte haben durch ihre grellen Widersprüche etwas Naives. Vor dem Widerspruche wenigstens bewahrte sich Cäsar, der von den Galliern in seinen Commentarien über den gallischen Krieg (6. 14)

sagt, die Lehre der Druiden sey, die Seele gehe nicht unter, sondern wandere nach dem Tode von dem einen zu dem andern, und das laße den Gallier den Tod nicht fürchten und treibe sie zum Muth an. Appian sagt von den Germanen in seinen Celtischen Nachrichten (Kap. 3. S. 75. Schweigh.), sie verachteten in der Hoffnung des Wiederauflebens den Tod. Aber auch diese Angabe hat keine volle Glaubwürdigkeit in Anspruch zu nehmen, da sie durch keine einzige Nachricht, welche wir über den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele in der germanischen Mythologie haben, irgend bestätigt wird, wenn wir auf die Unterwelt der Hel und des Wodan achten; Mythen aber, die einem andern Gebiete, nämlich dem Göttergebiete, angehören, wie die Helgasage, dürfen wir nicht fälschlich zur Erhärtung solcher angeblichen Glaubenssätze heranziehen wollen. Der Glaube an Seelenwanderung war nie mehr als eine schulphilosophische Spielerei, und der Glaube an eine Auferstehung des Fleisches nie ein aus dem Volke hervorgegangener Volksglaube, sondern der Satz einer Secte, dem Verbreitung, mit dem ganzen Systeme, wozu er gehörte, zu Theil ward.

Die Seelenwanderung brachte die Seelen auch in Leiber der Thiere, und wie kann man Völkern, welche Thiere schlachten und verzehren, eine solche Lehre zuschreiben? Wenn sie aber nicht in Thiere wandern, sondern in Pflanzen, so hätte man die Pflanzen nicht eßen dürfen, die man jedoch aß. Der Geisterwelt hätte man auch entrathen müßen. Doch genug über eine solche unbegründete Behauptung. Ditmar von Merseburg (I. S. 327) sagt ganz im Gegentheile von den Slawen, sie glauben, Alles sey mit dem zeitlichen Tode zu Ende, und wird auf das Bestimmteste durch die Todtengebräuche und den Glauben an die Geisterwelt, die bei den Slawen eben so stark wie bei anderen Völkern hervortritt, widerlegt. Dergleichen Aussprüche mögen von den Vorstellungen, welche sich die Berichtenden selbst nach ihrer Religion über diese Dinge gebildet haben, ausgehen, und so mag ihnen bei mangelhafter Betrachtung deßen, was sich die Slawen vorstellten, das, was sie angaben, als wahr erschienen seyn. Uns aber darf es nicht bestimmen, ihnen beizupflichten.

Daß die Seele eine Ueberfahrt über Waßer zu machen hatte, zeigen die Todtengebräuche, wie unten nachgewiesen werden wird. Dazu gehörte ein Fährmann, von welchem aber die Bruchstücke der slawischen Mythologie nichts melden. Der Gott der Unterwelt war, wenn auch in Beziehung auf den Tod ein freudenloser Gott, doch kein böser, denn wäre Pikollos der personificirte Tod gewesen, so würde dieser furchtbare Gott nicht im Dreiverein zu Romowe verehrt worden seyn. Auch Czernebog, der als schwarzer Gott, ein Herr der Unterwelt seyn mußte, konnte nicht, wenn er bloß der furchtbare Tod gewesen wäre, die Verehrung erhalten, die ihm geworden ist. Man hätte wohl nicht bei

den Slawen diesen Gott auf der Höhe des Berges verehrt, wäre er der böse Tod, und sonst nichts gewesen; denn wo wir irgend einmal in die slawische Mythologie einen Blick mit Sicherheit thun können, finden wir diese eben so sinnig als die Mythologie anderer Völker; ein sinniges Verfahren aber wäre es nicht, den finstern Tod, den die Vorstellung in der Tiefe der Erde hausen läßt, auf der Höhe des Berges zu verehren, aber ein Gott, welcher nur einem Theile seines Wesens nach ein Todesgott ist, mag ohne Anstoß auf Höhen verehrt werden. Daß Czernebog auf Höhen verehrt ward, bezeugen Namen. Anton (I. S. 52) giebt an: Bei Wuißke, einem Dorf in der Oberlausitz, führt noch ein Berg den Namen Czernebog, (er fügt hinzu, ziemlich ein Merkmal, daß einst auf ihm diese Gottheit verehrt wurde). In Böhmen hieß eine Höhe ebenfalls so, aus gleichem Grunde. (Hageck erwähnt in der Geschichte des Jahres 993 (III. S. 399) der Befestigung des Berges Srnobog durch die noch heidnischen Böhmen, dieser war nicht weit von Prag und mußte seinen Namen von dem Culte des Czernebog erhalten haben.) Nach einem Gott, der nur schrecklich ist, wird man auch nicht die Orte benennen, die man bewohnt, und in Serbien gab es doch eine Stadt Tscernabuscen, deren Constantin im zehnten Jahrhundert gedenkt. (Anton a. a. O.) Wann späterhin die Idee des Teufels und der Hölle bei den Slawen sich zeigt, so läßt das auf die heidnischen Begriffe keinen Schluß zu, denn das Bekanntwerden mit den christlichen Vorstellungen wirkte darauf ein. Wir wißen daher auch nicht, ob Czartas, Cart, der Schwarze, ein älterer oder neuerer Name des sogenannten Teufels ist. Den Namen Bies, wie sie auch den Teufel nannten, scheinen sie in späterer Zeit nur in schlimmem Sinne genommen zu haben. Königinhofer Handschrift (S. 46) heißt es: Hui du Würger, fahre hin zum Bies, (polnisch bies, bis, Teufel, böser Geist, böhmisch bĕs, böser Geist, bĕseti vom Teufel beseßen werden, rasend werden, bĕsnost, Wuth). Wir hätten noch einen Namen des Unterweltsgottes zu betrachten, wenn das polnische Wort Niemiaszek, deutsches Männchen, womit man auch den Teufel bezeichnet, mehr wäre, als entweder ein gemeiner Spaß, oder eine scherzhafte Uebersetzung des Wortes Deutscher, womit man dem Aussprechen des Wortes Teufel auswich. J. Grimm in der deutschen Mythologie (S. 939) sagt von jenem Worte: „Was vielleicht auf den slawischen Götzen Nemisa führt.“ Welcher Götze war Nemisa? Man weiß es nicht, und damit kann man jene durchaus unwahrscheinliche Vermuthung auf sich beruhen laßen. War aber die Erdmutter auch die Todtengöttin, so war es natürlich, daß auch der Tod selbst als weibliche Personification erscheint, denn wie selbständig eine solche weibliche Personification auch scheine, sie ist dennoch nur die alte Todesgöttin in einer besondern Anwendung. Alle Nachrichten fehlen darüber, ob in dem

ältern slawischen Glauben die Todesgöttin oder auch der Todesgott den Sterbenden abholte, sey es zu Roß oder sonst auf eine Weise. Erst in später Zeit läßt die Volkssage die Seuche, die Pest, umherziehen als Todesgöttin und würgen. Der Litthauer nannte diese furchtbare Göttin Giltine, und die Letten hatten einen Namen (sohbars) für das zur heidnischen Zeit der Pest gebrachte Opfer, doch ihre Benennungen für Pest, mehris, für Seuche, gulla, ligga, das Liegen, vehrga, das Krankseyn, deuten nicht auf eine Personification, die ihnen aber, da sie opferten, nicht gefehlt haben mag. Frankl bemerkt von den Serben in der Vorrede zu Gusle: „Gott sendet, wenn das Maaß der Sünden voll ist, weiße Frauen, mit weißen Schleiern, wie in Griechenland, Litthauen und in der Bretagne, sie tragen die Pest durch das Land."

Haben wir nun den Tod in mehrfacher weiblicher Bildung auf diesem Gebiete, so erscheint der Tod als männliche Gottheit um so seltener, vielleicht aber ist das Folgende von einem männlichen Todesgott zu verstehen.

Kascej oder Koscej gilt in der rußischen Fabel, sagt Kayssarow (S. 60 flg.) als ein lebendiges Skelett. Junge Mädchen soll er sehr geliebt und sie ihren Vätern geraubt haben. Es verschwanden auch, wie die Fabel ferner anführt, bisweilen sogar die Schönen aus dem Brautbette, die dann zuletzt im Schloße des Kascej gefunden wurden.

Er führt den Beinamen des Unsterblichen, und in dem rußischen Mährchen von der schönen und wunderbar klingenden Leier hat er ein Reich mit vergoldeten Wohnungen, prächtigem Garten, und eine geraubte Schöne ist bei ihm. Die wunderbarklingende Leier gehört ihm, aber jene Schöne lockt ihm das Geheimniß ab, wie er sterben könne, bewirkt dann durch ihren Geliebten Astrach Carolewitsch seinen Tod, und das liebende Paar zog mit der Leier von dannen. (Die ältesten Volksmährchen der Rußen von Vogl. S. 1 — 20.)

Doch ist zu erwägen, daß der Name Kascej oder Koscej eben gedeutet seyn kann als Skelett von Kość, Knochen, Bein, und daß wir nur mährchenhafte Dichtung, nicht aber Mythologie der slawischen Religion vor uns haben. Wohl mag der Tod oder Todesgott die Veranlaßung zu einem solchen Wesen gegeben haben, wie die mährchenhafte Darstellung der Jaga Baba zwar nicht ursprünglich der Mythologie im angedeuteten Sinn angehört, aber doch ohne allen Zweifel die Todesgöttin zum Grunde hat. Von dieser giebt Popow (S. 60) an: Jaga Baba, schreckliches Ungeheuer, beschrieben in unseren alten Mährchen als häßliches Weib, schrecklich anzusehen, von einer gewaltigen Größe, und der Gestalt eines Skeletts mit Knochenfüßen, haltend in der Hand eine Eisenkeule, womit sie die Eisenmaschine, in der sie einherzog, bewegte. Noch hat man den Spruch: Jaga Baba, mit dem Knochenbein,

du ziehst in einem Mörser, den du mit dem Stämpfel bewegst, und die Spuren, die es giebt, verwischest du mit einem Besen. Bei dieser Gestalt läßt sich nicht zweifeln, daß sie aus der Todesgöttin als eine spätere, mährchenhafte Dichtung hervorgegangen sey. Solche Knochengerippe, welche die Todesgottheit mit dem verwesten Leichnam in einer Vorstellung vermischen, treten überall erst später auf und sind dem höhern Alterthum fremd. Diese Jaga Baba fährt in einem eisernen Mörser und verwischt hinter sich die Spur, welche sie macht. Also zerstampft dieses Todesgespenst alles Lebendige mit eiserner Keule in seinem Mörser und läßt keine Spur hinter sich, nämlich in dem Sinne, daß die Spur deßen, den der Tod dahingerafft hat, bald verwischt ist.

Ein Lied: Der altrußische Held; bei Wenzig (S. 123) lautet:

„Es beginnt die Kunde
Vom Grauroß, vom Braunroß,
Vom weißagenden Falbroß,
Zur Ehre und zum Ruhme
Des ritterlichen Sohnes,
Des stattlichen Siegers,
Des muthigen Helden,
Des guten Jünglings,
Des rußischen Fürsten,
So allerlei Mächte
Schlägt und niederschmettert,
Und die Baba Jaga
Zornig wirft zu Boden,
Und das Scheusal Kasscej
Hält in festen Banden,
Und die Felsenschlange
Tritt mit Füßen,
Und das schöne Mädchen
Hinter dreimal neun Mauern
In dem dreißigsten Lande
Fort aus großer Obhut,
Fort aus starken Schlößern,
Entführt ins weiße Rußland.
Und geht der Jüngling
Hinaus auf das Blachfeld,
So pfeift er, so ruft er
Mit dem Tone des Helden,
Mit dem Rufe des Jünglings:
Mein Roß, wo bist du,
Du Grauroß, du Braunroß,
Weißagendes Falbroß?
Sollst dich vor mich stellen,
Wie ein Blatt vors Gras hin!
Auf des Helden Pfeifen,
Auf den Ruf des Jünglings
Erscheint urplötzlich
Das Roß, so graubraun,
Und wieder so graufalb.
Wo das Roß dahin läuft,
Erdröhnt die Erde;
Wo das Roß dahin fliegt,
Rings rauschen die Wälder;
Das Roß aus dem Munde
Haucht im Fluge Flammen;
Aus den schwarzen Nüstern
Sprüht es helle Funken;
Und Rauch aus den Ohren,
Wie aus den Röhren dampft er.
Nicht in Tages- noch Stundenfrist,
In einem Augenblicke
Steht es vor dem Sieger.
Unser stattlicher Jüngling
Streichelt das Grauroß,
Legt ihm auf den Rücken
Den Cercassier Sattel,
Und die Bucharendecke;
Legt ihm auf den Rücken
Den Zaum aus weißer Seide;
Aus persischer Seide;
Die Schnallen des Zaumes
Sind aus schönem Golde,
Aus arabischem Golde;
Die Zungen der Schnallen
Sind von blauem Stahle,
Dem Stahle jenseit des Meeres.
Die Seide zerreißt nicht,
Der Stahl zerbricht nicht.
Es trägt der gute Jüngling

Einen Schild am Busen,
Einen Ring an der Rechten,
Unterm Arm die Keule
Aus gutem Golde,
Ein Schwerdt an der Linken,
Das Schwerdt besetzt mit Perlen;
Einen Heldenhelm trägt er,
Auf dem Helm einen Falken,
Auf dem Rücken einen Köcher
Mit geglühten Pfeilen.
Im Kampfe der Jüngling,
Der Schläger, der Schütze,
Bangt nicht vor Schwerdtern,
Noch Pfeilen und Lanzen.
Er setzt sich auf das Braunroß
Im muthigen Fluge,
Er spornt es mächtig
An den drallen Hüften,
Wie an harten Felsen;
Da bäumt das Roß sich
Höher als dunkle Wälder
Bis zu den dichten Wolken;
Und Hügel und Berge
Fliehn zwischen seinen Füßen,
Und Felder und Eichenwälder
Deckt es mit dem Schweife,
Und läuft hin, und fliegt hin
Ueber die Erde, über die Meere,
Durch ferne Lande.
Und dem guten Roße
Gleicht an Werth der Jüngling,
Nicht zu sehen, nicht zu hören,
Nicht mit der Feder zu beschreiben
Ist, was die Sage kündet."

Čelakowsky bemerkt: Dies Gedicht scheint das Bruchstück eines größern epischen Gedichtes zu seyn, aber auch als Bruchstück bildet es in seiner beschreibenden Art ein abgeschloßenes Ganzes. Was die mythologischen Wesen Jaga Baba, Kascej, und die Felsenschlange bedeuten, ist uns bis jetzt dunkel. Kaisarow in seiner slawischen Mythologie giebt die Jaga Baba für die Kriegsgöttin Bellona aus, und sagt, sie sei, den alten Ueberlieferungen zu Folge, ein scheußliches, mageres, altes Weib von hohem Wuchse gewesen; den Kascej hingegen erklärt er für einen furchtbaren Räuber, der Mädchen zu entführen, und in seinen Zauberschlößern aufzubewahren pflegte. Der Herausgeber des rußischen Aberglaubens sagt: Die Jaga Baba sey bei den Slawen eine Höllengöttin gewesen, der man Blutopfer darbrachte, indem man wähnte, sie finde Wohlgefallen an Blut und tränke damit ihre zwei Enkelinnen. Man stellte sie in einem Mörser oder in einer Stampfe sitzend dar, wie sie einen Schlägel in der Hand hält. Mit dieser Angabe stimmen auch die Worte der alten Sage überein, wo die Jaga Baba, dem Helden Čurila im Felde begegnet, in dem sie in einem Mörser fährt, welchen sie mit einem Schlägel lenkt und antreibt, und wobei sie die Spur hinter sich mit einem Kehrwische wegräumt.

Die Litthauer nennen die Pest auch anagilo, so wie auch diewe, d. i. Göttin. Adam Mickiewicz (Konrad Wallenrod poezye, Warszawie. 1832. S. 96. Grimm S. 1137) giebt von der Morowa dziewica, d. i. Pestjungfrau, an: Wenn eine Seuche Litthauen trifft, so steht, man darf den Waideloten Glauben beimeßen, sichtbar auf einsamen Gottesäckern und Feldern die Pestjungfrau in weißem Kleid, einen feurigen Kranz um die Schläfe. An der Stirne trägt sie Zauberstäbe (?), mit der Hand schwingt sie ein blutiges Tuch, langsamen Schrittes geht sie in die

Dörfer, Schlößer und reiche Städte; so oft sie mit dem Tuche winkt, wandeln sich Palläste in Wüsten, wohin ihr Fuß tritt, öffnet sich ein frisches Grab.

Woycicki (I. 51) erzählt von der Pest unter dem Namen Powietrze, d. i. Luft, Dunst und Pest, sie schreite in einem weißen Gewand auf Stelzen einher. Einem Manne, dem sie begegnete, nannte sie sich und wollte auf seinen Schultern durch ganz Rußland getragen seyn; er selbst mitten unter den Todten sollte gesund bleiben. Der Mann trug sie durch Städte und Dörfer, wo sie mit dem Tuche wehte, starb Alles dahin, und alle Menschen flohen vor ihnen. Am Pruth dachte er sie zu ertränken und sprang in den Strom, sie aber hub sich federleicht in die Höhe und eilte in die Waldgebirge, während der Mann untergieng.

In einer andern Erzählung (I. 127) heißt sie Dzuma. So lange sie herrscht, stehen die Dörfer öde, die Hähne sind heiser und können nicht mehr krähen, die Hunde bellen nicht mehr, doch wittern sie die Pest von weitem und knurren. Ein Bauer sah sie in weißem Gewande, mit flatterndem Haar über einen hohen Zaun setzen und die Leiter hinaufklimmen, um den heulenden Hunden zu entgehen. Rasch näherte er sich der Leiter und stieß sie um, daß die Pest herab unter die Hunde fiel; da drohte sie noch Rache und verschwand. Zuweilen fährt die Dzuma auch auf einem Wagen durch den Wald, begleitet von Gespenstern, Eulen und Uhu's, welcher Zug Homen genannt wird. Die Pest konnte jedoch nur bis Neujahr währen, dann ziehen die entflohenen Menschen wieder in ihre Häuser, hüten sich aber durch die Thüre einzugehen, sondern steigen durch das Fenster.

Ein wendischer Bauer, aus dem Dorfe Süten, im Kirchspiele Küsten in Lüneburg, Namens Johann Parum Schultze, schrieb um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eine Chronik, in welcher er aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts folgendes erzählt: Es ist so zugegangen, das ein Man, wie es davon allezeit geredet ist worden, der ist gewesen und hat geheißen Niebuhr, da anitzo Kuffalen auf wohnen, welcher nachher Luchau ist gewesen, wie er von der Stadt fahrt, kompt ein Man bei ihm unter Wegens, bittet ein wenig auf den Wagen zu treten, spricht, er sey sehr müde. Fragt ihn der Hans Niebuhr auf wendische, wie es zu der Zeit die Sprache gebräuchlich gewesen, wohin und her? und nimpt ihn auf den Wagen. Wil er vorerst sich nicht kund geben. Dieser Niebuhr aber, was trunken, beginnet harter zu fragen. Gibt er sich kund und spricht, ich wil mit in deinen Dorf, da bin ich noch nicht gewesen, denn ich bin der Pest. Da bat dieser Niebuhr um sein Lebent, gab der Pest ihm ein Lehr, er sollt ihn vor Dorf stehen laßen mit dem Wagen, und sich nackend ausziehen und überal kein Kleid an seinem Leibe haben, und sol sein Kesselhaken nehmen, forne aus seim Haus

ausgehen mit der Sonnen umb sein Hof erumb laufen, den solte er unter die Türschwelle vergraben; wen nur Niemand mir erein trägt, spricht der Pest, durch den Geruch, die in des Kranken Kleider ist. Der Niebuhr aber läßt ihn mit dem Wagen eine gute Ecke vom Dorf, denn es war Nachts; nahm den Keßelhaken, lief nackend aus dem Dorf und rund um und stak das Eisen unter die Brucken, welches zu anno 1690 ich selber gesehen habe, da die Brück ist gebeßert worden, aber von Rost bald verzehrt. Wie dieser Niebuhr nach sein Pferd und Wagen kompt, sagt der Pest: het ich das gewust, solt ich dir das nicht kund gethan haben, das du ein solches in deinem Sinn dich hast fürgenommen, und hast mir das ganze Dorf zugemacht. Wie der Niebuhr vor dem Dorf kompt, spant er seine Pferde vom Wagen und läßt ihn drauf sitzen, ist auch keine Krankheit von Pestilenz im Dorf gespürt worden; sonsten in allen umliegenden Dörfern hat die Seuche heftig grassieret. (Grimm S. 1138 flg.)

Hier haben wir einige einfache Gedanken zu einem Aberglauben gesteigert. Wer den Keßelhaken aus einem Hause mit nimmt, wenn er aus demselben auszieht, zieht vollständig aus, da er nun nicht mehr in demselben Speise bereitet. In so fern man glaubt, die Krankheit verbreite sich durch Stoffe, die der Mensch am Leibe hat, entgeht man dieser Ansteckung durch Nacktheit. Ist ein Haus leer von Menschen, so kann der Tod Niemand darin holen, und ist der Mensch nackt, so kann sich die Pest nicht in seine Kleider setzen. Sobald man aber dem Wegnehmen des Keßelhakens und der Nacktheit abergläubisch eine besondere Kraft beilegte, lag es nahe, ein Verfahren zu dichten, wie das oben geschilderte und wirklich eine Hülfe davon zu erwarten. *)

Die Serben nennen die Pest Kuga, und um sie freundlich zu bezeichnen, Kuma, d. i. die Gevatterin. Sie nehmen an, sie gehe in einen weißen Schleier gehüllt, und laße sich manchmal von einem tragen.

---

*) Mit dieser Nacktheit vergleicht J. Grimm die Nacktheit im römischen Brauche; wer jedoch dieser Vergleichung Glauben schenkt, wird in die Irre geführt; denn weder laßen sich beide dem äußern, noch dem innern Verhältniße nach mit einander vergleichen. In Rom liefen die Priester des Lupercus, welche dem Gott zu Ehren Luperci hießen, nackt, wie es heißt, durch die Straßen der Stadt. Sie waren aber keineswegs ganz nackt, sondern hatten ein Bocksfell um die Lenden, weil sie Böcke darstellen sollten, wie sie denn auch als zweiten Namen den der Creppi führten, d. i. Böcke. Als Böcke stellten sie sinnbildlich Befruchtung, Fruchtbarkeit dar, und die Frauen stellten sich ihnen in den Weg und ließen sich von ihnen mit Riemen von Bocksfell auf die Hände schlagen, in der Meinung, dadurch fruchtbar zu werden. Um nun Böcke darzustellen, ließ man sich am Bocksfell um die Lenden zu genügen, und

So kam sie zu einem Menschen auf dem Feld, oder begegnete ihm unterwegs und sagte zu ihm: Ich bin die Kuga, trag' mich dorthin! Der Mann hockte sie auf und trug sie ohne Mühe an den bezeichneten Ort. Das Land der Kugen ist am Meer, und Gott schickt sie den Menschen zur Strafe, wenn sie sündigen. Zur Pestzeit darf man keine Gefäße ungewaschen stehen laßen, denn die Kuga geht Nachts in die Küchen, und wo sie Unreinlichkeit findet, reinigt sie die Schüßeln und Löffel. Auch trägt sie manchmal den Speck vom Boden weg.

Die Slowenen betrachten die Viehseuche als ein scheckiges Kalb, das durch sein Geschrei Rinder und Schafe tödtet.

In der Lausitz heißt es, die Smertnitza (d. i. die Todesgöttin) schleiche in weißem Anzug in den Dörfern umher; in dem Hause, wohin sie sich wendet, muß bald ein Mensch sterben, und ihre Anwesenheit in dem Hause zeigt sie durch Pochen und Herumwerfen der Bretter an. Die Zuckungen des Sterbenden zeigen an, wann sie sich ihrer bemächtigt.

Bei den Czechen finden wir den Glauben, daß die Seele erst zur Ruhe komme, wann der Leib bestattet worden, und daß sie bis dahin wie ein Vogel herumfliege. So heißt es in dem Gedichte von Czestmir und Wlaslaw in der Königinhofer Handschrift (S. 32) als Wlaslaw fällt:

„Furchtbar wälzet Wlaslaw sich am Boden,
Er vermag sich nimmer aufzurichten,
Morena lullt ihn in schwarze Nacht,
Unter Brüllen scheidet seine Seele,
Fleugt auf einen Baum aus seinem Munde,
Flieget hin und her vom Baum zum Baume,
Bis des Todten Leib zu Asche worden."

In dem Gedichte von Zaboi, Slawoi und Lubïek (S. 50) lesen wir:

---

wenn der übrige Leib nackt blieb, so lag das in der unvollkommenen Ausführung der Darstellung, und gehörte ganz und gar nicht zu dem heiligen Brauche. Sie hätten freilich durchaus als Böcke erscheinen sollen, aber sie ließen es bei der Andeutung derselben bewenden, durften jedoch natürlich keine Kleider, so lange sie Böcke vorstellen sollten, am Leibe haben, weil eben Böcke keine Kleider tragen. Dem Sinne nach haben, wie gesagt, beide Nacktheiten durchaus nichts gemein mit einander. In Rom sollte der Bock vorgestellt werden, um als Sinnbild der Fruchtbarkeit, die Wirksamkeit des Wolfes, des Sinnbildes des Todes, zu hemmen und zu besiegen. In der wendischen Erzählung von der Pest aber bezieht sich die Nacktheit einzig und allein auf die Ansicht, diese Krankheit könne durch Stoffe verbreitet werden, und somit auch durch die Kleidung.

„Bruder sieh! der graue Berg!
Dort verliehn uns Sieg die Götter,
Dort auch schweifen viele Seelen,
Hier und dort von Baum zu Baum.
Und vor ihnen schrecken
Vögel und das scheue Wild zusammen,
Nur die Eulen scheu'n sich nicht.
Fort zum Berg, die Todten zu begraben!“

In dem Gedichte der Hirsch (S. 59) heißt es:

„Schlägt ihn (den Jüngling) auf die Brust mit schwerer Streitaxt —
Schlägt heraus des Jünglings zarte Seele.
Und sie fliegt hinaus zum schönen schlanken Halse,
Durch den Hals, dann durch die schönen Lippen.“ *)

---

*) Das ganze Lied heißt:

„Es schweift ein Hirsch durch Berg und Wald,
Und springt im heim'schen Forste
Berg auf, Berg ab in einem fort,
Trägt sein herrlich Geweih hoch';
Mit dem herrlichen Geweih
Bricht er durch das Dickicht,
Springt umher im Walde
Auf den hurt'gen Läufen.

Und ein Jüngling schweifet durch die Berge,
Schweifet durch die Thale,
Stolze Waffen in den Krieg
Trägt er auf dem Leibe.
Mit den starken Waffen
Bricht er Feindeshaufen.
Nimmer schweift der Jüngling durch die Berge.
Listig sprang ein grimmer Feind
An ihn an mit finstern Blicken,
Die vom Zorne glühn,
Schlägt ihn auf die Brust mit schwerer Streitaxt —
Klagend rauschen drob die Wälder —
Schlägt heraus des Jünglings zarte Seele.
Und sie fliegt hinaus zum schönen schlanken Halse,
Durch den Hals, dann durch die schönen Lippen.
Sieh! da liegt er, warmes Blut
Fließt heraus nach seiner Seele,
Als sie ausgeflogen,
Und der kalte Boden trinkt das warme Blut;
Und in jeder Mädchenbrust war Trauer.
Auf dem kalten Boden lag der Jüngling,
Eine Eiche sproßet über ihm,
Breitet ihre Zweige aus.

Schweift der Hirsch mit herrlichem Geweih,
Springt herum auf hurt'gen Läufen,
Streckt den schlanken Hals empor zum Laube,
Schwärme gierer Sperber
Kommen hergeflogen

Deutlich sehen wir hier die Bestattung des Verstorbenen als eine nothwendige Bedingung für die Ruhe seiner Seele angenommen, wie es auch bei anderen Völkern geschehen ist. Daß die dem Leibe bei dem Tod entweichende Seele wie ein Vogel fliege, ist eine Vorstellung, welche nahe liegt, da sie als der lebendige Odem des Menschen aufgefaßt, sobald sie in die Luft gehaucht ist, schweben oder fliegen muß, bis sie zum Ort ihrer Ruhe gelangt. Die Aegypter stellten die Seele geflügelt vor. Das Unheimliche und Schauerliche des Todes mischt sich, wie wir sehen, auch in dieses Verhältniß ein, d. h. die Seele wirkt, auch ehe sie in die Unterwelt eingegangen ist, und aus ihr wieder in den nächtlichen Stunden erscheint, schauerlich auf die Lebenden ein. Vögel und Wild erschrecken vor ihr, wann sie von Baum zu Baum fliegt, nur die Eule ist ausgenommen. Hier sind zwei Ansichten mit einander vermischt. Die Eule erschrickt nicht vor den Geistern der Nacht, denn als Vogel der Nacht ist sie ihnen vertraut. Aber die Seele ist während jenes

---

Aus dem ganzen Wald zur Eiche,
Krächzen alle laut:
„Feindes Grimme fiel der Jüngling."
Alle Mädchen weinten um den Jüngling."

Ich habe dieses ganze Lied hergesetzt, weil gesagt worden ist: der Sperber erscheint im böhmischen Glauben als ein heiliger Vogel. Ein Lied sagt, aus dem Grabe des gemordeten Jünglings sey eine Eiche gewachsen, auf deren Aeste sich die Sperber gesetzt und den Mord offenbart, der Jüngling aber sey neben dem Baum als Hirsch gewesen.

Mir scheint dieser Hirsch keineswegs der Jüngling zu seyn, welcher nach der Ermordung in einen solchen verwandelt worden wäre. Solch eine Ansicht über die Seelen der Verstorbenen, zumal wenn der Todte bestattet worden ist, kommt bei den Slawen durchaus nicht vor. Die Bestattung aber geht aus den Worten, daß eine Eiche über ihm sproße, hervor, und Eichen auf Gräbern werden häufig erwähnt, wie man aus den darüber angeführten Stellen ersehen kann. Der Hirsch steht auch gar nicht ganz unschuldig bei der Eiche, sondern streckt seinen Hals aus Gründen zum Laub empor, er will nämlich dieses Laub verzehren. Freilich wäre es eine ebenso interessante als rührende Situation, wenn der in einen Hirsch verwandelte Jüngling das auf seinem Grabe gewachsene Laub verzehrte, und so gewißermaßen sich selbst, in so weit der Baum Nahrung aus dem Grabe zieht, verspeiste; aber es scheint, daß wir uns dieser Rührung nicht hingeben dürfen. Doch wem es nicht genügt, den Jüngling und den Hirsch in ihrer Rüstigkeit und Stattlichkeit mit einander verglichen zu sehen, von denen der eine fällt, der andere munter springt, ihn überlebend, und zu seinem Grabe kommend, mag jene Auslegung glauben, denn in diesen Dingen wird ja hoffentlich Glaubensfreiheit bestehen bleiben.

Herumfliegens noch nicht ein Geist der Nacht, denn sie ist noch nicht in die Unterwelt eingegangen, und demnach noch nicht mit der Eule vertraut. Doch dergleichen Vermischungen stellen sich in einem solchen Gebiete leicht ein, weil eine folgerichtige Durchführung weder versucht worden ist, noch auch, wenn man sie versucht hätte, gelungen wäre.

Mag die Seele eine kürzere oder längere Frist herumfliegen, sobald sie in die Unterwelt eingegangen ist, wird sie als unterweltlicher Geist in menschlicher Gestalt gedacht, groß oder klein, je nachdem es die religiöse Dichtung, die sich ihrer bedient, grade zu ihren Zwecken braucht. In dieser Gestalt erscheinen sie Nachts auf der Erde, daneben aber hat man auch die Dichtung, daß sie in der Gestalt von Schlangen erscheinen, weil die Schlange ein Sinnbild der Erde und des Unterirdischen war. Diese Ansicht war den Slawen nicht allein eigen, denn wir finden sie auch bei anderen Völkern, und sehen daraus, daß es eine weitverbreitete, sehr alte Wirksamkeit der menschlichen Neigung zu Sinnbildern war, welche die Schlange anwandte zur Bezeichnung der Unterwelt. Daß sich die Geister dieser Gestalt bedienen, um auf Erden zu erscheinen, lag nahe, weil das Sinnbild, wenn es einmal geschaffen ist, leicht zur Sache selbst wird. Wie aber in mythologischen Dingen die verschiedenen Dichtungen friedlich neben einander stehen, auch wann sie folgerecht durchgeführt, einander ausschließen würden, so auch verträgt sich die Erscheinung des unterweltlichen Geistes in der Gestalt einer Schlange mit der Erscheinung desselben in menschlicher Gestalt, und an beide Gestalten wird von dem nämlichen Volke zu gleicher Zeit geglaubt.

Solche Schlangen finden wir neben den Hausgeistern ebenfalls als Hausgeister bei den Litthauern. Lasicz erzählt: Kaukie sind die Gespenster, welche die Rußen Uboze heißen; sie sind bärtig und von der Höhe einer ausgestreckten Hand. Die, welche an sie glauben, können sie sehen, die Anderen aber nicht. Man setzt ihnen allerlei Speisen hin, und ist der Meinung, wenn dieses nicht geschehe, leide man Schaden an seiner Habe. (Im Litthauischen heißt Kaukas Alraun, ein unterirdisches kleines Männlein, ein ungetauft gestorbenes Kind, und Kauks-pennis, d. i. Zapfen oder Zitze des Kaukas, bedeutet den Donnerkeil oder Donnerstein). Sie nähren auch gewiße Hausgötter, schwarz von Farbe, vierfüßig und fett, gewiße Schlangen, Givoites genannt. Mit Furcht sehen und verehren sie die Leute, wann sie aus den Höhlen des Hauses hervorkriechen zu dem hingestellten Eßen, und sich wieder in dieselben zurückziehen. Begegnet dem Verehrer dieser Schlange ein Unheil, so meint er, dieselbe sey nicht gut gehalten worden. (Litthauisch heißt Gywata, die Schlange, deren Namen sie als eine Lebendige bezeichnet, denn gywoti heißt in dieser Sprache leben, und gywas lebendig.)

Guagnini (S. 276) fährt, nachdem er von den Hausschlangen, den Givoites gesprochen, also fort: Neulich begab es sich in Lituanien, sechs Meilen von Wilna in einem Orte bei Troki, daß ein Christ von einem Verehrer einer solchen Schlange einige Bienenstöcke kaufte, und diesen mit vieler Mühe zum Christenthume bekehrte, und auch die bisher verehrte Schlange zu tödten überredete. Als der Christ nach einiger Zeit wieder dorthin kam, um nach seinen Bienenstöcken zu sehen, erblickte er einen Menschen mit entstelltem Antlitz, deßen Mund bis zu den Ohren jämmerlich auseinander gezogen war. Auf die Frage nach dem Grund eines so argen Uebels antwortete er, das sey die Strafe dafür, daß er an seinen Hausgott, an die Schlange, frevelhaft Hand gelegt, und es werde ihn noch weit Aergeres treffen, wenn er nicht zu seinen alten Religionsbräuchen zurückkehre. Zu Lawariski, vier Meilen von Wilna, giebt es auch viele Leute, welche bis jetzt noch Schlangen verehren.

Meletius meldet auch von den Lituanen und Samagiten, daß sie in ihren Häusern unter dem Ofen oder in dem Ofenwinkel, wo der Tisch steht, Schlangen hegen, die sie göttlich verehren, und welche die Priester zu einer bestimmten Zeit des Jahres mit Gebeten zum Tisch auffordern. Kommen sie hervor, so schlüpfen sie über ein reines Linnen auf den Tisch und verweilen darauf. Haben sie die einzelnen Speisen gekostet, so gehen sie wieder weg, und verstecken sich in ihren Höhlen. Sind diese Schlangen nun fort, so genießen die Menschen vergnügt die Gerichte, von welchen sie gekostet, und hoffen, daß ihnen in jenem Jahr Alles glücklich von Statten gehen werde. Wenn aber die Schlangen auf das Gebet des Priesters nicht hervorgekommen sind, oder die hingestellten Speisen nicht gekostet haben, glauben sie, es werde groß Unheil in jenem Jahre sie treffen.

Hartknoch sagt (S. 144): Bis auf den heutigen Tag giebt es Leute unter den Littauen und Samayten (besonders unter letzteren), welche die Givoiten (die Schlangen) ehren, und sie nicht verletzen. Ja, in unserem Preußen selbst, höret man noch hie und da, sonderlich an der Littauischen Gränze, daß solch teuflischer Wahn noch nicht aus den Herzen der Leute ausgerottet, sondern daß, ob sie gleich die Schlangen nicht anbeten, dennoch sie ihnen Speise vorsetzen, und ihnen kein Leid widerfahren laßen, aus Beysorg, es möchte ihnen das Vieh verrecken, oder sonst ein ander Schaden in der Haushaltung zuwachsen. Guagnini nennt Milch und Hähne als Opfer, welche der Litthauer diesen Hausschlangen brachte. Da könnte man sich wohl versucht fühlen zu der Erklärung, man habe den Wächter des Hauses, den Hahn, dem Beschützer des Hauses, zum Opfer gebracht, aber da der Hahn auch sonst zum Opfer diente, so ist eine solche einseitige Auslegung nicht annehmbar. Hupel

(I. 151) bemerkt von den Letten, diese hätten eine Art Hausgötzen gehabt, den Mahjaskungs, d. i. Hausherr (mahja, Wohnung; Kungs, Herr), und Zeemneeks, d. i. Nachbar (zeems, Dorf, Bauerngesinde, zeemneeks, Nachbar), von welchen besonders der letztere Beschützer des Zuchtviehs und des Viehes überhaupt gewesen, dem sie daher im Herbste von beidem ein Opfer dargebracht haben sollen. (Man vergleiche das Pergubriosfest). Ferner sey auch Lulkis eine Art Spiritus familiaris gewesen. Da lulkis im Lettischen ein Muttersöhnchen, ein verwöhntes Kind bedeutet, so scheint ein Hausgeist von der Art der Kinder, wie man auch in Deutschland welche hatte, damit gemeint, so wie man auch in Deutschland Geister die guten Nachbarn nannte, denn häufig wird man auf den verschiedenen Gebieten eine große Aehnlichkeit in diesen Dingen finden.

Weit verbreitet war das Sinnbild des Wolfs, um den Begriff des Todes darzustellen, und die Geister der Unterwelt erscheinen daher auch als Wölfe, ja man nahm, diese Dichtung weiter ausbildend, an: Menschen könnten sich in Wölfe verwandeln, woher die Fabel von den sogenannten Wärwölfen stammt.

Es fragt sich, ob diese Dichtung auch bei den Slawen gegolten habe, und eine Spur davon dürfte sich auf rußischem Boden finden. Die neueren Berichterstatter über den heidnischen Glauben der Slawen berichten uns zwar nichts davon, aber ihre Nachrichten sind dürftig und aus später Zeit. Freilich ließe sich einwenden, auf rußischem Boden könnten in alter Zeit andere Völkerschaften gewohnt haben, und z. B. die Budiner müßten trotz Schafarik's entschiedener Gewißheit in seinen slawischen Alterthümern nicht nothwendig Slawen gewesen seyn. Hier kann es genügen, daß die folgenden Angaben slawischen Boden betreffen, und daß ein genügender Grund nicht vorhanden ist, slawische Bevölkerung in älterer Zeit daselbst abzuleugnen.

Wir finden nämlich in Rußland einen Wolfsfluß, Wolchow (rußisch heißt wolk der Wolf, in anderm slawischen Dialekt wlk), zwischen dem Ladoga und dem Ilmensee. Ueber einen solchen Namen ist an und für sich wenig oder nichts zu sagen, weil nichts besonders Auffallendes darin liegt. Aber wenn wir ein Mährchen von Wölfen, welches in diese Gegenden im Allgemeinen hingewiesen wird, aus alter Zeit vernehmen, und dieses in Verbindung mit einem andern Mährchen gebracht sehen, welches nur dann erklärt werden kann, wenn wir eine gemeinsame Erklärung für beide finden, so wird man wohl versucht, auch einen Wolfsfluß an einer solchen Stätte in das Gebiet des Mährchens hereinzuziehen, und eine Erklärung desselben nicht für unzuläßig zu halten.

Wir lesen nämlich bei Herodot (4. Kap. 105) von den Neuren, Androphagen und Melanchlänen als Nachbarn der Skythen

folgende Angaben: Die Neuren haben skythische Gebräuche. Ein Menschenalter vor dem Feldzuge des Dareios gegen die Skythen geschah es, daß sie ihr Land verließen, durch Schlangen vertrieben. Denn das Land brachte ihnen viele Schlangen hervor, noch mehr aber kamen ihnen von oben aus den Einöden, bis sie gezwungen ihr Land verließen und zu den Budinern zogen. Diese Menschen können für Zauberer gelten, denn bei den Skythen, und den in Skythien wohnenden Hellenen heißt es von ihnen, daß jeder Neure jedes Jahr einmal einige wenige Tage ein Wolf wird, und dann wieder seine vorige Gestalt annimmt. Mich überzeugen die Erzähler nicht davon, sie erzählen es aber nicht desto weniger und beschwören es.

Die Androphagen, d. i. die Menschenfreßer, haben die wildesten Sitten unter allen Menschen, und leben nach keinem Gesetze. Sie sind Nomaden, und tragen eine der skythischen ähnliche Kleidung, haben aber ihre eigene Sprache. Sie freßen allein unter diesen Menschen.

Die Melanchlänen, d. i. Schwarzmäntler, tragen Alle schwarze Kleidung, wovon sie ihren Namen haben. Sie leben nach skythischen Bräuchen.

Die Nachfolger Herodot's fügen nichts Beachtenswerthes hinzu, und deßhalb bedarf es keiner Herbeiziehung ihrer aus Herodot entlehnten Angaben. Betrachten wir diese Beschreibung dreier Völker in dem Gebiete des Landes Skythien, denn dieser Name erstreckte sich sehr weit, und dieselben werden dahin gesetzt, z. B. bei Pomponius Mela (II. Kap. 1), so haben wir eine mährchenhaft klingende Erzählung, welche sich nicht so leicht beseitigen läßt, wie eine unzulängliche Erklärungsweise wunderbarer Dinge, die sie leicht auf ein natürliches Verhältniß zurückführen zu können meinte, es schon längst versucht hat. So meint z. B. der rußische Geschichtschreiber Karamsin (I. Kap. 1) die Verwandlung der Neuren in Wölfe damit zu erklären, daß dieses Volk sich im Winter in Wolfsfelle gekleidet habe. Hätte es aber keinen Glauben an jene Verwandlung gegeben, die ja auch anderwärts sich findet, so würde aus dem Kleide jenes Mährchen nicht entstanden seyn. Die Pelzkleidung, welche am wenigsten aus Wolfsfellen bestand, sondern meist aus Marder-, Eichhörnchen-, Zobel-, Bären-fellen, hat nirgends ein Mährchen von einer Verwandlung der Menschen in jene Thiere hervorgebracht. In Germanien herrschte auch das Mährchen vom Wärwolf, d. i. dem Mannwolf, und auch in Griechenland. So erzählt z. B. Plinius (8. 22):

Euanthes, ein nicht ungeschätzter Schriftsteller Griechenlands, meldet, daß die Arkader schreiben, es werde aus dem Geschlecht eines gewißen Antäus einer durch das Loos von der Familie gewählt und an einen gewißen See jener Gegend geführt. Dort schwimme er, nachdem er sein Kleid an einer Eiche aufgehängt, hinüber, und begebe sich weg in die

Einöde, wo er sich in einen Wolf verwandele und mit den anderen Wölfen neun Jahre hindurch zusammenlebe. Wenn er sich diese ganze Zeit über des Menschen enthalte (d. h. keinen frißt), kehre er wieder zu dem nämlichen See zurück, schwimme hinüber und nehme seine vorige Gestalt wieder an, nur daß er neun Jahre älter aussehe. Fabius fügt hinzu, er nehme auch wieder dasselbe Kleid an.

Der Grund dieses verbreiteten Glaubens ist in nichts Anderem zu suchen, als in der sinnbildlichen Bedeutung des Wolfes, denn sie allein läßt uns die wunderbare Mähre von den Wärwölfen begreifen. Dieses Thier, dem Menschen als ein gieriger, hungriger Verschlinger bekannt, ward gewählt, um den Alles verschlingenden Tod zu bezeichnen. Nun sind aber die Geister der Unterwelt selbst, und diese sind eben die Seelen der Verstorbenen, in dem Volksglauben des Heidenthums, wenn auch nicht grade identisch mit dem Tode selbst, doch als verderbenbringend und dem Leben nachstellend, angenommen. Man hatte große Furcht vor ihrer verderblichen und tödtlichen Macht, und suchte sie auf alle Weise zu sühnen. In der Dichtung vom Wärwolf erscheint der Geist des Verstorbenen unter der Gestalt des Sinnbildes des Todes, und wenn sich der Mensch in einen Wolf verwandelt, so ist das zuerst bildlich nichts weiter, als der unbildliche Ausdruck besagt mit den Worten: Der Mensch stirbt oder ist gestorben. Aus diesem bildlichen Ausdruck, oder dieser sinnbildlichen Darstellung, hat sich das Mährchen entwickelt, und die oben aus Plinius beigebrachte Sage von Arkadien, verbindet noch recht deutlich, so weit es in einem solchen Mährchen geschehen kann, die Unterwelt mit der angegebenen Verwandlung. — Der Todte muß in der griechischen Mythologie über ein Waßer in die öde, nichtige Unterwelt fahren, und so fährt auch Der, welcher ein Währwolf werden soll, über ein Waßer in die öde Wüste.

Dadurch, daß man in Arkadien auch den Lykaon, der dem Lykäischen Zeus ein Kind zum Opfer brachte, als in einen Wolf verwandelt annahm (Pausanias VIII. 2. 1, wo Siebelis die sonst noch darüber Redenden anführt), und zufügte, es sey geschehen, nachdem er die menschlichen Eingeweide gekostet hatte, darf man sich nicht verleiten laßen, den Mythus von den Wärwölfen auch darin finden zu wollen. Dem Zeus kommen solche gar nicht zu, sondern der ihm zugehörige Wolf ist ein anderer, denn dieses Thier diente als zwiefaches Sinnbild, einmal als das des Todes, weil der Wolf Verschlinger ist, zweitens als das des Lichtes, wegen seiner grauröthlichen Farbe, womit man die Farbe des Himmels, wann das Grau sich zu röthen beginnt, zu vergleichen nicht angestanden. Drum läuft ein Wolf der Sonne voraus, ein zweiter aber der sie verschlingen will, läuft hinter ihr drein, und wirklich verschlingt er sie, d. h. sie sinkt in die Unterwelt hinab. Dem Zeus Lykaios, dem Herrn

des himmlischen Lichtes, der als solcher in Arkadien verehrt ward, konnte nur das Sinnbild des Lichtes zukommen, und die Verwandlung des Lykaon in einen Wolf, wegen des dargebrachten Menschenopfers, ist eine Fabel, die nur das Schreckliche des Menschenopfers darstellt, und dieses auf den Priester überträgt, ihn bildlich einen Wolf nennt, d. i. einen Verschlinger, und ihn im Mährchen auch dazu werden läßt, wiewohl nicht der Priester oder Opferer der Verschlinger ist, sondern der Gott, der das Opfer empfängt, und der mithin selbst in dieser Hinsicht ein Wolf ist. Daß man sich übrigens nicht scheute, den Zeus wegen der Menschenopfer einen Verschlinger zu nennen, zeigt sein Beiname Laphystios, der dieses bedeutet, bei den Athamanen. Wir haben also in diesem arkadischen Mährchen eine Sage, die durchaus nichts mit der Fabel von den Wärwölfen zu schaffen hat. Dennoch fand eine Vermischung damit Statt, wie wir aus dem ersehen, was Plinius (a. a. O.) weiter erzählt. Er sagt: Agriopas, der über die Sieger zu Olympia schrieb, erzählt, der Parrhasier Demänetus habe bei dem Opfer, welches die Arkader damals noch dem Lykäischen Zeus darbrachten, die Eingeweide des geschlachteten Knaben gekostet, sei in einen Wolf verwandelt und im zehnten Jahre wieder zum Menschen hergestellt worden. Dieser sey zu Olympia als Faustkämpfer aufgetreten und habe den Sieg davon getragen.

Die Zahl der Jahre, welche einer Wolf seyn müße, und die Wiederherstellung in die menschliche Gestalt, gehört ganz und gar in die Fabel vom Wärwolf, nicht in die von jenem Menschenopfer. (Welcker deutet in einer nachher noch anzuführenden Schrift, fein und scharfsinnig, die Sache dahin, daß der Priester des schrecklichen Opfers die angegebene Zahl der Jahre verbannt worden sey, aus Grauen vor seinem Opfer. Doch kann ich mich nicht überzeugen, daß die Wiederherstellung zum Menschen in die Fabel jenes Opfers gehöre, sondern den Wärwölfen angehöre, die nicht mit Zeus, sondern der Unterwelt zusammenhängen.) Bei diesem Opfer sehen wir das Kosten der menschlichen Eingeweide zur Ursache der Verwandlung gemacht, getreu dem Bilde, den Menschenverschlinger einen Wolf zu nennen. In der Fabel von den Wärwölfen ist keine Spur davon, daß einer durch den Genuß von Menschenfleisch sich zum Wärwolfe macht, und doch wäre grade ein so schauerlicher Zug der Fabel schwerlich verloren gegangen seyn, wenn er jemals angenommen gewesen wäre. Aber, wie gesagt, es findet sich keine Spur davon, und auch das kann zeigen, wie wenig die den Zeus Lykaios betreffende Sage mit der eigentlichen Fabel von den Wärwölfen gemein hat. Plato, der in der Republik (S. 565. d.) von jener spricht, berührt nichts von dem, was Euanthes erzählt, wovon auch Herodot nichts gewußt zu haben scheint, da er bei der Erzählung von den Neuren nichts davon erwähnt.

Herodot sagt, das Mährchen laute dahin, jeder Neure werde jährlich

einige wenige Tage ein Wolf, und auch das stimmt zu dem Unterwelts-glauben, nämlich zu dem Verhältniße der unterweltlichen Geister zur Oberwelt. Neben dem mehrfach gestalteten Glauben von diesen Geistern als stets erscheinenden, bestand auch der von einer besondern Thätigkeit derselben zu einer bestimmten Zeit. So ward z. B. in Rom der Mundus Cereris, d. i. die Welt der Erdgöttin Ceres, nämlich die Unterwelt jährlich geöffnet, und wann dieser Mundus offen stand, war es eine bedenkliche Zeit. Der Anfang des Winters war vorzugsweise die Geisterzeit, und im deutschen Aberglauben galten die zwölf Nächte (Weihnachten bis Neujahr) als die Geisterzeit, wo das Reich der Todten geöffnet war und die Geister auf der Erde herumschweiften. Die wenigen Tage, welche die Neuren Wölfe werden, können ganz gut auf einer ähnlichen Geisterzeit beruhen. Der Wolfsfluß und der Altsee eignen sich zu einem Unterwelts-waßer, und der Flußname findet eine nicht unpaßende Erklärung in der Annahme einer dort gedichteten Unterwelt. Unterweltsreiche hatte das Alterthum auf der Erde sich erfunden, wie zu Pylos im Peloponnes, und eine im Molosserlande. Ferner in Unteritalien zu Cumä und in Germanien zu Jötunheim, und Jütland war ein solches Jötunheim, so wie in Nibelungenland am Ausfluße des Rheins und auf einer diesem Ausfluße nicht fernen Insel. Eben so gut konnte eine Unterwelt am Alt-see (Ladoga) und Wolfsfluße (Wolchow) seyn, und die Wolfssage der Neuren damit zusammenhängen, weßhalb sie grade nicht dort am See oder Fluße wohnen mußten, denn das Mährchen erheischt dies nicht nothwendig. Wenn Plinius sagt, sie hätten am Borysthenes (Dnjepr) gewohnt, so ist diese Nachricht nicht auf eine genaue Kenntniß der Geographie gegründet, weil die Römer von jenen Gegenden keine genaue geographische Kenntniß hatten.

Ueber jenen Wolfsfluß ist auch zu beachten, was aus der Nowo-goroder Chronik von Popow (S. 58) und Kayssarow (S. 115) angegeben wird. Wolchw oder Wolchowez war der Sohn des Fürsten Slawen, der nach Nordrußland gekommen war und die nach seinem Namen benannte Stadt Slawenk erbaut hatte. Dieser junge Fürst galt seiner Zeit für einen großen Zauberer und ward darum Wolchw, was im Rußischen Wolf bedeutet, genannt. Indem er die Gestalt eines Krokodils annahm, schwamm er im Fluße Mutnava, den man dann nach ihm benannte, und verschlang Menschen. Auch andere, sehr wunderbare Dinge übte er durch seine Zauberei aus. Die Heiden seiner Zeit versetzten ihn unter die Götter, aber zuletzt ward er durch die Teufel erdroßelt. Seine Anbeter bestatteten ihn am Fluße Wolchow, hielten ihm ein herrliches Leichenbegängniß (Trizna), machten dem Brauche gemäß einen großen Hügel auf dem Grabe, der nachmals von der Erde verschlungen ward, und noch, sagt die Chronik, sieht man das Loch, wo dieses geschehen.

Eignet sich hier Alles zu der in Wolfsgestalt verschlingenden Unterwelt (das Krokodil ist natürlich eine mährchenhafte Ausschmückung, welche Anstoß an dem im Waßer hausenden Wolf nahm, und ein verschlingendes Waßerthier einschob), so paßt auch der Name Mutinaya dazu, denn er bezeichnet den trüben Fluß (slawischer Stamm mut- bedeutet trübe, traurig, polnisch smut-) oder den traurigen, und es ist ganz angemeßen, daß das Waßer der Unterwelt, ein trübes oder trauriges genannt werde.

Erscheint uns das Verhältniß der Neuren in diesem Lichte, daß sie nämlich die Bewohner oder Anwohner einer Todtenwelt waren, dann werden uns auch die Menschenfreßer, mit denen sie zusammengestellt sind, klar, denn auch Diese beziehen sich dann auf die Unterwelt und den die Menschen verschlingenden Tod. Zu beiden aber eignen sich vortrefflich die Schwarzmäntler, denn die Todtenwelt ist finster.

Außer den Melanchlänen des Herodot, finden wir auch Schwarzmäntler auf den Zinninseln, in welcher Gegend die Todteninsel war, von welcher in der germanischen Mythologie gehandelt worden ist. Strabo (III. am Ende): Die zehn Kattiteriden (Zinninseln) liegen nahe bei einander; eine ist unbewohnt, die anderen aber bewohnen schwarzmantelige Leute, deren Röcke bis auf die Füße gehen, gegürtet um die Brust; sie gehen mit Stäben herum, gleich den Strafgöttinnen der Tragödieen; sie leben meist von Heerden als Hirten. Für Zinn und Blei, welches sie haben, so wie für Häute, tauschen sie Geschirre von Thon, Salz und Erzsachen von den Handelsleuten ein.

Leute, die in schwarzen langen Mänteln mit Stäben an die Strafgöttinnen der Tragödieen erinnern, sind eine etwas sonderbare Erscheinung, und da die Metalle in der Erde den Mächten der Unterwelt gehören, so trifft das hier eigen zusammen, zumal, da die Unterwelt mit Waßer umgeben ist. Wenn auch eine Unterwelt hier nicht gedichtet gewesen seyn sollte, so hat doch wohl die Ansicht, daß die Metalle in der Gewalt derselben seyen, auf die Dichtung dieser mit Stäben, wie Zauberer versehenen Schwarzmäntler eingewirkt. Doch kehren wir zu dem Wolfe zurück. —

Bockshorn (respubl. Moscov. I. p. 53) spricht von der Landschaft Lucomorien in Rußland am Nordmeer, und sagt, die Einwohner lebten ohne Häuser in Wäldern und Feldern. Von manchen Völkerschaften Lucomoriens, heißt es weiter, wird Ungeheuerliches und Unglaubliches erzählt, als ob jene jährlich am 27. November, gleichwie die Schwalben und Frösche, vor harter Winterkälte stürben, und dann bei dem wiederkehrenden Frühling am 24. April von neuem wieder auflebten. Sie sollen mit den benachbarten Völkern in folgender Weise Verkehr haben: Wenn sie den schon nahenden Tod merken, dann legen sie ihre Waaren an bestimmte Orte hin, welche die Grustinzer und Serponowitzer

wegnehmen, und ihre an Werth gleichen Waaren indeßen an denselben Orten zurücklaßen. Jene nehmen, wann sie wieder aufleben, die Waaren, die ihnen bei dem Tausche gefallen, an; halten sie aber nicht dafür, daß sie genügend seyen, so verlangen sie die ihrigen zurück, wodurch oft Streit und Krieg unter ihnen entstehen soll. Der Fluß Tachmin fließt hier, in welchem gewiße Fische seyn sollen, die an Haupt, Augen, Nase, Mund, Händen und Füßen den Menschen darstellen. Auch sollen hier Menschen seyn von staunenerregender Gestalt; von welchen Manche, nach Art der wilden Thiere von Haaren starren, Andere mit Hundsköpfen in unterirdischen Höhlen leben.

Was soll das fabelhafte Lukomorien bedeuten? Sicher nichts anderes, als in einem etwas verderbten latinisirten Namen Wilkomir, das Wolfsland, und die Fabel vom Sterben der Leute während des Winters, trifft ganz und gar mit der Fabel von Neuren, welche sich in Wölfe verwandeln, überein (denn die Erklärung Karamsin's von Pelzkleidung kann nicht gelten). Lucomorien ist eine Todtenwelt, die in dieser Fabel auf den Winter beschränkt ist, und wenn die Wundermähre von den menschgestaltigen Fischen in dem Fluße Tachmin nicht eine bloße Erfindung ist, zum Behufe Wunderdinge zu erzählen, so gehört sie auch zu der Fabel vom Todtenreiche. Dieses hängt durchaus mit dem Waßer zusammen, und Waßer schließt die Todten ein. Wohl konnte in einer Fabel, welche Wunderdinge im Gebiete der Wirklichkeit aus mißverstandener Mythologie erschaffen wollte, die Wendung eintreten, die vom Waßer eingeschloßenen Schattenbilder der Menschen seyen in dem Waßer, wodurch sie dann Wunderfische in Menschengestalt werden mußten. Wahrscheinlich ist die Fabel auf diese Weise entstanden, denn Fische in Menschengestalt hätte man schwerlich erfunden, um etwas Wunderbares zu erzählen, sondern nach dem gewöhnlichen Verfahren, Menschen in einer Mischung mit der Thiergestalt, wie z. B. Tacitus am Ende der Germania von den Hellusiern und Oxionern angiebt, und wie man bei Herodot ähnliche Mährchen findet.

Wo Polen, Weißrußland, Litthauen zusammenstoßen, auf der Scheide dieser Länder war ehedem ein Wilkomir, d. i. Wolfsland (wlk, wilk, Wolf) und ist noch eine Stadt dieses Namens. Man findet auch den Volksnamen Wltschker untermischt mit dem der Weleten, oder Woloten, d. i. der Wilzen, und dieser Name Wolot wird durch Riese erklärt, so wie ein Riesengrab rußisch wolotowka heißt, bei den Czechen wlčj koper, d. i. Wolfshügel genannt wird. Die Weletabi oder Wilzen wurden beschuldigt, ihre alten Eltern zu eßen, (also waren sie menschenfreßende Riesen), oder sie lebendig zu begraben. Nehmen wir dazu, daß die Wilkinasaga ein Wilkinaland, d. i. Wolfsland mit Ruziland, d. i. Rußland verbindet, so läßt sich nicht bezweifeln, daß in Rußland ein

Todtenreich gedichtet war, wo Riese und Wolf als unterweltlicher Geist und verschlingender Tod ihre rechte Stelle haben. Der Uebergang dieser Namen in Volksnamen ist natürlich, denn die Völkerschaften, die aus einem Woloten, Weletenlande oder einem Wilkenlande herkommen, müßen denen, zu welchen oder in deren Nähe sie wandern, für Weleten oder Wilken gelten. Ueber die Verbreitung dieses Volkes, welches im Deutschen Wilzen genannt ward, hat Schafarik (II. 547 — 579) ausführlich und gut gehandelt, doch hat er einiges eingemischt, was schlechterdings nicht gelten kann.

Ueber den Namen der Weleten hat auch Zeuß (S. 655) eine ausführliche Bemerkung gemacht, welche neben Schafarik's Bemerkungen Beachtung verdient, jedoch für das mythologische Verhältniß nichts Aufklärendes enthält und enthalten kann. Mythologisch ist durchaus die Sage, daß die Wilzen ihre alten Eltern verzehren, oder tödten, oder lebendig begraben. Ein von den Slawen gedichtetes Todtenreich läßt sich noch weiter unzweifelhaft nachweisen durch die Sage:

Unweit des Dorfes Markgraf=Pieske liegt ein kleiner Hügel, welcher allmählich immer höher wird, denn ein jeder, der vorbei geht, wirft, sey es eine Handvoll Erde, oder einen Tannenzweig, oder einen Stein darauf. Dieser Hügel heißt jetzt Nobelskrug, und man sagt, daß er zum Andenken an einen Mord errichtet sey, der an dieser Stelle begangen wurde. (Kuhn, Märkische Sagen. S. 113.) Zu dieser Sage gehört die von dem N̊aberskrooch (N̊abers=krug), welche Kuhn (S. 21) ebenfalls mittheilt. An der nördlichsten Spitze des Drömling, der noch vor hundert Jahren ein so dichtes und unwegsames Elsbruch war, daß man ihn meistens nur im Sommer durchschreiten konnte, liegt ein Dorf, welches Neu=Ferchau (d. i. Neu=Seelen=au) heißt, von den Leuten der ganzen umliegenden Gegend aber Näberskrooch genannt wird. Warum es diesen zweiten Namen erhalten, weiß man nicht mehr recht, allein es werden doch verschiedene Gründe dafür angegeben.

Nach diesem N̊aberskrooch kommen nun, wie man sich im ganzen westlichen Theile der Altmark erzählt, die Todten, denn hier müßen sie ihren letzten Sechser verzehren, welchen man ihnen zu dem Behufe mit in den Sarg giebt, besonders aber müßen diejenigen, welche in Haus=Jochen=Winkel wohnen, nothwendig dahin, und werden nicht eher ins Himmelreich eingelaßen, als sie da gewesen sind; darum sagt man auch oft, wenn einer schon lange verstorben ist: „De is all lange in Näbers=krooch," oder sobald einer geschieden ist, heißt es: „Nu is hee all hen n̊a N̊aberskrooch," und man erzählt sich zugleich, daß sich die Todten hier einander besuchen.

Auch eine Sage vom untergegangenen N̊aberskrug vermochte Kuhn noch aus mündlicher Mittheilung (S. 61) aufzuzeichnen. Daß diese Sagen

sich auf eine Dichtung einer Todtenwelt beziehen, ist nicht zu bezweifeln, und Kuhn's Bemerkung darüber (Vorrede S. XII flg.) überhebt mich der eigenen Bemerkungen. Er sagt: Allgemeine Bezeichnung für den Aufenthalt der Todten, scheint in der Altmark ursprünglich Nåberskroech. Ist das gleich Nachbarskrug und der Tod in seinem Reiche als Nachbar der Lebendigen gefaßt? (Dabei wäre aber die Form Åberskroech, die auch vorkommen soll, zu berücksichtigen). Ich glaube fast, daß man sich den Ort Neu-Ferchau, der in jenem Theil der Altmark den Beinamen Nåberskroech führt, als Aufenthalt der Todten dachte; die Localität spricht ganz dafür; denn ehedem erstreckte sich das waßerreiche undurchdringliche Elsbruch, der Drömling, bis zu diesem Ort; alles Leben hörte gewißermaßen dort auf, und man war durch das Waßer der Ohra von den südlich gelegenen Ortschaften den größern Theil des Jahrs über geschieden, und selbst heutzutage ist man mit ihnen nur durch eine erst im vorigen Jahrhundert wegsam gemachte Straße verbunden. Der Dialect in diesen südlichen Ortschaften ist sehr abweichend von dem in der übrigen Altmark gesprochenen, und das Bruch scheint somit die Gränze zweier Völkerschaften gebildet zu haben. Dazu kommt, das Nåberskroech oder Nobiskrug nur der modernere Name für Ferchau ist, der aufkam, als die alte Bezeichnung Ferchau-Seelenau unverständlich geworden war. Der Gebrauch, dem Todten einen Sechser in den Mund zu geben, weist wohl auf ein wie bei Römern und Griechen übliches Fährgeld hin, und der Todte scheint nicht eingelaßen zu werden, wie die Schatten in den Hades, wenn er es nicht hat, denn er wird zum Nachzehrer, d. h. er bleibt an die Erde gebunden und straft die Verwandten, die ihm das Geldstück nicht gaben, dadurch, daß er sie ebenfalls in den Tod nachzieht.

In Liefland war der Glaube, am Weihnachtsabend gehe ein hinkender Junge, und laße alle, die ihm ergeben seyen, mit sich ziehen, für die Säumigen aber habe er einen großen Mann bestellt, welcher sie mit einer drahtgeflochtenen Geisel antreibt, und sie oft so hart schlägt, daß sie es noch lange nachher spüren. Jener Hinkende zieht voran, sie folgen ihm zu Tausenden, und sobald sie über einen Fluß geschwommen sind, werden sie alle miteinander in Wölfe verwandelt, fallen die Heerden an, welche ihnen aufstoßen, und thun Schaden so viel sie können. Menschen dürfen sie nicht verletzen. Wenn sie dieses Wolfswesen zwölf Tage lang getrieben haben, kommen sie wieder an den Fluß, und werden wieder zu Menschen. Die Letten nennen den December den Wolfsmonat, und die Zeit der Zwölfe, die Wolfszeit (wilku laiks). Da nun diese Zeit am Ende des Jahres diejenige ist, in welcher die Unterwelt ihre Geister vorzugsweise herauf sendet, eine ganz und gar den Gespenstern günstige Zeit, so beweist auch diese lettische Benennung deutlich genug, wer unter dem Wolfe zu verstehen sey.

Preußischer Aberglaube schreibt vor: Während des Monats December darf man den Wolf nicht bei seinem eigentlichen Namen, sondern muß ihn das Gewürm nennen, sonst wird man von den Wärwölfen zerrißen. (Tettau und Temme. S. 281.)

In rußischen Mährchen spielt der Wolf eine Zauberrolle (s. das Mährchen vom Vogel Schar, dem Pferd mit der goldenen Mähne, und vom grauen Wolf bei Vogl. S. 23 — 54), dient einem Jüngling, und verwandelt sich in ein schönes Weib. Um dies zu bewerkstelligen, wirft er sich auf die feuchte Erde, und flugs ist er verwandelt, und durch dasselbe Verfahren verwandelt er sich auch in ein Pferd. Eben so verwandelt sich ein beflügelter Wolf in dem Mährchen von Ljubin Czarewitsch (bei Vogl 119 — 135) in ein Pferd und einen Helden, und dient dem Ljubin Czarewitsch. — Hat man einen sogenannten Wolfsgürtel gedichtet, durch welchen sich ein Mensch in einen Wolf verwandeln kann, so erscheint in diesen Mährchen die Verwandlung des Zauberwolfs in jede beliebige Gestalt davon abhängig, daß er sich auf die feuchte Erde lege, um durch ihre Kraft dazu befähigt zu werden. Ist dieser Zug in den genannten Mährchen wirklich im Glauben des Volkes begründet gewesen, so ist er mythologisch nicht ohne Belang, denn er würde dann andeuten, daß dieser Wolf, der aus der Unterwelt stammt, alle seine Kraft aus der Erde hat.

Nicht alle Sagen jener Gegenden laßen die Wärwölfe des Menschen schonen, denn Olaus Magnus berichtet aus Preußen, Liefland und Litthauen von den Wärwölfen eine etwas abweichende Sage. Am Christfest gegen Nacht versammelt sich an einem unter ihnen verabredeten Ort eine sehr große Menge von Wölfen, die aus Menschen verschiedener Wohnorte verwandelt sind. Diese wüthen dann in derselben Nacht gegen Menschen und Thiere, und thun größern Schaden als wirkliche Wölfe jemals verüben. Sie erbrechen die Wohnungen in den Wäldern, würgen Menschen und Thiere, schlagen die Bierfäßer ein und trinken das Bier aus. Es sind darunter viele der ersten Edelleute und Magnaten, welche diese Verwandlung zu bestimmten Zeiten nicht unterlaßen können. Die Verwandlung wird bewirkt durch einen Biertrunk unter gewißen ausgesprochenen Worten, worauf der so Eingeweihte sich, sobald er will, in einen Keller oder einen verborgenen Wald begiebt, und die Wolfsgestalt annimmt, die er aber auch wieder ablegen kann, außer zu der Zeit, wo sie sich als Wärwölfe am Feste versammeln.

In Preußen konnten sich Leute zu gewißen Zeiten in Wölfe verwandeln, diese behielten aber immer ein Wolfsschwänzchen zwischen den Schulterblättern. Auch glaubte man dort, man könne ein Wärwolf werden, wenn man einen Leibriemen, der dazu erforderlich sey, anlege und in das neunte Loch schnalle. Auf Johannistag verwandeln sich nach

dem Glauben der Polen, Zauberer und Hexen in Wölfe. Auch aus Ostfriesland hören wir von Hexen, die sich in Wölfe verwandelten, Nachts durchs Schlüßelloch zu den Schlafenden eindrangen, sich auf dieselben legten, und sie mit schweren Träumen plagten. Ja man richtete Menschen hin, als Wärwölfe ganz wie Hexen. (Man vergl. Welcker's vortrefflichen Aufsatz über die Lykanthropie in seinen kleinen Schriften Theil 3 von Seite 157 — 184, welcher reich ist an Notizen und guten Bemerkungen.)

Wir finden in der spätern Zeit, wie die angeführten Volkssagen zeigen, diesen mythologischen Gegenstand dem Aberglauben verfallen, der zwar einiges Ursprüngliche festhielt, aber auch andere Dinge einmischte. Das Waßer in der obigen liefländischen Volkssage ist aus dem alten Glauben beibehalten; denn der Mensch muß über das Unterweltswaßer, um in das Todtenreich zu gelangen, wo er selbst Wolf wird, in so fern er einer der Geister wird, welche bösartig den Tod zu verbreiten suchen. Daß ein solcher Wolf aber den Menschen nicht schade, und sie nicht verletzen dürfe, ist eine Dichtung, welche sich mit der Sache gar nicht verträgt; denn grade auf das Verderben der Menschen hat es der Unterweltswolf abgesehen, und das Anfallen der Heerden, welches man dem Wärwolfe zuschreibt, beruht schon zum Theile wenigstens auf der Verwechselung desselben mit dem wirklichen Wolfe. Die zwölf Tage um Weihnachten sind in so fern begründet, als man überall im alten Glauben die Ansicht findet, daß zu Ende des alten Jahres bis zum Beginne des neuen, die Unterwelt vorzugsweise ihre Geister heraussende und Macht habe, bis die neue Sonne wieder gegen sie schütze.

Wenn in der andern Erzählung die Wärwölfe Bier trinken, woran auch Olaus Magnus einigen Anstoß nahm, so ist die Vermischung mit anderen Formen der Unterweltsgeister daran schuld. Die Geister, welche in menschlicher Gestalt erscheinen, wie die Barstukken u. s. w., genießen Speise und Trank der Menschen, und dem Puschkait stellte man auch Bier zu dem Hohlunderbaum, und dieses Verhältniß hat man ganz verkehrt, ja unsinnig auf die Wärwölfe übertragen, während man sie doch zugleich Heerden anfallen läßt, gleich wirklichen Wölfen. Auch Hexen, als Wärwölfe, fallen der Ausartung des spätern Aberglaubens zu, der durch einander wirrte, was nicht zusammen gehörte. Wir sehen den Wolf nirgends als Sinnbild der Göttin Erde, wann sie als unterweltliche Todesgöttin erscheint, sondern entweder ist er schlechtweg Todessinnbild, oder gehört dem männlichen Todesgott. Das weibliche Geschlecht aber folgt in der Mythologie nur jener großen Göttin, der Lebensmutter. Zwar reitet in der nordischen Mythologie die Zauberin auf dem Wolf, aber sie verwandelt sich nicht in denselben. Schlüpfen aber Wärwölfe gar durch ein Schlüßelloch, und legen sich auf die Schlafenden, um sie

mit schweren Träumen zu quälen, so ist die Durcheinanderwirrung der verschiedenen Formen der mythologischen Wesen auf die Spitze getrieben.

Wir begegnen in diesen Erzählungen kaum einer Vorkehrung, die nöthig wäre, um zu einem Wolfe zu werden, aber ein sonderbarer Zug findet sich bei Petronius aus der römischen Kaiserzeit. Dieser erzählt in seinen Satyrica (Kap. 62) zur Unterhaltung folgende Geschichte: „Ich überredete unsern Gast, bis zum fünften Meilenstein mit mir zu gehen; er war aber ein tüchtiger Soldat, gleichsam ein Orcus. Um den Hahnenschrei herum machen wir uns fort. Der Mond leuchtete hell wie am Mittag, wir kamen zu den Grabmälern. Mein Mann fieng an, sich an Grabsäulen zu machen, aber ich gieng singend und zählte die Sterne. Dann als ich nach dem Gefährten mich umblickte, zog er sich aus und legte alle seine Kleider neben an den Weg. Es ward mir sonderbar zu Muth, ich stand da, wie todt. Aber jener pißte um seine Kleider herum und ward plötzlich ein Wolf. Wollet nicht meinen, ich scherze, zum Lügen brächte mich kein Gut der Welt, aber, wie ich angefangen habe zu erzählen, als er ein Wolf geworden war, fieng er an zu heulen und floh in die Wälder. Ich wußte anfangs nicht, wo ich sey, dann trat ich hin, seine Kleider aufzuheben, die waren aber zu Stein geworden. Wie mich Furcht ergriffen hatte, doch zog ich mein Schwerdt und hieb eifrig nach den Schatten, bis ich zur Villa meiner Freundin kam Ich trat in das Haus, fast hatte ich die Seele ausgehaucht, der Schweiß rann stromweis an mir herab, die Augen waren erloschen, mit Mühe kam ich wieder zu mir. Meine Melissa fieng an sich zu wundern, daß ich so spät spazieren gieng, und, sagte sie, wenn du früher gekommen wärest, so hättest du wenigstens uns helfen können, denn ein Wolf kam in die Villa herein, fiel alle Thiere an und zapfte ihnen wie ein Schlächter das Blut ab. Doch lacht er nicht über uns, wenn er auch entflohen ist; denn unser Knecht hat ihm mit einer Lanze den Hals durchstochen. Als ich dies hörte, konnte ich meine Augen nicht mehr schließen, sondern rannte nach Haus, wie ein ausgeplünderter Krämer, und als ich an den Ort kam, wo die Kleider zu Stein geworden waren, fand ich nichts als Blut. Als ich aber nach Haus kam, lag mein Soldat im Bett, wie ein Ochs, und ein Arzt curirte an seinem Halse. Da sah ich ein, er sey ein Fellveränderer, und konnte hernach kein Brod mehr mit ihm eßen, nicht, und wenn du mich getödtet hättest."

Diese Erzählung trägt zwar deutlich den Charakter, daß sie als Scherz über dergleichen Aberglauben mitgetheilt wird, aber daraus läßt sich nicht folgern, daß der Aberglaube selbst nicht genau angegeben und etwa mit willkührlichen Zuthaten versehen sey. Deßhalb bleibt das Verfahren des sich in den Wolf Verwandelnden, welches er mit seinen Kleidern beobachtet, und die Verwandlung derselben in Stein, unserer

Aufmerksamkeit werth. Aber eine Erklärung dieses Zugs, aus welcher Vorstellung er nämlich je entsprungen sey, bietet sich nicht mit Bestimmtheit dar. Einen Kreis um etwas ziehen, galt zwar für geeignet, um eine Sache zu bannen, und hier wird allerdings auf eine etwas eigenthümliche Weise ein Kreis um die Kleider gezogen, aber die Verwandlung derselben in Stein ist sehr sonderbar, und es fehlt an einer genügenden Erklärung. Anzunehmen, Petronius habe mit diesem Aberglauben gespielt, und somit dürfe man seine Darstellung nicht grade für genau halten, würde keine sehr geeignete Erklärungsart seyn. Denn wenn einer einen Aberglauben auch in der Laune des Spottes zu einem Gegenstande seiner Erzählung macht, so läßt sich aus dieser Laune doch nicht grade schließen, daß er den Aberglauben durch Zufügung willkührlich erfundener Züge verfälscht habe. In der germanischen Mythologie finden wir, daß die Geister der Nacht, wann die Sonne sie am Morgen überrascht, in Stein verwandelt werden, damit aber hat jene Kleiderverwandlung bei Mondschein durchaus nichts gemein. Wie es mit den Kleidern derer gieng, die sie an eine Eiche aufhängten, nach der oben erwähnten Angabe des Euanthes, und die sie sogar bei ihrer Rückkehr im zehnten Jahre wieder finden sollten, wird nicht gesagt, und brauchte nicht gesagt zu werden. Denn das Mährchen beginnt überhaupt nicht damit, daß es Betrachtungen anstellt über das Verhältniß jedes einzelnen Zuges seiner Dichtung zur Wahrscheinlichkeit, sondern erst später pflegen solche Rücksichten einzuwirken. Zur Verwandlung in einen Wolf war es nöthig, die Kleider abzulegen, und mehr bedurfte das Mährchen nicht. Da man aber fragen kann, was ward aus diesen Kleidern? und was erfolgte, wenn einer die Kleider des Wärwolfes raubte? so war es wohl möglich, daß man eine zauberhafte Verwandlung derselben, wodurch sie geschützt wurden, in die Macht des Wärwolfes selbst legte. Doch ich will diese Betrachtungen nicht weiter führen, denn es läßt sich damit keine genügende Erklärung finden.

Hanka (Glossen 7 — 11) nennt auch Wlkodlaken, d. i. Wolfhaarige, als Alpe oder Geister, die Serben aber heißen den Vampyr wukodlak, wolfshaarig.

Außer den Weleten, Woloten, gab es noch ein slawisches Riesenvolk, die Milzen, Miltschanen, über welche als Volk man Schafarik (II. 598 flgg.) nachsehe. Nämlich litthauisch bedeutet milžins, milžinis, milžinas den Riesen, lettisch milsu wihrs, milsis, milsenis, Riese, milsenu kappi Riesengräber. Die Bedeutung des Namens anzugeben, läßt sich nicht leicht wagen. Gaben sich die Milzen selbst diesen Namen, oder nannten Andere sie so? Zur Beantwortung dieser nicht unwichtigen Frage fehlt uns jeder Fingerzeig. Darum muß man sich auch nicht verlocken laßen, zu dem litthauischen oder lettischen Stamme milst, dunkel, neblig werden,

seine Zuflucht zu nehmen (davon wird mil gebildet), wie verlockend auch die Bedeutung seyn mag. Schafarik sieht (II. S. 600) in diesem Zusammentreffen des Volksnamens mit dem des Riesen einen weitern Beleg zu der Ansicht, daß fast alle Wörter zur Bezeichnung von Riesen in den westeuropäischen Sprachen, so weit sich die Wurzeln derselben erkennen laßen, von mächtigen Völkern entlehnt worden sind. Er führt an im Slawischen Spolin, Obz, Čud, Wolot, Skomrach, und im Deutschen, Wilt, Wils, Jötun, Thurs, Ent oder Anzi, Hüne u. s. w. Wahrscheinlich, fährt er fort, ist auch das Schloß Weltenburg in Bayern nach den Weleten, und Miltenberg am Main nach den Miltschanern benannt worden. Von diesem erzählt die Sage, daß man auf deßen neun kolossalen Säulen die Abdrücke von Riesenfäusten erblickt, indem sie darauf eine Brücke über den Main errichten wollten. (Deutsche Sage Nr. 19 in Grimm's deutscher Mythologie S. 317.) Vielleicht bedeutete Milte ehedem im Deutschen, eben so wie im Litthauischen, einen Riesen.

Wohl mag es seyn, daß die Uebertreibung auch Völker, die sich furchtbar machten und mit Schrecken erfüllten, zu Riesen machte; aber zuerst gehören die Riesen der Unterwelt, und die auf der Erde gedichtete Unterwelt giebt dem Volke, welches dort wohnt, den Riesen- oder Wolfsnamen. Schwerlich sind die Milzen ein Volk gewesen, das sich so furchtbar machte, daß es darum den Litthauern zu Riesen wurde, sondern entweder ist das Wort, welches den Riesen bezeichnet, wenn auch noch so ähnlich, doch nicht gleich dem Worte, welches das Volk bezeichnet, oder es hat seinen Namen von einem Todtenreiche, wo es wohnte. Die Jötunn, Thursen, Wanen, Hünen u. s. w. waren keine Völker, sondern ihre Namen sind theils auf Völker übertragen worden, theils durch ein Zusammentreffen im Klange mit Völkernamen in dieselben übergegangen.

In der Nähe des Dorfes Seeben, etwa eine Meile von Salzwedel, liegt ein Hünenbette, länglich viereckig aufgeworfen, mit einem Aufgang an der Westseite, in der ganzen Gegend Źamkål oder „den groten Hansen siin Graft" genannt. Da sòll ein Riese, oder der letzte Wendenkönig Jean Kåle, der im Kampfe getödtet ward, begraben seyn. (Kuhn, Märkische Sagen. S. 35 flg.)

Aehnlich den Riesen, d. h. der in das Gewaltige und Kolossale gehenden Dichtung von der Gestalt der Unterweltsgeister, war die Dichtung von der gewaltigen Schlange oder dem furchtbaren Drachen.

Sollen die Geister, welche in der Nähe des Menschen, in seinem Haus ihren Sitz aufschlagen, in der Gestalt der Schlangen erscheinen, so müßen diese nothwendig von angemeßener Größe seyn. Soll aber das Walten der Unterwelt in verderblichen und bedrohlichen Wirkungen dargestellt werden, so bedarf es natürlich dazu auch einer großen und furchtbaren Gestalt der Schlange, so bald man dieses Sinnbild der

Unterwelt oder Unterweltsgeister wählt. Die Finsterniß und die Verödung des Winters sind die gefürchteten Wirkungen der Unterwelt, womit sie das Leben bedroht, und beide müßen bekämpft und besiegt werden. Dieser Kampf wird vom Gott des Lichts und der Sonne oder des Himmels geführt. Die Gestalt der Schlange diente auch hier als Sinnbild der Unterwelt, aber es war ein gewaltiger Drache, den der Held erlegt. Der Drache in den Sagen mehrerer Völker, woran sich der Held dieser Sage versucht, ist kein anderer als dieser, nur aus der Mythologie in die Sage übergegangen. Der heilige Georg erlegt den Lindwurm, und der Tag dieses Helden ist im April, wann der Frühling beginnt, denn die christliche Kirche nahm den Gott der Sonne, welcher im Frühling den Winter besiegt, auf, indem sie einen Heiligen daraus machte. Auch die Slawen haben in ihren Liedern die Dichtung von einem Drachen, einer großen Schlange, welche von Helden bekämpft wird (litthauisch heißt dieser Drache smakas, böhmisch und polnisch smok). Ob bei den Slawen jedoch diese Sage sich aus ihrer Mythologie entwickelte, ob sie dieselbe sich aus der Fremde aneigneten, wir wißen es nicht, denn es fehlt uns an Hülfsmitteln, dieses zu entscheiden. Perkunas war bei ihnen, das bezeugen uns beachtenswerthe Spuren, der Bekämpfer der Unterweltsgeister, wie Thor bei den Germanen der Bekämpfer der Riesen. Er ist auch der Bekämpfer der Drachen. Zum lettischen Aberglauben gehört die Ansicht, der Donner schlage da ein, wo sich ein Drache sehen läßt (Kur pukkis mettahs, tur pehrkons sperr); natürlich, denn der Donner verfolgt den Drachen und ist hinter ihm her. Wollte Jemand wirklich den Sonnengott als Held im Heldenlied entdecken, so könnte er vielleicht aus einem Liede, mit Berufung auf Swantowit und Radegast und ihre Roße, einen solchen heraus erklären, mit einiger Wahrscheinlichkeit für solche, die das, was sie zu finden wünschen, auch leicht zu finden vermeinen. Das zu diesem Zwecke dienende Lied ist das oben mitgetheilte: „Der rußische Held."

Das Uebel aber, welches die Unterweltsgeister dem Menschen anthun, erstreckt sich auf Vieles, und insbesondere wird ihnen das Verderben der Saaten, und alles deßen, was die Erde zur Ernährung der Menschen und Thiere hervorbringt, zugeschrieben. Davon finden wir auch bei den Slawen noch eine Spur in einem noch spät geübten Brauch. In Meklenburg nämlich, bemerkt Giesebrecht (I. 87), auf der Gabelheide zogen noch im fünfzehnten Jahrhundert die dortigen Wenden mit lautem Geschrei um die grünende Saat. Das ist nur ein Bruchstück des alten Heidenthums, von dem man vermuthen darf, daß es sich wohl nicht auf das Schreien allein beschränkte. Weßhalb sie aber mit Geschrei um die grünende Saat zogen, ist nicht schwer einzusehen, da es nur eine Erklärung zuläßt. Sie wollten durch diesen Lärm die schädlichen Geister

von der Saat verscheuchen, denn durch Lärm glaubte man solches bewirken zu können, wie auch deßhalb manche Völker bei Mondfinsternißen oder Sonnenfinsternißen, das böse Wesen, welches Sonne oder Mond verschlingen wollte, durch Geschrei und Getöse zu verscheuchen suchten.

Im Mai hielten die Wenden einen Umzug um die Felder, wobei ein mit der Sitte vertrauter alter Priester, Sclavasco genannt, den Vortritt hatte; ein Spielmann zog auch mit und gebrauchte eine aus einem Hundsfelle gemachte Sackpfeife oder Pauke, deren Ton, wie man glaubte, bewirkte, daß Regen und Gewitter der Saat keinen Schaden brächten. (Kuhn, Märkische Sagen. S. 335.)

Ohne Geschrei, aber mit Gebeten und Opferthieren umzogen die Römer ihre Feldmark, und nannten dieses Fest das Um-Flur-Fest (Ambarvalien); sie wollten damit die Feldmark von dem Einfluße der Unterweltsgeister reinigen, und diese sühnen, damit sie das Gedeihen der Saat nicht hemmten. Auch die Griechen schrieben der ungesühnten Unterwelt Verderben der Flur zu, und darum mußten die Eumeniden, die Personificationen der Rache der Unterwelt, gesühnt werden, wie aus des Aeschylus Tragödie: die Eumeniden, zu ersehen ist. Unter den Gebräuchen in Preußen kommt auch der vor (Kuhn, Märkische Sagen u. s. w.), daß Pfarrer, Lehrer und Schüler am ersten Mai um die Saatfelder giengen, dabei sangen und beteten, um so reichen Erndtesegen zu erlangen. Dafür erhielten die Letzteren an diesem Tag eine Mahlzeit, die Pfarrer im Magdeburgischen aber bei der Erndte das sogenannte Segenkorn, einen Theil des geerndteten Getraides. So sehen wir die christliche Kirche denselben Brauch ausführen, welchen die Heiden beobachteten.

Wie fest der Glaube an den Einfluß der Unterwelt auf Segen und Verderben sey, geht auch aus späterem Aberglauben hervor. So glauben die Preußen, wenn man in heidnische Todtenurnen, die man dort gefunden hat, Milch thue, gebe sie mehr Butter; wenn man die Hühner daraus saufen laße, so gediehen sie nicht nur, sondern würden auch nie krank, und wenn man das Saatkorn vor dem Aussäen in solche Urnen schütte, falle die Erndte reichlicher aus. (Tettau und Temme. S. 285.)

Die unterirdischen Geister, sehen wir, zürnen auch, daß die Erde, in welcher sie ihr Reich haben, durch den Menschen verletzt wird, und darum ist Sühne derselben, oder Hülfe durch ein sonstiges Mittel nöthig. Bei den Römern finden wir in der Kaiserzeit darüber eine Nachricht in der Naturgeschichte des Plinius (28. 20), welche uns einen eigenthümlichen Gebrauch angiebt. Er sagt, man habe den Glauben, Wölfe kämen nicht auf einen Acker, wenn man einem gefangenen Wolfe die Beine breche, und das Meßer anwendend allmählich die Ackergränze mit seinem Blut besprenge, und ihn selbst an der Stelle vergrabe, von welcher aus

man ihn geschleift habe; oder auch, wenn man die Pflugschar, womit man in diesem Jahre die erste Furche gezogen habe, aus dem Pfluge nehme und in dem Feuer des Herdes der Laren, wo sich die Familie versammelt, verbrenne; und der Wolf schade auf diesem Acker keinem Thiere, so lange man dieses thue.

Die Laren sind die Geister der Unterwelt, und man stellte sie in Bildern auf den Herd des Hauses, deßen Schutz man von ihnen erwartete. Freilich war die Vorstellung von den Laren, die man als Beschützer des Hauses ansah, nicht von dem Umfange, daß man auch unmittelbar den Segen des Feldes von ihnen erwartete, sondern nur in so weit, als das Gedeihen der Familie von ihnen abhieng, wozu freilich auch das Vermögen gehörte. Aber die Larenwelt im Allgemeinen beherrschte, was aus der Erde keimte, und konnte es verderben. In diesem Brauche nun sehen wir das die Erde verletzende Werkzeug den Laren im Feuer zum Opfer gebracht, damit sie die ihnen angethane Verletzung verzeihen möge. Wenn im Brauche nun dieses auf den Wolf bezogen wird, und ein solcher sogar den Acker gegen seinesgleichen zum Schutze der Thiere mit seinem Blute netzen muß, so ist das eine falsche Auslegung eines Sinnbildes. Der Wolf soll nicht sowohl den Acker vor wirklichen Wölfen schützen; denn ursprünglich war er das Sinnbild der verschlingenden Unterwelt, und in diesem Sinne soll er von dem Acker abgewehrt, d. h. das Verderben durch die Geister des Todtenreiches soll fern gehalten werden. Dieses zeigt der Brauch der Lupercalien, d. i. des Festes des wolfabwehrenden Gottes zu Rom, bei welchem es sich nicht um wirkliche Wölfe handelt, sondern um Fruchtbarkeit. Der Glaube also, welchen Plinius, wie oben angegeben, meldet, geht auf Abwehr des verderblichen Einflußes der Unterweltsgeister, und ist der Brauch der Sühne, vermittelst der Pflugschar, ein gerade auf das Ziel losgehender, der vermittelst eines gefangenen und getödteten Wolfs aber gehört einer Anwendung des Sinnbilds an, welche sich über die Sache selbst nicht klar war, und indem sie wirkliche Wölfe abwehren wollte, die Sache selbst, d. h. den ursprünglichen Zweck, ganz aus dem Auge verloren hatte.

Daß die Verletzung der Erde durch den Pflüger auch auf slawischem Gebiet als den Geistern der Unterwelt zuwider angesehen ward, zeigt das, was oben von Smil aus Lasicz angeführt ist; denn daß der Pflüger die Furche nicht wieder betreten durfte, konnte nur da gelten, wo ein göttliches Wesen durch das Aufreißen der Erde für beleidigt galt. Helmold (I. 54) bemerkt, daß die Slawen bei Beschuldigungen durch Eisen und auch durch eine Pflugschar die Wahrheit erforschten. Dieser Gebrauch der Pflugschar bezieht sich auf die Erde und die in ihr hausenden Geister, welche vermittelst dieses ihr Gebiet berührenden

Werkzeuges, zu Zeugen der Wahrheit genommen wurden, um dieselbe durch ihren Beistand an den Tag zu bringen. Man trat durch die Pflugschar ihrem Wirken nahe, wie durch den Stahl (der das Feuer aus dem Steine schlägt), dem Walten des Himmelskönigs, des Herrn der Blitze. Wer die Erde selbst zur Bezeugung einer Wahrheit oder zur Bekräftigung eines Schwurs anruft, meint sicherlich damit nicht die materielle Erde, sondern die Gottheit in der Erde, in der Unterwelt, wohin der Geist der Schwörenden einst kommen wird. Die Serben schwören, so wahr mir die Erde helfen möge. Ob das aber so zu verstehen sey, oder bedeute, so wahr es mir auf Erden gut gehen möge, will ich dahin gestellt seyn laßen. Wenn aber der Slawe beim Schwören Erde oder Rasen auf sein Haupt legte, wie es auch bei anderen Völkern vorkam, so ist die Beziehung zur Unterwelt wohl erkennbar; denn das Bedecken des Hauptes mit der Erde, kann nur eine solche sinnbildliche Bedeutung haben.

Die Geister der Verstorbenen kamen alle in die Unterwelt, und erschienen alle auf der Oberwelt als gespenstige Wesen nach dem Glauben der Slawen, und hatten sie somit die Ansicht, welche wir überall als die altheidnische finden. Die Vorstellung von einem besonders glücklichen Zustand in der Unterwelt enthalten die Nachrichten, welche wir noch über ihren Glauben besitzen, durchaus nicht, sondern der Tod erscheint bei ihnen als durchaus traurig. Zur Ruhe der Todten gehörte es, daß man sie bestattete, und sie mit dem Nöthigen zur Reise in das Todtengebiet versah. Kamen sie als spukende Geister wieder auf die Oberwelt, so gab man ihnen Speise und ehrte sie, damit sie freundlich gestimmt würden und kein Unglück anrichteten, denn die unheimliche Unterwelt galt dafür, Unglück bringen zu können und diesem Thun nicht abgeneigt zu seyn. Aber wer sich die Gunst solcher Geister erwarb, hatte zuweilen auch Segen von ihnen zu hoffen, denn auch Gutes zu thun, lag in ihrer Macht. Um die gesammte Todtenwelt zu besänftigen und zu beruhigen, feierte man auch bei den Slawen allgemeine Todtenfeste, wie wir sie bei anderen Völkern ebenfalls finden. Die Meißner, Lausitzer, Böhmen, Polen, Schlesier zogen am ersten März am frühen Morgen mit Fackeln aus dem Dorfe nach dem Begräbnißort und brachten den Todten Speise hin. Die Todtenopfer hafteten besonders fest. Die Hannöverischen gelehrten Anzeigen vom Jahr 1751 (S. 1611) melden, daß noch zu dieser Zeit die Slaven im Lüneburgischen, die Christen waren, dennoch insgeheim Getraide, Flachs und Leinsamen auf die Gräber ihrer Todten legten. Sie sorgten also nicht allein für die Nahrung derselben, sondern auch für die Kleidung, damit dieselben auch ihnen das Getraide und den Flachs gedeihen machen möchten. Die Rußen brachten die Speisen am Neujahrstage zu den Gräbern und legten sie still hin

für die Priester. Die Wallachen und Serben riefen bei dieser Gelegenheit den Gott Papaluga an, daß er Regen zum Gedeihen des Getraides senden möge. (Allgemeine Weltgeschichte 51. S. 254.)

Die Höhe erscheint oft in den Nachrichten, welche wir über die slawische Todtenbestattung haben, als der dafür gesuchte Ort, und ebenso der Ersatz durch eine Säule, oder durch Steine im Grab, als ob die Steine, die Felsen, die vorzugsweise den Bergen gehören, die Höhe ersetzten. *) Man wollte also den Todten des Segens der heiligen Höhe theilhaft machen. Die Rußische Chronik (3. 50. Schlözer) setzt Askold's Grab auf den Berg Ugorskoje. Auch Oleg (3. 344. Schlözer) wird auf einem Berge Sczekowitza begraben, und sein Grabhügel ist noch zu sehen und heißt Oleg's Grabhügel. Freilich waren diese Waräger, aber der Brauch ist auch bei den Slawen, und man hat daher nicht nöthig, diese Bestattung als eine fremdartige im Lande der Slawen anzusehen. Auch die Slawen machten hohe Grabhügel und häuften Steine dazu, bemerkt Hageck (II. S. 53). Nestor (II. 125. Schlözer) giebt von den Wätitschen, Sjewwriern und Radimitschen an: Starb Jemand von ihnen, so feierten sie ihm zu Ehren eine Trizna (eine Art Bestattungskampfspiel), dann richteten sie einen großen Scheiterhaufen zu, legten den Todten darauf und verbrannten ihn. Dann sammelten sie die Gebeine, legten sie in ein kleines Gefäß und setzten es auf eine Säule an die Wege. Das thun auch jetzt noch die Wätitschen; auch bei den Kriwitschen ist diese Gewohnheit und bei anderen Heiden.

Die litthauischen Daines zeigen uns ebenfalls den Hügel als Begräbnißstätte. In der Klage des Jünglings (S. 304. 5. bei Rhesa) heißt es:

„Eile, Schiffchen, eile fort
Auf der schnellen Memel;
Eile zu dem Hügel hin,
Wo die grüne Eiche stehet.
Dort schläft im hohen Grabe
Mein geliebter Vater.
Klagen will ich dem lieben Vater,
Was der Stiefvater mir Leides thut;
Er schalt mich kränkend,
Stieß mich aus dem Hause!"

In dem Liede: der verwaiste Knabe (S. 250. 1) wird das Grab nicht ausdrücklich genannt, aber es muß vorausgesetzt werden,

---

*) Auch bei anderen Völkern weit und breit finden wir das ähnliche Verfahren, z. B. die Gräber der daurischen Mandschuren in Rußland sind zum Theil mit Feldkieseln innen versehen. Sie bilden längliche Vierecke mit Fliesen von Granit umsetzt, die von Ost nach West gehen. Diese Fliesen stehen auf der Kante und ragen eine Querhand bis eine Spanne hoch über der Erde heraus. Am östlichen Ende steht gewöhnlich ein bis zu zwei Fuß hoher platter oder säulenförmiger unbehauener Stein von Granit (hier der gemeinen Bergart). Auf vielen Gräbern steht diese Gedenksäule auf der Mitte des Grabes. Nicol. Damasc. Excerpt. Vales. p. 516. Die Phryger stellten die Leichen der Priester auf zehn Ellen hohe Säulen von Stein, und das war auch Sitte der Magier.

wenn das Hülfesuchen einen Grund an dieser Stätte haben soll. Es heißt so:

„Mitten im See, im Haffe
Erhebet ein weißer Berg sich.
Auf dem Berge, auf dem Hügel,
Steht ein grüner Eichbaum.
Und ich Armer schwamm hinüber,
Und umfaßt ihn mit den Armen,
Wirst du nicht, o lieber Eichbaum,
In den Vater dich verwandeln?
Werden diese grünen Aeste
Nicht zu weißen Händen werden?
Diese grünen Blätter
Nicht zu Worten der Liebe?“

Hülfe sucht der verwaiste Knabe bei des Vaters Grab, und wünscht, die Eiche bei demselben möge sich in denselben verwandeln. Auch die Bestattung bei der Eiche, dem Baume des Donnergottes, mag in der Absicht gewählt seyn, dem Todten Segen durch den Baum zu gewähren.

Litthauisches Lied (Rhesa S. 195): Die verwaisete Braut.

„Es wächst im Walde
Ein grüner Eichbaum:
Ach, das ist nicht mein Vater!
O würd' der Stamm zum Vater,
Die Aeste doch zu Händen!
Die Blätter doch zu Wörtlein!“

Bäume auf Gräber zu pflanzen zeigt sich auch als slawischer Brauch, und auch bei ihnen ward das Sinnbild des Lebens mit dem Tod in Verbindung gebracht, um die Fortdauer des Lebens im Tode zu bezeichnen, und wie wir sehen, haben sie der Eiche einen besondern Vorzug gegeben, da diese am häufigsten bei den Gräbern genannt wird.

Die Klage der Waise (S. 82. 3) spricht auch für das Grab in vorstehendem Lied. Es lautet dieselbe:

„Ich armes Mägdlein,
Verlaßne Waise,
Gewohnt zu darben
In bittrem Elend;
O wenn ich hätte
Doch eine Mutter,
Eine Fürsprecherin!
Schon lange schläft sie
Auf hohem Hügel.
Auf ihrem Grabe
Dort glänzt zitternd
Der Thau der Rauten,
So hell wie Silber.“

Ferner sehen wir das Grab auf der Höhe in der Daina: Die Waise (S. 22. 3).

„Sie sandten mich zum Walde,
Ins Wäldchen hin nach Beeren,
In den Wald nach Heidelbeeren.
Die Beeren hab' ich nicht gelesen,
Die Heidelbeeren nicht gepflücket.
Ich gieng hinauf den Hügel
Zu meiner Mutter Grabe.
Da weinte ich bittre Thränen
Um die geliebte Mutter.
„Wer weint um mich da oben?
Wer tritt auf meinen Hügel?“
Ich, ich, o liebe Mutter,
Die Einz'ge, die Verwaiste.“

Cosmas erwähnt eines hohen Grabhügels der Kassa am Ufer des Flußes Mse, am Wege nach Bechin, der durch den Berg Osseck führt. (Hageck II. S. 107 flg.)

Der Wald ward auch zum Begräbnißorte gewählt, und da wir die Heiligkeit der Bäume und der Haine so bedeutend bei den Slawen hervortreten sehen, so dürfen wir, ohne uns sehr zu bedenken, die Wahl des Waldes als eine, die auf die Heiligkeit desselben Rücksicht nahm, betrachten, so daß auch diese Stätte dem Todten Segen bringen sollte. Von den Böhmen meldet Cosmas diese Bestattung im Walde neben der im Felde, *) und es mag auch anderswo vorgekommen seyn, denn unsere Nachrichten sind sehr dürftig, so daß wir über alle dergleichen Dinge nur einzelne Bruchstücke haben.

---

*) Cosmas beginnt das dritte Buch der böhmischen Chronik (S. 2074) mit der Schilderung des Brecislaw: Brecislaus omnes magos, ariolos et sacrilegos extrusit regni sui e medio; similiter et lucos sive arbores, quas in multis locis colebat vulgus ignobile extirpavit et igne cremavit. Item et superstitiosas institutiones, quas villani adhuc semipagani in Pentecosten tertia sive quarta feria observabant, offerentes libamina super fontes, mactabant victimas et daemonibus immolabant, item sepulturas, quae fiebant in silvis et in campis, atque scenas ex gentili ritu faciebant in biviis et in triviis, quasi ob animarum pausationem, item et jocos profanos, quos super mortuos suos inanescentes manes ac induti faciem larvis bacchando exercebant, has abominationes et alias sacrilegas adinventiones Dux bonus, ne ultra fierent in populo Dei, exterminavit.

Dobrowsky (Abhandlungen der böhmischen Gesellschaft der Wißenschaften vom Jahre 1786. S. 350) versteht dies von jährlichen Todtenopfern, gehalten bei Gerüsten, auf welche man die Geister der Verstorbenen durch Beschwörungen hervorrief, wobei gezecht und getanzt ward. In der Allgemeinen Weltgeschichte (51. S. 255) ist diese Ansicht befolgt, indem es daselbst heißt: Man errichtete an Orten, wo sich mehrere Wege vereinigten, Gerüste, auf welchen die Geister der Verstorbenen ruhen sollten, und ließ durch tobende, verkleidete und mit Larven unkenntlich gemachte Personen, welche man für Gespenster der Todten ausgab, Schrecken und andern Unfug erregen und vornehmen.

Diese Auslegung der Worte des Cosmas, kann nicht für richtig gelten, denn die Sache selbst hat nach dieser Auslegung keine Wahrscheinlichkeit, denn was sie in biviis et triviis, quasi ob animarum pausationem machten, sollte zur Ruhe der abgeschiedenen Geister beitragen, nicht aber diese auf die Oberwelt aus ihren Sitzen ziehen, und ihnen hier ein Schauspiel geben, welchem sie auf einem Gerüste sitzend zusähen. Man feierte den Todten ein Todtenfest, und die damit verbundenen, auf die Unterwelt und ihre Geister sich beziehenden Darstellungen sollten die Todten ehren und zu ihrer Ruhe in der

Wie wenig wir auch über die Unterwelt der Slawen erfahren, das können wir doch annehmen, daß der Todte, nachdem er eine gute Strecke Weges gereist war, überfahren mußte, wozu man ihm Geld mitgab. Zehrgeld aber brauchte der Todte auf seiner Reise in die Unterwelt nicht, denn man gab ihm ja die Speise und den Trank, deren er bedurfte, mit in das Grab, und es ist auch nicht anzunehmen, daß die Slawen den Weg der Todten mit Häusern zur Einkehr, wo Zahlung zu leisten gewesen wäre, versehen haben. Aber Geld zur Ueberfahrt in die Unterwelt gaben auch andere Völker ihren Todten mit, und wohl mag dieses auch bei den Slawen geschehen seyn, und aus diesem Gelde läßt sich wohl entnehmen, daß auch in ihrer Ansicht die Unterwelt mit einem Waßer, welches zu überfahren war, in Verbindung stand. Daß der Todte Kleidung und Speise auf der Reise bis zur Ueberfahrt brauche, stand in ihrer Ansicht fest, und ihre Todtenbräuche zeigen dies.

Nach Stransky und Meletius waren die Begräbniße bei den Slawen: Um die Leiche war eine große leidtragende Versammlung, die ihn beweinte,

---

jenseitigen Welt beitragen Die Ehre aber, welche man den Todten anthat, beruhte auch bei den Griechen und Römern auf dem Glauben, daß wenn man den Todten nicht richtig bestatte und nicht ehre, derselbe nicht zur Ruhe komme, oder auch nicht in Ruhe verbleibe, so wie man auch die sämmtlichen Unterweltsgeister mit bestimmten Festen versöhnte, weil man glaubte, sie würden sonst schlimm wirken und auf der Oberwelt erscheinen.

Die Böhmen begruben die Todten im Wald oder auf dem Feld, und gaben ihnen Geschenke für die Geister mit. Ein halbes Brod ward auf die Bahre gelegt, und eine Kerze von der Länge des Leichnams angezündet, auf das Brod gelegt und dem Todesgott geopfert. Nach der Beerdigung verlarvten sie sich das Gesicht, schmückten sich seltsam heraus unter Hüpfen und Springen, und auf dem Heimwege lasen sie Holz, Steine, Laub, Gras u. s. w. auf, und warfen es hinter sich, ohne sich dabei umzusehen. Auf Scheidewegen bauten sie Hütten, worin sich die Seelen der Vorfahren und Freunde aufhielten, und wo die Todesgötter wohnten. (Hageck, Böhmische Chronik S. 254.) Daß die Todesgötter sich in diesen Hütten aufgehalten hätten, und eben so die Seelen der Vorfahren und Freunde, ist eine besondere Ausartung des alten wirklichen Glaubens, entstanden, als man den wahren Sinn der Sache nicht mehr festhielt, wenn diese Nachricht überhaupt auf die heidnische Zeit geht, und nicht vielmehr eine spätere Erklärung der Hütten enthält. Die Nacht ist das Gebiet der Geister, und sie ziehen in der Dunkelheit herum auf allen Wegen. Auf Scheidewegen, auf Kreuzwegen treffen die Geister bei ihrem Herumschweifen zusammen, und deßhalb haben diese Plätze eine wichtige Bedeutung in dem Glauben an die Unterweltsgeister. Auf Kreuzwegen stellten die Griechen denselben Speisen hin, und die Römer unterschieden sogar Lares Compitales, d. i. Kreuzwegsgeister, und verehrten sie insbesondere, als seyen dieselben

sie ward gesalbt, mit dem besten Kleid angethan und in den Sarg gelegt, und es wurden ihr in die Linke fünf Goldmünzen für den unbekannten Gott gegeben, in die Rechte zwei Silbermünzen, von denen die eine dem Wegweiser, die zweite dem Fährmanne zukam. Man trug den Sarg, und diesen trugen, wann der Fürst gestorben war, die Vornehmen, geleitet vom ganzen Volk unter großem Geheule. Bei Sonnenuntergang ward die Leiche in das Grab gebracht und mit Erde bedeckt, die Wehklagen dauerten drei Tage, Holz ward auf dem Grabhügel verbrannt, und Opferthiere wurden zur Sühne der Götter in dasselbe gethan, und zuletzt abgeschnittene Haupt- und Barthaare und abgerißene Fasern der Kleider hineingeworfen, und man gieng, Steine hinter sich mit Murren werfend, weg.

Duisburg in der Preußischen Chronik (3. 5) sagt von den Pruthenen, d. i. Preußen, sie glaubten, wenn einer sterbe, edel oder nicht edel, reich oder arm, mächtig oder nicht mächtig, werde derselbe ebenso im künftigen Leben nach der Auferstehung (?) seyn. Daher kam es, daß

---

andere als die allgemeinen, was aber durchaus nicht der Fall war. Die Geister der Vorfahren sind bei den alten Völkern immer Hausgeister gewesen, die nicht in Hütten an Scheidewegen wohnten, und solche Hütten konnten nur den dort von verschiedenen Seiten her zusammentreffenden Geistern im Allgemeinen errichtet werden. Für die Todesgötter selbst konnten sie nicht errichtet seyn, denn diese hausen in der Unterwelt, und wann sie erscheinen, um ein Leben zu endigen und die Seele zu holen, wohnen sie nirgends auf Erden. Nur für den Fall, daß die Böhmen geglaubt hätten, der Todesgott oder die Todesgöttin ziehe Nachts mit den Geistern auf der Erde herum, hätte eine Einkehr derselben mit dem Geisterschwarm in der Hütte stattfinden können. Aber Hageck hat den Cosmas benutzt, und seiner Auffaßung und seiner Ausschmückung, die er gerne anbrachte, ist nicht immer zu trauen, und jene Hütten sind daher sehr verdächtig.

Der Glaube an die Erscheinungen der abgeschiedenen Geister und die Verehrung derselben gehört zu dem, was bei den Völkern besonders fest gehaftet hat, und sich mit dem Christenthum zu vermischen vermochte. Noch haben, oder hatten, wie Georgi (S. 499) bemerkt, die Rußen um Neujahr ein Todtenfest, wo ein jeder seine Gräber besucht, etwas Speise darauf legt, und eine Messe hört, für welche der Geistliche die Speisen bekommt. Ruchlose, Verunglückte, und alle die ohne Abendmahl sterben, wurden ohne Begräbniß in eine besondere Hütte geworfen, und am Donnerstag vor Pfingsten, durch die Priesterschaft, die Seelenmeßen hielt, unter Begleitung der Einwohner des Ortes begraben. Viele Leute dort glauben noch an Gespenster, Todtenerscheinungen, Kobolde, und bewohnen nicht gerne die Häuser naher Anverwandter, worüber viele Häuser verfallen oder in fremde Hände kommen. (Auch ein Haus, deßen Wirth verarmte oder sonst unglücklich war, findet, weil es seinen Herrn ausspie, nicht leicht einen Käufer.)

man mit den Edelen die Waffen, Roße, Knechte und Mägde, Kleider, Jagdhunde, Raubvögel (Jagdvögel?) und Anderes, was zum Kriegswesen gehörte, verbrannte. (Der Mönch Alberich sagt, daß die Gattin sich mit dem Leichname habe verbrennen laßen bei den Wenden. Frencel 226.) Mit den Nichtedelen (Duisburg 3. 5) ward verbrannt, was zu ihrem Geschäfte gehörte, damit diese Sachen wieder mit erstünden und ihnen dienten, wie zuvor. Wann die Verwandten des Verstorbenen zum Criwe kamen, und ihn fragten: ob er an dem oder dem Tage oder in der oder der Nacht einen durch sein Haus gehen gesehen habe? so zeigte der Criwe, ohne irgend zu stocken, Kleider, Waffen, Roße, Dienerschaft desselben an, und zu größerer Gewißheit sagte er, hat er oben im Haus eine solche Gestalt mit der Lanze oder irgend einem Werkzeuge zurückgelaßen. (Hartknoch 13. S. 107.)

Von den Liven wird gemeldet (Frencel a. a. O.): „Wenn die Liefländer Bauern einen Todten begraben, stehen sie in einen Ring um das Grab herum und trincken einander zu; sie bringen auch etwa dem Todten eins, schütten ihm es darauf in das Angesicht; wenn der Cörper nun im Grabe ist, legen sie eine Axt bey ihm, samt einen Krug voll Bier, etwas Speise, und ein paar Pfennige zum Zehr-Geld mit diesen Worten: Ziehe hin in die andere Welt, da wirst du über die Teutschen herrschen, wie sie allhier über dich geherrschet haben!“

Bei Leichenfeierlichkeiten wird noch oft in Curland ein schwarzer Hahn geopfert, und von den Ungebildeten wird eine Branntweinflasche in den Sarg zur Stärkung des Verstorbenen gelegt. (Kruse S. 53.)

Bei Hartknoch (S. 181), der die betreffenden Stellen der Chroniken ausgezogen hat, lesen wir, daß die alten Preußen Kinder ausgesetzt und getödtet haben. Auch bei langwierigen und gefährlichen Krankheiten, haben sie manchmal den Leidenden getödtet.

Als das Aergste aber betrachtet er es, daß sie ihre lahmen, blinden, alten oder kranken Knechte an Bäume gehängt haben, um ihrer Versorgung überhoben zu seyn. Selbst ihre eignen Eltern, wann diese zu alt geworden, oder in schwere Krankheit verfallen, haben sie auf Anordnung des Waidewut erstickt. Auch kranke Kinder und sonst schwache Leute haben sie ihren Göttern geopfert und verbrannt. Selbst Reiche und Mächtige, wenn sie krank wurden, mußten es sich gefallen laßen, daß man ihnen zum Sterben behülflich war. Im Anfang ihrer Krankheit nämlich ward ein Waidelotte gerufen, der sie tröstete und ihnen erzählte von den Freuden, die sie nach dem Tode in einem andern Leben bei den Göttern genießen würden. Ließ die Krankheit im Laufe von vier Wochen nicht nach, so veranlaßte der Priester den Kranken zu einem Gelübde für die Wiedererlangung der Gesundheit. Zeigte sich hierauf keine Beßerung, so wurde Asche von dem Altare der Götter genommen, mit den erforderlichen

Gebräuchen geweiht und als Heilmittel angewendet. Half aber auch dieses nicht, so verhalf ihm der Waidelotte mit gütiger Erlaubniß der Verwandten und Kinder zu den Freuden der andern Welt, indem er ihn vermittelst eines Kissens erstickte.

Die geringeren Leute ließen in der Sterbestunde ihre Verwandten rufen und bereiteten sich in Anwesenheit derselben zum Tode. Sobald dann einer gestorben war, ward der Leichnam mit warmem Waßer gewaschen und man zog ihm weiße Kleider und Schuhe an und setzte ihn aufrecht auf einen Stuhl. Die Verwandten setzten sich zu ihm und tranken ihm Bier zu, deßen ein Trog vollgeschüttet und ausgetrunken ward. Dann begannen sie die Leichenklage: Wehe! wehe! warum bist du gestorben? Fehlte dir Speise oder Trank? Warum bist du denn gestorben? Auf diese Weise klagend, zählten sie nach und nach in der Reihe alle Güter und Besitzthümer des Verstorbenen auf, seine Kinder, Blutsfreunde, Ochsen, Roße, Schaafe, Gänse, Hühner u. s. w. und fügten immer die Worte hinzu: Warum bist du denn gestorben, der du dieses hattest? Nach der Beendigung dieser Klage, tranken sie ihm wieder zu, segneten sich und ihn, trugen ihm Grüße an Eltern, Blutsverwandte und Freunde im jenseitigen Leben auf, und wünschten ihm zuletzt, daß er dort, wohin er sich jetzt begebe, glücklich und in Freuden leben möge.

Hierauf erhielt der Todte einige Gaben. Die gestorbene Frau erhielt Garn und Nadel, damit sie unterwegs, wenn ihr etwas auf der Reise entzwei gehe, es wieder nähen könne. Dem Manne ward ein Schwerdt umgegürtet, und um den Hals that man ihm ein weißes Tuch, worin einige Pfennige eingewickelt waren, damit er sich dafür auf der Reise etwas zu seiner Erquickung kaufen könne. Bei dem Hinausfahren der Leiche folgten die Verwandten zu Pferd dem Wagen und schwangen dabei ihre gezogenen Schwerdter und hieben in die Luft unter dem Rufe: geigaite, begaite *) pekelle (pekle), d. i. fort, fort in die Unterwelt.

Die Weiber aber pflegten die Leiche nur bis an die Gränze des Dorfes zu begleiten, wo ein Pfahl in die Erde geschlagen war, auf welchen ein Pfennig gelegt ward, zu welchem die nächsten Blutsverwandten auf ihren Roßen hinsprengten. Wer von ihnen dieses Stück Geld von dem Pfahle zuerst aufhub, hatte Ehre davon. Sobald die Anderen den Pfennig aufgehoben sahen, sprengten sie wieder zu dem Todten und hieben wieder in die Luft mit dem Rufe: begayle pekelle, fort in die Unterwelt. War der Wagen mit dem Leichnam an die Begräbnißstätte gelangt, so gingen sie dreimal um denselben herum und stimmten wieder den oben angegebenen Klagegesang an. (Hartknoch S. 182. Frencel S. 233 nach Meletius, Waissel, Henneberger u. a. m.)

---

*) Litthauisch heißt guiti treiben, jagen, paguiti, jagen, wegjagen.

Von den Wenden wird angegeben, daß der Dorf=Aelteste jedem Dorfbewohner den Tod eines ihrer Ortsgenoßen durch einen schwarzen Stock meldete, den jeder an seinen Nachbar der Reihe nach übergab, und welcher zum Begräbniß einlud. Das Geschrei bei dem Leichenzuge war sehr stark, und einige weißgekleidete Frauen weinten in Gefäße, die nach der Verbrennung des Todten zu der Urne, worin die Asche gesammelt ward, kamen. Die Urnen wurden entweder mit einem Erdhügel überschüttet, doch zunächst wurden Steine über dieselbe gethan. (Auch hatte man Begräbnißberge, in welche man solche Urnen eingrub), oder man machte auch, wenn Viele zu bestatten waren, ein großes gemeinschaftliches Grab für dieselben. (Abbildungen solcher Urnen, unter denen sich welche mit Fischschuppen gefüllt befanden, giebt Beckmann II. S. 365. 372.)

Der Leiche ward Geld in das Grab gelegt, Brod und ein Krug Bier werden an ihr Haupt hingethan, so daß sie die Reise ohne Hunger und Durst vollbringen konnte und das nöthige Geld mit sich führte. Das Weib des Verstorbenen setzt oder legt sich dreißig Tage hindurch Morgens und Abends beim Auf= und Untergange der Sonne auf das Grab und läßt ihre Klage ertönen, die Verwandten aber feiern ein Mahl am dritten, sechsten, neunten und vierzigsten Tage nach der Bestattung. Zu diesen Mahlen laden sie den Geist des Verstorbenen ein, indem sie vor der Thüre beten, und sie halten das Gelage in gänzlicher Stille, ohne irgend zu reden, und bedienen sich nicht der Meßer dabei. Männer und Weiber saßen dabei gänzlich von einander getrennt. Den Dienst bei diesen Mahlen versahen zwei Weiber, welche die Speisen vorlegten und sich ebenfalls dazu der Meßer nicht bedienten. Von jedem Gericht wirft ein jeder etwas unter den Tisch, was der Geist, wie sie glauben, genießt. Denn diesen, von dem sie glaubten, er sey vor der Thüre, luden sie ein. Sie goßen ihm auch den Trank zu. Wenn etwas von dem Tisch auf die Erde fällt, heben sie es nicht auf, sondern laßen es, wie sie sagten, den verwaisten Geistern zu eßen, die keine Verwandten oder Freunde am Leben haben, von denen sie bewirthet werden könnten. Nach geendigtem Mahle steht der Priester auf, reinigt das Haus mit dem Besen und wirft die Geister der Verstorbenen, gleich wie Flöhe, mit dem Staube hinaus, und betet: jely, pily dussice, nu wen, nu wen! d. i. ihr habt gegeßen, ihr habt getrunken, liebe Seelen, geht hinaus! geht hinaus! Dann fangen die Gäste an, sich unter einander zu unterhalten und den Bechern stark zuzusprechen. Die Weiber trinken den Männern, und diese wieder jenen zu, und sie küßen sich unter einander.

Daß vor der Herrschaft des deutschen Ordens in Preußen die Leichen verbrannt worden seyen, wird uns angegeben, und es ist kein Grund vorhanden, um es zu bezweifeln, da diese Art der Todtenbestattung eine weit verbreitete war. Auch heißt es, man habe mit dem

Todten seine besten Kleider, Jagdhunde, Roße, Waffen und was ihm sonst in dem Leben lieb und werth gewesen, mit ihm verbrannt. Mit den Frauen aber sey ihr Spinnrad verbrannt worden. Mit einem Fürsten wurden, heißt es, seine treuesten Diener verbrannt, die aus Liebe zu ihrem Herrn sich opferten, wie sich auch die Ehefrauen, und bei einem sehr Vornehmen etliche Waidelotten, die er sehr lieb gehabt hatte, in das Feuer zu stürzen pflegten. In Betreff der Todtenklage ist noch zu bemerken, daß der Mann seine Frau nur acht Tage betrauerte, und daß Henneberger angiebt, man habe auch Klageweiber gehabt, die zu miethen waren, und daß man durch diese den Verstorbenen vier Wochen lang beweinen ließ. (Hartknoch S. 187.) Die Slawen zu Kiew und in Volhynien beerdigten ihre Todten schon frühe. Manche unter ihnen hatten die Gewohnheit, den Leichen eine Leiter von geflochtenem Leder mitzugeben. Die Verwandten zerfetzten sich das Gesicht, und opferten auf dem Grabe das Lieblingspferd des Verstorbenen.

Anton, Versuch über die alten Slawen (S. 133 flg.), meldet: Nach dem Ableben einer Person wurden zuerst Leute bestellt, welche für Bezahlung den Verstorbenen beklagten; dieses traf besonders Weiber, welche vermuthlich die Kunst vorzüglich besaßen. Auch hatte man eine Trauerkleidung, die in einem Mantel bestand. Diese Trauermäntel tragen noch die kassubischen und auch die serbischen Weiber, von denen es die deutschen Bauerweiber in der Lausitz geerbt oder angenommen haben. Er besteht in einem weißen Tuche, welches sie während der Trauer ganz um sich schlagen, so daß die übrige Kleidung damit überdeckt wird.

Diese Klageweiber waren allgemein gewöhnlich, und sind es noch in manchen Ländern. So finden wir sie bei den Tschechen, Dalmaten, Wlachen, Letten und anderen. Bei den Sorben kennt man sie zwar nicht mehr, aber doch blickt die alte Sitte noch durch, indem sich täglich die nächsten Freunde Abends im Trauerhaus einfinden, um die Hinterlaßenen zu trösten, bis der Todte fortgeschafft ist. Ueberhaupt haben die Sorben eine große Achtung für die Todten; die beiden nächsten Nachbarn enthalten sich bis zur Beerdigung aller lärmenden Arbeit. In der Gegend von Kamenz wird bei jedem Todesfall ein schwarzer Stecken vom Richter des Dorfs ausgegeben, den dann der Nachbar dem andern übersendet, bis er zurückkommt. Vielleicht hatte dieser Todesbote in den älteren Zeiten eine andere und höhere Deutung. (Diese Vermuthung hat keine große Wahrscheinlichkeit für sich, denn der Brauch enthält nur die Meldung eines Todesfalls, und daß eine solche Statt gefunden habe, ist nicht im geringsten auffallend, so daß kein Grund vorhanden ist, eine tiefere Bedeutung dahinter zu vermuthen.)

Noch vor kurzem behauptete man fast allgemein, daß die Slawen

ihre Todten nicht verbrannt, sondern beerdigt hätten, und daß alle Urnen, die man fände, älteren Nationen angehörten. Eine Behauptung, die mit mehreren aus der slawischen Geschichte ausgemerzt zu werden verdiente. Man findet in der Lausitz, in Böhmen, Meklenburg und anderwärts ganze ehemalige mit Urnen angefüllte Begräbnißplätze, die man Niemanden, als den Slawen zuschreiben kann. Man findet in Meklenburg Ueberreste von menschlichen Leibern in der Erde, wovon man aber wenigstens bis jetzt in der Lausitz keine Spur entdeckt hat. Auch sollen die Wenden ihre alten Eltern lebendig begraben haben, welches ich aber dann glauben werde, wenn man mir beßere Beweise vorbringen wird. Und so bin ich immer noch überzeugt, daß die Slawen ihre Todten nur verbrannt haben. In Meklenburg und Böhmen findet man auch sogenannte Hünengräber. Die Letzteren sind noch alle uneröffnet; Herr Mash aber ließ eines im Meklenburgischen aufmachen und fand noch die Brandstelle darunter. In neueren Zeiten mochten vielleicht die Rußen ihre Todten nicht mehr verbrennen, wie aus Igor's Tode geschloßen werden dürfte.

In Beziehung auf die Todtenklage begegnet uns als Sinnbild derselben durchweg der Kukkuk, und einigemal daneben die Schwalbe.

Neben dem Kukkuk wird nämlich auch im serbischen Liede die Schwalbe als Klagevogel genannt. In dem Heldenliede von Militsch dem Fahnenträger (Gusle von Frankl. S. 37) heißt es von der klagenden Mutter:

„Und sie weheklaget wie der Kukkuk,
Doch melodisch klagt sie, wie die Schwalbe
— — — — — — — — —
Wie ein Kukkuk klagt die Unglücksel'ge,
Doch melodisch, wie die Schwalbe, klagen
Wird sie bis zu ihren letzten Tagen."

Im Liede: Der Werbende (Talvj II. S. 42):

„Jammern will ich, wie der graue Kukkuk;
Hoh'n und tiefen Lautes, wie die Schwalbe."

Nach der serbischen und rußischen Volkssage ist der Kukkuk (serbisch Kukawitza) eine Jungfrau gewesen, die in diesen Vogel verwandelt ward, als sie lange über den Tod ihres Bruders weinte, oder ein unglückliches junges Mädchen, das von einer Zauberin verwandelt ward. (Götze serbische Volkslieder. S. 211 flg.)

Auch die klagenden Menschen, welche den Todten betrauern, werden Kukkuke benannt. Im Liede: Die Schwester trauert (Gusle von Frankl. S. 105), heißt es: „Und die jungen Schwestern, deine Kukkukinnen." (S 107): „Ich Kukkukin."

Einem sehr sinnigen Zuge begegnen wir auf dem slawischen Gebiet in Betreff der Todtenbestattung, daß man nämlich das Lebenssinnbild des Waßers und dazu die Blume mit dem Grabe in Verbindung brachte. In den serbischen Liedern wird von einer Quelle, die ans Grab geleitet wird, gesprochen. Bei Talvj (S. 61 flg.):

„Grabt, ach, grabt ein Grab mir,
Ueber meinem Haupte
Pflanzet eine Rose!
Unter meinen Füßen
Leitet eine Quelle!
Geht vorbei ein Jüngling:
Schmück' er sich mit Rosen!
Wenn ein Greis vorbeigeht:
Lösch' er seinen Durst dort!"

In dem Heldenliede von Militsch dem Fahnenträger (Gusle von Frankl S. 35):

„Und begraben dann das schöne Mädchen
Gegen Ost, der Sonne hellen Aufgang.
Streu'n Ducaten auf sie und Piaster,
Ob dem Kopfe leiten sie ein Waßer,
Bauen um die Quelle Ruhebänke,
Pflanzen Rosen hin von beiden Seiten.
Wer da müd' ist, möge sich erholen,
Wer da jung ist, schmücke sich mit Blumen,
Wer da durstig, möge Wasser trinken,
Für die Seele dieses schönen Mädchens!"

Die Nachrichten, welche wir über die unterirdische Geisterwelt der Slawen haben, sind nicht so zahlreich, daß wir glauben könnten, durch sie die Vorstellungen, welche sie davon gehabt, vollständig zu erfahren. Die meisten Nachrichten zeigen uns die eine Vorstellung an, nach welcher die Geister, besonders die, welche in den Häusern der Menschen erscheinenden, kleine Männlein sind. Sollten sie nämlich in den Häusern sich aufhalten, verborgen vor den Augen der Menschen, so mußten sie sich in Winkeln, Ritzen, unter zusammengehäuften Gegenständen verbergen, und somit mußten sie klein seyn. Daß man ein ungetauft gestorbenes Kind zu einem Kaukas werden ließ bei den Litthauern, zeigt, daß man diese so benannten Geister als klein dachte. Von den Koltken, Wesen, die man mit den Kobolden vergleicht, sagt Hartknoch, sie seyen dieselben, die man Barstukken und Markopeten nenne. Ueber ihre Gestalt wird nichts berichtet, obgleich sie bei den Preußen, Samogiten, Litthauern, Liven und Ruthenen gegolten haben sollen. (Ruthenisch sollen sie Kolty geheißen haben.) Ihren Aufenthalt, heißt es, hatten sie in versteckten Winkeln der Häuser und in Holzhaufen. Sie tragen Nachts Holzstückchen

zusammen und thun allerlei Excremente auf die mit Milch gefüllten Töpfe. Bemerkt der Hausvater dieses und stört das Holzhäufchen nicht auseinander, thut auch nicht den Schmutz von der Milch weg, sondern genießt die schmutzige Milch mit seiner Familie, so ziehen sie auf die Dauer ein. Ob sie die Milch beschmutzten aus Neckerei, oder um den Hausvater zu prüfen, oder ob sie dieselbe naschten und dabei verunreinigten, nach dem Glauben der Leute, wißen wir nicht, denn es findet sich keine Spur, die uns angäbe, wie sich jene Leute diese Sache erklärten. Man bewirthete sie reichlich mit allen Arten von Speisen, weil sie ihren Pflegern das Getraide aus fremden Scheunen zutrugen. Sie erschienen Kranken, besonders zur Nachtzeit im Mondscheine. (Frencel S. 236.) Die versteckten Winkel und Holzhaufen, worin sie sich aufhalten, zeigen deutlich, daß sie als klein galten, und die bei der oben angeführten Todtenfeier mit dem Staube wie Flöhe aus dem Hause geworfenen Geister, können nur als sehr klein angesehen worden seyn.

Die Barstukken sind die nämlichen Geister wie die Kaukas, denn mit diesem Namen werden sie nur als Bärtige bezeichnet. (Litthauisch barzdukai, in der Mehrzahl, kleine, langbärtige, unterirdische Leute, Gnomen von barzda, der Bart. *) Neben den Barstukken werden die Markopeten genannt, was aber dieser Name bedeute, ist ungewiß. (Die Endung -peten, dürfte wohl aus dem litthauischen patis, Mann, stammen; da wir aber den Anfang des Namens nicht erklären können, **) so mag auch die Endung dahin gestellt bleiben.) Sonderbar lautet es, wenn wir die Barstukken den gemeinen Leuten, den Marcopet aber den Adeligen zugetheilt sehen, denn eine solche Trennung der Geisterwelt ist sonst nicht zu finden.

Auf Schloß Praßen bei Leuenburg, dem Stammsitze des Eulenburgischen Geschlechtes, haben vordem die Fingerlinge, Barstucken oder Erdmännlein ihren Wohnsitz gehabt. Einst erschien vor dem Freiherrn von Eulenburg eine Gesandtschaft derselben und warb für ihren König

---

*) Schafarik, Grimm u. a. m. wollen sie zu Parstukken machen, damit sie Däumlinge, eigentlich Fingerlinge werden. Daß man auch die Geister nach ihrer Kleinheit im Slawischen benannte, ist sicher, und z. B. das czechische pidimuž, pidimužik, Zwerg, buchstäblich: spannengroßes Männchen, zeigt dies, aber bei den Barstucken ist der litthauische Namen entscheidend.

**) Da Murgi im Litthauischen — Lettischen, die Phantasieen der hitzigen Krankheit bezeichnet, und das Nordlicht, das den streitenden Geistern angehört, so könnte man, wenn ein Verderben in dem Namen angenommen würde, wohl dadurch zu einer Erklärung desselben gelangen. Aber das Wort für so bedeutend verderbt zu halten, ist eine sehr mißliche Annahme.

um seine Tochter, ein Mägdlein von überaus groszer Schönheit, im Falle der Gewährung verheiszend: Dasz, so lange sie ungestört dort hausen würden, das Geschlecht der Eulenburg's auf jede Weise reich gesegnet werden solle. Zum Zeichen deszen überreichten die Abgesandten einen Fingerreif mit der Anmahnung, solchen wohl zu bewahren, da, sobald er verloren gehe, das Glück vom Hause scheiden werde. Als nun der Freiherr in den Antrag willigte, baten die Abgesandten weiter, dasz die Braut an dem anberaumten Vermählungstag in ein von ihnen bezeichnetes Zimmer geführt werde, wo ihr Herrscher dieselbe dann in Empfang nehmen wolle; doch forderten sie auch, dasz Niemand ihr Thun belausche, weil sie sonst das Schlosz verlaszen müszten. An dem festgesetzten Tage wurde nun die Jungfrau in jenes Zimmer geführt; am folgenden Morgen war sie verschwunden, und nie ist wieder etwas von ihr gesehen worden. Die Fingerlinge sind aber noch oft nachher erschienen, und haben sich dasselbe Gemach, das deszhalb auch nie anders benutzt ward, zu ihren Lustbarkeiten erbeten.

Einst, als einer der Besitzer des Schloszes an der Tafel sasz, rief diesem eine feine Stimme, die hinter dem Ofen vorzukommen schien, zu, er solle nach dem gedachten Zimmer gehn und dort hineinrufen: Höre Rothöhrchen, Gehlöhrchen ist todt! Als er dies verrichtet, antwortete ihm dort eine andere unsichtbare Stimme: So, ist he todt?

Jener Ring wird noch in dem Familienarchiv aufbewahrt; die Fingerlinge aber sollen, weil sie einst bei einem Festmahle belauscht worden, fortgezogen seyn. (Tettau und Temme S. 157 flg.)

Hier sehen wir die Barstucken und nicht die Marcopeten mit dem Adel verkehren. Sollte wohl die Endung dieses Namens, da sie die Herrn bezeichnet, das Volk veranlaszt haben, sie seinen Herrn als Geister zuzutheilen?

Meletius in seinem Briefe (S. 166. Frencel 209) sagt: Von allen obgenannten Völkerschaften Sarmatiens (den Preuszen, Samogiten, Ruthenen und Liven) verehren noch viele den Puskait, der den heiligen Hainen und Bäumen vorsteht. Man glaubt von ihm, er hause unter dem Hohlunderbaum. Die Leute bringen ihm Brod, Bier und andere Speisen, und stellen sie unter den Hohlunder, wobei sie ihn bitten, er möge den Marcopet besänftigen, den Gott der Groszen und Adeligen, damit sie von ihren Herren nicht mit schwererer Knechtschaft gedrückt würden; und dasz er ihnen die Barstuccen, welche Unterirdische heiszen, sende (damit sie nämlich Getraide in ihre Scheunen bringen, und das Gebrachte bewahren, fügt Hartknoch hinzu.) Denn wenn diese sich in ihren Häusern aufhalten, vermeinen sie gesegneter zu werden, und sie stellen denselben Abends in der Scheune auf ein Tuch, welches sie ausbreiten, Brod, Käse, Butter und Bier, und zweifeln, wann sie des

Morgens diese Sachen verzehrt finden, gar nicht an der Vergrößerung ihrer Habe. Bleibt aber einmal die Speise unberührt, so ängstigen sie sich in großen Sorgen. Von dem aber, was am meisten verzehrt war, setzten sie das nächstemal reichlicher hin. Der spätere litthauische Aberglaube hielt die Vorstellung von dem Eßen der Unterweltsgeister fest, übertrug sie aber auf den Alp. Nach dem Abendeßen darf der Tisch nicht abgenommen werden, vielmehr muß Tischtuch, Schüßel, Löffel und Brod darauf liegen bleiben; denn wenn der Alp oder die Mahr kommt, und einen gedeckten Tisch findet, sind die Menschen nicht im Bett und das Vieh nicht im Stalle. (Tettau und Temme.)

Am Hohlunder ist den Menschen die Beschaffenheit des Hohlseyns vorzugsweise bemerklich gewesen, wie der deutsche Name zeigt, und eben so der litthauische, denn kiaur-medis, wie er im Litthauischen heißt, bedeutet Hohl=Baum (kiauras, hohl, medis, Baum). Zu hohlen Bäumen giengen auch rußische Weiber und trugen Milch als Opfer hin, um dadurch Fruchtbarkeit für sich zu erbitten. Unfruchtbarkeit wird zumeist dem Einfluße der Unterweltsgeister zugeschrieben, und diesen opferte man gerne Milch. In diesen hohlen Bäumen mußten Geister hausen, sonst würde dieser Brauch nicht Statt gefunden haben, und so hausten wohl aus gleichem Grunde Geister im Hohlunder, nämlich weil er hohl war. Da die Bäume heilig waren, so lag es dem Glauben nahe, in den hohlen Bäumen den Sitz der Geister anzunehmen. Ein Gott des Hohlunders oder unter dem Hohlunder ist darum als eigentliche Gottheit sehr verdächtig, und alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß jener Name ein Name der Unterweltsgeister sey. Daß übrigens der Hollunder auch bei den Deutschen eine gewiße Heiligkeit hatte, wie man bei Grimm (S. 617 flg.) nachsehen kann, ist nicht unbemerkt zu laßen. Aber es darf nicht ganz übersehen werden, daß Hupel (I. 151) von den Letten bemerkt, sie hätten den Puschkeis verehrt, den Waldgott. Im Lettischen nun heißt puschkis, grüner Strauß, Blumenstrauß, doch mögen wohl beide Worte nicht zusammen gehören, und puschkis mag vielleicht gar aus pukku kuschkis zusammengezogen seyn.

Hartknoch (16. S. 115) giebt an: das blinde Volk der Preußen hat ehemals geglaubt, es wohnten auch Götter unter dem Hohlunder; aber auch zu unserer Zeit hat in manchem Orte der eitele Glauben die Gemüther der Menschen befangen, jene kleinen unterirdischen Männlein wohnten unter dem Hohlunder, die bei den alten Preußen Barstukken hießen, und ich erinnere mich, daß mir in meiner Kindheit Weiber es manchmal erzählten.

Man sollte hieraus schließen, der Hohlundergott sey der Oberherr der nächtlichen Geister gewesen, aber ob dieser Schluß sicher sey, mag dahin gestellt bleiben. Wie uns die Berichterstatter auch von einem

Markopeten sprechen, deren es viele gab, so könnte Puschkait bloß ein Name der Unterweltsgeister seyn, wie der der Markopeten und der Barstukken. Wenn der Gott des Himmels Occopirn, und Puschheit, der Gott der Erde, beim Zauberbrauch angerufen wird, so kann mit dem letztern die Unterwelt angerufen seyn, die bei jedem Zauber mächtige Hülfe zu leisten im Stande ist.

Wir vermögen durch diese Nachrichten eine genauere Kunde über die Markopeten nicht zu gewinnen, und können daher das eben berührte höchst sonderbare Verhältniß nicht erklären, für welches freilich durch kühnes Rathen eine unzuverläßige Erklärung zu finden wäre. Der Herr dieser Geister haust unter dem Hohlunderbaum, also ist dieses Gewächs eines, dem man eine Beziehung zur Unterwelt gegeben hat. Hartknoch (S. 120) sagt: daß man in Preußen noch zu seiner Zeit sich gescheut habe Hohlunderstöcke zu brechen oder abzuschneiden, woraus hervorgeht, wie bedeutend dieses Gewächs in ihren Ansichten von der Unterwelt gewesen seyn müße. Die Formen Puskait, Puschheit, Puscet werden für den Gott, der unter dem Hohlunder hausen soll, angegeben, und sollte derselbe nicht etwa die Geister bezeichnen, so kann er nur den Todtengott Pikollos oder einen ähnlichen betreffen, und ein Beiname desselben seyn. Vielleicht bezeichnet der Name, deßen richtige Schreibung nicht zu verbürgen ist, den Geist oder Gott als mit dem Hohlunder in Verbindung. (Litthauisch bézas und bézdas, bukas, Hohlunder. Nesselmann vermochte dieses Wort nicht mehr in der lebenden Sprache zu ermitteln, fand es aber auch durch Bux und Buche erklärt; bukas heißt litthauisch der Buxbaum, polnisch und czechisch bez der Hohlunder.)

Der Hohlunder kommt auch in den Hexengeschichten vor. In einem märkischen Hexenprocesse bekannte eine, neun Tage vor Sonnenaufgang jedesmal einen neuen Napf mit Bier und Brod in einen Fliederstrauch hinter der Schinderei gesetzt und dabei folgende Worte gesprochen zu haben: Guten Morgen, Fliederstrauch, du viel Gute, ich bringe dir Bier und Brod, du sollt mir helfen aus aller Noth, und so du mir helfen wirst, so werde ich morgen wieder bei dir seyn. (Kuhn S. 376.) Aber auch der Wachholder soll mit den Geistern in Verbindung gewesen seyn.

Unter den Bäumen halten die Preußen noch jetzt in manchen Gegenden besonders den Wachholderbaum sehr in Ehren, indem sie glauben, daß in demselben gute oder böse Geister verborgen seyen; so erzählt man sich Folgendes: In dem Sudermannischen Kirchspiel Osterhamingen bei dem Gute Wendel steht an einem lustigen runden Ort ein Wachholderbaum, der seine Aeste schön ausbreitet und mit vielem anderen Gesträuch umgeben ist. Denselben wollte vor mehreren Jahren ein Knecht von dem Gute Wendel zu seines Hauses Nothdurft umhauen, aber so wie er die Axt

angesetzt hatte, hörte er eine Stimme, welche rief: Ich sage dir, haue den Baum nicht um! Die Stimme kam aus dem Baume selbst. Der Knecht erschrack und ließ den Baum stehen, hieb aber die nebenstehenden Bäume ohne alles Hinderniß ab. (Tettau und Temme S. 259.)

Nicht immer sind wir im Stande, in dem spätern heidnischen Gebrauche das Verhältniß der Unterwelt genau zu erkennen, weil durch das Christenthum der Teufel jenen Völkern bekannt ward und manchmal an die Stelle des Unterweltsgottes oder der Unterweltsgeister trat. Denn wiewohl wir ganz und gar keinen Grund haben, den Slawen einen gehörnten Teufel zuzuschreiben, so wird doch davon gemeldet. Georg Fabricius (Origg. Sax. II. 114. Frencel 210) sagt: Die Slawen verehrten in Hainen die Bäume und die Elemente und eine gewiße gehörnte Gottheit, die einen schrecklichen Rachen hatte; dieser brachten sie von allen Speisen, die sie auf den Herd thaten, etwas dar. Wir können, ohne ein beßeres Zeugniß, als dieses, nicht glauben, daß von den Speisen im Haus anderen Wesen etwas gegeben wurde, als den Hausgeistern, von welchen wir es mit Sicherheit wißen. Der gehörnte Teufel mit dem schrecklichen Rachen ist daher so lange für untergeschoben zu betrachten, bis ein solcher bei den Heiden nachgewiesen wird. Die Christen hatten eben überall ihren Teufel zur Hand, wo von der Unterwelt die Rede war. Man betrachte auch das Folgende: Mislenta (in der Vorrede zu dem Manuale Prutenicum bei Hartknoch S. 174) bemerkt, daß noch wenige Jahre vor der Zeit, wo er schrieb, die Bauern zu einer gewißen Zeit in der Nacht allerlei Speisen zubereitet und die Erstlinge mit gewißen Gebeten geweiht haben. Dann riefen sie den „Teufel“ heraus, und schloßen die Stube wohl zu, damit sie die Speisen allein verzehren möchten. Allen Hausgenoßen war zugleich bei Todesstrafe verboten, in dieses Gemach einzutreten. Dadurch meinten sie, den Teufel zu versöhnen, daß er dem Vieh und den Feldfrüchten nicht schade.

Auch hier kann, da die Sache im Hause vorgeht, nur von den Hausgeistern die Rede seyn; denn daß der Unterweltsgott in den Häusern der Menschen gewohnt, oder sich in dieselben zuweilen eingeschlichen habe, um einige Zeit darin zu verweilen, ist eine mit der heidnischen Ansicht von dem Gott des Todes und der Unterwelt ganz widerstreitende Sache. Nur auf den christlichen Teufel paßt so etwas, und jener Brauch konnte nur die Hausgeister betreffen.

Wie mannigfach auch die Namen solcher Unterweltsgeister seyn mögen, weder die ihnen zugeschriebene Wirksamkeit, noch die Gestalt derselben läßt eine der Zahl der Namen gleichkommende Mannigfaltigkeit annehmen. Sie halten sich in Häusern, in Bergen, in Wäldern u. s. w. auf, zeigen sich den Leuten freundlich, und tragen ihnen sogar Nahrung zu, oder helfen ihnen durch Arbeit, wann sie ihnen gewogen sind. Sind

sie aber übel gelaunt, drücken sie im Schlaf und machen schwere Träume, verfilzen Menschen und Pferden das Haar, und thun den Leuten allerlei Schabernack an. Die Koltken, von denen oben die Rede war, galten, was man ihnen auch Gutes nachsagen mochte, doch dafür, daß sie das Haar verfilzten, und mit ihrem Namen trifft der des Weichselzopfes, welcher ihrem Wirken zugeschrieben ward, überein.

Skrat, Schratz, Schrez ist Name eines Geistes, welchen die Deutschen wahrscheinlich von den Slawen entlehnt haben. In Hanka's Glossen (6) wird screti, scretti durch Hausgeister erklärt (czechisch skrjtek, skret, polnisch skrzot, skrzitek, Hausgeist, slowenisch shkrat, Bergmännchen). In Böhmen und Polen wird der Weichselzopf diesem Geiste zugeschrieben und auch nach seinem Namen benannt.

Manche Namen sind uns überliefert, ohne daß wir mehr erführen, als daß sie zur Bezeichnung der Gespenster dienten. So heißt lettisch Kehms, Kehmis, Gespenst, Kobold; Mahns, Gespenst, betrügerischer Geist (mahni, Gaukeleien, apmahnit, bethören, verblenden, wie behert machen); Pamehglis, Gespenst, Alp; Leelons, Leelowens, Alp, Mahr. Aber auch eine bestimmte Thätigkeit finden wir einem solchen Geiste bei den Letten zugewiesen. Sie nennen nämlich einen Rungis als Alp, und rudsu Rungilis als Kornalp (rudsi heißt der Roggen), der dem einen das Korn nimmt und es dem Andern zuträgt, oder im Mahlen zuschüttet.

Das lettische Volk glaubt noch an fliegende Hexen (raggana, Hexe), die sich in Katzen und Hasen verwandeln und auf einem Bocke durch die Luft fahren, so wie an einen wunderbaren Kater (Runzis), der seinem Eigenthümer Getraide bringt. (Hier scheint ein Irrthum oder eine Verwechselung obzuwalten, denn der Kornalp heißt lettisch nicht runzis, sondern rungis, und eigentlich rudsu rungis oder rungilis, wie Stender angiebt), und an einen Drachen (puhkis), der den Einen raubt, den Anderen Reichthum bringt. (Kruse S. 52 flg.)

Daß eine solche Verwechselung, wie die zwischen runzis und rungis vorgehen konnte, zu einer Zeit, wo diese Dinge sich nur in dem Volksaberglauben erhielten, ist nicht im Geringsten zu beanstanden, denn ein unleugbares Beispiel bietet der Mahr oder die Mahre dar. Im Munde des Volkes bildete sich die Form Mahrt daraus, und man dachte sich nun einen gespenstischen Marder darunter. Ob die Katze überhaupt als ein Sinnbild der Lebensmutter in der slawischen Mythologie gegolten habe, können wir nicht nachweisen, denn der Hexenglaube des lettischen Volkes kann durch Einfluß des deutschen Hexenglaubens diesen mythischen Zug erhalten haben. In der germanischen Mythologie aber hat die Katze ihre wesentliche Bedeutung in Beziehung auf Freya, wie in der semitischen, woher die Phöniker das Sinnbild nach Unterägypten und nach Theben in Griechenland brachten. Wie in der germanischen, hätte dasselbe

freilich auch in der slawischen Mythologie einheimisch seyn können, aber wir können es nicht nachweisen.

Böhmisch heißt Zmek, ein feuriger Drache, ein Vogel, der Geld zubringt; serbisch zmaj, der Drache, otresine zmajeve, d. i. Abschüttelung des Drachen, Glimmer, welchen der Drache abschüttelt. Jungmann sagt, zmek sey ein Geist, der sich in Gestalt eines naßen Vogels, meist eines Hünleins darstellt und den Leuten Geld zuträgt. (Grimm 654 flg.) (zmoknuti, netzen, mokrg jako zmok', triefend wie ein Erdgeist.)

In solchem Aberglauben, der sich lange fortgepflanzt hat, mag es geschehen, daß ein oder der andere Zug einer spätern Ausbildung angehört, denn wie fest auch solche Dinge haften, nicht immer bleiben sie Zusätzen unzugänglich. Hier haben wir den Drachen und den Vogel, welcher Geld zuträgt, und außerdem den Vogel noch näher bestimmt als naßes Hündchen. Ursprünglich bewacht der Drache, als Sinnbild der Erde, die Schätze, und man muß sie ihm abzugewinnen suchen, aber den fliegenden Drachen, welcher den Leuten Geld zuträgt, können wir nur für eine Erweiterung jener sinnbildlichen Dichtung, folglich für eine spätere Form derselben halten. Daß der Vogel an die Stelle des Drachen tritt, dürfte nun gar erst aus der erweiterten Dichtung vom Drachen hervorgegangen seyn, den man wegen des Flugs als eine Art Vogel betrachten konnte, bis er ganz zu einem Vogel ward. Ward aber dieser Vogel näher bestimmt als Huhn, so konnten zwei Dinge dieses bewirken, entweder konnte man an das Huhn denken, weil es unter die Hausthiere des Menschen gehört, und ein solcher geldzutragender Vogel dem Hause, gleichsam als Hausgeist befreundet ist, oder es konnte das Huhn gewählt werden, wegen der Beziehung des Hahns zur Geisterwelt. Mag sich dies jedoch verhalten, wie es wolle, ein wichtiger und ächt mythologischer Zug ist der, daß das Hühnchen naß ist, und daß der Name des Drachen sowohl als des Vogels den Naßen bezeichnet. Die Schätze also, welche dieselben bringen, werden von ihnen aus der Unterwelt geholt, welche durch Waßer von der Oberwelt getrennt ist. Da also diese Schatzbringer über jenes Waßer hinüber müßen, so erscheinen sie naß.

Erklärte man aber auch ein Zunehmen an Habe auf diese Weise, so herrschte doch die Furcht vor dieser Geisterwelt vor, und man war beständig auf der Hut vor ihr. Besonders fürchtete man sie für das Vieh. Beim ersten Austreiben des Viehs im Frühjahr in Preußen geht der Hirtenjunge des Dorfes von Haus zu Haus, klopft an die Fenster und ruft: Löscht das Feuer aus, spinnt und haspelt nicht, aber treibt das Vieh aus! Der Hirte holt Sand aus der Kirche und bestreut damit den Weg, den das Vieh aus dem Hofe geht. In jeden Thorweg legt er zugleich eine Holzaxt mit der Schärfe nach dem Felde hin; darüber muß das Vieh gehen. Der Hirt geht dann voran,

spricht aber kein lautes Wort, bekümmert sich auch nicht um die Heerde, die nur von dem Hirtenjungen zusammengehalten wird, sondern macht allerlei Kreuze, segnet das Vieh und murmelt Gebete, bis er im Feld ist. Die Axt im Thorwege bedeutet: der Wolf solle von der Heerde laufen, wie er vor der Schärfe der Axt läuft. Der Sand aus der Kirche bedeutet: das Vieh soll sich auf der Weide beisammen halten, wie die Menschen in der Kirche. (Preuß. Provinzialblätter VIII. S. 190. Tettau und Temme S. 263.)

Diese Gebräuche sind heidnisch und gegen die schädlichen Geister gerichtet. Die Schärfe der Axt soll nicht gegen den wirklichen Wolf gerichtet seyn, denn das ist erst spätere Auslegung des sinnbildlichen Gebrauches, sondern gegen die Geister, und soll sie abwehren, so wie die Thiere durch das Ueberschreiten des abwehrenden Werkzeuges der Abwehr theilhaft werden sollen. Die Axt kommt auch sonst als eine mit solcher Kraft begabte Sache vor.

Wie alt die Annahme sey, daß auch Feuer in der Unterwelt sich finde, läßt sich nicht wohl bestimmen, denn wenn wir es erst später in der Unterweltsdichtung finden, so beweist das nur wenig, wenn es überhaupt etwas beweist. Die germanische Mythologie bietet uns das Feuer des Todtenreiches dar, und eine Spur findet sich auch in der slawischen Fabel von den Unterweltsgeistern, man müßte denn diesen Zug einem Einfluße der christlichen Hölle zuschreiben, die reich an Feuer und brennbaren Stoffen ist. Da ein solcher Einfluß möglich gewesen ist, so muß man es geschehen laßen, wenn einer diesen Zug dem Heidenthum abspricht, ohne sich darum zu kümmern, woher er in die christliche Unterwelt gekommen seyn möge. Freilich steht dieser Zug im Slawischen ganz vereinzelt da, und ist sogar nur im Namen enthalten, und der christliche Teufel ist allerdings mit seinem Pferdefuße, den er dem Unterweltsroße des Heidenthums verdankt, eingemischt.

Die polnische Fabel nämlich bietet einen Geist Iskrzycki, Feuerstein, Karfunkel, Funke, dar (polnisch iskra oder skra, der Funke, iskrzyć, blitzen, funkeln, lodern, wüthen, skrzyć, dasselbe). Dieser kam, so heißt es bei Woycicki (I. 198) zu einem Edelmann in der Gestalt eines unbekannten Mannes, der sich Iskrzycki nannte, und demselben seinen Dienst anbot. Sie setzten einen Vertrag darüber auf, und als dieser schon unterschrieben war, bemerkte der Edelmann, daß der neue Diener Pferdefüße habe, und kündigte ihm sofort den Vertrag wieder auf. Jener aber bestand auf seinem Rechte, so daß er auch wider den Willen des Herrn den Dienst antreten werde. Nun hauste er unsichtbar am Ofen und that Alles, was man ihm auftrug. Man gewöhnte sich nach und nach an ihn, aber die Frau vermochte doch zuletzt ihren Mann, das Haus zu verlaßen, und er pachtete sich ein anderes Landgut. Als sie beim Ausziehen schon den größten Theil des Weges zurückgelegt hatten,

war der Wagen auf dem schlechten Knüppeldamme nahe dran umzustürzen, und die Frau schrie in ihrer Angst laut auf. Da rief es plötzlich hinten vom Wagen: Fürchtet euch nicht, Gebieterin, Iskrzycki ist bei euch. Jetzt erkannten sie, daß sie denselben nicht los werden könnten, kehrten nach Haus zurück und blieben mit ihm in Frieden, bis der Vertrag zu Ende war. Es möchte überflüßig seyn, zu sagen, daß diese Fabel in der Form, wie wir sie vorfinden, spät seyn muß, denn der Teufel mit dem Pferdefuße zeigt es zur Genüge.

Je weiter sich im Laufe der Zeit der Glaube an Geister von seiner alten Gestaltung nothwendig entfernen mußte, weil er von seinem Boden, der heidnischen Religion, getrennt war, um so mehr wurden die verschiedenen Formen durch einander gemischt. Ein wunderliches Beispiel davon bieten uns die Lichoplezen dar. Hanka's Glossen (21) geben die kurze Nachricht, lichoplezi seyen drei wie die Sirenen und Meerweiber. Wer sollte bei diesem Namen an Sirenen oder Meerweiber denken, und nicht vielmehr an Ungeziefer und höchstens an Schlangen. Czechisch heißt plaziti, kriechen, schleichen, und plaz, Ungeziefer, plaziwost, ein kriechendes Wesen, polnisch plaz, kriechendes Thier, Gewürm, die Mehrzahl plazy (gen. fem.) Sirenen, Gewürme; licho aber bedeutet die ungerade Zahl und das Schlimme. Läßt sich auf diese kurze Nachricht etwas bauen, so wäre es wohl nichts weiter, als daß man Unterweltsgeister als Waßergeister mit diesem Namen bezeichnet habe, die vielleicht als Mischgestalten gedichtet waren und für schlimm galten. Daß den Waßergeistern, die eben so gut wie die anderen Unterweltsgeister ihrem Ursprunge nach sind, besonders eine Lust am Schlimmen zugeschrieben wird, sehen wir zum öftern in der Mythologie. So giebt es in Mähren eine Sage von einem Seehirten tückischer Art. Er sieht aus wie ein Hirte, hat eine Peitsche in der Hand und sucht die Wanderer in Sümpfe zu locken. Freilich sind alle diese Geister, welchen Aufenthalt man ihnen auch vorzugsweise angewiesen haben mag, nicht geheuer. So hat man auch einen Berggeist, den Rübezahl im Riesengebirge, zu einem neckischen Geiste gemacht, doch ist derselbe nicht durchaus schlimm, sondern trotz seiner Neckereien läßt sich mit ihm auskommen. Die mannigfachen Mährchen von seinen Neckereien gehören nicht hieher, denn diese sind spätere Dichtungen. Zu bedauern aber ist es, daß wir kein sicheres Verständniß seines Namens haben. Czechisch heißt dieser rybecal, rybrcol, doch diese Wortform läßt keine Erklärung zu, da wir nur ryb- als Stammsylbe des Wortes haben, welches Fisch bedeutet. *) Polnisch heißt

*) Wer seine Zuflucht zum lettischen Worte rihbeht nehmen wollte, könnte, da dieses Zeitwort poltern bedeutet, pehrkons rihb, es donnert, der Donner poltert, einen Poltergeist daraus machen, denn rihb kann czechischem ryb entsprechen.

pokusa, die Versuchung, der Versucher, das Bergmännchen, letzteres auch pokuska. Also war dieses Bergmännchen auch neckisch und führte in Versuchung. Als Poltergeist heißt es der nächtliche Versucher pokusa nocna. Von der Störung nennen die Polen das Gespenst, den Spuk przeszkoda, was eigentlich Hinderniß bedeutet; von dem ungeheuerlichen Aussehen poszczwara (poczwarka heißt aus gleichem Grunde die Larve, die Puppe), von der Angst und dem Schrecken strach nocny, womit auch das Alpdrücken bezeichnet wird, wiewohl sie für den Alp oder Mar auch das Wort mara haben. In der Mark gilt der Nachtmar als eine Mahre, als schönes weibliches Wesen, das man fangen kann, wenn man alle Oeffnungen des Zimmers verstopft; es kann namentlich nicht entschlüpfen, wenn man es mit Handschuhen anfaßt. Häufig kehrt die Sage wieder, daß Jemand lange Zeit mit einer Mahre verheurathet gewesen ist, die nachher plötzlich wieder verschwindet. In der Altmark hat man für den Namen Mahre die Form Mahrt, und denkt sich meistens darunter einen Marder, der sich ebenfalls dem Schlafenden auf den Leib legt. An vielen Orten der Altmark hält man auch dafür, daß die Mutterplage, asthmatische Zufälle, durch die Meger, ein häßliches Thier, das im Leibe des Menschen sitzt und aus dem Halse kriechen will, hervorgebracht werden. (Kuhn S. 375.)

Latawiec, Latawca und Latawica (letzteres gen. fem.) bedeutet den Polen etwas Fliegendes, den Paradiesvogel, aber auch den Alp und die Nachtdrude (latać heißt fliegen). Böhmisch heißt vom Schrecken strašidlo, (lettisch beedeklis, von beedeht, schrecken), das Gespenst als Schreckbild, von dem ungeheuerlichen Aussehen příšera, womit sie den Poltergeist benennen, aber auch das Ungeheuer. Vom Getöse heißt der Popanz, das Gespenst, czechisch bubak, lettisch bubbulis, polnisch buba, bubo, bubu, bubak; vom schreien, kreischen wird er lettisch buschmannis genannt, buschoht, schreien, kreischen; (litthauisch balwonas, Götze, Götzenbild, ausgestopfte Auerhenne zur Täuschung des Auerhahns, lettisch bulwahns, ausgestopfter Lockvogel, polnisch balwan, Klotz, Götze, Lümmel, gehören nicht hieher). Vom Täuschen und Irreführen (obluditi) nennen sie das Gespenst obluda, den Kobold obludnik. Den Alraun heißen sie mužik, d. i. Männchen von muž, Mann, und wie wir oben gesehen haben, daß der Donnerkeil den Geistern zugeschrieben ward, so heißen auch die Böhmen den Alpschoß hromowy kámen, d. i. Donner-stein. Im deutschen Aberglauben sehen wir das Gespenstische ins Grelle übertrieben in der Ausmalung des Leides, welches z. B. die schlimme Bertha zufügt. In Bayern fabelt man von einem Semper, den die Deutsch-Böhmen bei Eger Zember nennen, welcher unartigen Kindern den Bauch aufschneidet und Kieselsteine hineinlegt. Zu Görlitz in der Lausitz hat man von einem Gott Sompar gesprochen (neue Lausitzer Monatsschrift 1805. 1 — 18),

den Grimm (S. 61) als aus Tacitus Schrift über Germanien (Kap. 39, wo von den Semnonen die Rede ist) erfunden ansieht. Wie kommt es, daß dieses Gespenst in Böhmen und in der Nähe genannt wird und sonst nicht? Wäre es gar nicht denkbar, daß der Name sich auf die Erde bezöge (zeme), wie wir litthauisch einen Zembarys finden als einen Erdgott? Freilich kann man da, wo sich der Name vorfindet, die Wortform als eine Ableitung von zeme nicht nachweisen, und das ist bedenklich. Laßen wir daher dieses Gespenst auf sich beruhen.

Die Wile raubt Kinder und ist schlimmer Art, wann sie zürnt, und als solche mußte sie Stransky sich denken, wenn er (de republ. Bohem. Kap. 6) sie für die Seuche erklärt. Im Polnischen bezeichnet wilać rasen, und wila einen dummen Menschen, einen Poßenreißer. Ob der Name der Wilen damit in irgend einer Verwandtschaft stehe, weiß ich auch nicht zu sagen.

Haben wir in den Wilen weibliche Geister, die aus der Erdmutter hervorgehen, als der Todtengöttin, die des menschlichen Schicksals kundig und mächtig ist, so bietet sich uns die Erdmutter, die Spenderin des Erdesegens, sogar selbst als ein am hellen Mittag umherwanderndes Gespenst dar. Man lese, was Bocshorn (respubl. Moscov. I. S. 143) erzählt: Sie fürchten und ehren auch einen Mittagsgeist. Denn während das reife Getraide geschnitten wird, geht er in der Gestalt einer trauernden Wittwe auf dem Feld und zerbricht den Arbeitern, einem oder mehreren, die Arme, wenn sie nicht schnell nach Erblickung des Gespenstes zu Boden vorwärts fallen. Doch sind sie nicht von einem Heilmittel gegen dieses Uebel entblößt. Denn sie haben in einem nahen Walde Bäume durch die Religion der Väter verehrt. Mit deren auf die Wunde gelegte Rinde heilen sie nicht allein jenes Uebel, sondern heilen auch den Schmerz krummer Füße. Im Osnabrückischen heißt ein ähnliches Gespenst Tremsemutter, in Braunschweig Kornweib, in Mark-Brandenburg und Altmark Roggenmuhme. Bei den Wenden heißt sie die Mittagsfrau wie bei den Czechen, die sie auch die Älte (Baba) nennen, die Polen nennen sie Dziewanna oder Dziewica, also jene Lebensmutter. Die Wenden laßen sie in der Mittagszeit als eine verschleierte Frau umhergehen. Unterredet sich ein Wende mit ihr über Flachs und deßen Bereitung, und er vermag ihr immer zu widersprechen, oder gelingt es ihm, das Vaterunser rückwärts ohne allen Anstoß zu beten, so ist er geborgen. (Frencel S. 236, wo er jene Stelle aus Bocshorn anführt, erinnert dabei an Psalm 91, 6. wo es heißt: die Pestilenz schleiche im Finstern, die Seuche am Mittag; woran aber bei diesem Geiste ganz und gar nicht zu denken ist.)

Diese Angabe enthält eine sinnige Dichtung aus dem Gebiete des Naturglaubens. Wann die Saat durch die Glut der Sonne gereift

unter der Sichel fällt, dann wird die Mutter Erde verwaist, das Kind, welches sie geboren, stirbt, und ihres Schmuckes beraubt, trägt sie Leid im Trauergewande wie die Wittwe. Sie zieht im Felde herum, wann das Werk der Zerstörung thätig betrieben wird, und grollt den Zerstörern, die ihr den Gram bereiten. Die Gefahr der Schnitter bei ihrem Anblick ist nichts weiter als ein Zusatz von Volksaberglauben, welcher nahe lag, für den Götterglauben aber ganz ohne Bedeutung ist. Es bildet dieser Mythus ein schönes Seitenstück zu dem griechischen Mythus von Demeter, die voll tiefer Trauer um ihre geraubte Tochter Persephone herumirrt; denn als geraubte Tochter der Demeter ist diese Göttin die Saat, welche gereift unter der Sichel gefallen ist, und erst im darauf folgenden Jahre wiederkehrt. Der Klagegesang des Lityerses in Kleinasien, der bei der Erndte ertönte, zeigt ähnliche Dichtung vom Verhältniße der Erndte. Auch Hera, mit welcher als einer großen Lebensmutter der Himmelskönig Zeus im Lenz, wann der Kukuk ruft, das neue Leben der Natur erzeugt, erscheint in einer ihrer Formen als Wittwe, was keine andere Beziehung haben kann, als auf das Absterben des Lebens der Natur, während deßen Dauer die Lebensmutter eine trauernde Wittwe ist.

Ein Mittagsgespenst war aber diesem mythologischen Gebiete nicht allein eigen, sondern in einem weitern Kreise bekannt. Gregor von Tours in dem Leben des heiligen Martin, erzählt von einem Geistlichen, der des Gebrauchs des einen Fußes beraubt war, und ihn, nach seiner eigenen Versicherung, durch einen Anfall des Mittagsgeistes verloren hatte. Eben so stürzte die Frau des Serenatus, als sie, nachdem ihr Mann vorausgegangen war, vom Lande zurückkehrte, unter den Händen ihrer Begleiter zusammen, und konnte kein Wort mehr hervorbringen. Da nun die Leute dort herzukamen und erklärten, sie habe einen Anfall des Mittagsgeistes erlitten, wandte man Kräuter und Zauberworte an, aber kein gebräuchliches Mittel vermochte der Frau zu helfen, die verloren war. Auch Florentius erzählt in dem Leben des Abts Rusticula ein Wunder, welches hieher gehört: Als eine heilige Schwester durch den Mittagsgeist angegriffen, sehr große Ermüdung empfand, und sich, am Leibe bebend, durchaus nicht aufrichten konnte, würdigte der Herr in seiner himmlischen Gnade einer andern treuen Schwester in das Herz zu geben, daß sie Haare der allerseeligsten Mutter Gottes verbrannte und jener in reinem Waßer zu trinken gab, die sofort ihre vorige Gesundheit wieder erlangte. (Schütze's Schutzschriften I. S. 228.)

Dieses Mittagsgespenst wird uns freilich nicht als trauernde Wittwe zur Erndtezeit geschildert, daraus aber läßt sich nicht folgern, daß es außer allem Zusammenhange mit jenem stehe, denn es wird von Gregor gar nicht geschildert, sondern nur von seiner Wirkung gesprochen.

Unter die Eigenheiten der Unterweltsgeister, wenn sie den Menschen gewogen und hülfreich sind, gehört es, daß man sie nicht für ihre Mühe belohnen oder bezahlen darf. Die Empfindung, welche diesen Zug des Aberglaubens erzeugte, ist wahrscheinlich die der Scheu, Dienste höherer, unheimlicher Wesen zu behandeln gleich menschlichen, und vielleicht dabei auch der Gedanke, daß diese Wesen ihre Huld gar nicht aus eigennützigen Absichten verleihen, und des Menschen gar nicht bedürfen, folglich dem, der ihre Huld nicht als solche anerkennt, ihre Hülfe entziehen. Folgende Erzählung bildet einen Begriff von diesem Verhältniß:

Zu Lapöhnen im preußischen Samland erzeigten die unterirdischen Geister einem Wirthe viel Gutes, und da sie ihn dauerten, daß sie so schlechte Kleider anhatten, so bat er seine Frau, ihnen neue Röckchen hinzulegen. Sie nahmen zwar die neuen Kleider, riefen aber dabei: Ausgelohnt, ausgelohnt! und zogen alle fort. Ein andermal hatten sie einem armen Schmiede geholfen und immer Nachts Töpfchen, Pfännchen, Keßelchen, Tellerchen blank geschmiedet, die Meisterin stellte ihnen eine Milch hin, über die sie gleich Wölfen herfielen, und Alles bis zur Nagelprobe auslöffelten, dann reinigten sie das Geschirr und giengen zur Arbeit. Als der Schmied bald durch sie reich geworden war, nähte die Frau jedem ein schönes rothes Röckchen und Käppchen, und legte sie hin. Ausgelohnt, ausgelohnt! riefen sie, schlüpften schnell in den neuen Staat, und zogen ab, ohne das bereit liegende Eisen zu verarbeiten oder wieder zu kommen. (Reusch S. 53 und 55.)

Darin bildete der Aberglauben ein zu Mährchen wohlgeeignetes Verhältniß, daß er die Geister in der Nähe der Menschen als Geistervölkchen hausen und mit den Menschen in einen gewißen freundnachbarlichen Verkehr treten ließ. Die Wenden in Lüneburg nannten unterirdische Geister Görzoni, d. i. Bergmännchen. Sie liehen Backgeräthschaften von den Leuten, indem sie es unsichtbar andeuteten, und dieses ward dann vor die Thüre gestellt. Am Abend brachten sie es zurück, klopften an das Fenster und legten zum Dank ein Brod hin. (Grimm S. 423.) In der Lausitz hießen derartige Geister lutki, Leute, die aus Löchern der Erde hervorkamen.

Nach dem rußischen Volksaberglauben giebt es neun Schwestern, die das menschliche Geschlecht mit Fiebern plagen und in Erdhöhlen an Ketten gefeßelt liegen; los gelaßen, fallen sie ohne Gnade über die Leute her. (Grimm 1107.) Hier liegt Mythologie zu Grunde, aber sie ist in eine freiere Dichtung übergegangen.

Daß das Christenthum mit seinem Diabolus oder Teufel in dieser Beziehung eingewirkt habe, zeigt selbst die Sprache. Das von Diabolus entlehnte diablik bedeutet im Polnischen nicht allein ein Teufelchen, sondern auch die Pflanze Aaronsbild, und diblik im Czechischen den Hausgeist, den Kobold.

Nesselmann nennt uns noch den Namen Kelewelena, welcher einen Zwerg, ein unterirdisches Männchen bedeutet, also nur einen weitern Beitrag zu den Namen, nicht aber zur Sache giebt. In der czechischen Sprache hat sich borowit, in der polnischen borowka, borowiec für Waldgeist erhalten, von bor, Fichtenwald, Forst.

Seltsamer als die kleinen Geister mit ihren großen Bärten werden uns die Lessen geschildert. Leschi waren nach der altslawischen Götterlehre, Waldgeister, welche immer die Größe der sie umgebenden Pflanzen annahmen; durch ihre Rufe die Waldwanderer verwirrten, in die Irre lockten und zu Tode kitzelten, deren Zauber man nur dadurch entkräften konnte, daß man seine Kleider verkehrt, das äußere Ende nach innen zu, anzog. Diese vorchristlichen Spukgestalten haben sich bis jetzt noch immer unter veränderten Einzelheiten im Volksglauben erhalten. (Waldbrühl slawische Balalaika S. 229.)

Die Lessen in der slawischen Mythologie ähneln den Satyrn der Alten. Man dichtet von ihnen, sie seyen männlichen und weiblichen Geschlechts, und von so ungeheuerer Größe gewesen, daß sie, im Wald umherlaufend, zu den höchsten Bäumen reichten, indem sie sich zugleich nicht höher als das Gras machen konnten. Sie lärmten im Walde mit einem außerordentlichen Geschrei, schlugen in die flache Hand, und gaben dem Anrufenden Antwort. Denjenigen, welcher sich im Wald aufhielt, umgingen sie so lange, bis er die Besinnung verlor und in die Nacht hineinirrte, worauf sie den Getäuschten in ihre Wohnung führten. Oft kamen sie zu den im Wald arbeitenden Dorfleuten, forderten Kuchen von ihnen, und wenn sie diese erhalten hatten, entfernten sie sich mit schrecklich tönender Stimme. Auch trugen sie Kinder in ihre unterirdischen Behausungen, und ließen dieselben nach vielen Jahren verwildert wieder heraus. Die Lessen waren am ganzen Leibe haarig, und setzten den Weibern nach. Wenn Jemand bemerkte, daß er von den Lessen umgangen werde, nämlich daß er die Besinnung verliere, so suchte er sich dadurch zu helfen, daß er die Kleider auszog, umkehrte, und wieder anthat. — So erklärt sie Celakowsky bei Wenzig S. 243 flgg. Karamsin (I. Kap. 3) giebt vom rußischen Aberglauben an, daß das Volk noch spricht von Waldgeistern, die im Dickichte hausen, manchmal hoch werden wie die Bäume, und dann wieder klein erscheinen wie Gras. Sie erschrecken die Reisenden, um welche sie herumschweifen und die sie vom rechten Weg abführen. Dann nennt er die Russalken als Waldfrauen, die mit fliegenden Haaren durch die Wälder laufen, besonders zur Zeit vor Pfingsten. (Die Böhmen und Polen bezeichnen mit dem Namen Rusalka eine Quell- oder Waßer-göttin.) Ferner gute und böse Hausgeister, Nachtgespenste u. s. w.

Stransky (de republ. Bohem. Kap. 6) nennt unter den Erdgöttern Schetek, oder Sjurzitek, Diblik, und erklärt sie durch Lar und

Vesta. Czechisch heißt šetek Hausgott, und der andere Name desselben dürfte dziur-šetek seyn, von dziura, Höhle, Loch, denn der Hausgott ist der Hausgeist, ein Geist der Verstorbenen. Diblik ist aber auch nichts weiter als ein Unterweltsgeist, oder der Gott der Todten, und die Erklärung durch Vesta zeigt, daß er als ein Hausgeist verehrt ward. Stransky wollte zwei im Hause befindliche göttliche Wesen aus der Vergleichung mit der römischen Mythologie erklären, und da bot sich ihm denn der Lar und die Vesta dar, denn eine Kleinigkeit, wie das Geschlecht, kam bei solchen kryptogamischen Erklärungen nicht in Betracht. Ob der Name Leschi recht sey, weiß ich nicht zu sagen, da die Lessen von dem slawischen Worte, czechisch les, rußisch ljesz benannt worden sind, welches Wald bedeutet. In einem kleinrußischen Liede, welches überschrieben ist: Herr Sawa (bei Wenzig S. 227) wird uns eine Scene ihrer Wirksamkeit geschildert. Sawa fühlt sich krank und dem Tode nahe, und da heißt es:

„Wer pocht, wer lärmt so grimmig?
Herr Sawa schaut sich um,
Die Lessen stehn im Zimmer,
Und sind nicht lange stumm.

Wir neigen uns, Herr Sawa!
Wie geht's denn mit dir zu?
Uns Ukrajiner Gästen
Zum Gruß, was bietest du?

Ihr meine Herren Brüder,
Zum Gruß was bieten euch?
Ihr kamt ja nur zu nehmen
Mein armes Haupt sogleich.

Und sprich: wo hast Herr Sawa
Die holden Töchter dein?
Sie sind ein Raub der Lessen
Und waschen Hemdelein.

Auf Sawa, auf zum Kampfe,
Besteh' dein Mißgeschick!
Du mußt das Haupt verlieren
In diesem Augenblick.

Es saust, es pfeift der Säbel,
Wie Bienen aus dem Wald,
Das junge Weib Herrn Sawa's,
Ach, war verwaist sehr bald!"

Ob die Vergrößerung und Verkleinerung der Gestalt, welche diesen Lessen zugeschrieben wird, eine alte heidnische Dichtung sey, oder eine spätere des Volksaberglaubens, können wir nicht bestimmen. Daß aber solche Geister gewöhnlich eine bestimmte Gestalt haben, wißen wir. In der spätern Zeit und selbst bis jetzt hat sich noch die Benennung des Waldgeistes erhalten; polnisch borowiec, der Waldbewohner, der Waldgeist, borula, der Waldgeist, Sumpfgeist, von bór, Fichtenwald, Forst; czechisch borowit, der Waldgeist.

Der Volksaberglaube, welcher überall sich viel mit Erscheinungen der Geister zu beschäftigen pflegt, bietet uns auch auf dem slawischen Gebiet eine eigenthümliche Art derselben dar.

Ein böhmisches Volkslied bei Wenzig (S. 62) lautet:

„Es weidet im grünen Hute
Der Hirt die Lämmer fein,
Er weidet sie auf dem Hügel
Im kühlen Birkenhain.

Da unterm Eichbaum stellen
Zwei Mädchen sich plötzlich dar,
Der Hirt giebt guten Abend,
Sie lächeln wunderbar.

Das eine wie ein Täubchen,
War ganz am Leibe weiß,
Das zweite, wie ein Schwälbchen,
Beginnt so sanft und leis:

„Komm, Hirt, mit uns und schlafe
Dort bis zum weißen Tag;
O laß, laß deine Lämmer,
Es weide sie, wer da mag!"

Sie nahmen ihn beim Händchen,
Er gieng in die Bergeshöh'n,
Die Lämmer sammt seiner Hütte
Hat er nie wieder gesehn."

Daß diese Mädchen Geister Verstorbener seyen, welche den Lebendigen an sich ziehen und in ihr Todtenreich schaffen, ist klar, ob aber diese Vorstellung in der Form, wie sie dieses Lied giebt, wirklich altslawisch sey, müßen wir dahin gestellt seyn laßen. Das eine Mädchen war weiß, das andere schwarz, und wir sehen darin einen Unterschied der Geister, wie der in der germanischen Mythologie ist, welcher die Alfen in Lichtalfen und Schwarzalfen trennt. Jedoch fehlt uns zur Erklärung dieser Theilung nach der Farbe jede Angabe aus der Mythologie, und wir müßen es dahin gestellt seyn laßen, ob eine solche Eintheilung wirklich in der slawischen Ansicht von den Geistern Statt gefunden habe, oder in dem Volksaberglauben zu einem bestimmten Zwecke gedichtet worden sey. Waldbrühl in der slawischen Balalaika (S. 415) hat ein Lied, welches eine Mordgeschichte behandelt, unter der Ueberschrift die Podolerin, deßen Schluß lautet:

„In Podolien so ferne
Ist ein Feld, trägt keine Saaten,
Aufgewühlt nur mit dem Spaten;
Dorten schwärmen viel' der Raben,
Wo ein Grab hoch aufgegraben,
Drauf ein Eichlein grün im Laube,
Drüber eine weiße Taube."

Dazu lautet die Bemerkung: Die Geister unschuldig Hingemordeter werden oft als Tauben, die, welche ruchlos sterben, als Raben vorgestellt.

Aus dem Schwärmen der Raben um das Grab folgt nicht, daß sie die Geister ruchlos Gestorbener seyen, denn der Rabe zieht dem Tode nach, und erscheint bei Gräbern und sonst als der Leichenvogel. So heißt es im Gedichte von der Chotimer Schlacht (ebendaselbst S. 308):

„Raben, Krähen finden einen
Hügel aufgeschichtet,
Wo der Türk vom Moscowiter
Jämmerlich vernichtet."

Auch bei den Serben ist der Rabe der Unglücksbote, der vom Schlachtfelde kommt und von den Gefallenen meldet. So z. B. in dem Liede von der Amselfelder Schlacht (Götze S. 165):

„Als am andern Tag der Morgen graute,
Flatterten daher zwei schwarze Raben.
Kommen her vom weiten Amselfelde
— — — — — — — — — —
Einer krächzend und der Andre sprechend
— — — — — — — — — —
Beider Heere Fürsten sind gefallen! u. s. w."

Betrachten wir die bei den Slawen wie bei anderen Völkern herrschende heidnische Ansicht von dem Verhältnisse der Todten, so sehen wir überall, daß man die Verstorbenen mit bestimmten heiligen Gebräuchen ehrte, und von ihrer Unterlaßung Zorn derselben erwartete. Der Zorn der Unterweltsgeister aber galt für gefährlich. War ein Reicher oder ein Armer gestorben, — denn eine Unterscheidung, wie jene Angabe sie aufgestellt hat, ist gar nicht in dem Glauben der Völker in solchen Dingen begründet, — so mußten ihm alle Todtengebräuche erfüllt werden, nämlich so weit deren Erfüllung möglich war. Geschah dieses nicht, so war die Seele des Verstorbenen ohne die wahre Ruhe, und solche Seelen erscheinen denen, von welchen sie benachtheiligt sind, und werden sie nicht gesühnt, so bringen sie Verderben über den Verletzer. Durchaus unerweislich ist die Ansicht, der Todesgott oder Beherrscher der Unterwelt verlange selbst Opfer für diesen oder jenen Todten, und komme spukend, wenn ihm nicht willfahrt werde. Wohl aber erscheint der vernachläßigte Geist des Todten und verlangt, was ihm gebührt. An Menschenopfern für die beleidigte Unterwelt ist nicht zu zweifeln.

Die Speisen laßen in diesem Falle gar keinen Zweifel darüber zu, daß unter dem Teufel eigentlich die Geister der Unterwelt zu verstehen seyen, denn diese einzig und allein galten dem alten heidnischen Glauben als des Eßens bedürftig und begehrend. Wir werden schwerlich irren, wenn wir folgende Nachricht ebenfalls in ähnlicher Weise erklären. Aus dem preußischen Aberglauben giebt Hartknoch (S. 134. X. S. 162. Frencel S. 234) an: Pikollos spukte, wann in eines Reichen Hause Jemand gestorben war, und plagte die Verwandten, damit man ihm für die Todten opfere. Beachtete man dies nicht und er kam zum dritten Male, so konnte ihn nur Menschenblut sühnen. Dafür hatte man denn ein Auskunftsmittel gesucht, um dem Schrecklichsten zu entgehen, und hatte auch eins gefunden. Man bat den Waideloten um die Blutsühne, und dieser brachte sich selbst zum Opfer dar. Er ritzte sich mit einem Stücke Rasen (?), am Arm eine Wunde, und sühnte so den Gott der Unterwelt mit seinem eigenen Blut. Ein Rauschen, ein Ton in dem Heiligthume, dem heiligen Baume, war das Zeichen, daß sein Opfer von dem Gott gnädig angenommen war.

Eine eigenthümliche Angabe über Bestattung, habe ich oben nicht berührt, weil der Brauch, den sie meldet, nicht genugsam verbürgt

scheinen kann. Bei Hageck (II. 305) in der böhmischen Chronik lesen wir, daß bei dem Begräbniße der Hruba, der Gattin des Nezamysl, die Dienerinnen drei Tage das Feuer auf dem Grab unterhalten, und beim Weggehen nach der heidnischen Weise Steine hinter sich geworfen hätten. Das letzte gilt den Geistern, und wir haben oben gesehen, daß man den Brauch hatte, die Geister von sich in ähnlicher Weise abzuwehren, wenn man die Begräbnißstätte verließ. Welche Bewandniß aber hat es mit dem Feuer? Sollte es zur Verbrennung von Todtenopfern dienen, so hatten grade die Dienerinnen dieselben nicht zu besorgen, und die Ausdrücke, das Feuer unterhalten und Todtenopfer verbrennen, sind auch keineswegs ganz gleich. Solcher Opfer erwähnt auch Hageck (II. 282) ausdrücklich, indem er erzählt: Als Libussa's Schwester, Tetka, starb, ward ein gewaltiger Stein zu ihrem Grabhügel geschafft, auf dem ihr Gatte neun Tage lang Todtenopfer brennen ließ, und es wurde das Beste und Köstlichste, der Göttin Klimba geweiht, verbrannt.

Man könnte in Litthauen wohl einen Feuerbrauch in Beziehung auf die Verstorbenen vermuthen, denn Kojalowiz erzählt, daß man dem litthauischen Kiernus bei Dziewaltowia auf einem hohen Berg ein ewiges Feuer unterhalten habe durch gewiße, dazu bestellte Priester. (Hartknoch S. 160.) Aber dort und zu Wilna war nach seiner und Strykowski's Angabe der Cult des Donnergottes, der in solcher Weise verehrt ward, und diesem ward allerdings Feuer unterhalten. Die Nachricht von dem Fürsten aber ist zu bezweifeln.

Im serbischen Liede begegnen wir folgendem Vampyrismus. Das Gedicht: Der Schäferknabe (Götze S. 103) oder die Hexen (Talvj II. S. 86) sagt, daß die Schwester den entschlafenen Schäferknaben wecken will, er aber antwortet:

„Wollt' wohl Schwester, kann nicht,
Denn mich fraß die Hexe,
Mutter riß mir's Herz aus,
Baſ' hat ihr geleuchtet."

Aber auch der Vampyrismus, daß der Todte die Lebenden heimsuche und von seinem Grabe aus verderbe, findet sich als heidnischer Aberglaube auf dem Gebiete slawischer Mythologie. Noch bis auf den heutigen Tag, so lesen wir bei Tettau und Temme (S. 275), ist unter dem Landvolke Preußens der Glaube an Blutsauger fast ganz allgemein.

Es sind dies Leute, die, nachdem sie begraben worden, nächtlich wieder auferstehn und ihren zurückgebliebenen Angehörigen das Blut aussaugen, so daß diese hinsterben müßen. Nicht eher haben sie Ruhe, als bis sämmtliche Mitglieder der Familie auf diese Weise ihnen ins Grab gefolgt sind. Das einzige Mittel, dies zu verhindern, ist, daß man entweder vor dem Begräbniße, denn man kann den Blutsauger daran

erkennen, daß er nach dem Tode die rothe Gesichtsfarbe beibehält, oder, wenn jene Eigenschaft erst später bemerkt worden, nachdem die Leiche wieder ausgegraben worden ist, derselben den Kopf abschneidet, und solchen zwischen die Beine legt. Fließt dann das Blut noch, so ist dies ein untrügliches Zeichen, daß der Verstorbene wirklich ein Blutsauger war. Das Blut wird aufgefangen und sämmtliche Mitglieder müßen davon trinken. Hierdurch werden sie vollkommen gesichert. (Nach dem Aberglauben der Mark Brandenburg muß man, wie in Kuhn's Märkischen Sagen u. s. w. (S. 367) angegeben wird, beim Zunageln des Sarges sehr behutsam zu Werke gehen, damit der Todte nichts von seinem Anzuge vor den Mund bekomme, denn sonst zehrt er nach, und ein Mitglied der Familie nach dem andern muß ihm im Tode folgen. Dies ist freilich eine eigenthümliche Art, vom Grab aus die Lebenden zu verderben, aber sie gehört doch als verwandt mit dem Vampyrismus zu der nämlichen Gattung von Vorstellungen über die Todten, gegenüber den Lebenden.)

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts starb ein Mitglied der von Wollschläger'schen Familie in Westpreußen; mehrere seiner Verwandten folgten ihm ganz unvermuthet, und ohne daß die Veranlaßung ihres Todes klar war, in Kurzem nach. Man wollte sich auch erinnern, daß das Antlitz des Verstorbenen die rothe Farbe nicht verloren gehabt, und es entstand daher die Ueberzeugung, daß derselbe ein Blutsauger sey. Es ward ein Familienrath gehalten und darin beschloßen, daß der im Jahr 1820 als Landschaftsdirector in hohem Alter verstorbene Joseph von Wollschläger, damals noch ein junger Mann, da er für den Beherztesten und Unerschrockensten galt, seinem verstorbenen Oheime den Kopf abhauen solle. Von einem Mönche des Bernhardinerklosters Jakobsdorf begleitet, begab er sich in die Gruft dieses Klosters, wo der Verstorbene beigesetzt war, jeder mit einer Kerze in der Hand. Der Sarg wird geöffnet und der Leichnam empor gezogen, um den Hals auf den Rand des Sarges zu legen. Die natürliche Bewegung, welche das in Folge deßen zurücksinkende Haupt macht, jagt dem Mönche solches Entsetzen ein, daß er die Leuchte fallen läßt und entflieht. Obwohl allein, verliert Wollschläger doch nicht die Besonnenheit; mit dem mitgebrachten Beile schlägt er den Kopf ab; aber ein mächtiger Strahl Blutes springt ihm entgegen und verlöscht auch die einzige noch übrige Kerze. Nur mit Mühe glückt es ihm in der fast gänzlichen Finsterniß, etwas Blut in einem Becher aufzufangen und mit diesem heimzukehren. Aber die That, welche die Seinen sichern sollte, hätte fast dem Vollbringer das Leben gekostet. Gleich nach der Rückkehr fiel er in eine lebensgefährliche Krankheit, die ihn mehr denn ein halbes Jahr am Rande des Grabes hielt. Die Leiche mit dem Haupte zwischen den Füßen ist bis heutigen Tags in der Gruft des

Klosters Jakobsdorf, und zwar in der mittlern Kammer, wo sich das Erbgewölbe der Wollschläger befindet, zu sehen.

Als in der Gegend von Conitz in der neuesten Zeit die Cholera zuerst auftrat, da zeigte sich von Neuem, wie fest jene Sage im Volke gewurzelt sey. An mehreren Orten wollte man die zuerst von der Seuche Hingerafften wieder ausgraben, weil die ihnen bald nachgefolgten Hausgenoßen glauben ließen, daß sie Blutsauger wären, und es bedurfte durchgreifender Maßregeln von Seiten der Behörde, um die Ausführung jener Absicht zu verhindern.

An einigen Orten ist der Glaube, daß der Erste, welcher an einer Seuche stirbt, im Grab aufrecht sitze und das Laken verzehre, und so lange er daran zu zehren habe, das Sterben nicht aufhöre, wenn man ihn nicht wieder ausgräbt und ihm mit dem Spaten den Hals absticht.

So weit Tettau und Temme nach mündlicher Ueberlieferung mit Hinweisung auf Henneberger's Erklärung (S. 324). Aber auch Kuhn erzählt in den märkischen Sagen und Mährchen Folgendes nach mündlicher Mittheilung (S. 30): In der Gegend von Diesdorf glauben noch viele Leute an Nachzehrer. Oft geschieht es nämlich, daß wenn sich erst ein Todesfall in einer Familie ereignet hat, bald mehrere Glieder derselben nachsterben. Das kommt denn daher, daß man jenem ersten Todten nicht den Zehrpfennig in den Mund gegeben oder seinen Namen nicht aus dem Hemde geschnitten oder dem ähnliche andere Versehen gemacht hat. So geschah es auch einmal, daß viele Leute aus einer Familie schnell hintereinander starben; da entschloß man sich denn den, welcher zuerst gestorben und offenbar der Nachzehrer war, auszugraben. Man fand nun, daß er bereits alle seine Kleider aufgezehrt hatte, und weil es kein anderes Mittel gegen das Nachzehren giebt, als dem Todten das Genick abzustechen, trat der Muthigste hinzu, nahm einen Spaten und that es. Da hat man deutlich gehört, daß der Nachzehrer noch ordentlich wie ein kleines Ferkel gequickt hat.

Frankl in der Vorrede zu Gusle sagt: Der Vampyrglaube ist unter den Serben geboren. Wjeschtizen, Hexen, eßen den Schlafenden das Herz aus dem Leibe. Der Mensch, dem so geschehen, kann nur so lange leben, als das Herz nicht ganz aufgegeßen ist. Ob Frankl Untersuchungen darüber angestellt habe, die ihn auf dieses Resultat führten, geht aus jener Vorrede nicht hervor, und somit mag es zweifelhaft bleiben, ob der eigentliche Vampyrismus bei den Serben seinen Ursprung habe. Wenn eine Hexe einem Menschen auf eine wunderbare Weise das Herz aus dem Leibe frißt, so gehört dies zwar allerdings zu dem Vampyrismus im Allgemeinen, ist jedoch verschieden von dem Verzehren des Lebenden durch einen abgeschiedenen Todten. Allerdings gehört jenes Thun der Zauberin auch in den Bereich der Unterwelt, denn der todbrin-

gende Zauber stammt aus dieser, und die Hexe oder Zauberin verdankt ihre Erdichtung der Erdmutter als einer Todesgöttin. In der Form aber ist ein Unterschied zwischen beiden Arten von Vampyrismus; denn die Zauberin übt ihn durch ihre unterweltliche Kraft, der Todte aber durch sein wunderbares Wiedererscheinen, oder durch ein Zehren eines Stoffs in seinem Grabe. Was diesen Anschauungen, die, wie es in solchen Dingen zu gehen pflegt, nicht in Allem genau zusammenstimmen, als das Gemeinsame und als ihr Keim zu Grunde liege, vermögen wir wohl zu erkennen, aber wo und unter welchen Umständen, so wie, zu welcher Zeit sich dieselben ausgebildet haben, können wir nicht wißen, weil alle geschichtlichen Angaben darüber fehlen. Der Grund zu dieser schauerlichen Dichtung kann kein anderer seyn, als die unheimliche Furcht vor der Unterwelt und ihrem Walten, denn man meinte, sie stelle dem Leben nach, und ihre Geister brächten, wenn sie irgend beleidigt und ungesühnt wären, das schlimmste Verderben über die Lebenden. Die von solch unheimlicher Furcht angeregte Einbildungskraft führte leicht zu Dichtungen, wie die des Vampyrismus. Wir begegnen aber demselben weit früher, als bei den Serben. Schon zur Zeit des römischen Kaisers Hadrian finden wir denselben, aufgezeichnet in den wunderbaren Geschichten des Phlegon von Tralles, eines Freigelaßenen dieses Herrschers, der selbst nicht ohne Wundersucht war, und sogar als der eigentliche Verfaßer dieser Schrift vermuthet worden ist. Im ersten Kapitel lesen wir folgende Geschichte, deren Anfang leider fehlt: *)

„— — geht sie nach dem Gastzimmer zu an die Flügelthür, und sieht beim Scheine der Lampe das Frauenzimmer zur Seite des Machates sitzen. Außer sich über diese wunderbare Erscheinung, rennt sie zur Mutter, und mit lautem Geschrei rufend: Charito! Demostratos! verlangt sie, daß sie aufstehen und mit ihr zu ihrer Tochter gehen; leibhaftig sey sie da, bei dem Fremden in dem Gastzimmer, was nun die Götter damit vorhaben möchten! Charito, bei Anhörung einer so seltsamen Rede, blieb anfangs ihrer Sinne nicht Herrin und sank in Ohnmacht, theils wegen des Entsetzlichen dieser Kunde, theils wegen des Lärms der Amme; einige Zeit darauf aber, bei der Erinnerung an ihre Tochter, brach sie in Thränen aus; und zuletzt erklärte sie die Alte für wahnsinnig, und befahl ihr, sich augenblicklich zu entfernen. Da indeß die

*) Die Uebersetzung habe ich aus meines verstorbenen Freundes Weber Museumsvorlesungen abdrucken laßen, um mir eine vergebliche Mühe zu ersparen. Passow in der Philomathie (II. S. 127 flg.) gab einen Auszug, weil ihm die Erzählung, als eine alberne für seinen Zweck, in ihrem ganzen Umfange nicht nöthig schien. Da ich einen andern, nicht ästhetischen, sondern mythologischen Zweck habe, so konnte ich nicht in dieser Weise verfahren.

Amme schmälte, und dreist behauptete, sie sey bei vollem Verstand, und wiße wohl, was sie sage, Charito aber wolle aus Furcht ihre Tochter nicht sehen, machte sich endlich letztere auf, theils von der Amme bestürmt, theils um sich zu überzeugen, was an der Sache wäre, und begab sich an die Thüre des Gastzimmers. Da aber nun schon eine geraume Zeit verfloßen war (es mochte bereits die zweite Stunde gemeldet seyn), kam Charito zu spät. Denn sie schliefen jetzt. Indem jedoch die Mutter durch das Schlüßelloch blickte, glaubte sie die Kleider und die Gesichtsbildung ihrer Tochter zu erkennen, hielt aber, in Ermangelung weiterer Mittel, um der Wahrheit sogleich auf den Grund zu kommen, fürs Beste, ruhig zu bleiben. Denn sie hoffte, wenn sie in aller Frühe aufstünde, das Frauenzimmer anzutreffen, käme sie aber zu spät, den Machates über Alles auszufragen; denn er werde doch bei der Befragung über eine so wichtige Sache die Wahrheit sagen. Darum schwieg sie, und gieng. Als aber die Frühe angebrochen, fand sich, daß jene, sey es nach göttlicher Fügung oder durch einen Zufall, in aller Stille verschwunden war. Die Mutter aber, als sie dazugekommen, sey böse gewesen über den Jüngling, daß er sie fortgelaßen, und nachdem sie ihm alles von Anfang an erzählt, habe sie seine Kniee umfaßt und ihn beschworen, die Wahrheit zu sagen ohne den geringsten Rückhalt. Der Jüngling nun, mit sich selbst kämpfend, war anfangs verlegen, und mit Mühe nun gab er endlich ihren Namen zu erkennen, daß es Philinnion sey, und erzählte, wie sie hereingekommen, und ihm zu verstehen gegeben, daß sie ihn ohne Wißen ihrer Eltern besuche; worauf er zur Beglaubigung seiner Aussage seinen Koffer aufschloß, und was sie ihm dagelaßen hervorlangte, den goldenen Ring, den er von ihr empfangen, und das Leibchen, das sie in der vorigen Nacht zurückgelaßen. Als aber Charito solche Zeichen sah, schrie sie auf, und nachdem sie ihre Unter und Obergewänder zerrißen, und ihre Haube vom Kopfe geschleudert, warf sie sich an die Erde, breitete die Arme über den Erkennungszeichen aus, und begann einen herzzerschneidenden Jammer. Der Fremde aber, diesen Vorgang schauend, und wie alle in einem Uebermaaße von Herzeleid waren und in Thränen schwammen, als sollten sie eben die Mutter geradezu begraben, war gerührt, und sprach ihnen zu, flehend, daß sie aufhörten, und ihnen versprechend, wenn sie wiederkäme, sie ihnen zu zeigen. Darüber beruhigte sich die Mutter, und nachdem sie ihm aufgetragen, seines Wortes ja wahrzunehmen, begab sie sich in ihr Gemach. Wie nun die Nacht gekommen und die Stunde da war, um welche Philinnion zu erscheinen pflegte, gaben jene genau Acht, da sie ihre Ankunft mit Augen sehen wollten, sie aber kam. Nachdem sie nun in dem gewöhnlichen Augenblick eingetreten, und auf dem Ruhebette saß, ließ sich Machates nichts merken, war aber aufmerksam, um die Sache zu ergründen; denn er glaubte übrigens nicht daran, daß seine Braut

eine Todte sey, und hielt, da sie um eine so sorgfältig eingehaltene Stunde zu ihm kam, was ihm jene gesagt, für ein Mährchen. Nach seiner Meinung konnten Todtenräuber das Grab der Tochter des Demostratos aufgewühlt und die Kleider und den goldenen Schmuck dem Vater des Frauenzimmers, das seine Hausgenossen für einen Geist hielten, verkauft haben. In der Absicht nun, die Wahrheit aufzuklären, schickt er heimlich seine Diener, jene zu rufen. Als nun Demostratos und Charito auf der Stelle herbeikamen und sie betrachtet hatten, waren sie anfangs zwar sprachlos und erschüttert wegen des Unglaublichen des Anblickes, wie sie aber hinterher aufschrieen und ihre Tochter umklammerten, da sprach Philinnion folgendes zu ihnen: Meine Mutter, und mein Vater, wie unbillig mißgönnt ihr mir, bei dem Fremden drei Tage nur zu seyn in meinem väterlichen Haus, ohne daß ich Jemanden Leid zufüge. So werdet denn ihr nun nur neuen Schmerz erleben wegen Euerer Neugier, ich aber gehe wieder zu dem bestimmten Orte; denn nicht ohne göttlichen Willen kam ich hieher. Nach diesen Worten sank sie auf der Stelle todt zurück, und man hatte den Leichnam ausgestreckt auf dem Bette vor Augen. Wie nun die Mutter über sie herstürzte und der Vater, und große Aufregung und Wehklage im Haus entstand über den Vorfall, maaßen ein grausenvolles Schauspiel und ein ganz unglaubliches Geschick sich zugetragen, wurde die Sache bald in der Stadt ruchtbar, und mir gemeldet. Jene Nacht nun ließ ich die Volkshaufen auseinander halten, welche sich vor dem Hause versammelten, und suchte jeden Auflauf zu verhüten, der bei der Verbreitung eines solches Gerüchts entstehen konnte. Am tiefen Morgen war das Theater gefüllt; und als nun Alles der Reihe nach mitgetheilt war, schien es uns zweckmäßig, zuvörderst uns nach dem Grabe zu begeben und nachzusehen, ob der Körper auf dem Todtenbette sey, oder ob wir den Platz leer finden würden. Es waren noch nicht sechs Monate seit dem Tode des Mädchens verfloßen. Als nun die Gruft von uns geöffnet war, in welcher alle Angehörigen jenes Hauses nach dem Verscheiden beigesetzt wurden, fanden sich auf den anderen Lagerstätten die Körper alle, von den schon länger Abgeschiedenen aber die Knochen; nur auf dem Bette, wo Philinnion war hingelegt worden und bestattet war, fanden wir den eisernen Ring von dem Fremden liegen, und den in Gold gefaßten Becher, was sie beides von Machates am ersten Tag empfangen hatte. Voll Verwunderung und Bestürzung nun eilten wir sofort zu Demostratos in das Gastzimmer, um der Todten ansichtig zu werden, ob sie wirklich da wäre. Da wir sie nun am Boden liegen sahen, versammelten wir uns zu gemeiner Versammlung, denn das Vorgefallene war wichtig und unglaubhaft. Wie nun aber in der Versammlung die jungen Leute gewaltig aufgeregt waren, und beinahe Niemand wußte, was man aus der Geschichte machen solle, so erhob sich zuerst Einer, Namens Hyllos, der bei uns in dem Rufe steht, nicht nur der trefflichste

Weißager, sondern auch ein sehr geschickter Vogelschauer zu seyn, und sich früher in seiner Kunst zur Genüge bewährt hat, und befahl, das Weib außerhalb der Gränzen zu verwahren; denn es thue nicht mehr gut, diese Person innerhalb der Gränzen unter die Erde zu bringen, dabei aber dem unterirdischen Hermes und den Eumeniden Sühnopfer zu reichen; sodann gebot er gleichermaßen Alle zu reinigen, auch die Tempel einzusegnen, und was den Todtengöttern herrkömmlichermaßen zukommt, zu verrichten. Mir nun insonderheit trug er auf, für den Kaiser und das Reich dem Hermes zu opfern, und Zeus dem Wirthlichen und Ares, und dies mit gehörigem Ernste auszurichten. Da dieser solches offenbart, thaten wir unseres Theils, was uns befohlen war; der Fremde aber, der Machates, zu welchem die Erscheinung gekommen war, brachte sich aus Verzweiflung gewaltsam von der Welt. Dünkt es Dir nun gut, diesertwegen an den Kaiser zu berichten, so schreibe mir zugleich, damit ich auch einige Derer, die sich über die Sache im Einzelnen erkundigt, zu Dir schicke. Lebe wohl!"

Diese Erzählung liegt Goethe's Gedichte: „Die Braut von Corinth," zu Grunde. Wir wißen nicht, wohin die Wundergeschichte sie versetzte, und sind aller Hülfsmittel baar, deren wir bedürften, um zu erkennen, ob sie griechischen Ursprungs oder aus der Fremde dahin gebracht sey. Sie enthält nun grade den derbsten Vampyrismus, die wirkliche Aufstehung aus dem Grab, um den Lebenden die Lebenskraft oder das Blut auszusaugen.

Ist diese Erzählung nun gewiß älter als die serbischen Lieder, welche diesen Glauben berühren, so finden wir auch einen zur Abwehr des Blutsaugers angewandten Brauch, wenn auch nicht ganz gleich, so doch sehr ähnlich in einem noch weit höheren Alterthum in Griechenland. Aeschylus in dem Trauerspiele Choephoren, und Sophokles in der Elektra erwähnen diesen Brauch, als an dem listig gemordeten Könige Agamemnon von seinem Weib und ihrem Buhlen angewandt. Er bestand darin, daß man dem Gemordeten die Glieder abschnitt, und diese an seine Achseln hieng, weßhalb dies Verfahren das Achseln genannt ward (μασχαλίζειν). Ein alter Erklärer des Sophokles giebt den Grund ganz richtig an, es geschehe nämlich, damit der Gemordete dem Mörder gegenüber schwach sey und ihn nicht angreifen könne. Doch die Verwechselung des Lebenden mit dem Todten, so daß dieser in seinem Wesen jenem gleich erscheint, ist überall auf diesem Gebiete zu finden, und kann daher auch in dieser Vorstellung nicht befremden. Aehnlich nun diesem griechischen Brauch ist der oben angeführte, daß man dem Blutsauger den Kopf abhauen müße, damit er die Kraft zu seinem schrecklichen Thun verliere.

# Das Waßer.

Dem Waßer wurden auch bei den Slawen, wie bei anderen Völkern Gottheiten zugeschrieben, aber wir finden keine Nachricht über einen Gott des Meeres, welcher ein Herr der Gewäßer wäre, wie der Meeresgott der Griechen und Römer es ist, oder welcher, wie der nordische Oegir der Germanen, ein mächtiger Meerriese wäre. Nur bei den Letten finden wir die Benennung Juhras mahte, d. i. Meermutter, Meergöttin, wie Semmes mahte, Erdgöttin, Mescha mahte, Waldgöttin. Aber von den Flüßen und Quellen melden die dürftigen Nachrichten, daß sie Heiligkeit hatten und göttliche Wesen. Prokopius (a. a. O.) spricht von Nymphen, und von den karpathischen Slowakinen wird angegeben, daß sie Rusalken verehrten. Rusalka bezeichnet im Czechischen eine Flußgöttin, und ebenso im Polnischen (rußisch heißt rutschej, der Bach). Helmold (1. 54) meldet, die Slawen hätten bei Bäumen, Quellen, Steinen geschworen, und Duisburg (3. Kap. 5) giebt von den Preußen an, daß sie auch heilige Waßer hatten, in welchen nicht gefischt werden durfte. Es kam vor, daß ein Herrscher bei den Slaven, wann er mit dem Feinde Frieden schloß, zur Bekräftigung einen Stein in den See warf, oder sich ein Stück Rasen auf den geschorenen Scheitel legte, und dem ausgesöhnten Feinde die rechte Hand reichte. (Allgemeine Weltgeschichte 51. S. 275.) Er nahm also das Waßer und die Erde zu Zeugen seines Thuns, denn der in das Waßer geworfene Stein sollte zu der Gottheit desselben als ein Zeichen des Versprechens gelangen, wie der Rasen auf dem Haupte sinnbildlich die Erde zum Zeugen desselben machte.

Ferner erfahren wir, wann der Slawe einen Theil seines Gewinns opfern wollte, so konnte dies auch so geschehen, daß dieser Theil in das Waßer geworfen ward, oder auf die Erde, wo er unberührt liegen blieb und vergieng. Die Rußen wuschen sich (Karamsin I. Kap. 3) bei Augenleiden die Augen mit dem Waßer gewißer Quellen, denen sie eine besondere Heilkraft zuschrieben, und warfen in dieselben Silbermünzen, was als eine Art Opfer zu betrachten ist, und deutlich zeigt, daß der Erfolg nicht der natürlichen Beschaffenheit des Waßers zugeschrieben ward, sondern einer übernatürlichen Kraft, einem göttlichen Wesen, dem das Geld geopfert wurde. Zu der Waßerverehrung möchte Karamsin (a. a. O.) den zu seiner Zeit noch stattfindenden Brauch rechnen, nach welchem das Volk den, welcher die Ostermette verschlief, ins Waßer that oder mit Waßer besprengte, um ihn von seinen Sünden zu reinigen. Allein dieser Brauch mag doch erst später in dem Sinn einer Bestrafung genommen worden seyn, und vielleicht spricht dafür die weite Verbreitung dieses Verfahrens, denn auch in Polen und Schlesien werden die Mädchen

am zweiten Ostertage, wenn sie die Mette verschlafen, von den Jünglingen mit Waßer begoßen und mit Birkenruthen geschlagen, oft reißt man sie bei Nacht aus den Betten, bringt sie an den Fluß oder einen Waßertrog, und taucht sie hinein. In Schlesien heißt diese Handlung Schmagostern, polnisch smić, d. i. Abschwemmen.

Im Frühling, wann die Macht des Winters gebrochen war, und das Eis nicht mehr das Waßer hemmte, segensreich zu wirken, konnte auch der Mensch meinen, durch Besprengung oder Bad sich von den Einflüßen der Unterwelt zu befreien und des lebendigen Segens, welchen das Waßer gewährt, theilhaft zu werden. Natürlich war Frühling und Sommer die Zeit für ein solches Thun und für die Verehrung der Flüße und Quellen. Cosmas in der böhmischen Chronik, im Anfange des dritten Buches (S. 2074 ed. Mencken), zählt unter dem heidnischen Aberglauben, der 1093 abgeschafft wurde, daß man zu Pfingsten den Quellen Spenden gebracht und Opferthiere geschlachtet habe. In der rußischen Landschaft Archangelik, so giebt Karamsin im ersten Buche seiner rußischen Geschichte an, baden die Leute am 23. Juni im Fluß und streuen das Kraut Kupalnitza.

Die Anwendung der Waßerbesprengung oder des Bades zur Zeit, wann die Kraft der Sonne siegt und das Leben gedeihlich fördert, zeigt, daß damit nicht bloß eine Reinigung von sogenannten Sünden gemeint seyn kann, denn dazu war es nicht nöthig, jene, auch sonst so sehr hervortretende Zeitpunkte zu wählen. Die wichtige Zeit des Johannistages, die so viel gefeierte, läßt bei dem Bade mehr erwarten, als eine sinnbildliche Abwaschung der Sünden, wozu es auch nicht des Streuens eines bestimmten Krautes bedurft hätte. Es war diese Zeit eine Segenszeit, wo das Leben durch den höchsten Stand der Sonne den höchsten Sieg über die Finsterniß und den Tod feierte. Darum ist auch jedes Johannisgras, Johanniskraut ein heilsames, welches wunderbare Kräfte besitzt, weßhalb auch die lettische Sprache eines dieser Kräuter raggana kauli, das ist Hexen- oder Gespensterstengel benannt.

Die Heiligkeit des Waßers hängt nun an und für sich freilich nicht damit zusammen, daß man demselben göttliche Wesen zuschrieb, denn es konnte schlechtweg als ein Lebensprincip und Lebenssinnbild der höchsten Heiligkeit theilhaft seyn, da wir aber wißen, daß man dem Waßer göttliche Wesen zuschrieb, so muß man jede Verehrung des Waßers, als auf diese bezogen, gelten laßen. Wie Merkel (Letten S. 50) erzählt, muß die lettische Braut, wann sie zur Trauung fährt, in jeden Graben und Teich, den sie sieht, und an jede Hausecke ein Bündel gefärbte Fäden und eine Münze werfen zum Opfer für Waßer- und Hausgeister. Ist dieser Brauch ein einheimischer alter, und es ist wirklich nicht der geringste Grund vorhanden, ihn nicht dafür zu halten, so geht aus ihm

besonders die Wichtigkeit der Waßergeister hervor, und ihre nahe Beziehung zum menschlichen Leben; denn diese Zusammenstellung mit den Hausgeistern und die Versöhnung beider durch die Braut, beweist, daß man von beiden für das Leben Segen oder Unsegen zu erwarten hatte, je nach ihrer Gunst oder Ungunst.

Daß die Unterwelt nur durch Uebersetzen über ein Waßer erreicht werden konnte, gehört auch in den Glauben der Slawen, denn sie gaben ihren Todten Geld mit in die andere Welt, welches keinen andern Zweck hatte und haben konnte, als daß sie damit die Ueberfahrt bezahlen sollten. In wie weit aber die Slawen einen Zusammenhang des Waßers überhaupt mit der Unterwelt annahmen, können wir nicht aus den dürftigen Ueberlieferungen deutlich ersehen. Da die Quellen aus der Tiefe der Erde kommen, so hatten Waßergeister die Weißagung der schicksalkundigen Unterwelt, aber auch etwas von dem schlimmen Wesen der Unterweltsgeister, denn sie stellen dem Leben nach. Was in diesen Beziehungen geglaubt worden ist, kann höchstens vermuthet werden, und aus dem eben angeführten lettischen Brauche läßt sich vermuthen, daß man alle Ursache hatte, die Waßergeister zu einer gnädigen Gesinnung zu stimmen. Das Werfen des Steins in das Waßer zur Bekräftigung eines Vertrages, verglichen mit dem andern Brauche, zu gleichem Zweck ein Stück Rasen auf den Kopf zu legen, läßt vermuthen, daß mit dem einen, wie mit dem andern die Geister der Unterwelt, oder die Unterwelt überhaupt, zu Zeugen genommen wurden, denn die Unterwelt war stets bei Schwüren wichtig. Aus der Nennung der Meeresgöttin können wir nicht schließen, daß die Slawen etwa das Meer unter die Herrschaft einer weiblichen Gottheit gestellt hatten, aber es ist auch nicht mit Bestimmtheit in Abrede zu stellen, daß die Erdgöttin nicht eine Meergöttin gewesen sey, d. h. eine Göttin, welcher Herrschaft und Einfluß über daßelbe zugeschrieben ward, in so fern als das Waßer überhaupt aus der Tiefe der Erde kommt und mit der Unterwelt zusammenhängt, folglich als Meer in ihrem Bereiche sich findet. Die Weiblichkeit der Waßergottheiten, die Waßergöttinnen könnten auch auf ein solches Verhältniß hinzudeuten scheinen; denn was in den Bereich der Göttin gehört, muß natürlich von weiblichen Geistern erfüllt und beherrscht seyn, wenn nicht noch andere Verhältniße hinzutreten, welche einer andern Wendung den Vorzug geben. In der griechischen Mythologie ist die ganze Natur, mit Ausnahme des Himmels und der Luft, erfüllt von Nymphen, als Geistern Alles deßen, was das Gebiet der großen Erdmutter angeht, und welchen andern Grund könnte dieses haben, als die Idee der Erdmutter selbst. Sie erscheint in diesen Göttinnen gleichsam in sehr vervielfältigter Gestalt, und darum sind dieselben eben weibliche Gottheiten, aber jede dieser Gestaltungen steht selbstständig in der Mythologie und ist einen eigen=

thümliches Wesen. Wäre dieses nicht im Wesen der Mythologie durchaus begründet, so wäre dieselbe nicht so gestaltenreich, als sie wirklich ist. *)

Die dem Waßer zugeschriebene Zauberkraft erscheint auch in der Sage vom Hexensee. (Tettau und Temme S. 251.) Zwischen Krämersbruch und Trzebiatowo an der Gränze von Westpreußen liegt ein kleiner See, der Hexensee genannt. Von ihm wird berichtet, daß die, welche darin baden, Zauberkraft empfangen. Etwas Eigenthümliches hat der See allerdings, denn trotz seiner hohen und schroffen Ufer ist er rings von Morästen umgeben. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts entstanden dieses Sees wegen, da mehrere Weiber beschuldigt wurden, in ihm sich gebadet zu haben und Zauberei zu treiben, so unruhige Auftritte, daß die Behörden einzuschreiten sich genöthigt sahen.

---

*) Doch kann deßhalb nicht jegliches weibliches Wesen der Mythologie, welches mit dem Schicksal, Verderben der Menschen u. s. w. zusammenhängt, ohne weiteres auf jene große Göttin bezogen werden. So ist z. B. die Ate der Griechen wirklich nur eine Personification der leidenschaftlichen Begierde, wodurch der Mensch sich selbst Schaden zuzieht. Das Lateinische aveo läßt uns die Bedeutung von ἀάω, woher der Name der Ate stammt, erkennen, und wer die Angabe in der Iliade über das Wesen und Thun dieser Personification lesen will, wird finden, daß die den Menschen verblendende Leidenschaft der ungezähmten Begierde das Einzige ist, wodurch sich ihr Wesen genügend erklären läßt, und zwar in der ältesten Schilderung, die wir von derselben haben.

# Anmerkungen.

## I.

Da wir im Swantewit und Rugewit, soweit uns die dürftigen Nachrichten eine Einsicht in ihr Wesen gestatten, dieselbe Art mythischer Verhältniße zu einer Gestaltung gebracht finden, wie wir eine solche in den Mythologieen der anderen heidnischen Völker erblicken, so mögen hier noch einige Worte Platz finden, welche diesen Mythenkreis betreffen.

Die Sonne zieht, die Finsterniß vertreibend, den Tag über am Himmel hin uud sinkt am Abend hinab. Der Sonnengott ist der Held, der die böse Macht der Finsterniß bekämpft, und dieser Heldenkampf von seinem Morgenaufgang bis zu seinem Abendhinabgang ist der Grund der meisten Heldensagen. Die zwölf Monate des Jahres veranlaßten die Eintheilung des Tags in zwölf Abschnitte, daher bei Herakles, der als Sonnengott durch die Phöniker zu den Griechen gelangte, die berühmten zwölf Arbeiten des zum griechischen Heros Gewordenen. Eine alte Mode, diese zwölf Arbeiten als den Jahreslauf des Sonnengottes durch die zwölf Zeichen des Thierkreises anzusehen, wird wohl immer ihre Freunde finden, die ihr treu, hold und gewärtig sind. Da ich aber dieses ganze mythologische Werk nicht schreibe, um die Ansichten der großen und kleinen Mythologen dem Leser vorzuführen, sondern mich begnüge, das Ergebniß meiner eigenen Forschungen darzulegen, so bin ich außer Stand, anzugeben, wie es gegenwärtig mit jener alten Mode steht, weil ich die Schriften der meisten Mythologen nicht mit Augen gesehen, geschweige gelesen habe.

Abgesehen vom Alter des Thierkreises und von dem Umstande, daß während des Winters der Held nicht siegreich, sondern leidend dargestellt seyn würde, wenn der Mythus dieses Verhältniß zum Grunde hätte, und daß ferner die Kampfarbeiten selbst irgend eine Beziehung zum Thierkreise haben würden, so ist doch gar nichts von einem zehntheiligen Thierkreise bekannt, und die Zahl der Herakleskämpfe war bei den Griechen ursprünglich auf zehn bestimmt, und der Mythus giebt, um zu erklären, wie die späteren zwölf Thaten von jener Zahl auf diese gekommen seyen, einen an und für sich sehr unbedeutenden, für das mythische Verhältniß aber vollkommen paßenden Grund an.

Gab es nun nie einen zehntheiligen Thierkreis, so weit eine Kenntniß desselben auf uns gekommen ist, so gab es hingegen ein zehntheiliges Jahr, an welchem in Italien zu zweifeln kein genügender Grund ist, wenn wir

auch über diese Einrichtung aus Mangel genauer Angaben nicht im Klaren sind. (Man vergleiche, was Ideler im zweiten Theile der Chronologie (S. 16—31) darüber geschrieben hat.) Die Zahl Zehn konnte nur aus einem derartigen Grund eine bedeutende werden, und als bedeutend finden wir sie z. B. auch in dem Troïschen Kampfe, welcher zehn Jahre dauert, und in der westlichen Irrfahrt des Odysseus, der in die Unterwelt eingeht, sowohl in den Hades als zu den dunklen Phäaken, da diese Heldensage ebenfalls aus dem Gebiete des Sonnengottes stammt. Herodot (II. 109) bezeugt, daß die Eintheilung des Tags in zwölf Stunden von den Babyloniern zu den Hellenen gekommen sey, da aber diese Tagseintheilung keinen natürlichen Grund hat, sondern nur der Jahrseintheilung nachgebildet seyn kann, so ist bei einem Volke, welches ein zehntheiliges Jahr hat, auch ein diesem nachgebildeter zehntheiliger Tag zu erwarten. Aus Homer läßt sich nicht erkennen, ob die Dichtung damals zehn oder bereits zwölf Heldenarbeiten des Heros angenommen hatte, denn die kurze Behandlung des Mythus reicht nicht weiter, als daß wir die Dichtung im Allgemeinen als vollständig erkennen, insofern des Heros Eingang in die Unterwelt auf die richtige Anordnung seiner Kämpfe deutlich hinweist.

Betrachten wir nun einen andern Mythus, der sich an Thessalien und Messenien knüpft, und aus welchem sich die berühmte Argonautensage gebildet hat.

Kretheus zeugte mit des Salmoneus Tochter Tyro den Aeson. In der Gestalt des Flußgottes Enipeus zeugte Poseidon mit Tyro die Zwillinge Pelias und Neleus, welche ausgesetzt und von einer Stute genährt wurden, jedoch hatte die Sage für die Ernährung des Neleus auch insbesondere eine Hündin genannt. Aeson hatte den Jason zum Sohn, und dieser ward als Pelias dem Aeson die Herrschaft von Jolkos nahm, auswärts erzogen. (Da die mancherlei Abweichungen in den Nebendingen der viel verbreiteten und verarbeiteten Sage, den mythologischen Inhalt in seiner Wesenheit gar nicht berühren, so will ich die Aufzählung derselben, insofern sie hier nutzlos wäre, unterlaßen.) Pelias ward vom Orakel gewarnt vor einem, der mit nur einem Schuhe zu ihm kommen würde.

Als Jason erwachsen war, gieng er nach Jolkos, als er aber an einen Fluß kam, fand er da die ihm gewogene Himmelskönigin Hera in der Gestalt einer alten Frau, und trug sie auf ihre Bitte über den Fluß, bei welcher Arbeit ihm ein Schuh im Schlamme stecken blieb. So kam er mit nur einem Schuhe zum Pelias, der, des Orakels eingedenk, sich von ihm zu befreien und ihn zu verderben suchte durch den Auftrag, das goldene Bließ in Kolchis zu holen. Jason erbaute nun das Schiff Argo, die größten Helden Griechenlands sammelten sich zu ihm, und diese Argonauten unternahmen die wundervolle Fahrt.

Der Sohn des Gottes Helios Aeetes herrschte in Kolchis, und hatte die Medeia zur Tochter (seine Schwester Kirke wohnte im Westmeer auf der Insel Aea, und war eine Zauberin). Diese Tochter, der Zauberei sehr kundig, verliebte sich in den Helden Jason, und verhalf ihm zu dem goldenen Vließ. Dann flüchtete sie mit ihm nach seiner Heimath. Hier beredete sie die Töchter des Pelias, den Vater zu tödten, damit sie denselben durch ihre Zauberkunst verjünge, wovon sie diesen durch einen verjüngten Widder ein überzeugendes Beispiel darbot. Als jedoch Pelias getödtet war, wandte sie ihre Kunst nicht an, und so hatte derselbe den Lohn seines Thuns gefunden.

Hesiod erzählt in der Theagonie (V. 992 — 1002) nichts weiter, als daß der Aesonide nach dem Willen der ewigen Götter, nachdem er die schweren Kampfarbeiten, deren ihm viele der übermüthige, arge König Pelias aufgetragen, vollendet hatte, nach Jolkos gegangen und des Aeetes Tochter mit sich geführt und zu seiner Gattin gemacht habe. Diese habe ihm den Medos geboren, welchen Cheiron dann erzogen habe.

Wohl mochte das Verfahren des Pelias gegen Aeson und besonders gegen deßen Sohn die Beiwörter, welche ihn als übermüthig bezeichnen, rechtfertigen, sehen wir aber auf seinen Namen und auf seinen Bruder Neleus, so erscheint er auch von dieser Seite etwas unheimlich. Sein Name bezeichnet ihn nämlich als den blaubleichen oder Todfahlen (Hippokrates gebraucht diesen Wortstamm von der Farbe der Todten), und er ward so benannt, sagt die Fabel, weil ihn die Stute, die ihn säugte, getreten hatte. Aber seines Bruders Namen und Reich sind eben auch nicht freundlicher Art.

Neleus bezeichnet den Unbarmherzigen, gebildet von dem Beiwort (νηλεής νηλής), um eine Personification daraus zu machen, statt Neles wie Dorykleus statt Doryklees oder Dorykles u. a. m. Homer nennt den Todestag, den Tod selbst den unbarmherzigen Tag (νηλεές ἦμαρ); und dieser Neleus herrscht im Peloponnes in Pylos, wo ein Todtenreich ist. In Pylos bei den Todten, heißt es in der Iliade (5. V. 395), kämpfte Herakles gegen den Herrscher der Unterwelt, den Aïdes, und dort in Pylos in einer Grotte verbarg Hermes, wie der Homerische Hymnus auf diesen Gott angiebt, die dem Apollon in Thessalien gestohlenen Rinder, d. h. den Tag, da das Sonnenrind ein Sinnbild des Tags ist. Aber auch gegen den Neleus kämpft Herakles, und tödtet ihm alle Söhne, mit Ausnahme des Nestor, der bei den Gereniern erzogen ward. (Apollodor I. 9. 9) Daß man beide Mythen verband und beide Kämpfe als nur einen und denselben betrachtete, sehen wir bereits bei Pindar, welcher in der neunten olympischen Ode (43 — 54) davon spricht, daß Poseidon, Apollon und Aïdes in Pylos gegen den Herakles gekämpft. Dem wahren Wesen des Mythus nach kämpfte Herakles selbst

nicht einmal gegen den Aides, sondern führte nur am Abend die Sonne hinab in deßen Reich. Als der Mythus dieses Verhältniß zu einem Kampfe gegen den Aides gestaltet hatte, weil man aus Herakles einen kämpfenden Heros gemacht, so lag es allerdings nahe bei der Sage von Neleus, demselben göttlichen Beistand gewähren zu laßen durch den Gott des Orts und durch seinen Vater Poseidon. Aber auch Neleus hatte eine Rindergrotte. Pausanias (4. 36. 2) sagt, diese sey in der Stadt selbst gewesen, die Rinder aber hätten dem Iphiklos in Thessalien gehört, und wären vermittelst des Sehers Melampus an deßen Bruder Bias gekommen, der sie dem Neleus für seine Tochter Pero, die er freite, gegeben habe. Darin haben wir nur eine andere Darstellung der Fabel von den Sonnenrindern, die nach Pylos gelangen. Daß dieses aber nicht grade eine späte Dichtung sey, zeigt die Odyssee, welche den Mythus bereits erzählt. (11. 287 und 15. 232 flgg.) Wann wir bei Philostratus (Heroic. Kap. 3. § 1. S. 696 ed. Olear.) lesen: Neleus und seine Söhne, mit Ausnahme des Nestor, hätten dem Herakles die Geryones Rinder gestohlen, so ist dies wohl nur eine Deutung der Sage vom Streite, nicht eine alte Form der Fabel. Neleus soll sein Grab in Korinth gehabt haben (Pausanias II. 2. 2), und Jason mit Medea in Korinth sind ebenfalls bekannt.

Erwägt man diesen Mythus von Pylos, so werden die Namen Pelias und Neleus nicht als zufällig oder gleichgültig erscheinen, und man wird sich geneigt fühlen, sie als wirklich mythologische anzusehen und auf die Todtenwelt zu beziehen. Mit Neleus Sohn, dem gerenischen Reisigen Nestor, endet aber auf dieser Seite die mythologische Beziehung, denn da sein Name uns unverständlich ist, so würde bei Verfolgung der möglichen Ableitung desselben ein wandelnder Gott mit dem Roß, als Sonnengott oder Todtengott herauszukünsteln seyn, aber solche Spielereien führen zu keinem andern Resultate, als daß man höchstens die Möglichkeit einer solchen Erklärung zugeben kann. Bei Pelias bricht ebenfalls mit ihm selbst das mythologische Verhältniß ab, da wir in seinen Töchtern, den Peliaden, es nicht weiter verfolgen können. Zwar wird Alkestis darunter genannt, und am Kasten des Kypselos war zum Vorzuge vor den anderen ihrer Gestalt der Name beigeschrieben, wie Pausanias (5. 17. 4) uns meldet, wollten wir aber dieser Spur folgen und einen mythologischen Zusammenhang herzustellen suchen, so würde dies nur durch die kühnsten Combinationen geschehen können. Wenn gar der Mythus so weit gieng, die Peliaden nach der Zerstückung ihres Vaters nach Arkadien flüchten zu laßen, wo man zu Mantineia ihre Gräber besitzen wollte, wie ebenfalls Pausanias (8. 11. 2) angiebt, so entsteht selbst die Frage, ob nicht die arkadischen Plejaden die Peliaden nach Arkadien gezogen haben. Pausanias sagt, er habe ihre Namen bei

22*

keinem Dichter gelesen, und nennt den Künstler Mikon als den, welcher ihren Bildern zwei Namen beigeschrieben habe.

Der Verjüngungsgeschichte des Pelias, wobei er den Tod fand, könnte man vielleicht versucht seyn, einen besondern Werth nicht beizulegen, sondern sie für eine Ausschmückung des Mythus zu halten, damit derselbe für seine Unthaten eine Strafe erhalte. Aber nicht nur die von seinem Sohn Akastos ihm angestellten Leichenspiele waren so berühmt, daß sie am Kasten des Kypselos gebildet waren, wie uns Pausanias meldet, sondern daß er, wie derselbe Schriftsteller berichtet, zu den Ersten gehört, welche die Olympischen feierten, oder der sie gemeinschaftlich mit Neleus erneuerte (5. 8. 1). Die periodischen Spiele der Griechen zu Olympia, Delphi u. s. w. waren Todtenfeiern, die man der vergangenen Zeitperiode veranstaltete, der man aber einen gestorbenen Heros als den gefeierten unterschob. Wer daher aus der Heroenzeit in die Gründung solcher Spiele gebracht worden ist, verdient unsere besondere Beachtung, und es liegt die Vermuthung nahe, daß er, wenn nicht eine große Berühmtheit in Kämpfen das Verhältniß veranlaßt habe, in einer Beziehung zu den Zeitperioden stehe. Hätte Pelias eine solche gehabt, dann würde die Zerstückung des Bleichling oder Todfahl in Hinsicht auf die Todtenfeier der Zeitperiode, so wie die Berühmtheit seiner eigenen Leichenfeier allerdings eine ganz andere Bedeutung gewinnen, als die etwaige Ausschmückung einer mährchenhaften Erzählung.

Bei dieser Zerstückung war es ferner auf eine Verjüngung durch Zaubermittel abgesehen, und eine solche hat die Sage gekannt. Der Dichter der Nosten erzählte, daß Aeson, der Vater des Jason, durch Medea verjüngt worden sey, Pherekydes aber und Simonides gaben diese Verjüngung vom Jason selbst an. *) Von Aeson lesen wir auch

*) Schol. Aristoph. Equit. 1332. *ἡ Μήδεια λέγεται, ὡς μὲν Αἰσχύλος ἱστορεῖ τὰς τροφοὺς τοῦ Διονύσου ἀφεψήσασα ἀνανεάσαι ποιῆσαι μετὰ τῶν ἀνδρῶν αὐτῶν· ὡς δ' ὁ τοὺς Νόστους ποιήσας καὶ τον Αἴσονα, λέγων οὕτως·*

*αὐτίκα δ' Αἴσονα θῆκε φίλον κόρον ἡβώοντα,*
*γῆρας ἀποξύσασ' ἰδυιῃσι πραπίδεσσι,*
*φάρμακα πόλλ' ἕψουσ' ἐπὶ χρυσείοισι λέβησι.*

*Φερεκύδης δὲ καὶ Σιμωνίδης τὸν Ἰάσονα.* Ovid folgte also in der Sache den Nosten, ob auch in der Anordnung, können wir nicht wißen, dürfen es aber bezweifeln, daß jenes Gedicht ihm darin ein Vorbild gewesen sey. Ich glaube gerne, daß Welcker in der Schrift über Sophokles (S. 340) Ovid's Verfahren richtig beurtheilt mit den Worten: Ovid (Metam. VII. 296) hebt den Zusammenhang auf, indem er dafür, um die Nachgiebigkeit der Töchter des Pelias besser zu motiviren (304), die Verjüngung des Aeson einschiebt, welche Medea aus Liebe zum Sohne vornimmt, und indem er davon den Uebergang bloß mit den Worten macht: Neve doli cessent.

in Ovid's Metamorphosen das, was das Gedicht der Nosten sagt. Welche dieser Angaben die ältere sey, können wir nicht mit Bestimmtheit sagen.

Da diese Verjüngung aber von mythologischer Wichtigkeit ist, so ist es schon der Mühe werth, wenn wir dahin gelangen können, die Verjüngung des Aeson oder Jason nicht als eine aus der Zerstückung des Pelias willkührlich abgeleitete Dichtung betrachten zu müßen, und das möchte vielleicht möglich seyn. Hätte man eine, die mythischen Verhältnisse dieses Sagenkreises zuletzt freundlich ausgleichende Dichtung versucht, wie es mit anderen hie und da gegangen ist, so würden wohl Jason und Medea ausgesöhnt worden seyn, wobei denn die Verjüngung durch die Zaubermacht der Gattin an ihrer Stelle gewesen wäre. Doch die Nosten nennen ja nicht den Jason, sondern den Aeson, und das ist keine Ausgleichung in dem Sinne der berührten Art, wenn man auch annehmen wollte, daß schon zur Zeit des Agias, mag er nun vor dem Stesichoros, welcher ebenfalls Nosten in lyrisch-epischer Form dichtete, gelebt haben, wie es wahrscheinlich ist, oder etwas später, überhaupt eine solche Behandlung der Sage bereits begonnen habe. Pindar in der vierten pythischen Ode (446) bezeichnet das Verderben des Pelias, und deutet mit keinem Wort auf den Jason oder Aeson als verjüngt hin. Daß aber die Sage von Jason's Verjüngung durch Medea ihre Geltung und Verbreitung hatte, ersehen wir daraus, daß sie auch als Gegenstand der bildenden Kunst sich findet. Eine Hydria, welche Lucian Bonaparte gehörte und jetzt im brittischen Museum ist, zeigt durch den beigeschrieben Namen diesen Mythus. (Sam. Birch the youth of Jason renewed by Medeia. Classical Museum 10. S. 417. Archäologische Zeitung IV. Jahrgang. S. 287.)

Daraus scheint hervorzugehen, daß die Abweichungen in dieser Sage schon verhältnißmäßig alt waren, daß eine wirkliche Verjüngung Geltung in derselben hatte und einen wesentlichen Zug des Mythus ausmachte, dem dann bei Pelias, um ihn als Uebelthäter zu strafen, die Wendung gegeben ward, welche später die herrschende in der Darstellung blieb. Wer nicht die Argonautensage als ein bloßes Schiffermährchen ansehen will, sondern als einen Theil der alten Heldenpoesie betrachtet, wird in Pelias und Jason Götter, die zu Heroen geworden sind, annehmen müßen, und da könnte es denn auch seyn, daß die Namen beider, so wie der des Aeson nur verschiedene Benennungen einer Gottheit nach verschiedenen Verhältnißen desselben seyen.

Jason kann den Wanderer bedeuten, welche Bedeutung, wenn es nur auf die Wortbildung ankäme, nicht beanstandet werden könnte. Am Wandern fehlt es ihm auch in der That nicht. Er hat nur einen Schuh am rechten Fuße, sagt Pindar in der oben angeführten Ode, ob aber

der Mythus dieses so genau bestimmte, ist dennoch nicht gewiß. Dieses seltsame Verhältniß aus einem Volksgebrauch etwa herleiten zu wollen, *) würde zwar eine scheinbare Erklärung geben, aber schwerlich die richtige. Solche Züge pflegen in den Mythologieen sinnbildlich Verhältniße zu bezeichnen, wie wir in der germanischen Mythologie den Himmelskönig (Tyr, Zie) der rechten Hand durch den Wolf des Abgrundes beraubt sehen, der ihm täglich am Abend das Licht raubt. Ist Jason ein aus dem Sonnengott gedichteter Heros, so kann die Fabel von dem einen Schuhe den ähnlichen Sinn bezeichnen, daß er am Tag ein rüstiger Wanderer sey, aber nicht zur Nachtzeit. Daß der Himmelskönig eigentlich täglich seine rechte Hand bei Sonnenaufgang wieder erhalten, daß der Sonnengott am Abend mit beiden Beinen zum Wandern ungeeignet seyn sollte, wenn man der Sache nachdenkt, kann nicht in Betracht kommen, weil das Sinnbildliche oft nur im Allgemeinen eine Bezeichnung giebt, ohne die Stichhaltigkeit des angewandten Mittels in genauere Erwägung zu ziehen.

Laßen wir Jason nun als Heros, der aus dem Sonnengott gedichtet ist, gelten gleich dem aus Melkart gedichteten Herakles, so ist seine östliche Fahrt, die er von der Westseite her unternimmt, die Fahrt des Sonnenschiffes während der Nacht, um am Morgen wieder am Himmel heraufzusteigen. Der Sonnengott geht aber am Abend in den Hades, in die Unterwelt, er ist Greis, er stirbt, oder er herrscht in der Unterwelt, oder ist Richter daselbst und Gemahl der Todtengöttin, der Mutter Erde. Der eine Mythus stellt dies Verhältniß so, der andere anders dar, jeder nur folgerichtig in sich, aber nicht ausgeglichen mit dem andern, so daß Widersprüche der verschiedenen Vorstellungen stattfinden, die wegschaffen zu wollen ein vergebliches Bemühen bleibt.

Zum Aeetes, dem Sohne der Sonne, schifft Jason in der Argo, d. i. dem glänzenden, weißen Schiffe nach Osten, und dieser Aeetes hat die Zauberin Medea zur Tochter, die Schwester Kirke aber, die ebenfalls Zauberin ist, haust auf der aeäischen Insel im Westen. Fragen wir nun, welche Göttin die höchste Herrin des Zaubers sey, so finden wir Hekate, die große Lebensmutter, die als Göttin der Erde Herrin der Unterwelt und ihrer Geister ist, als solche genannt. Ihr Name bezeichnet sie als die Ferne, weil ihr Reich, die Unterwelt, fern jenseit

*) Aetolerbrauch nennt es Euripides im Meleagros (Fragment 3. ed. Matthiae) den linken Fuß unbeschuht zu haben. Das Scholion zu den Phönissen (V. 104) berührt dies, und Valckenaer bemerkt hiezu Alles, was dazu gehört. Wer das lesen will, wird, wenn er es auch genau erwägen will, vielleicht nicht der Meinung seyn, daß die Fabel von Jason damit in Beziehung stehe.

des Okeanos, der die Gränze der Erde bildet, gelegen ist. Dieser Göttin Bruder ist der aus dem Sonnengott zum hellenischen Lichtgott gewordene Apollon, der ebenfalls der Ferne heißt, weil er als Tagesgott aus jener Ferne, wo Hekate ihre Wohnung hat, zu unserer Welt herkommt. Im Osten kommt die Sonne von der Unterweltsgöttin her, im Westen geht sie zu derselben hin; und so konnte in dem Mythus, welcher die zu Heroen gedichteten Gottheiten darstellt, die der Sonne verwandte, weil zu ihr in Beziehung stehende, Göttin der Unterwelt mit ihrem Zauber in Ost und West als zwei Göttinnen oder Heroinen erscheinen, als Medea und Kirke. Zu Medea im Osten zieht der Sonnengott, nachdem er als Pelias, als Bleichling oder Todfahl hinabgesunken ist, um am andern Morgen neu verjüngt wieder emporzutauchen, wie in der litthauischen Mythologie die Perkunas-Tete Abends die müde Sonne aufnimmt und Morgens frischgebadet entläßt. Darum dürfte die Zerstückung des Pelias nur erfunden seyn, um die Verjüngung im Mythus als ein Wiederaufkochen durch Zaubermittel darzustellen. In Wahrheit aber dürfte Pelias der zu Verjüngende, Jason oder Aeson, der Verjüngte seyn, denn Aeson bezeichnet ebenfalls seinem Namen nach den Sonnengott als den Feurigen, Flammenden [Aeson mit dem s das Futurum, wie so viele Namen es zeigen, statt der gewöhnlichen Adjectivbezeichnung Aethon, die sich auch als Namen finden *)], so daß der nämliche Gott in drei Namen dem Mythus drei Heroen dargeboten hat.

So wie in der Argonautenfahrt die Verjüngung des Sonnengottes aus einem Pelias zu einem Aeson-Jason die ursprüngliche Grundlage der Dichtung ausmacht, so in der Odyssee der Hinabgang des Sonnengottes in die Unterwelt, welche hier dreifach in dem Mährchen wiederkehrt, als wirklicher Hades, als Insel der Kirke (von welcher die Ogygische Insel der Kalypso, d. i. der Verbergerin, eine Paralleldichtung zu seyn scheint) und als Land der Phäaken. (Ueber dieses Land entscheidet die geographische Bestimmung, welche die Odyssee zuläßt, nicht in mythischer Hinsicht. Wenn daher Herr von Eckenbrecher in der Archäologischen Zeitung (Jahrgang V. S. 133) Alles noch so genau nachweist, den Fluß, das versteinerte Schiff, so bleibt dennoch Welcker's in dem Aufsatz über die Phäaken dargelegte Ansicht, daß sie sich auf die Unterwelt beziehen, unangetastet bestehen. Schildert die Odyssee wirklich Korkyra als das Phäakenland, so ist weiter nichts geschehen, als daß man der Unterwelt dort eine Stätte anwies, wie es deren so viele gab, denn Thesprotien, Pylos, die Tänarische Grotte, die Gegend von Cumä in Italien, waren solche. Wir haben oben solche auf ehemals slawischem,

*) Eustathius leitet den Namen des Aesop ἀπὸ τοῦ αἴθω ὤψ. Vgl. Welcker's: Aesop eine Fabel in den Kleinen Schriften II. S. 254.

oder slawischem Gebiete geschehen, und die Sage vom deutschen Helwege geographisch bestimmt, hat sich lange genug erhalten. Zu den Phäaken, den Dunkeln, war Odysseus gekommen, und das war das Ende seiner Irrfahrten, d. h. in das Todtenreich war er gekommen. Das Mährchen, welches diese Verhältniße rein menschlich darstellt, und das Mythologische nur zur Grundlage hat, schaltet damit nach seiner Weise und läßt es seinen Zwecken dienen.) Doch will ich meines Theils damit gar nicht sagen, daß ich an Korkyra, als die Phäakeninsel, glaube, denn wenn der Dichter eine so genaue und klare Anschauung dieser Insel hätte, wie er gehabt haben soll, so bleibt in seiner Dichtung eben so Unerklärtes als Unerklärliches.

Vielleicht wird auch noch mit voller Gewißheit die Aeäische Insel nachgewiesen, natürlich für Solche, welche das hinreichende Maaß von Glaubenskraft besitzen. Ueber diese zur Insel der Kirke gedichtete Unterwelt ist aber die Homerische Nachricht etwas eigenthümlich, denn als Odysseus, der von ihr aus in den Hades geschifft war, zu ihr zurückkehrt, heißt es, dort sey Haus und Reigen der Eos und der Aufgang der Sonne. Die Erklärung, es liege die Insel für den aus dem Hades kommenden östlich, und dieses werde mit jener Angabe bezeichnet, ist unbrauchbar, weil eine solche Angabe für ein östlich liegendes Land im wirklichen Westen ganz außer der Homerischen Sprache und der eines jeden vernünftig Schreibenden liegt, da mit diesen Worten nur der wirkliche äußerste Osten bezeichnet werden kann. Es müßte doch wenigstens heißen, wo wir zuerst die Sonne wieder sahen, aber dazu war kein Anlaß, denn sie fuhren in der Dunkelheit nach der Insel, und legten sich am Ufer schlafen, bis es wieder Tag ward. Vorlängst habe ich es in einem Aufsatze versucht, dieses sonderbare Verhältniß damit zu erklären, es möge die Insel des äußersten Osten, das Land des Aeetes durch die Dichtung unter die Wunderländer des Westen gerückt worden seyn, ohne daß dieselbe deßhalb, unbekümmert um das wirkliche Sachverhältniß, die den Osten bezeichnende Beschreibung geändert habe. Das Gewaltsame, was in dieser Erklärung liegt, habe ich nie verkannt, und immer nach einer natürlicheren Erklärung gesucht. Es scheint mir schon längst paßender und natürlicher, daß man wirklich der Insel Aea im Westen den Aufgang der Sonne zuschreibe, in so fern sie aus der Unterwelt gedichtet ist. Die Sonne geht durch den Okeanos in die Unterwelt im Westen, aber im Osten geht sie aus derselben Unterwelt durch den Okeanos Morgens wieder herauf, und es ist eine vollkommen natürliche Dichtung, der Sonne einen westlichen Eingang und einen östlichen Ausgang zu dichten, da sie ja die ganze Nacht über in der Unterwelt ist. Läßt man diese Erklärung gelten, dann wird man auch die durch die Namen Aeetes und Aea bestimmte enge Verbindung von

Ost und West um so beßer begreifen. Denn die Wahl eines und desselben Wortstammes für den Ost und den West ist sicher nicht ohne Bedeutung, und werth, daß wir ihn beachten. Doch kehren wir von dieser Abschweifung über einen so schwierigen Stoff zurück.

So bilden Argonautenfahrt und Odysseusfahrt zusammen die ganze angenommene Sonnenfahrt, in beiden aber erscheint die Göttin der Unterwelt mit ihrem Zauber, die als Wirkerin und Schafferin alles Lebens, Wachsens und Gedeihens sogar dem Odysseus als Gattin gedichtet ward. Penelope heißt die Weberin, und sie webt Leben, Wachsen und Gedeihen, welches stets erzeugt, stets wieder vergeht, so daß nirgends eine Dauer, ein Beharren dieses ewigen Gewebes zu erkennen ist.

Die Freier der Penelope bedrängen sie während der Abwesenheit ihres Gemahles, dieser aber tödtet sie bei seiner Rückkehr. So lange die große Lebensmutter verwittwet oder verwaist ist, wie Hera in Arkadien eine Wittwe hieß, Demeter eine verwaiste war während des dritten Theiles des Jahrs, ist ihre Lage eine traurige auch in so fern, als wir sie auch von den Geistern der Unterwelt angefochten sehen, die sich ihrer bemächtigen wollen. In der germanischen Mythologie streben die Riesen nach Freya, und in der ägyptischen finden wir die Lebensmutter in der Gewalt der Todesmächte. Herodot (II. 63) erzählt von Papremis, daß daselbst die Priester größtentheils mit hölzernen Keulen am Eingange des Tempels der Göttin stehen, und wann der Gott, welcher der Göttin beiwohnen will und ihr Sohn ist, heraufkommt, so entsteht zwischen denen, die den Gott hineinführen wollen, und den Priestern ein Kampf, bis der Gott siegreich hineingelangt ist. In diesem Gebrauche haben wir eine dramatische Darstellung des Mythus, welcher die Gewalten, in deren Hand sich die Göttin während ihrer Wittwenzeit befindet, besiegt werden läßt, wann die Zeit der Zeugung wieder gekommen ist. Der zeugende Gott überwindet sie und die Trauer hat ein Ende. Die Lebensmutter selbst finden wir in mehreren Formen bewaffnet, und da sie eine Todesgöttin ist, als welcher nämlich die Unterwelt gehört, so könnte dieses Verhältniß wohl hingereicht haben, ihr Waffen zu geben, aber ein Schwerdt würde zu diesem Zwecke hingereicht haben, wie Demeter in Böotien ein solches hatte. Vielleicht schrieb man ihr selbst die Besiegung der feindlichen Gewalten zu, die sie einige Zeit des Jahres bedrängten, bis sie dieselben überwand und sich von ihnen befreite. Ein ähnlicher Gedanke mag die Pallas Athene bewaffnet und zur Kriegsgöttin gemacht haben. Sie, die Göttin des Gewitters, ist die Gigantenbesiegerin im Frühlinge, die der Erde durch die Gewitter die Kraft der Fruchtbarkeit wiedergiebt und die Todesgewalten der Verödung besiegt.

Dem Jason ist Hera gewogen als Lebensmutter, denn sie bedarf

des Lichtes, zu welchem das Leben, welches sie schafft, gelangen und in welchem es gedeihen soll. Der Heros Herakles zeigt schon durch seinen Namen die Beziehung zu derselben, wenn gleich der Mythus zu seinen Zwecken das wahre Verhältniß geändert und in sein Gegentheil verkehrt hat. Beide Heroen aber sind zu dem Zeus Laphystios, d. i. dem Verschlinger, der so hieß, weil ihm Menschenopfer dargebracht wurden, in ein uns dunkles Verhältniß bei den Athamanen gekommen. Herakles als Melikertes (Melkart) wird vor dem rasenden Athamas in das Meer geflüchtet, und Jason soll das goldene Vließ des Widders, auf welchem Phrixos vor Athamas nach Kolchis geflüchtet war, holen. Der Widder, als Sinnbild der Zeugung und Fruchtbarkeit, gehörte auch dem Zeus, dem Himmel, der ein Zeuger der Fruchtbarkeit ist. (In der Archäologischen Zeitung, welche den Spaß nicht verschmäht, hat sich einer den Spaß gemacht, alle Schafspelze der Welt mit regenwäßerigem Gewäsche zu putzen, dem aber der Schafspelz der Thebaïs, wo es nicht regnet, widerstand, weil er nicht naß wird, wenn man ihn auch noch so sorgfältig wäscht. In Wahrheit aber ist der Widder nur ein Sinnbild der Zeugung und Fruchtbarkeit.) Phrixos selbst bezeichnet den Regenschauer, der also mit der Fruchtbarkeit weggezogen war; diesen sollte also die Sonne wieder in das unter Dürre schmachtende Land zurückbringen. Wäre dieses der Grund, welcher dem Jason das Heimholen des goldenen Vließes zum Ziele gegeben hätte, so würde damit das eigentliche Sachverhältniß einen Zusatz erhalten haben, welcher der Sonne eine Einwirkung auf den Regen zuschreiben würde, besonders der aufgehenden Sonne. Da die italische Frühgöttin, Mater Matuta, ganz mit Leukothea, der Mutter des Melikertes, identificirt ist, so könnte auch in dem Mythus, welcher den Melikertes mit dem Athamanencult des Zeus in Verbindung bringt, die nämliche Idee zu Grunde liegen. Aber es fehlt solcher Vermuthung an einem gehörigen Anknüpfungspunkt in der Sage selbst.

Die Argonauten sind Minyer, und bei den Minyern war Frauenadel. Sie kommen nach Lemnos und verkehren dort mit amazonenartigen Frauen, so daß sie durch angebliche Abstammung und diese Episode ihrer Fahrt in die Sage von den Amazonen kommen, deren Herrlichkeit in der Herrlichkeit der großen Lebensmutter wurzelt. Selbst so weit gieng die Fabel, die Myrine auf Lemnos zu einer Tochter des Kretheus, des Königs zu Iolkos zu machen. (Man vergl. Welcker Trilogie S. 590.) Warum es nun aber Minyer sind, welche nach Kolchis ziehen, d. h. warum dem Sonnengott eine solche Beziehung zu den Amazonen gegeben wird, vermögen wir aus der Sage nicht zu ersehen. Vermuthen läßt sich nur deßen innige Verbindung mit der großen Lebensmutter, wie sie in den Mythen erscheint. Die Dioskuren als Brüder der Helena, Leukothea als Mutter des Melikertes, Apollon als Bruder der Artemis

und Hekate, Jason als Freund der Hera und Gatte der Medea, Odysseus als Gatte der Penelope und Kirke, Ares als Gatte der Aphrodite, deuten auf ein inniges Verhältniß beider Gottheiten hin. Einen solchen Zusammenhang kann man selbst noch weiter verfolgen, denn auch Neleus in Pylos hat die Chloris, d. i. die Blühende, aus der minyeïschen Orchomenos zum Weib (Odyssee 11. 281) und die Pylier kämpfen an dem minyeïschen Fluße gegen die Epeier. (Iliade 11. 722.) Chloris aber ist eine Tochter des Amphion und der Phersephone (Persephone), einer Tochter des Minyas, wie der Scholiast zu der angeführten Stelle der Odyssee bemerkt, wodurch Neleus dem Aïdes noch ähnlicher erscheint, denn die Todtengöttin Persephone ist ebenfalls eine Blühende, eine Göttin des Wachsthums. *)

So gewiß diese Mythen in einander greifen und ein innerer Zusammenhang erkennbar ist, vermögen wir doch nicht jede in denselben vorkommende Einzelnheit sicher zu bestimmen. Wie wünschenswerth es auch wäre, die Bedeutung der Namen Aeetes und Aea in Beziehung auf den Sonnengott zu wißen, wir müßen dennoch Verzicht darauf leisten, so lange wir nicht ein Merkmal haben, welches uns zum Anhalte dient. Wenn jedoch der Wortstamm ein griechischer ist, so ist damit der Name des Heros Ajas verwandt, und in einer andern Bildungsform der des Aeakos, wie auch die lateinische Sprache den Aias Aiaces (Aiax) benannte. Aiakos ist Richter in der Unterwelt gleich Minos und Rhadamanthys, wiewohl die Odyssee den letzteren nach Elysium versetzte. Der Unterweltsrichter ist kein anderer, als der Nachts im Hades weilende Sonnengott, wie er auch in der nordischen Mythologie erscheint, und in der persischen, wo ich dieses Verhältniß nachgewiesen habe. Das Geschlecht der Aeakiden, zu welchem Ajas und Achilles gehören, ist daher ein Geschlecht des Sonnengottes, der zum Heros geworden. Als Wohlthat desselben wird angegeben, daß er bei einer großen Dürre Regen von Zeus erfleht habe, was einen an die Fabel vom athamanischen Zeus, und den Beziehungen des Melikertes so wie des Jason, der sein Bließ aus Kolchis holt, gemahnen könnte. Doch die Betrachtung so weit auszudehnen und so genau in das Einzelne zu gehen, dürfte vielleicht

*) Es wäre möglich, daß der Name Pylos eine Pforte, ein Thor bezeichnen soll, und selbst das Thor der Unterwelt. Sonnenthore, d. h. Thore, durch welche die Sonne in die Unterwelt eingeht, nennt uns die eingeschobene Stelle der Odyssee (24. 12. ἠδὲ παρ' Ἠελίοιο πύλας καὶ δῆμον Ὀνείρων ἤϊσαν), die jedoch nicht aus so später Zeit ist, daß sie etwa gar keine Beachtung verdient. Wie geeignet auch diese der sprachlichen Bedeutung des Wortes nicht zuwiderlaufende Erklärung seyn mag, will ich sie dennoch dahin gestellt seyn laßen, weil es auch andere Ursachen der Benennung geben konnte.

nicht rathsam scheinen; denn die Ausbildung der Heldensage konnte und mußte selbst zur Durchführung deßen, was sie eben zur Heldensage macht, gar manche Verknüpfungen der vorhandenen Stoffe vornehmen, und von außen gegebene Anläße erfahren, welche ihr, die sich nicht bewußt war, Götter zum Gegenstande zu haben, sondern die nur noch eine Heldenwelt der griechischen Vorzeit zu beschreiben vermeinte, zu immer größerer Erweiterung dienten, aber auch Manches leicht in einem andern Licht erscheinen ließen, als in welchem es nach seinem mythologischen Ursprunge hätte erscheinen sollen.

## II.

Wir haben oben in den litthauischen, slawischen, finnischen Bruchstücken das Kind der Lebensmutter ebenfalls gefunden, und da dieser Mythus in der semitischen und griechischen Mythologie von der größten Bedeutung ist, so will ich hier noch einige Worte darüber vorbringen, in der Ueberzeugung, daß es für viele Befangene ganz vergeblich sey, doch in der Hoffnung, daß es für Unbefangene wenigstens ein Anlaß seyn könnte, herkömmliche aber unbegründete Ansichten zu prüfen und nicht etliche gangbare Phrasen gedankenlos nachzubeten. Adonis, so meldet die Phrase, ist die Sonne, sein Tod, den man betrauert, ist sein Aufenthalt in der Winterhemisphäre, und dies wird, obgleich es als stehende Phrase gar nicht bewiesen zu werden braucht, dennoch recht genügend erwiesen durch den Mythus, der erzählt, ein Eber habe den schönen mit seinem Hauer getroffen und dadurch sey er gestorben. Der Eber nun ist ein Sinnbild des Winters, wie schon bei Macrobius zu lesen ist.

Daß der Eber, das Schwein, ein Sinnbild sey, wißen wir, daß er aber das Sinnbild des Winters sey, müßte doch wohl erwiesen werden, und die Angabe des Macrobius, er sey ein solches, kann keineswegs als vollgültiger Beweis genügen. Das Schwein könnte nur als schmutziges Thier, welches sich gerne im Kothe wälzt, zur Andeutung des schmutzigen Winters gewählt worden seyn, aber die Thatsache, es sey dies geschehen, erhellt in der That aus nichts. Dem Schweine begegnen wir bei der Erdgöttin als einem unverkennbaren Sinnbilde der Fruchtbarkeit, und man opferte darum dieses Thier der benannten Göttin, und sühnte mit dem Blute desselben (des Ferkels) die Unterwelt, welche von ihr beherrscht war. Darum ward das Ferkel ein Hauptreinigungsmittel. Dem Sonnengott hätte der Eber als Befruchter der Heerde, wie ihn die Homerische Sprache bezeichnet, gewidmet seyn können, und es lag nahe genug, da das weibliche Schwein der Lebensfülle gebährenden Erde gehörte. Dennoch finden wir kein Merkmal, daß dieses Thier ein Sinnbild der Sonne im angegebenen Sinne gewesen sey. Der Sonne jedoch war er

allerdings geweiht und diente zum Opfer (Iliade 19. 196 flg.); eben so in der germanischen Mythologie, wo ich alles Dahingehörige abgehandelt habe, und in der Persischen des Mithras, wie ich daselbst nachgewiesen habe. Aber nicht die Fruchtbarkeit läßt sich als Ursache dieser Verbindung nachweisen, sondern wie das Roß als raschrennendes Thier Sinnbild der Sonne und des Waßers ward, weil beide schnell rennen, so der Eber als raschrennender und dabei leicht mit seinen Hauern verletzender, wie auch die Sonne rasch rennt und mit ihren stechenden Strahlen leicht verletzt.

Wäre Adonis die Sonne, so würde der Eber ihm gehören, und die Sage von der Verletzung desselben durch sein eigenes Sinnbild, wäre gradezu unsinnig. Umgekehrt ist er der Gott, welchen die Sonne tödtet, und dieser kann kein anderer seyn, als der Gott des Gewächsesegens, welcher durch die Sonne gereift unter der Sichel fällt oder abstirbt, und welcher in den alten Mythologieen so bedeutend hervortritt allgemein betrauert und beklagt. Der zerrißene Osiris und Bakchos, Lityerses und Bormos zur Erndtezeit beklagt, Hylas, Maneros, Petrimpos, Freyr, die Klage um Demeter's Tochter Persephone haben alle diesen Inhalt. Wie dieser schöne Jüngling, die blühende und grünende Natur, durch die Sonne reifend stirbt, so ist auch andrerseits die Sonne die, welche ihn in das Leben einführt. Die Titanen zerreißen den Dionysos, aber in dem Delphischen Tempel in der Wanne, die als Wiege dient, erwacht hinwieder der Gott als neugeborenes Kind zum Leben, und die Thyaden, in welchen die Frühlingsstürme in den Mythus gebracht waren, kommen ihn zu pflegen und zu feiern. Hylas ist ein Liebling des Herakles.

Da die alte Mythologie auf der Natur beruht, und ihr die natürlichen Anschauungen zu Grunde liegen, so hatte sie ganz Recht, die Sonne Abends in den Hades hinabgehen zu laßen in das Reich der Todten, aber die Winterzeit als einen wirklichen Tod der Sonne aufzufaßen, liegt nicht in der natürlichen Anschauung. Sie leuchtet jeden Tag, und die leuchtende, am Himmel sich bewegende ist nicht wohl als eine gestorbene zu betrachten. In Aegypten und in Asien, wo jene Mythen galten, fehlt es auch im Winter der Sonne nicht an einem wohl bemerkbaren Grad von Wärme, und man hätte sie höchstens als schwach oder leidend betrachten können. Nur eine einzige Mythe enthält die Anschauung von dem Schwachwerden der Sonne im Winter, indem wir bei Eustathius lesen: Herakles sey einmal getödtet gewesen, doch durch eine von Iolaos ihm vorgehaltene Wachtel wieder in das Leben gerufen worden. Wie es aber mit diesem Tode des Tyrischen Sonnengottes in einem wirklichen Religionsmythus gestanden habe, können wir aus dieser einzelnen, spät überlieferten Notiz nicht beurtheilen.

Es findet nämlich wirklich ein Tod des Sonnengottes, des Herakles, Statt, welcher aber nichts mit dem Winter gemein hat, sondern mit der Zeitperiode, welche durch die Sonne bewirkt wird. So stellt die ägyptische Fabel die Abschließung der Hundssternperiode durch das bekannte Phönixverbrennen dar, und auf die Zeitperiode bezieht sich des Herakles Selbstverbrennen auf dem Berg Oeta, so wie das des Sardanapal, welches mit wirklicher Geschichte nichts gemein hat. Das Verbrennen einer Jahresperiode hat auch das böotische Dädalenfest zum Gegenstand, an welchem die Bilder der Hera auf dem Kithäron verbrannt wurden. (Pausanias IX. 3.) Es darf nicht verwundern, daß die Lebensmutter durch ihre Bilder diente, wann die Böoter Zeitperioden feierten. Ihre Ehe mit Zeus in jedem Frühlinge, bezeichnet des Jahres Beginn mit der Wiedererwachung des Naturlebens, und somit ist sie ganz geeignet zur Bezeichnung des Jahres, da sie dasselbe mit ihrem Gatten immer wieder erneuert.

In dem Mythus von den getödteten Göttern Osiris u. s. w. finden wir ein Sinnbild, welches auf die Wiedererstehung derselben hinweist, den Baum (die Tamariske, die Fichte u. s. w.). Dieser, im Winter scheinbar todt, lebt im Frühlinge neu auf, und ist sowohl ein Sinnbild der Natur, als Kind der großen Lebensmutter dargestellt, als auch des Jahrs und der Zeitperiode, wie ich es in den Sinnbildern der alten Völker erklärt habe. Mit diesem Sinnbilde würden wir also nicht zu einer Entscheidung über das Wesen einer Gottheit, welcher es geweiht ist, gelangen, da es ebenso dem Gott der Sonne, als dem Segenskinde der Natur geweiht seyn kann. Aber jene, durch die alte Mythologie ziehende Klage um einen Tod im Naturgebiete, welche nirgends, als um den gestorbenen Sonnengott erklungen, mit Sicherheit nachgewiesen werden kann, ist bei Dionysos, welchen spätere Deutung freilich auch zu einem Sonnengott machte, offenbar die Klage um das Sterben des Kindes der Erdgöttin.

Unter Blitzen geboren, von den Stürmen gewiegt und von dem Waßer erzogen ist dieser Gott, und die Titanen zerreißen ihn. In Delphi aber, im Tempel des Lichtgottes, welcher den Winter besiegt und den Frühling wieder bringt, liegt der gestorbene Gott in der Wanne, die seine Wiege ist, und erwacht als Kind zum neuen Leben bei der Wiederkehr des Frühlings. So wie dieser gestorbene Gott sicher das Kind der Lebensmutter und nicht der Gott der Sonne, so ist Persephone, die ein Gegenstand der Trauer war, so lange sie sich in der Unterwelt befand, ebenfalls ein Kind der Erdgöttin, der Gewächsesegen, die blühende und dann absterbende Natur. (In den einfacheren mythischen Verhältnißen war sie die Erdgöttin selbst, als Königin der Todten, ihre vollkommene Besonderheit als Tochter der Erdgöttin und als Segenskind derselben,

welches zwei Jahreszeiten oben im Lichte weilt, und der dritte, den Winter, in der Unterwelt hausen muß, erlangte sie erst durch die Ausbildung des Mythus.) Hyakinthos ist ein Gegenstand der Trauer, und das Fest der Hyakinthien gehörte zu den bedeutendsten in Sparta. Schön war der Jüngling, der Lichtgott Apollon und Zephyros, der Westwind, liebten ihn, aber ohne es zu wollen tödtete ihn Apollon, und dann ward er in die Blume Hyakinthos verwandelt. In ihm wird die Vergänglichkeit der Blüthezeit, die durch Hitze herbeigeführt wird, betrauert, und wie der Eber den Adonis, so tödtet Apollon ihn. Linos, der berühmte Klagegesang, ist gedichtet zu einem Jüngling, den Apollon oder Herakles tödtet, oder den die Hunde zerreißen, welches letztere der richtigere Mythus ist, denn das ihn betreffende Fest war auch vom Todtschlagen der Hunde begleitet. (Athenäus 3. 99.) Die Hitze der Hundstage ist es, welche die durch die Klage betrauerte Natur ihrer Blüthe beraubt und der Verödung zuführt. Hier erschallt die Klage nicht um den todten Sonnengott, sondern um die von der Sonne getödtete blühende Natur. Itys oder Itylos wird im Lenze beklagt von der Nachtigall, und ist unmöglich etwas anders, als die Klage um die Vergänglichkeit der Blüthe. Nur Frühlingsvögel sind die Träger der traurigen Begebenheit, welche uns der Mythus erzählt, der Wiedehopf, welcher mit dem Kukuk kommt, und daher von den Slawen ein Diener des Kukuks genannt wird, die Schwalbe und die Nachtigall. Hier haben wir also auch Klage um sterbende Natur, nicht um den todten Sonnengott. Daß Hylas in das Waßer fällt, daß des Osiris Zeugungskraft im Waßer aufbewahrt wird, bis er wieder zum Leben gelangt, mag mit noch manchem Andern übergangen werden, denn ich will einem so unschuldigen Glauben, der Tod des Adonis bezeichne die Sonne in der Winterhemisphäre, nicht allzusehr entgegentreten. *)

## III.

Wie wenig mir auch der Occopirn als Sturmstirne paßend benannt erscheint, so will ich diese Benennung doch scheinbar, aber auch nur scheinbar, zu stützen suchen. Die eigentlichen Kyklopen der griechischen Mythologie sind Blitze, und ihre Namen sagen dieses schon deutlich. Diese Blitzriesen haben ein großes Auge in der Stirne. Der Himmelskönig hat ein von den Wetterwolken als Locken umwalltes Haupt, und

---

*) Bei Porphyrius wird Adonis für die reife Saat erklärt, und Attes wird als Blüthe erklärt, deren Früchte unreif abfallen, woher seine Verschneidung erklärt wird. Mit Deutungen dieser Art werden schwerlich solche Mythen in ein rechtes Licht gesetzt.

aus diesem Haupte fährt der Blitz herab im Gewittersturm unter Regengüßen. Pallas Athene ist der unter Regengüßen herabfahrende Blitz, und darum wird diese Göttin aus seinem gespaltenen Haupte geboren. Aber der Blitz läßt sich auch als ein feuriger Blick, als ein blitzender Glanz oder Strahl des Auges denken, wie man ja von blitzenden Augen, von flammenden Blicken spricht. Nach solcher Auffaßung kann der Blitz ein Strahl aus dem Auge des Himmelskönigs seyn, aber wegen der furchtbaren Erscheinung, der eines gewaltigen, furchtbaren Auges. Man sieht die Blitze nicht Paarweise herabfahren, und so mußte man sie, wenn anders sie Blicke seyn sollten, einem Auge entfähren laßen, und darin muß das eine furchtbare Auge der Kyklopen seinen Grund haben, für welches Verhältniß eine genügende Ursache sonst nicht aufzufinden ist. Dann aber ist der Himmelskönig selbst der Gott mit diesem blitzenden Auge in der Stirn, und die Kyklopen, drei an der Zahl, sind aus ihm durch Weiterbildung des Mythus entstanden. Pausanias (II. 24. 4) meldet: es sey auf der Argosburg Larissa ein altes Holzbild des Zeus, das für ein ehemaliges Heiligthum des Priamus in Troja gelte, deßen väterlicher Gott er gewesen sey. Dieses Bild habe außer den gewöhnlichen Augen, ein drittes in der Stirn, und diese Dreiäugigkeit möge ihn wohl als Herrn des Himmels, des Meers und der Unterwelt bezeichnen, weil Homer den Aides einen unterirdischen Zeus, Aeschylus den Meergott Meerzeus nenne. Dieser Grund hat einigen Schein, und so kann ihn einer gelten laßen, wenn es ihm gefällt, wie auch wirklich geschehen ist. Daß der Pelasgische Zeus als Gott des Himmels, des Meeres, der Unterwelt galt, ist jedoch weder nachgewiesen, noch nachweisbar. Mit dem Namen des Zeus, der ja mit deus, divus etymologisch einerlei ist, bezeichnete man ganz paßend einen höchsten Gott, und ein Meerzeus, Unterweltszeus ist nichts Anderes als ein höchster Meergott, ein höchster Unterweltsgott, wie Aeneas in Italien zu einem Jupiter indiges ward, um ihn auf die höchste Stufe zu stellen. Ist aber Zeus oder Jupiter ohne Zusatz genannt, dann ist er der Himmelskönig, dem zwar die Oberherrschaft über Alles gehört, wodurch aber die anderen Götter ihrer Herrschaft nicht verlustig gehen. Dann ist es in Betracht zu ziehen, ob die Pelasger die Herrschaft der Unterwelt der Todtenkönigin, der Mutter Erde, zuschrieben oder dem personificirten Tod, oder dem Himmelskönig, oder dem Gott der Sonne, der dort allnächtlich weilt.

Freilich pflegen Manche in der alten Mythologie eine Art von Weisheit vorauszusetzen, die, wenn sie auch an und für sich höchst unbedeutend ist, sich nicht mit den Mythen verträgt, und welche deren Entstehung sowohl als Ausbildung gehindert haben würde. Aber gewöhnlich beruht sogar die Voraussetzung einer solchen Weisheit nur auf der Erklärung eines einzigen Punktes, der ebenso gut, auch andere

Erklärungen zuläßt, und ist durch keinen sonstigen Umstand unterstützt. Laßen wir das dritte Auge des Zeus der pelasgischen Larissa, welches sich in der Stirne befindet, als das die Blitzstrahlen sendende gelten, so ist erstens Zeus der wirkliche Gott des Blitzes, aus deßen Haupte der Mythus wirklich den Blitz kommen läßt, und wir können uns bei der Erklärung des Stirnauges auf eine unleugbare Haupteigenschaft des Gottes berufen. Zweitens aber steht ein Auge in der Stirn ebenfalls unleugbar mit dem Blitze in Verbindung, denn die Kyklopen Brontes, Steropes, Arges, welche die Hesiodische Theogonie uns nennt, sind nur Personificationen des Blitzes und Gewitters, und es muß doch einen Grund haben, daß man ein einziges Auge in der Stirne mit dem Blitz in Verbindung brachte. Dem herabfahrenden Blitze selbst nur ein Auge zuzuschreiben und ihn damit zu bezeichnen, wäre wohl möglich, aber natürlicher ist doch die Erklärung, welche ich darüber aufgestellt habe. War der Himmelskönig selbst der Kyklope, der Herr des Gewitters mit dem Blitzauge in der Stirne, so lag es nahe, daß der Mythus ein besonderes Wesen daraus machte, das sich allein auf den Blitz bezog, und darum das Blitzauge allein ohne die anderen Augen hatte. Ein Wesen von gewaltiger, riesiger Art mußte es natürlich seyn, wegen der Gewalt und Furchtbarkeit des Gewitters.

Der Mythus von Triopas zeigt uns den pelasgischen dreiäugigen Zeus, als einen wesentlichen Gott der Pelasger, so daß wir nicht auf das Bild der Argesburg in unserer Kenntniß desselben beschränkt sind. Triopas, d. i. der Dreiäugige, d. i. der zum Heros gedichtete Gott, bewohnt die Dotische Ebene in Thessalien und geht von da nach Karien, gründet Knidos, und das Triopische Vorgebirge erhält den Namen von ihm. Wenn man Poseidon oder Helios zum Vater des Triopas macht, welcher der Vater des Pelasgos heißt (Pausanias II. 22. 2), so gehören solche Genealogieen nur den Mythen an, in welche er gezogen ward. Er ist der den Pelasgern gehörige dreiäugige Zeus, der durch den Sohn Pelasgos ihr Ahnherr ist, und erscheint in Thessalien, im Peloponnes, in Karien, d. h. wo Pelasger waren. Dem Triopas wird ein Sohn Erysichthon zugeschrieben, welchen Demeter, die Göttin des Landbaues, mit Heißhunger straft, weil er sie beleidigt. Andere schreiben die Beleidigung dem Triopas selbst zu. (Kallimachos Hymnus auf Demeter und Spanheim's Bemerkungen.) Erysichthon ist aber auch ein Sohn der Agraulos in Athen, wo auch Pelasger waren, und diese Göttin ist auch eine auf den Landbau bezügliche. Seine Schwestern sind Herse, Aglauros, Pandrosos. (Pausanias I. 2. 5.) Er bringt das Bild der Eileithyia, der Lebensgöttin von Delos nach Athen (Pausanias I. 18. 5), bringt aber auch die heiligen Gaben der Hyperboreer nach Delos, und stirbt zu Prasiä, wo der Stationsort dieser Gaben war.

(Pausanias I. 31. 2.) Das Mährchen von Demeter's Feindschaft können wir nicht an etwas Bestimmtes anknüpfen, aber Triopas oder sein Sohn Erysichthon erscheint mit dem Landbau und seinem Segen in Verbindung, und diese Verbindung hat ihren guten Grund. Ohne Waßer gedeiht die Saat nicht. Der Gewittergott fördert den Segen der Demeter, wie Herse und Pandrosos, d. i. der Thau, ihn fördert.

---

Im Igor (übersetzt von Müller S. 35) wird der Dichter Bojan Weles' Enkel genannt, Enkel des Hirtengottes, der als musikalisch genommen wird, was aber nichts mit der slawischen Mythologie zu thun hat Daselbst (S. 40) heißen die Winde Stribog's Enkel. Die Polowzer werden die bies-kinder (Müller übersetzt die Dämonskinder) genannt. Der Glückliche heißt (S. 43) der Enkel Daschbog's, weil man ihm jedes Glück und jeden Segen zuschrieb. Aber mit diesen Notizen kann nichts bewiesen werden, denn dieses untergeschobene, dem Ossian deutlich nachgeboßelte Machwerk ohne Geist und Form, zu Ende des vorigen Jahrhunderts fabricirt, kann denen, welche in die Absicht des Verfaßers, der die Leute damit zu Narren halten wollte, eingehen, und sich zum Narren halten laßen, als ein altes Document gelten, ist aber zu nichts zu gebrauchen.

---

Kayssarow (S. 101) nennt nach Raicz's Angabe den Silnoj Bog oder starken Gott, gebildet als starker Mann, in der Rechten eine Lanze, in der Linken eine Kugel haltend. Zu seinen Füßen lag ein Menschen- und ein Löwenkopf. Popow (S. 47) hat die nämliche Nachricht gegeben, ohne ein Mehreres gewußt zu haben. Nur fügt er den Namen Krepkoy Bog zu, welcher ihn als Raschen bezeichnet. Die Wirklichkeit eines solchen Götterbildes läßt sich bezweifeln, wenn es aber auch nicht zu bezweifeln wäre, so würden wir in der Kenntniß der slawischen Mythologie dadurch nicht gefördert.

---

Popow erklärt den Daschbog als Gott des Reichthums, weil sein Name den Begriff eines Spenders der Güter darbiete. Einen andern Grund hat er nicht, und weiß auch sonst nichts von ihm, als daß er zu Kiew verehrt ward.

---

Detinez an der Stelle von Slawensk, welches durch Pest verödet war, erbaut, hat seinen Namen von einem in die Fundamente gemauerten Knaben, wie eine Nowogoroder Chronik angeben soll nach Popow's Mittheilung, der sie aber nicht gelesen hat.

---

Kikimora, sagt Popow, ist Gott der Nacht; dem Morpheus ähnlich, gedacht als schreckliches Phantom oder Nachtgespenst. Mora bezeichnet den Nachtmar oder Alp, und weiter wird der apokryphe Name Kikimora schwerlich etwas bedeuten sollen.

---

In dem rußischen Mährchen vom Helden Bowa Carolewitsch (bei Vogl S. 145 — 200) sitzt der große Held Polkan im Gefängniß. Jeder Sprung dieses Helden mißt sieben große Werste, und von dem Kopfe bis zu den Hüften ist er ein Mensch, und von den Hüften an ist er ein Pferd. Dieser wird gegen Bowa zum Kampfe geschickt, Beide aber schließen, als sie ihre Kräfte gegen einander gemeßen hatten, Brüderschaft. Später tödtete Polkan einen Löwen, der ihn aber noch im Sterben mit dem Rachen faßte und tödtete. (Da Polkan Halb-Roß bedeutet, und centaurische Gestalten in der slawischen Mythologie sonst nicht erscheinen, so mag dies in das Gebiet der späten Dichtung gehören.)

---

Eine Volkssage in Kurland lautet: Vor der Pest wohnte in der Gegend von Hasenpot ein starker Mann Namens Kinte. Er konnte ungeheuere Steinmaßen hauen und glätten, und selbst die größten Blöcke führte er mit einer einzigen weißen Stute zusammen. Sein Wohnhaus baute er auf Felsen, seine Felder zäunte er mit Steinwällen ein. Einmal hatte er Streit mit einem libauischen Kaufmann; um sich an ihm zu rächen, lud er einen Stein von zwölf Fudern auf, spannte seine weiße Stute vor, und fuhr nach Libau in der Absicht, den Fels vor die Thüre des Kaufmannes zu wälzen. Bei der Stadt angelangt, durfte er aber nicht über die Brücke, man fürchtete, sie würde unter der Last brechen, und verlangte, er solle den Stein aus dem Stadtgebiete wegschaffen. Voll Verdruß that es der starke Mann, und warf den Stein an dem Weg ab, der über Battenhof nach Grebin führt. Da liegt er noch bis auf den heutigen Tag, vorbeifahrende Letten zeigen ihn und staunen ihn an. (Verhandlungen der kurländischen Gesellschaft 2. 311 flg.)

---

## Zauber.

In dem serbischen Liede: Die Zaubereien oder der Liebeszauber (Götze S. 113. Talvj II. S. 96), bezaubert der zurückgewiesene Liebhaber die Geliebte also: Er schreibt vier Zauberbriefe. Den ersten wirft er in das Feuer und spricht:

„Flammen brennt, verbrennet nicht den Zauber,
Flammt, entflammet Iwan's Schwester!"

Den zweiten wirft er ins Waßer und spricht:

„Fluten, reißt von hinnen nicht den Zauber,
Reißt, entreißt das Herz der Schwester Iwan's!“

Den dritten wirft er in die Lüfte und spricht:

„Lüfte, führet nicht hinweg den Zauber,
Führt, entführt das Herz der Schwester Iwan's!“

Den vierten thut er unters Ruhekissen und spricht:

„Füge drunter nicht umsonst dich, Zauber,
Bis sich Iwan's Schwester dir gefüget!“

Bald kommt die Geliebte, vom Zauber bezwungen und von Liebe ergriffen zu ihm. Man könnte den Zauber durch Schrift als einen späten, oder aus der Fremde angenommenen vermuthen wollen, aber man müßte doch dann auch zugeben, daß dieser als ein ausgebildeterer an die Stelle eines frühern Zaubers durch Zeichen getreten seyn könnte. Aller Aberglaube dieser Art gleicht sich überall so sehr, daß es eine mißliche Sache ist, bestimmen zu wollen, wo eine Gattung des Zaubers entstanden sey, und wohin sie sich verbreitet habe. Zu läugnen, der Verkehr der Völker untereinander sey ohne allen Einfluß auf derartige Dinge geblieben, würde der Wahrscheinlichkeit widersprechen.

An der Kama, dem schwarzen Fluße, nicht weit von dem Städtchen Irlabuga stand Tschortowo Gorodischtsche, das zerstört ist. Bei den Bewohnern von Irlabuga geht die Sage, die Rytschkow in seinem Tagebuche (S. 48 flgg. Müller Ugrier II. S. 355) aufgezeichnet hat, daß dort an einer Stelle, wo ein Thurm ist, ein alter Tempel gewesen sey, mit einer berühmten Weißagung, die bei den benachbarten Völkern in hohem Ansehen gestanden. Dort soll auch eine gewaltige Schlange gehaust haben, welche die Priester mit Menschenopfern sühnten, die sie sich von fremden Stämmen verschafften. Diese verschwand vor dem Untergange des Reiches Kasan, und der Fürst dieses Volkes flehte umsonst zu dem Gott jenes Heiligthums um Rettung vor den Tataren. Er bekam keine Antwort und gieng durch den Feind unter.

Am Ostermorgen vor Sonnenaufgang, so lautet der preußisch-litthauische Aberglaube, aus fließendem Gewäßer geschöpftes Waßer, wobei nicht gesprochen werden darf, erhöht die Schönheit. An manchen Orten begießen sich an diesem Morgen Jünglinge und Mädchen gegenseitig mit Waßer, denn dies soll die Gesundheit erhalten. (Tettau und Temme. S. 278.)

Der Sylvesterabend ist nach preußisch-litthauischem Aberglauben geeignet, die Zukunft zu erfahren, und es werden mancherlei kleine Künste zu diesem Zweck angewendet. (Tettau und Temme. S. 278 flg.)

## Festgebräuche.

Ueber die Osterfeier bemerkt Kuhn (Märkische Sagen u. s. w. S. 311 flgg): In vielen Gegenden der gesammten Mark findet sich noch die Gewohnheit, am ersten Ostertage den Sonnenaufgang zu erwarten, denn man glaubt, die Sonne thue an diesem Tag, indem sie aufgehe, drei Freudensprünge. Bereits vor Tagesanbruch und oft noch mitten in der Nacht stehen die Mägde auf, um aus Fluß, Bach, See oder Teich Osterwaßer zu holen. Alles muß dabei unter heiligem Schweigen geschehen, sonst wird die Wirkung des Waßers, die heilend und Schönheit verleihend ist, gehemmt.

An vielen Orten der Altmark, namentlich aber in dem Hans-Jochenwinkel, so wie im Drömling und den ehemals wendischen Dörfern im Lüneburgischen, werden am Abend des ersten und zweiten Festtages, zuweilen auch am heiligen Abend, Osterfeuer angezündet. Man wählt besonders die Anhöhen, und errichtet hier Stangen, an denen man oben Theertonnen, Bienenkörbe und dergleichen befestigt. Um die Stange herum werden ebenfalls leicht feuerfangende Gegenstände gelegt, darunter aber auch Knochen. Während des Brennens umtanzt das junge Volk das Feuer; nachher verläßt dies an manchen Orten den Platz, und die älteren Dorfbewohner erscheinen, sammeln die Asche, die sorgfältig aufbewahrt wird, weil ihr bei Viehkrankheiten heilende Kraft zugeschrieben wird. Man glaubt auch, daß, so weit das Feuer leuchte, in dem folgenden Jahre das Korn gut gedeihe und keine Feuersbrunst entstehe, und es hat um so größere Kraft, wenn alle Gegenstände dazu gestohlen sind.

Auf dem Kiez bei Köpenick versammelt sich die Jugend am ersten Ostertage vor Sonnenaufgang, und schlägt Ball. In Tangermünde werden die im verfloßenen Jahre verheuratheten Frauen am dritten Ostertag um den Brautball gebeten, der nachher von Knechten und Mägden in den Tannen zerschlagen wird. Am vollständigsten hat sich diese Sitte in einigen Dörfern bei Salzwedel erhalten. Am Ostertag oder Sonntag Judica zieht das gesammte junge Volk auf den Hof des neuen Ehepaars und singt. Die junge Frau wirft dann, oft erst nach vielen vergeblichen Versuchen, einen Ball über das Dach des Thorwegs, und der junge Mann zahlt einen Gulden oder einen Thaler. Der Ball wird dann am Ostertage beim Ballspiele so lange geschlagen, bis er zertrümmert ist, das Geld bei Musik und Tanz vertrunken.

In der Mark treiben Jungen und Mägde am Pfingstmorgen Pferde und Kühe zum ersten Mal auf die Brachweide, und jeder wetteifert, der Erste dort zu seyn. Das Thier des Siegers wird in der Altmark, namentlich in Ahlum, Rohrberg, Lagendorf mit der sogenannten Dau-

sleipe geschmückt, d. h. an den Schwanz der Kuh oder des Pferdes wird ein Maienbusch gebunden; weßen Thier dagegen das letzte ist, der sieht sich dem Spott und Gelächter der übrigen ausgesetzt; es wird draußen mit Tannenreisern, allerlei Grün und Feldblumen ausgeputzt, und heißt die bunte Kuh oder das bunte Pferd. Im letztern Falle bekommt der Pferdejunge den Namen Pfingstkääm (an anderen Orten Pfingstkäärel). In Havelberg bekam die erste Kuh Abends eine Blumenkrone, die letzte die Dausleipe, und letzteres geschieht noch. In den Wendendörfern bei Salzwedel, namentlich zu Seeben, bilden Knechte und Mägde von Tannenzweigen, Stroh und Heu eine große Puppe, und geben ihr so viel möglich menschliche Gestalt. Reich mit Feldblumen bekränzt wird die Puppe in aufrecht sitzender Stellung auf der sogenannten bunten Kuh befestigt und ihr zuletzt eine aus Ellernholz geschnitzte Pfeife in den Mund gesteckt. Man führt die Kuh in das Dorf, und jeder jagt das Thier von seinem Hause fort, bis endlich die Puppe herabfällt oder in Stücke geht.

In einigen Dörfern der Altmark ist der Name für den, deßen Pferd zuerst zur Weide kommt, auch Thauschlepper, und der sein Pferd zuletzt hinaustreibende Junge wird zum bunten Jungen gemacht, indem er vom Kopfe bis zu den Füßen mit Feldblumen behangen wird. An anderen Orten in der Altmark wird die Bammel, eine mit Blumen und Bändern geschmückte Stange herumgetragen, und werden Eier eingesammelt. Anderwärts zieht als Pfingstkääm ein in Laub und Blumen gehüllter Knabe mit herum, zuweilen von zweien anderen geführt, die man Hundebrösel nennt. In der Mittelmark hieß man jenen Knaben das Kauderneſt. Auch eine Maibraut zieht in den Dörfern am Drömling herum. (Kuhn, Märkische Sagen u. s. w. S. 315 — 328.)

In der Grafschaft Ruppin versammeln sich Abends in der Woche vor Weihnachten Knechte und Mägde, einer der ersteren stellt einen Reiter auf einem Schimmel vor (siehe die Fastnachtsbräuche), ein anderer, weiß gekleidet und mit Bändern geschmückt, trägt eine große Tasche, und heißt der Christmann oder die Christpuppe. Mehrere von den übrigen endlich verkleiden sich als Weiber und schwärzen ihr Gesicht. Diese heißen die Feien. Dann geht's im Zuge von Haus zu Haus. Beim Eintritt in die Stube muß der Reiter über einen vorgesetzten Stuhl springen; ist dies geschehen, so tritt auch die Christpuppe mit der begleitenden Menge ein, und nur die Feien werden nicht zugelaßen. Darauf singen die Mädchen nach einer bestimmten Melodie einen unbestimmten Text, der jedoch hier und da noch ein bestimmter seyn mag. Nun wählt der Reiter aus der Schaar der Mädchen eins aus, mit dem er zur Musik tanzt u. s. w. Unterdeß haben die Feien unaufhörlich versucht einzudringen, sind jedoch unter Scherzen und Neckereien immer

zurückgetrieben worden, bis sie endlich, nachdem Reiter und Christpuppe fort sind, eindringen, umhertoben, die Kinder schlagen und Alles in Schrecken zu setzen suchen.

Folgenden Fastnachtsbrauch meldet Kuhn (S. 307 flg.): In einigen Gegenden der Mittelmark wird ein Reiter auf einem Schimmel vorgestellt, und zwar dergestalt, daß einem der Knechte ein Sieb vor die Brust und eins auf den Rücken gebunden wird; darüber deckt man ein weißes Linnen und befestigt vorn einen Pferdekopf. Dieser Reiter macht dann allerhand possierliche Sprünge und ergötzt so die Versammlung. — An anderen Orten wird in ähnlicher Weise ein Ochse gebildet, der dann geschlachtet wird; man bindet dem Darsteller einen großen Topf vor die Stirn, gegen welchen dann der Schlag gerichtet wird, und sobald er trifft, giebt's natürlich allgemeinen Jubel.

Als die vier Hauptfeste der Letten giebt Kruse (S. 52) an:

1) Blukku wakkars oder Klotzabend, um Weihnachten, wo ein Klotz, das Bild gehabter Mühseligkeiten, verbrannt wurde. (Das Klotz ward verbrannt um ein Weihnachtsfeuer zu machen, nicht aber in dem angegebenen sinnbildlichen Sinne.)

2) Kurseemil, ein Frühlingsfest, mit Herumziehen zu den Nachbaren begleitet. (Stender giebt wohl richtiger an kurzeemi, kurzumi, heidnische Fastnachtsspiele, da zeems Dorf, zeemneeks, Nachbar bedeutet.)

3) Pergrubhi, ein zweites Frühlingsfest, wobei dem Pergrubhis und dem pilnitis von dem Priester Bier geopfert wurde, damit die Götter das Laub und das Gras segnen, und die Scheunen mit Getraide füllen möchten.

4) Semlikka, das Todtenfest, wo die Geister der Gestorbenen einen ganzen Monat gespeist und dann vertrieben wurden. Dieses geschah und geschieht zum Theil noch jetzt den 28. October und folgende Tage. Man legt dann die für sie bestimmten Speisen in den Badestuben nieder.

Vor dem Palmsonntage feiern Jungfrauen den erwachenden Frühling, indem sie auf Bergen ein Lied von der Auferstehung des Lazarus singen; am Palmsonntage selbst, wenn der erste Morgenstreif erglänzt, schreiten sie zu einem Brunnen und tanzen Kolo und singen, wie der Hirsch mit seinem Geweihe das Waßer trübe, mit seinen Augen aber wieder kläre. Der Tag des heiligen Georg wird von den Frauen durch ein Bad begangen, sie sammeln dazu am Vorabend Waßer, das von Mühlenrädern abfließt, und thun junge Kräuter, die sie selbst pflücken, hinein. Wenn der heilige Geist in feurigen Zungen redet, ziehen Jungfrauen durch die Straßen, deren eine die Kraljiza, die Königin, eine zweite der König, eine dritte der Fahnenträger ist, und singen zarte Liebeslieder, deren Strophen mit Leljo! der Anrufung einer altslawischen Liebesgöttin, enden. Das Fest des heiligen Johannes scheint dem Serben so groß, daß an diesem Tage die Sonne aus Ehrfurcht dreimal stehen bleibt.

Die Hirten zünden am Vorabend Birkenreiser an, umschreiten die Hürden, und besteigen dann mit den leuchtenden Bränden die nachtfinsteren Berge. Wenn Dürre eintritt, wird ein Mädchen, das Regenmädchen, mit Kränzen, Weidenzweigen und Sumpfblumen geschmückt; ein Haufe Mädchen begleitet sie, um sie her mit Liedern tanzend, die um Regen flehen. Die Lieder enden mit dem Refrain: „Oj dodo, oj dodolo!“ Daher das Regenmädchen Dodola heißt. Sie ziehen von Haus zu Haus, vor einem jeden tritt die Hausfrau heraus und übergießt die Dodola mit Waßer. Den heiligen Elias nennt der Serbe den Donnerer, die feurige Maria ist die Göttin des Blitzes, der heilige Panteleion sein Aeolus. Am Sanct Barbara-Abend werden verschiedene Getraidegattungen in einem Topfe gekocht. Wo am Morgen der Brei im Topfe höher aufgetrieben ist, nach der Richtung hin wird das Brachfeld gepflügt. Der Schwur: „So mir die Sonne! So mir Erde!“ ist nicht selten. Am Weihnachtsabend wird der „Badnjak,“ eine vom Hausherrn gefällte junge Eiche, in die Kohlen gelegt. Am Morgen schüttet der erste Gast Getraide durch die Thüre mit dem Gruße: „Christ ist geboren!“ Man antwortet: „In Wahrheit, er ist geboren.“ Der Badnjak wird nun mit einer Zange geschlagen: „So viele Funken, so viele Pferde, Bienen, Rinder“ u. s. w. Der vom bösen Blicke Getroffene wird krank, und stirbt nach kurzer Zeit. (Frankl Gusle. Vorrede S. XIV flg.)

An vielen Orten der Mark ist es Gebrauch, daß den Kühen derjenigen Magd, welche ihr Vieh am Morgen zuletzt auf die Weide getrieben hat, ein bunter Kranz umgehängt wird, und man sagt dann schlechthin, sie habe die bunte Kuh bekommen, was gewöhnlich für eine große Schande gehalten wird. (Kuhn, Märkische Sagen S. 112.)

---

## Hochzeitgebräuche.

Anton (Versuch über die alten Slawen I. S. 116 flgg.) giebt unter den Heurathsgebräuchen der Slawen mehrere an, die darauf deuten, daß die Braut ehemals mit Gewalt genommen, und auch wohl gegen Räuber vertheidigt werden mußte. Weiter meldet derselbe (128) einige Bräuche, welche einen andern Sinn haben. In der Gegend von Budissin muß die junge Frau, wenn sie in ihre neue Wohnung kommt, der ersten ihr begegnenden Person ein Brod schenken. An manchen Orten in der Lausitz läßt sie alle Zuschauer aus einem Milchgefäße Bier trinken. In der Oberlausitz steckt die Braut über Tisch ein Stückchen Brod ein, welches sie sorgfältig aufhebt, und welches niemals schimmeln oder verderben, sondern zu vielen Dingen gut seyn soll. Die Slenka, zu deutsch Salzmeste (?) und mit diesem Namen von den Deutschen in Meissen und der Lausitz benannt, welche die Leitung der Braut hat,

nimmt zerschnittene Kuchen mit in die Kirche, und wirft sie beim Heimgang unter die Leute. Bei der Trauung der Wlachen werden sie vom Priester mit einem in Honig getunkten Bißen gespeiset; an einigen Orten werfen sie Stückchen Brod rückwärts unter die Leute; das erstere findet sich auch in der Moldau.

Bei den Litthauern wird ein Teller mit Waizenbrod mit zur Trauung getragen. (Brod und Salz komme vor der Trauung vor, bemerkt Anton II. S. 75.) Die kassubischen Brautleute beißen aus einem Brod ein Stückchen heraus und heben es auf. Wahrscheinlich soll das Brod, sagt Anton, das Symbol der Fruchtbarkeit und des Ueberflußes seyn. In Rußland wurden ehemals Neuvermählte von gemeinem Staude, wenn sie aus der Kirche giengen, mit Getraide, als einem Zeichen des Ueberflußes, bestreut. In der Moldau wird noch trockener Hopfen unter das Volk, als Sinnbild des Ueberflußes, ausgestreut. Kuchen und andere Näschereien werden jetzt fast überall an dem Hochzeittage von den Brautleuten oder anderen dazu bestellten Personen unter das Volk geworfen.

Fruchtbarkeit und Nahrung ist der Zweck dieser Gebräuche, denn die Vermählten sollten fruchtbar seyn und Nahrung haben. Unter den jüdischen Hochzeitgebräuchen findet sich auch der, daß Waizenkörner über das Brautpaar geworfen wurden, und in Griechenland aß die Neuvermählte von einem Sesamkuchen. (Wer will, vergleiche meine Schrift über die Sinnbilder der Alten. S. 249.)

Von den Malorußen giebt Georgi (S. 525) an: Wer um ein Mädchen anhält, schickt dem Vater derselben einen Kuchen, deßen Annahme die oft über ein Jahr dauernde Unterhandlung eröffnet, so wie die Zurückkunft des Kuchens die Stelle eines Korbes vertritt. So finden wir also auch eine Spur dieses Brauches bei den Malorußen. Ein schwerer zu erklärender Hochzeitbrauch ist daselbst der, daß die Brautmutter nach einem alten Herkommen die Pferde der Gäste scheu zu machen sucht.

Bei den Chorwaten, so meldet Anton (II. 76) als von Szabolowich mitgetheilt, wird bei der Verlobung, wenn die Braut einwilligt, derselben ein Apfel dargereicht, auf welchem das vorher festgesetzte Geld eingesteckt ist, die Brauteltern aber erhalten den Kaufpreis ohne einen Apfel. Hier ist ganz deutlich der Apfel das Sinnbild der Liebe und Vermählung, wie bei den Griechen; die Braut erhält das Geld für Liebe und Vermählung, und darum ist es auf dem Apfel eingesteckt, die Brauteltern aber erhalten den Kaufpreis für die Tochter wie für eine verkaufte Waare. Ob dieses Sinnbild bei den Slawen im Allgemeinen verbreitet, ob es unter ihnen ursprünglich gewesen sey, oder ob die Chorwaten es aus fremdem Brauch aufgenommen hatten, ist uns bei dem Mangel an Nachrichten verborgen. Zu beachten ist es dabei immerhin, daß manche Beschreibungen über die Vermählungen bei den Slawen recht ausführlich

sind, dabei aber nie des Apfels erwähnen, was aber natürlich zu keinem gültigen Beweise für das Nichtvorhandenseyn dieses Sinnbildes dienen kann.

Anton's Versuch über die Slawen S. 50. 122. Bei dem Brautzuge der Wlassen (Morlaken in Dalmatien) werden noch folgende Schutzgötter ausgerufen: Breteri (Breberi), Dawori (Damori), (Dobra, gute, Frichia. Falsch, denn sie beruht auf einem Versehen Anton's). Jara, Piko. Diese Namen entlehnte er aus Forti's Reise nach Dalmatien, sagt aber nichts über ihre Bedeutung. Aus Kantemir's Beschreibung der Moldau und Sulzer's Geschichte des transalpinischen Daciens, merkt derselbe die Gottheiten Lado und Mano bei den Moldauern und Wallachen an, aber ebenfalls nur die Namen, ohne irgend eine nähere Bestimmung.

Talvj beschreibt in der Einleitung zum zweiten Theile der serbischen Volkslieder die serbische Hochzeit. Auch Götze, bei Gelegenheit der serbischen Hochzeitlieder, giebt (S. 184 flgg.) einen Abriß der Gebräuche. Was hieher wegen seines sinnbildlichen Gehaltes gehört, ist hauptsächlich Folgendes: Kommt die Braut zum Hause des Bräutigams, so tritt ihr die Brudersfrau desselben aus dem Haus entgegen und trägt auf dem rechten Arm einen kleinen Knaben, unter dem linken eine Rolle Leinwand. Das Kind reicht sie der Braut, welche dasselbe mit einem rothen Band umgürtet und über die ausgebreitete Leinwand in die Küche schreitet, nachdem sie vorher ein Sieb mit allerlei Getraide sich über den Kopf geworfen hat. In der Küche giebt man ihr einen Spinnrocken mit Flachs, womit sie die vier Wände berührt. Sodann nimmt sie unter jeden Arm ein Brod, in den Mund ein Stück Zucker; in die eine Hand ein Glas Wein, in die andere ein Glas Waßer und betritt endlich das Wohnzimmer.

Unter den Hochzeitgebräuchen in der Mark Brandenburg kommt vor: Zuweilen finden sich unter den Anwesenden neidische Gegner des Bräutigams, die während der Zeit des Segenssprechens ein Erbschloß dreimal auf- und zuschließen, damit die Eheleute kinderlos bleiben sollen. (Kuhn Märkische Sagen u. s. w. S. 358.)

Die Wahl der Tage für die Hochzeit geht aus einem Aberglauben hervor, welcher zur sogenannten Tagewählerei gehört. Während in Deutschland der Freitag als durchaus zur Vermählung ungeeignet erscheint, finden wir grade diesen Tag dazu gewählt bei den hannöverschen Wenden, nördlich von Salzwedel, in der Prignitz in der Gegend von Lenzen bis Perleberg, in den Dörfern bei Havelberg, welche auf dem von Havel und Elbe gebildeten Delta liegen. Dagegen herrscht in der Mark durchweg die Sitte, die sogenannten großen Hochzeiten am Dienstage zu feiern, wovon nur hie und da eine Abweichung stattfindet, wo sie Donnerstags, und wenn ein Wittwer oder eine Wittwe wieder freit, am Mittwoch gefeiert wird. So meldet Kuhn. (Märkische Sagen u. s. w. S. 354 flg.)

Unter den Gebräuchen der Hochzeit kommt in der Mark auch der Brauthahn vor, der aber nur Benennung, nicht Sache ist, und nicht gegeßen, sondern geseßen wird, d. h. das Brautpaar sitzt am Tisch und erhält Geldgeschenke, die in eine vor ihm liegende Schüßel gelegt werden. Sinnbildliche Gebräuche finden mehrere Statt, z. B. in der Altmark müßen Bräutigam und Braut von einer aus allem Viehfutter bereiteten Suppe eßen, damit das Vieh gedeihe. Der Bräutigam hat Körner von allen gebauten Kornarten in den Schuhen, um reichliche Erndten zu bekommen. Mythologischen Ursprungs aber scheinen einige andere Gebräuche zu seyn, von denen sich aber nicht sagen läßt, ob sie alte Hochzeitgebräuche seyen, oder ob sie von anderen Festlichkeiten zu einer Zeit, wo man ihren Sinn nicht mehr verstand und sie vielleicht nur als ein Festliches im Allgemeinen betrachtete, auf die Feier der Vermählung übertragen hat.

So kommt (s. Kuhn S. 361) in der Altmark am ersten Hochzeittage, Donnerstags, ein Reiter auf einem Schimmel, mit einem rothen Weiberrock als einem Mantel umhüllt und hat einen großen breitkrämpigen Hut auf, der „Puust de Lamp uut" d. i. „Blase die Lampe aus" heißt. Derselbe macht allerlei Sprünge u. s. w. In der Grafschaft Ruppin erscheinen, während der Hochzeitzug sich nach der Kirche bewegt, die Feien (gewöhnlich verkleidete Männer), und suchen durch Possen Lachen zu erregen. (Solche Feienvermummung galt daselbst auch an den Abenden der Weihnachtswoche.) In der Gegend um Jüterbogk und den benachbarten Gegenden der Mark Brandenburg war es am Anfange des vorigen Jahrhunderts Sitte, daß man nach der Hochzeitfeier ein altes Wagenrad entweder vor dem Haus, oder auf einem Hügel ansteckte, und die Hochzeitgesellschaft einen hochzeitlichen Tanz um daßelbe anstellte. Zu Jüterbogk war es auch zu derselben Zeit in der Vorstadt Neumarkt Sitte, bei den sogenannten großen Hochzeiten auf dem dort gelegenen Tanzberge zum Klange der in der Mitte aufgestellten Musik Tänze anzustellen. (Dies soll aber auch an den heidnischen Festen daselbst geschehen seyn.) Aehnliche Sitte herrschte und gleiche Berge lagen in den nahe gelegenen Orten Fröden und Barnth.

---

## Der Apfel als Sinnbild der Liebe.

Bei den Serben finden wir den Apfel als Sinnbild der Liebe, gleichwie bei den Griechen.

Talvj (S. 10):

„Nimm, o Mädchen, diesen Apfel, werde die Meine!
Und das Mädchen nimmt den Apfel, wirft ihn zurücke:
Will nicht dich, noch deinen Apfel! geh' von hinnen!"

Talvj (S. 68. Götze S. 93) von zwei Liebenden, die mit einander starben:

„Durch die Erde schlang man in einander
Ihre Hände, grüne Aepfel drinnen.“

Götze (S. 15 flg. Talvj II. S. 41):

„Die sorgsame Geliebte. Sie sucht den Geliebten.
Auf der Wiese fand ich seinen Mantel,
Auf dem Mantel auch sein seiden Brusttuch,
Auf dem Tuch die Silbertamburine,
Und darunter einen grünen Apfel.
— — — — — — kam mir der Gedanke,
Jenen grünen Apfel anzubeißen,
Anzubeißen, doch nicht aufzueßen,
Daß er merke, Liebchen sey's gewesen.“

Talvj (II. S. 18): es giebt die Geliebte ihrem kranken Geliebten Krankenspeise, darunter zuletzt

„mit Zähnen angebißne Aepfel,
Angebißen und nicht aufgegeßen.“

Daselbst (S. 190) in dem Gedichte: Lasar's Heurath:

„Aber einen schönen goldnen Apfel,
Ausgezieret mit drei Edelsteinen,
Gab der Braut er zum Verlobungspfande.“

Talvj (S. 188. Heurath Marko's):

„Marko drauf zu Fingerring und Apfel,
Zu Gewanden für das schöne Mädchen,
Und zu Gaben für der Braut Verwandten
Gab er her drei Saumeslasten Goldes.“

Daselbst (II. S. 91) im Gedichte: Der Ring, heißt es:

„Giebt zum Liebespfand man einen Apfel,
Doch den Ring nur giebt man zum Verlöbniß.“

Auch zum Behufe der Versöhnung dient der Apfel. In dem Heldenliede: Verrath im Zweikampf (Talvj II. S. 138) erwiedert der Herausgeforderte freundlich und bittet um Versöhnung:

„— — — komme, daß wir uns versöhnen!
Sieh', ich schick' dir einen schönen Apfel,
In dem Apfel aber hundert Goldstück'!“

Neben dem Apfel wird auch die Quitte genannt, z. B. in dem Liede: Zaubereien (Götze S. 113):

„Ward ihm plötzlich so verliebt zu Muthe,
Warf ihr zu den Apfel und die Quitte.“

Wie weit dieses Sinnbild bei den Serben hinauf reiche, läßt sich nicht bestimmen, und wiewohl es nicht slawischen Ursprunges zu seyn scheint, so können wir doch auch nicht nachweisen, wann sie es etwa entlehnt haben.

# VI.

# Die Finnen.

Wir haben in dem über die verschiedenen slawischen Völker Vorgebrachten nichts weiter als Bruchstücke, meist sogar der dürftigsten Art, gefunden. Mit dem, was uns von den Finnen in mythologischer Hinsicht zu wißen vergönnt ist, steht es nicht beßer. Die Quellen dieses Wißens sind, wenn auch nicht zu verachten, doch von der Art, daß man sie beßer wünschen mag. Neue Lieder, ein paar Volkssagen und heidnische Gebräuche belehren uns allein über das finnische Heidenthum. Für Systemfabrikanten, Träumer und Consorten ist der Stoff zu dicken Büchern zwar reich genug, aber mangelhaft für die, welche wißen möchten, wie es sich wirklich mit der Mythologie der Finnen verhalten habe. Wie weit sich in späterer Zeit germanischer Einfluß, welcher sich in der Sprache zeigt, auch im Mythischen geltend gemacht habe, ist nicht zu bestimmen, denn in den Hauptideen treffen die Naturreligionen zusammen. Die folgenden Bruchstücke habe ich so gut geordnet, als es gieng.

---

# Der Himmelskönig.

Kalewa's Sohn Ilmari oder Ilmarinen ist der Herr des Himmels, der Luft, des Feuers und des Gewitters, wie auch der Schmiede. (Der Schmied heißt auch im Finnischen ilmari, als Luftbenutzer.) Seinen Namen hat er von dem Worte Ilma, Luftkreis, Luft, Wind und Witterung. Von diesem gewaltigen Gott, denn der Herr des Donners und Blitzes, der Himmelskönig, gilt immer und überall als der Gewaltigste, ist uns wenig überliefert worden, und Wäinämöinen erscheint, wenn auch nicht bestimmt höher gestellt, doch mehr hervorgehoben als er. Ein solches Verhältniß kann und darf nicht befremden, denn dergleichen ist nicht das Ergebniß eines philosophischen Bestrebens oder auch nur eines willkührlichen Beliebens in den heidnischen Naturreligionen, sondern geht aus dem Culte hervor. In der semitischen Mythologie ward die Herrlichkeit des göttlichen Kindes der großen Mutter, d. i. der neugeborenen, neuaufgelebten Natur, so gewaltig gesteigert, daß er der höchste Gott ward, und somit Gemahl seiner eigenen Mutter, so daß der Himmelskönig, nämlich der eigentliche, durch ihn ersetzt ward. In der germanischen Mythologie ist zwar die Stellung des Donnerers, des Thor, eine bedeutende, aber theilweise ist doch der rennende Held, der As Odin, d. i. der Gott der Sonne, höher gestellt als der Donnerer, und Tyr, der Himmelskönig, tritt gegen ihn zurück.

Sehen wir aber auch den Ilmarinen im Liede meist als Schmied, so ward darum seiner Gewitter, welche der Erde Segen oder Schaden bringen, nicht vergessen, denn selbst der spätere heidnische Glaube in seinen Resten gedachte seiner, wie uns glaubwürdig berichtet wird.

Der Pastor Guslaff sagt in der Abhandlung, die er 1644 über den fälschlich für heilig gehaltenen Bach Wöhhendo hat drucken laßen, daß er von einem sehr alten Bauern des erastferschen Gebietes das Gebet des Donnerpriesters der alten Esthen gehört habe, welches dieser Bauer alle Jahre mit den Seinigen um Himmelfahrt bei einer Zusammenkunft betete, wo ein Ochse geschlachtet, deßen Fleisch von den versammelten Bauern verzehrt und hiebei gezecht wurde.

Dieses Gebet ist in esthnischer Sprache abgefaßt, und lautet in der wörtlichen Uebersetzung, wie folgt:

„Lieber Donnerer, wir opfern dir einen Ochsen, der zwei Hörner und vier Klauen hat, daß wir dich wollen bitten von wegen unseres Pflügens und Säens, daß unser Stroh kupferroth, und unser Korn goldgelb möge werden. Stoße doch anders wohin alle schwarzen Wolken über große Moräste, hohe Wälder und breite Wüsten. Uns Pflügern und Säern aber gieb fruchtbare Zeit und süßen Regen. Heiliger Donnerer, bewahre doch unsern Acker, daß er möge gutes Stroh unterwärts, gute Aehren oberwärts und gutes Getraide innerwärts tragen." (Parrot, Versuch über die Liwen u. s. w. S. 314.)

Die Esthen nennen diesen Donnerer den Alten Vater (Wana-Issa) oder den Donnernden [Picker, Pickne]. *) Wann es donnert, sagte man: Der Altvater ist draußen, oder der Alte Vater ruft. Noch im Jahre 1841 opferte ein alter Esthe auf dem Gute Adsel-Koiküll diesem Gott, und sagte dem Pastor Hollmann, dieser Alte Vater sey der Picker, der Donnergott. Seine Waffe ist eine eiserne Ruthe (Rautwitsa, von rauta, Eisen, witsa, Ruthe), die von Feuer glühen soll, womit er die Götzen züchtiget, wenn sie mit den Opfern der Menschen nicht zufrieden sind, und diese verkriechen sich dann vor ihm in den Waschküchen, unter den Herd u. s. w.

In diesem Mythus ist die nämliche Idee enthalten, welche wir in der griechischen und der germanischen Mythologie und nicht minder in der Slawischen finden, welche Idee auch in der Wirksamkeit des Indra hervortritt. Der Himmelskönig steht der Todesmacht, die von der Unterwelt aus die Welt in Finsterniß und Verödung zu stürzen strebt, entgegen, und erhält sie, indem er die Unterwelt und ihre Geister bekämpft. Seine befruchtenden Gewitter und Regengüße sind ein Hauptmittel zu diesem Zwecke. Die Götzen, welcher dieser esthnische Donnerer mit der

*) Wahrscheinlich mit pick, Hammer, zusammenhängend. (Kruse S. 34.)

eisernen Ruthe züchtiget, sind deutlich genug als die Geister der Verstorbenen bezeichnet, denn der Ort, wohin sie sich verkriechen, wo sie aber eigentlich ihren Sitz haben, giebt sie als die Hausgeister kund. Die Unterweltsgeister, welche Zeus und Thor bekämpfen, sind riesenhaft gedichtet, und insofern geeigneter, die gewaltige Macht des Himmelskönigs darzustellen, als diese esthnischen Hausgeister, wobei aber zu bedenken ist, daß wir nur die letzten mythischen Dichtungen der Esthen im Volksaberglauben haben.

Daß die Finnen ihre Häuser durch einen Donnerkeil zu schützen suchten, bezog sich auf dieselbe Idee. Er sollte die Unterweltsgeister schrecken, daß sie das Haus mieden.

Der Mensch ruft ihn zu Hülfe, und benennt ihn: Altvater im Himmel, Geliebter, Heiliger, Dreimal-neuniger, der Glück, Gerechtigkeit, Gesundheit giebt. Ein dreimal zu wiederholender Hülferuf ist der heilige Picke, der dreimal-neunige himmlische alte Vater werde herbeigerufen zu dem Leibesblute dieses in Noth sich befindenden Menschen.

Ob man den Donnerer größer als andere Götter gedichtet habe, können wir nicht bestimmen, da er uns in Betreff seiner Gestalt nicht beschrieben wird, doch möchte es fast so scheinen, denn der Ausspruch pitkäinen pauhaa, d. i. der Lange donnert, deutet darauf hin, und pitkäinen ist sowohl Beiwort des Kawe als auch des Donnerers.

Den Namen Ukko, d. i. der Alte (bei den schwedischen Lappen aija, der Großvater), welcher als ehrender Name der Name der Götter ist, führte besonders der Donnerer Ilmarinen, und außer ihm noch besonders Wäinämöinen. Ukkoinen bedeutet daher den Donner, Ukkoisen Nalkki, den Blitzschlag, der auch ukon waadia heißt, d. i. der Donnerkeil (waadia, waaja, wawia, der Pfahl, der Keil), ukon kuvi, der Donnerstein. Auf diesen Gott wird es auch zu beziehen seyn, daß mehrere Dinge nach dem Ukko benannt sind; ukon koira, die haarige lange Schmetterlingspuppe, diese und der Schmetterling heißt aber auch tuonen koira, und eben so die Libelle (von tuoni, Tod, koira, Hund), ukon-lehmä, d. i. Ukko's Kuh, ein gewißes Insekt; ukon lehti, d. i. Ukko's Laub oder Blatt, ebenfalls ein Insekt; ukon lemmet, eine Pflanze, caltha palustris (lemmet, Seeblume), welche auch ämmän kenkä, d. i. Schuh der Alten (der großen Göttin), genannt wird; ukon nauris, d. i. Ukko's Rübe oder ukon-kaali, d. i. Ukko's Keil ist der Feldsenf, und ukon tuhnio, Ukko's Bofist, der Bofist. (Die Esthen nennen den Donnergott auch Turris, und es könnte dieser Name aus dem Germanischen entlehnt seyn; dazu aber ist zu bemerken, daß Turri den Riesen, den Helden bezeichnet, und eben so Turrisas. Sollten sie das nordische thurs, Riese, aufgenommen und so verwendet haben? Meri-Tursas, Turrisas, der Bärtige, partainen, parralinen, der Meerriese, ist es, der mit der Göttin Pohjola's neun Riesen zeugte, wie das Lied bei Peterson (S. 68) angiebt. Zu Euräpää

Carelien war die gewöhnliche Wohnung des Turrisas, und die dortigen Leute glauben, bei einem bevorstehenden Kriege laße er seine Trommel in den Wolken hören.) Pastor Frey giebt ihn nach dem Volksglauben als Gott des Kriegs an, ihn fälschlich Turnifas nennend. Scheffer (S. 58) sagt, bei den Tawastiern sey Turrisas Gott des Kriegs und des Siegs gewesen und zwar Thor der Ase. Aus diesen Nachrichten einer späten Zeit, die nur Nachklänge der früheren in Einzelnheiten des Aberglaubens enthalten, können wir nicht mit Gewißheit entnehmen, daß Turrisas der germanische Thor sey, was vielleicht Manchem sehr wahrscheinlich dünken mag. Daß man ihn als einen Riesen von Bedeutung betrachtet habe, ist sicher, aber daraus folgt jenes nicht, denn die spätere Zeit, welche dazu neigte, Riesen, Teufel *) und dergleichen in den alten Göttern zu erblicken, kann uns mit solchen Ansichten über das wirkliche Wesen eines Gottes, keinen genügenden Aufschluß gewähren.

Ukko war der höchste Beschützer, auch der Heerden, bei deren Austreiben man sang (Peterson S. 12):

„Halte in den Wolken einen Rath,
Führe aus deine hellen Rathschlüße,
Damit kein Zauberer den Dörfern schade,
Oder dem Getraide auf den Feldern;
Wenig bliebe mir sonst übrig
Auf das Brachfeld zu führen,
Oder das Frühlingsfeld zu besäen.
Akka ist erwählt zur Hirtin,
Der Schöpfer zum Beschützer der Heerden.
Ukko pflanzte junge Bäume,
Schuf den lärmenden Baumspecht,
Mit dem feuerscharfen Schwerdte,
Mit dem goldenen Waschholze.
Mein Ukko, mein Vögelchen,
Wandelt, die Heerdenländer zu beschützen.“

Er und seine Gattin, die Erdmutter (maan-emoinen), sind den Schwachen zum Schutz und geben die Kraft, die bösen Geister der Unterwelt zu unterdrücken. Auch die Jäger riefen ihn an, daß er ihre Jagd segne.

Bei der Aussaat im Frühling trank man die Schaale des Ukko mit seiner Gattin Ronne (Rauni), sagt Scheffer (S. 59). Wie geeignet auch die Göttin der Erde zur Gemahlin des Himmelskönigs sey, so ist doch diese Angabe Scheffer's vielleicht nur aus einer Vermuthung hervor-

*) Dem Aberglauben gelten die Perkuhnssteine als vom Teufel geschleudert. (Kruse S. 73 flg.) Eben so leicht hätte man sie einem Riesen zuschreiben können.

gegangen. Richtig bemerkt er dabei, daß dieser Gott den Stürmen vorstehe. Vielleicht hatte man im Laufe der Zeit den Ukko Ilmarinen so in zwei Personen getheilt, daß man auch in Betreff der Witterung einen Unterschied zwischen ihnen machte, denn Paster Frey kannte den Ilmarinen nur noch als Gott des Friedens und der guten Witterung bei den Esthen.

Bei den Permiern war Jumala, d. i. Gott, mit goldenem Halsband und einer mit zwölf Edelsteinen geschmückten Krone auf dem Haupte, sitzend auf einem Altar oder Thron. Er hatte eine goldene Schale auf dem Schooß, in welche man Gold zum Opfer brachte. (Andere nennen eine silberne Schale und laßen sie mit Silber füllen. Scheffer S. 60). War dieser Gott der Himmelskönig gleich Ilmarinen? Das Einzige, was zu einer Bestimmung dienen könnte, findet sich in den zwölf Edelsteinen, und diese Zahl deutet eher auf den Sonnengott als den Himmelskönig. (Kommt Jummals wirklich von jumt, decken, und bedeutet esthnisch Jummal Gott und Himmel, wie Stender angiebt, dann kann freilich kein Zweifel über das Grundwesen dieses Gottes seyn.) Aber weiter können wir nichts mit Bestimmtheit wißen, als daß die Permier ihren höchsten Gott Jumala nannten.

---

## Wäinämöinen.

Dieser Gott hat in der finnischen Mythologie eine bedeutende Stellung eingenommen, denn er hat wenigstens scheinbar eine ebenso große Würde und einen anscheinend ebenso großen Spielraum der Thätigkeit, als der Himmelskönig Ilmarinen. Als Kalewa's Sohn ist er deßen Bruder, heißt der Alte, blitzt Feuer gleich diesem, ist ein Weiser, ein Arzt, ein Musiker, der die finnische Harfe, Kantele, erfunden hat, und gehört auch dem Waßer an.

Wäinämöinen's Kleidung war besonders bunt. Sein Gürtel war mit Federn von mancherlei Farben geschmückt.

Er hatte mit einer Meergöttin einen Sohn, der Beulen heilen konnte. Man rief ihn an:

„Heimlicher Sohn Wäinämöinen
Erhebe dein Schwerdt aus dem Meere,
Deine Schaufel aus den Wogen,
Womit du den Aussatz tilgest,
Und harte Beulen niederschlägst."

Jäger und Fischer riefen den das Kantele spielenden Gott an, daß er ihnen gute Beute mit seiner Musik heranlocke, da ja Alles und Alles seinen Tönen mit Entzücken lauscht, und er sich selbst damit zu Thränen rührt.

Lieto-Lemminkäinen rudert das Boot Wäinämöinen's (Peterson S. 79):

„Wäinämöinen der Alte
Übergab dem Lieto-Lemminkäinen das Ruder;
Da bewegte sich des Bootes Kiel —
An einem Tage rudert' er im Morastwaßer,
Am andern Tage im Flußwaßer,
In der hohen See am dritten;
An einem Fels legt er das Schiff an,
Oder an den Schultern eines Hechtes."

Lieto heißt schlammig, morastig, und Lemminkäinen einen aus der Sippschaft des Lempo, der ein böser Geist, ein Sohn des Kalewa ist. Einem solchen geziemt es, das Boot über das Waßer der Unterwelt zu führen.

Die Saiten seiner Laute sind Haare aus dem Schweife des Unterweltsroßes, das dem Hiisi oder Lempo gehört; oder Wäinämöinen nahm die Haare der Hiiden-Emmentä, der Unterweltsgöttin, zu Saiten seines Kantele. Das Lied sagt (S. 49 bei Peterson):

„Woher sind der Harfe Saiten?
Aus den Haaren eines guten Pferdes,
Aus dem Hauptthaar der Hiiden-Ementä,
Die im Schaume des Waßers gesucht wurden."

Ebenfalls heißt es (s. daselbst):

„Mit Saiten belegte er die Harfe
Von dem Hauptthaar der Hiiden-Impi,"

d. i. der Unterweltsjungfrau, welche die nämliche Gottheit dem Wesen nach ist. Dieses weist auf eine wesentliche Verbindung dieses Gottes mit der Unterwelt hin. Die Erfindung des Kantele wird in einem Liede beschrieben (die Abfaßung, welche unter Platen's Gedichten erscheint, ist nicht gut.)

Sein Kampf mit Joukkawainen ist ein Kampf der Weisheit, des Wißens, und er wird darin nicht nur als der Sänger betrachtet, sondern als der, welcher an Wißen reich ist. Das Lied von Wäinämöinen und Joukkawainen lautet also:

„Alter Wäinämöinen einstens,
Und der junge Joukkawainen
Trafen auf' nem Weg zusammen;
Schlittenstange traf auf Stange,
Kummet festet sich an Kummet."

(Da sagte Joukkawainen in seiner Jugendhitze):

„Der mag nun den Weg behalten,
Der das Mehrere mag wißen!
Der mag weichen nun vom Wege,
Der das Mindere mag wißen!
Weiß ich wie das Meer gepflügt ward,
Land getheilt in Ackerrücken,
Aufgestellt der Veste Pfosten,
Aufgehäufet hohe Berge,
Steine aufgebaut zu Hügeln."

(Aber Wäinämöinen bewies, daß er älter war, und ergriff Joukkawainen, ihn ins Meer zu werfen, sagend):

„Kinderweisheit, Weibs Gedächtniß,
Aber nicht 'nes bärt'gen Helden!
Von mir ward das Meer gepflüget,
Land getheilt in Ackerrücken,
Aufgestellt der Veste Pfosten,
Aufgehäufet hohe Berge,
Steine aufgebaut zu Hügeln."

(Jener lockte darauf Wäinämöinen zu singen, sagend):

„Sing, o sing, du Wäinämöinen!
Summe, du Edelgeborner!
Doch der alte Wäinämöinen
Gab genug bestimmte Antwort:
Ist's zu früh für mich zu singen,
Noch zu früh Freude zu wecken!"

(Als aber jener nicht abließ, ihn zu bestürmen, sang Wäinämöinen, und so wird davon gesungen):

„Kopf erzittert', bebt' Kinnlade,
Spalteten sich Stein' am Strande,
Klippen auf dem Berge krachten,
Als Wäinämöinen sang nun.
Entzwei sprangen Nordens Pforten,
Brach entzwei der Veste Wölbung,
Als Wäinämöinen sang nun."

Ferner wird berichtet:

Joukkawainen wollte mit Wäinämöinen kämpfen, dieser aber stieß ihm den Speer durch das Herz. Er rief alle Götter des Landes und der See an, und ward wieder heil. Dann wetteiferte er auch ferner mit ihm, konnte aber nichts ausrichten und sich nicht über ihn erheben.

Sehen wir auf die Bedeutung des Namens, so weit es möglich ist, dieselbe zu ergründen, so scheint der Gott damit als ein mit dem Waßer in Verbindung stehender benannt. Er heißt nämlich auch Weinä, Weinämöinen, und weinen ist ein Beiwort, welches gleich ist den Beiwörtern wesinen, wetinen von wesi, Waßer (möinen bedeutet gestaltet, also weinamöinen waßerartig). Ich meines Theils, würde mich durch eine Wortableitung, welche keineswegs als sicher betrachtet werden kann, nicht bestimmen laßen, diesem Gott eine sehr wesentliche Beziehung zum Waßer zuzuschreiben, stünde diese nicht durch das, was über ihn ausgesagt wird, vollkommen fest. Sein Einfluß auf das Meer war so anerkannt, daß man die Meeresstille Wäinämöisen tie, d. i. Wäinämöinen's Weg oder Reise, oder Wäinämöisen kulku, d. i. Wäinämöinen's Gang, nannte, mithin seiner Fahrt über das Meer die Kraft zuschrieb, dasselbe zu beruhigen.

Diesen vielseitigen Gott riefen die Musiker und Dichter, die Aerzte und die Krieger, die Fischer und die Jäger, und er galt für einen nicht betrügenden, listlosen Gott (wakaa). Es fragt sich nun, welcher Gott denn dieser Wäinämöinen eigentlich sey, und wo sonst in den Mythologieen der Völker ein ähnlicher sich finde, der zu seines Wesens Aufklärung diene. Da bietet sich denn kein anderer dar, als der Gott, welcher Morgens die Sonne am Himmel herauf führt, Abends sie hinunter führt über das Waßer in die Unterwelt, und in dieser ein waltender Herr und Gebieter ist. So finden wir den Sonnengott Kronos in der griechischen Mythologie zuletzt auf die Herrschaft der Unterwelt beschränkt, obgleich er der Sonnengott gewesen war. Wodan in der germanischen Mythologie war, wie ich in dem sechsten Bande

dieses Werkes zur Genüge bewiesen habe, der Sonnengott, der den Tag über die Sonne am Himmel hinführt und Abends in die Unterwelt über das Waßer eingeht, darum auch Fährmann ist, und das graue Todesroß reitet in grauen Mantel gehüllt. Auch er ward besonders als Todtenkönig hervorgehoben, und haftete diese Eigenschaft an ihm am festesten. In der Unterwelt ist Weisheit, und sie ertheilt dem, der sie zu beschwören versteht, Kunde deßen, was er wißen will, denn dort ist die Kenntniß des Schicksals. Der Sonnengott ist der Held, der die Finsterniß bekämpft und während des Tages sich am Himmel durchringt. Dieser Kampf ist der Grund zu dem Mährchen von den zehn oder zwölf Arbeiten des Sonnengottes Melkart-Herakles, denn die Tageszeit ward in Abschnitte getheilt, die dem zwölfmonatlichen Jahre gemäß, gewöhnlich Zwölfe betrugen. Darum hat man aus dem Helden Wodan zwölf Helden (Asen) gedichtet, ihn gleichsam in dieselben zertheilt, und wir finden so die zwölf Riesen, die Söhne des Kalewa, zu welchen Wäinämöinen gehört, sicher ganz nach der nämlichen Idee gedichtet. Denselben Ursprung haben die zwölf Götter der Griechen, deren Namen das griechische Alterthum nie nennt, deren Altäre zwar erwähnt werden, von welchen aber keine bildliche Darstellungen sich den Augen der Tempel- und Bilderbeschreiber darboten, bis späteste Willkür sich dran machte, sie zu benamen, wie sie meinte, daß es sich gebühren möge, diese zwölf Götter auszuwählen und paßend zusammenzufügen. In der Homerischen Iliade sehen wir schon jenes Verhältniß der Zwölfzahl auch in dem nämlichen Gebiet anders angewendet. Der Himmelskönig zieht mit den Göttern zum Okeanos hin und bleibt zwölf Tage daselbst. Der Grund dieses Mährchens ist kein anderer, als das Verhältniß der Sonne, welche Abends in den Okeanos sinkt und die zwölf Zeittheile der Nacht daselbst bleibt, am Morgen aber wieder aus dem Okeanos hervorgeht und die zwölf Zeittheile des Tags am Himmel hinzieht. Darum heißt auch bei Homer Okeanos der Ursprung der Götter, wiewohl er nur der Ursprung des Sonnengottes ist. Erst in dem Homerischen Hymnus auf den Hermes ist wieder eine bestimmte Anspielung auf die zwölf Götter.

Das späte Gedicht von Kalewala läßt den Wäinämöinen gleich nach seiner Geburt aus seiner Heimath Wäinölä oder Kalewala auf das Meer reiten. Also ist Kalewala dieses Gottes Heimath, die das Land Kalewa's, seines Vaters, bezeichnet. Kalewa aber heißt auch

**Kawe** oder **Kawet,**

deßen ein Lied in folgender Weise gedenkt:

**Kawe.**

„Greiser Kawe, Herr des Nordens,
Alter, Alters Turilainen,
Alten Wäinämöinen's Vater,
Schlief in seiner Mutter Schooße,
In die langen dreißig Sommer;
Däuchte seine Zeit ihm leidig,

Fand er ungewohnt sein Leben;
Seiner Mutter Schooß er aufschnitt,
Stieß er mit dem Fuß den rothen,
Mit dem namenlosen Finger,
Mit des linken Fußes Kleinzeh,
Einen Krieger schwerdtbewaffnet,
Hengst mit Sattel, ließ hervor er
Aus der Seite Kunottaris,
Kindlein aus dem Schooß' des Weibes."

Dieser Kawe hat also die Kunnotar zur Mutter, womit aber nichts weiter ausgesagt wird, als er sey ein Sohn der Starken, denn dieser Name gehört zu dem Worte Kunto, welches so wohl die Stärke des Leibes als des Geistes bezeichnet. Der Name Kawet selbst ist nur ein Beiwort der Geister, der Gespenster, und Kalewa gilt als Riese und Vater der zwölf Riesen. Die Ausdrücke Kalewan tulet oder walkiat oder miekka bezeichnen das Wetterleuchten, letzteres auch den Oriongürtel. (tuli brennendes Feuer; walkia weiß glänzendes Feuer, leuchtende Flamme; miekka, Schwerdt.) Die Meteore, wie Wetterleuchten, Nordlicht, Irrwische gehörten der Geisterwelt, und auch von dieser Seite ergiebt sich Kalewa als dahin gehörig, abgesehen davon, daß die Riesen nur Geister der Verstorbenen oder Unterweltswesen sind. Die Zauberfichte heißt im Finnischen Kalewan Kunsi (Kunsi, Fichte) und der Zauber gehört der Unterwelt an. Wenn also Wäinämöinen aus Kalewala auf das Meer hinreitet, so heißt das, er komme aus dem Riesenland oder der Unterwelt, und daher kommt jeden Morgen der Sonnengott.

Das Feuer fällt vom Himmel in das Waßer, in den Liemosee, d. i. Stille-see (liemo, stilles Waßer), und wird vom Lachse verschlungen. Diese Dichtung kann nicht ohne Sinn seyn, wenn sie auch sonderbar aussieht. In der germanischen Mythologie des Norden verwandelt sich der Unterweltsgott Loki in einen Lachs, und die Götter suchen ihn mit einem Netze zu fangen. Da dieser Loki mit Wodan und den anderen Göttern Verkehr hatte, so war es nicht von Nöthen, nach ihm zu suchen und im Waßer nach ihm zu fischen. Seine Verwandlung in einen Lachs muß daher eine besondere Bedeutung gehabt haben. Da nun auch dem Lachs der finnischen Mythe nachgejagt wird, um des von ihm verschlungenen Feuers habhaft zu werden, so liegt es nahe, den gleichen Grund bei Loki zu vermuthen, ohne daß man sich verleiten laßen muß, darauf hin bestimmen zu wollen, daß der eine Mythus dem andern nachgebildet sey. Wenn das Feuer vom Himmel herab in das Waßer fällt, so muß es dort bewahrt bleiben, bis man es dem Waßer wieder abgewinnt. Zu dieser Bewahrung eignete sich der Fisch, und die Farbe des Fleisches war sicherlich die Ursache, daß der Lachs dazu erkohren ward.

Wie kam man zu dem Mährchen, das Feuer sey in das Waßer gefallen? Sehen wir auf die Angaben von der Erschaffung des Feuers, so finden wir nicht allein den Himmelskönig Ilmarinen, welcher den

Blitz des Gewitters handhabt, als den Verleiher des Feuers, sondern auch Wäinämöinen gilt dafür, und das Feuer wird als ein mit der Sonne durchaus verwandtes, von ihr ausgehendes angenommen. Dies liegt nahe genug, da der Mensch die Sonne als brennend empfindet, und Licht und Hitze die Merkmale derselben eben so wie des Feuers sind. Das Feuer, welches in das Meer fällt und wonach emsig gestrebt wird, ist sicher kein anderes, als die in das Meer untergehende Sonne, die von demselben verschlungen wird, und da es eben so in den Mythen heißt, die Sonne gehe in die Unterwelt, so sind in dem germanischen Mythus, in Loki dem Lachs, beide Ansichten vereinigt. Die Sonne wird ungern vermißt, und Götter und Menschen begehren nach ihr. Möge der Leser es sich nicht verdrießen laßen, das folgende Lied zu lesen, da es, wenn auch aus sehr später Zeit, doch zu den Quellen der finnischen Mythologie gehört, die eben von dieser Art sind.

## Die Geburt des Feuers.

„Ist Geburt des Pferds von Hiisi,
Sonnen=Zeugung von Wapalo,
Feuers=Zeugung ist vom Himmel,
Dort ward Feuer (sanft) gewieget,
Feuers=Gluten eingelullet,
In 'nem Korbe (gelben) Kupfers,
In grundlosem Goldgefäße.

Schlug das Feuer Ilmarinen,
Feuer blitzte Wäinämöinen,
In dem nächtig dunklen Norden,
Mit fünf Federn aus dem Schwanze,
Mit drei Federn eines Adlers,
Mit feuergestähltem Schwerdte,
Auf 'nes Eisensizes Ende,
Über neun der Himmel oben,
Auf der Wolke dann des zehnten.
Sprühte auf ein Feuers Funken,
Fiel herab ein rothes Knäuel;
Fiel herab ein blaues Knäuel;
Feuers=Flamme sprühte nieder,
Rollte unter ihrem Rollen,
Rollte unter ihrer Reise,
Dort in Liemo's Sees Waßer,
Zu fischlosem Binnensee,
Zu barschlosem Binnensee,
In die Spizen des Seegrases.
Jammert dort und klagte kläglich:
„Vorgebirge, Werder, Werder!"
Dreimal in der Nacht des Sommers;
Neunmal in der Nacht des Herbstes;
Jammert es und klagte kläglich:
„Nicht ist in dem sumpf'gen Waßer
Einer, der verschlingt mich Armen,
Ein Bemerker meines Elends!"
Da verschlang es glatter Schnäpel,
Und gerieth in Feuers=Glutschmerz,
In feuriger Schmerzen Wehen.
Jammert es und klagte, kläglich:
„Vorgebirge, Werder, Werder!"
Dreimal in der Nacht des Sommers;
Neunmal in der Nacht des Herbstes;
Jammert es und klagte kläglich:
„Nicht ist in dem sumpf'gen Wasser,
Einer, der verschlingt mich Armen,
Ein Bemerker meines Elends!"
Da verschlang gelbgrauer Hecht es;
Der gerieth in Feuers=Glutschmerz,
In feuriger Schmerzen Wehen.
Jammert es und klagte kläglich:
„Vorgebirge, Werder, Werder!"
Dreimal in der Nacht des Sommers;
Neunmal in der Nacht des Herbstes:
„Nicht ist in dem sumpf'gen Wasser,
Einer, der verschlingt mich Armen,
Ein Bemerker meines Elends!"
Da verschlang der rothe Lachs es;
Der gerieth in Feuers=Glutschmerz,
In feuriger Schmerzen Wehen.
Jammert es und klagte kläglich:

„Vorgebirge, Werder, Werder!“
Dreimal in der Nacht des Sommers;
Neunmal in der Nacht des Herbstes:
Das verschlang der fisch'ge Karpfe.
Brüder hieben sich ein Boot zu,
Zweie auf des Berges Spize,
Beißet nicht die Axt in Steine,
Nicht der Bohrer in Felsstüke,
Führten sie das Boot zum Waßer.
Hanf ward in der Nacht gesäet,
Feld gepflüget im Mondscheine,
Hanf war hastig aufgezogen,
Gleich zum Waßer hingetragen,
Hastig dann herausgehoben,
Hastig wurde Hanf gebracket,
Hastig wurde Hanf geschlagen,
Hastig wurde Hanf gesponnen,
Hastig dann das Garn gezwirnet,
Hastig nun ein Nez gebunden.
Nothe Wade ward gefertigt:
Ist das Nez der Brüder Bindung,
Ist es das Gespinnst der Schwestern,
Ist es Aufzug Schwiegervaters,
Schwieger überzieht die Nadel.
Führt man gleich zum See die Wade.
In der Nacht des (schönen) Sommers,
Wird ein Ende eingelassen
Mitten auf Alavo See,
Ward das andre eingelassen
An der Jortanstromes Mündung,
Wohl bekam man andre Fische,
Alle Arten der Seefische,
Doch bekam man diesen Fisch nicht,
Dem man lange nachgestellet.
Wohl zog weiter man im Waßer,
Zog sogleich den dritten Wurf auch,
Wohl zog man nun mit dem Strome,
Plumpte dann den Strom hinaufwärts,
Doch bekam man diesen Fisch nicht,
Dem man lange nachgestellet.
Maid Maria, kleine Mutter,
Die Wohlthäterin, die ew'ge,
Die barmherz'ge milde Mutter,
Sprach also zu ihren Söhnen:
„Werfet euer Nez zur Tiefe,
Straff gespannet eure Steine!“
Warf man mit dem Strom das Nez aus,
Hob es auf dem Strom entgegen;
Doch bekam man diesen Fisch nicht,
Dem man lange nachgestellet.
Maid Maria, kleine Mutter,
Warf das Netz da in die Tiefe,
Straff gespannet ihre Steine,
Schwebte selbst auf den Nezstämmen.
Fing man da den fisch'gen Karpfen,
Suchte man wohl 'nen Aufschlitzer,
Suchte wohl, doch fand man keinen,
Suchte wohl, bemerkte keinen;
Schwarzer Mann stieg aus dem Meere,
Uros hob sich aus den Wogen,
Höher nicht als wie drei Finger,
Länger nicht als wie drei Daumen,
Wenig beßer als ein Todter,
Schrecklicher als ein Verdammter;
Steinschuh' hat er an den Füßen,
Steinhelm hat er auf dem Haupte,
Haare hinten an den Fersen,
Vorne an der Brust das Barthaar.
Schlizt' er auf den fisch'gen Karpfen,
Schlizte er den rothen Lachs auf,
Schlizte er gelbgrauen Hecht auf,
Schlizt' er auf den glatten Schnäpel;
Fand er da das blaue Knäuel,
Rollte ab das blaue Knäuel;
Fand er da das rothe Knäuel,
Rollte ab das rothe Knäuel;
Rollt' hervor das sprüh'nde Feuer,
Brannte es die Knie des Knaben,
Brannte es der Mütter Säume,
Und zerriß der Töchter Brüste.
Daraus kannt' man es als Feuer,
Daraus fand man es sey Feuer.
Hommalainen, alte Hausfrau,
Nahm es in ein Birkbastkörbchen,
Fortzujagen mit den Funken
In des Norbens langen Schwanztheil,
In des Lappen weite Wüsten.
Suchte man nach einem Wisser,
Suchte man nach einem Seher,
Suchte wohl, doch fand man Keinen,
Suchte wohl, erwacht zu keinem.
Schwarzer Mann stieg aus dem Meere,
Von erhobnen Daumens Länge,
Höher nicht als wie drei Finger,
Er verstand Feuer zu bannen,
Er verstand Feuer zu stillen.
Doch das ist durchaus nicht wahrhaft,
War er Erde nicht zur Hälfte.

Suchte man nach einem Wisser,
Suchte man nach einem Seher,
Suchte wohl, doch fand man Keinen.
Suchte wohl, erwacht zu keinem.
Kam ein Jüngling her aus Norden,
Langer Mann aus Pimentola,
Eines Klafters weit die Hosen,
Zwei der Klafter in den Weichen,
Anderthalbe über'm Kniee.
Sagte er bei seiner Ankunft,
Ankommend bei Feuers Wüthen:
„Wußt' ich's wohl bei meiner Ankunft,
Ankommend bei Feuers Nöthen;
Denn die eis'gen Hasen hüpfen,
Denn die eis'gen Enten rudern,
Mitten auf dem Bach des Schnees,
An dem Strande des Schneefalles.

Ukko du, du goldner König,
Bring aus Nordwest eine Wolke,
Wirf 'ne andre her aus Westen,
Bliz' von Osten her die dritte,
Wirf sie Arm in Arm einander,
Donnre sie stets an einander!
Regne Schnee, und regne Waßer,
Regne Hagel, hart wie Eisen,
Auf die argverbrannten Stellen!
Mache Feuers-Glut unschädlich,
Mache Feuer unvermögend!
Mache es nun namenlos gleich,
Unter meiner Augen Drauffehn,
Unter meiner Hand Drauflegen,
Unter meines Hauchs Draufhauchen!

Komme Jungfrau, du aus Norden,
Impi, du aus fernem Lande!
Strumpf aus Schnee ist, Schuh aus Eise,
Kleides Säume sind aus Reife,
Hemdes Kragen aus Eiszapfen,
Haut ist überall Eisrinde,
Ankommend bei Feuers Nöthen
Mache Feuers-Glut unschädlich,
Mache Feuer unvermögend!
Mache es nun namenlos gleich,
Unter meiner Augen Drauffehn,
Unter meiner Hand Drauflegen,
Unter meines Hauchs Draufhauchen!
Ostens Tochter, Westens Dirne,
Hauses Frau im (heißen) Süden,
Ziehet einen eis'gen Schlitten,
Leitet eis'ges Schwein, ein jähr'ges;
Hat im Schlitten eis'gen Keßel,
Eis'ge Kelle in dem Keßel,
Damit gießt sie nassen Schnee aus,
Auf die arg verbrannten Stellen.
Mache Feuers-Glut unschädlich,
Feuers-Flamme unvermögend!
Die barköpf'ge Flammendirne
Rutscht mit Knieen in der Asche,
Mit Ellbogen in den Funken,
Hundert Hörner auf dem Rücken;
Drinn ist Wasser, drinn ist Honig,
Drinn sind die guten Salben,
Von den neun Salbenbereitern,
Von den acht verständ'gen Sehern.
Salbe unten, salbe oben,
Salbe eben auch die Mitte,
Seitwärts zu der Schmerzbefreiung,
Oben, Narben fortzuschaffen,
Daß sie nicht in Eiter gehe,
Daß nicht Blut ausscheide Wasser.
Wenn du darin nicht gehorchest,
Hab' ich einen schwarzen Hund wohl,
Eine eisenhaar'ge Hündin,
Dorfes Zauberer zu freßen.

Maid Maria, kleine Mutter,
Du barmherz'ge milde Mutter!
Komm hieher, denn du bist nöthig!
Hier ist nöthig ein Vorsicht'ger,
Hier bedarf's 'nes Zuverläß'gen.
Komm geschwinde, eile eilends
Zu der bösen Noth Geräusche!
Wandelst du den Weg zu Lande,
Schlittre auf den schwanken Schnee-
schuh'n;
Wandelst du den Weg zu Waßer,
Rudre auf 'nem rothen Fahrzeug!
Nimm die Seide von dem Antlitz,
Binde nimm von deinem Haupte,
Wirf das Wasser deiner Schöße
Auf die arg verbrannten Stellen!

Biene, Vogel du der Lüfte!
Fliege wie ich dir befehle,
Über neun der weiten Meere,
An des zehnten Meeres Seite,
Über Otawainens Achseln!

Fliege in des Schöpfers Keller,
In die Kammer des Allmächt'gen,
Oben mondwärts, unten sonnwärts,
Hinten um des Himmels Sterne!
Tauch' in Süßes deine Schwingen,
Tippe in geschmolzne Butter,
Koche Honig mit der Zunge,
Schmelze Honig in dem Munde!
Hole her die Heilungsmittel:
Hole her die guten Salben,
Von den neun Salbenbereitern,
Von den acht verständ'gen Sehern!
Hole Jesu süße Hände,
Hol' des milden Gottes Finger!
Mit den Fingern rühr', o Jesus,
Milder Gott mit deinem Munde!"

Bei der Krankheit riisi (schwedisch ris), d. i. der englischen Krankheit, sollte das Feuer helfen, welches Ilmarinen und Wäinämöinen aus der Luft blitzten.

„Anschlug Feuer Ilmarinen,
Blitzte Feuer Wäinämöinen,
Riisis Mund damit ich brenne,
Riisis Zähne ich zerbreche."

(Schröter 163.)

## Uros

wird in diesem Lied als der genannt, welcher den Muth hatte, dem Feuerfische das Feuer zu entnehmen. Er ist als Zwerg geschildert, der aussieht wie ein Todter, also nicht anders erscheint als ein Wesen der Unterwelt. Auch sonst weiß die finnische Dichtung noch von einem schwarzen Manne, der dem Meer entsteigt, und wo es eine schwierige Heldenthat gilt, dieselbe ausrichtet. Der Gesang weiß z. B. von einem Stiere von ungeheuerer Größe. Sein Kopf war in Tawastland, sein Schweif in der Gegend von Torneo. Die Schwalbe flog einen ganzen Tag von seinen Halswirbeln bis nach Torneo, und das Eichhorn sprang einen ganzen Monat von einem Horn zum andern. Ein schwarzer Mann stieg aus dem Meer, erklomm den Stier und tödtete ihn. Er gab hundert Tonnen Fleisch, sieben Böte voll Blut, sechs Tonnen Fett. Man machte Salben daraus und Decken, um die Macht des Feuers zu besiegen und seine Beschädigungen zu heilen. (Ganander von Peterson S. 112 flg.)

Solch ein Ungeheuer zu bewältigen, konnte nur die Kraft des gewaltigsten Helden ausreichen. Fragen wir die Sprache der Finnen, so ist das Wort Uros wirklich dasjenige, womit der starke, tapfere Mann, der Held, und nicht der Zwerg, sondern der erwachsene Mann bezeichnet wird. Darum ist wohl auch kein Zweifel, daß der Held, welcher den Stier erlegte, ebenfalls Uros gewesen, der den Feuerfisch aufschlitzte. Außerdem finden wir ihn in einer Lage, die einem bedeutenden Helden geziemen mag, als Schiedsrichter zwischen Wäinämöinen und Joukawainen.

„Nicht eher ward der Streit entschieden
Als bis Uros aus dem Meere stieg!
Der Eisengehelmte aus den Wogen,
Deßen Hände selbst Eisen bedeckte."

Der Held, welcher aus dem Meer aufsteigt und aus der Unterwelt herkommt, ist der Gott der Sonne, wie ihn die Griechen in dem Melkart-Herakles, in der Doppelgottheit der Dioskuren, in dem Ungeheuerbesieger und Kriegsgott Apollon, die Germanen im Wodan, die Perser im Mithras besaßen.

Die pithensischen und luhlensischen Lappen haben als höhere Götter:

Thor oder Thordön,
Storjunkare,
Sonne.

Die tornensischen und kiemensischen Lappen haben den Storjunkari nicht. (Scheffer S. 91 flg.) Alle Familien hatten Götzen von Holz und Stein, besonders an Seen aufgestellt, worunter einer der höchste war, den die ganze Gemeinde vor den übrigen ehrte, und sie nannten ihn und die anderen kleineren Götter

**Seita,**

(saitta heißt Prügel, Stange, und es könnte damit das Holzbild gemeint seyn). Die Tornenser nannten eine Gottheit Wiru Accha, d. i. die livische Alte. (S. 93.) Alle Umwohner ehrten sie, sie war aber ein Stock, wie die übrigen Gottheiten, doch soll sie auch dargestellt worden seyn durch ein Gesicht oben in einen abgestutzten Baum geschnitzt. Diese Gottheit wird für die einzige ausgegeben, die von den Tornensen unter einem besondern Namen verehrt worden sey.

Thor heißt lappisch Tiermes, womit auch jedes Rauschen und Krachen bezeichnet wird, der also diesen Namen als Donnerer hat. (S. 95.) Er heißt auch Aijeke, Großvater, und galt als Herr über Leben und Tod, der mit seinen Blitzen die bösen Geister der Felsen, Berge, Seen züchtigt. Den Regenbogen nannten sie den Bogen des Großvaters, und auch einen Hammer schrieben sie ihm zu, womit er die bösen Geister schlägt. Sein Bild machen sie aus einem Birkenstock, indem die Wurzel als Kopf dargestellt wird; in die Rechte geben sie ihm einen Hammer, und schlagen einen eisernen Nagel nebst einem Stück Feuerstein in den Kopf, damit Tiermes Feuer schlagen könne. (S. 105.) Bei der Einsegnung der Ehe soll Feuer geschlagen werden mit Stahl und Stein, wie Mehrere angeben (Scheffer S. 288), und dies würde sich als ein heidnischer Brauch ansehen laßen. Dies Feuer würde schützen gegen böse Geister, und der Himmelskönig, der die Unterweltsgeister mit seinen Blitzen besiegt und damit der Erde Schutz und Segen verleiht, durch sein Feuer die Ehe ebenfalls schirmen.

So oft dem Tiermes ein Rennthier geopfert ward, schnitzte man ihm auch ein Bild. Ein Hauptopfer desselben fand im September Statt innerhalb vierzehn Tagen vor Michaelistag, und da ward jedes Jahr

ein neues Bild desselben gemacht. Wann sie ihm ein Rennthier opferten, so salbten sie sein Bild mit dem Blut und Fette desselben, das Uebrige begruben sie in die Erde. Das Thier aber mußte männlichen Geschlechts seyn, und man durchstach ihm hinter der Hütte, wo es angebunden war, das Herz mit einem spitzen Meßer, denn das nächste Herzblut, welches man in einem Gefäß auffieng, diente zum Bestreichen des Bildes. (Daß sie auf der Brust desselben kreuzweise Striche mit dem Blute machten, wird auch angegeben. S. 112.) Hinter das Bild that man die Hörner oder hieng sie an einen Birkenring, die vorzüglichsten Kopfknochen und die Füße des geopferten Thieres, vornhin aber ein Kästchen aus Birkenrinde (oder einen Ring aus Birke) mit Stückchen Fleisch von den einzelnen Gliedern nebst Fett. Das übrige Fleisch aßen sie. (Der Widerspruch in diesen Nachrichten läßt sich nur heben, wenn man entweder annimmt, das Vergraben des Rennthieres mit den Knochen habe am Herbstfest, als dem vorzüglichsten und feierlichsten, Statt gefunden, oder der Ausdruck sey nicht ganz genau, und nur die Knochen nebst dem, was man nicht eßen konnte oder mochte, sey begraben worden.)

Den Namen Storjunkare haben sie aus dem Nordischen angenommen, welcher den großen Herrn bezeichnet, doch redeten sie ihn auch als Stourra Passe, als großen Heiligen an. (S. 96.) Sie halten ihn für einen Statthalter oder Stellvertreter des Tiermes, und schreiben ihm die Herrschaft über die Thiere zu und über die Jagd. Tornäus giebt an (S. 97): er sey oft Fischern und Vogelfängern erschienen, in schwarzer Kleidung, wie der vornehme Mann sie trägt, eine Flinte in der Hand, und nur Füße habe er gehabt, denen der Vögel ähnlich. So oft er sich am Ufer oder in einem Schiffe selbst habe sehen laßen, habe man glücklichen Fischfang gehabt, auch habe er die vorüberfliegenden Vögel mit seiner Flinte geschoßen und den Anwesenden geschenkt. Man erzählt, die Anderen, außer den Lappen, hätten zuerst etwas von ihm erfahren, als einmal ein königlicher Beamter an einem Berge vorbei reiste, worin Storjunkare hausen soll. Da habe ein Lappe, der als Wegweiser diente, indem er stehen blieb, den Stiel seines Beils in das Eis gebohrt, und das Beil im Kreise herumgedreht und gesagt, er thue dieses zu Ehren deßen, der dort hause, für die Wohlthaten desselben. (S. 98.) Einen Gott der Fischerei, Kiase-olmai, giebt Peterson (S. 69) an.

Baiwe, die Sonne (päiwä, Sonne, Tag), galt für die Nährerin und Mutter der Thiere, besonders der Rennthiere und ihrer Jungen. Bilder der Sonne soll es nicht gegeben haben. Der Sonne opfern sie Rennthierkälber, meist weiblichen Geschlechts, auf die Weise, wie dem Tiermes und Storjunkare. Dem Thiere wird ein weißer Faden durch das rechte Ohr gezogen, die Fleischstückchen aber werden nicht an einen Birken-, sondern an einen großen Weidenreif gehängt, und dieser wird

hinter der Hütte aufgehängt auf einem Tische, wie der des Tiermes ist. Die Knochen des Opfers bildeten auf diesem Tisch einen Kreis.

Die Verehrungsstätte des Tiermes war meist hinter der Hütte, einen Pfeilschuß weit davon entfernt, wo sie ein auf Füße gestütztes Gerüst, wie einen großen Tisch, errichteten, worauf das Bild gestellt ward. Birken- und Fichtenzweige umgaben diesen Tisch; auch der Weg von der Hütte bis dahin war mit den nämlichen Zweigen geschmückt. Von den Tornensern und Kiemensern meldet Tornäus, daß sie ihre Seiten neben Seen stellen, an einen grünen Ort, im Sommer mit grünen Zweigen geschmückt, im Winter mit klein geschnittenen Fichtenzweigen, die, sobald sie trocken geworden sind, immer erneuert werden müßen. Der Sonne ward auf demselben Tische geopfert, worauf Tiermes verehrt ward.

Dem Storjunkare aber waren Berge, Felsen, Ufer der Seen und Flüße geweiht, und er hauste in Felsen und Höhlen, die manchmal unersteiglich waren. An solchen Stätten ward er auch verehrt, besonders an solchen, wo man einmal etwas von Gespenstern gehört hatte, denn man meinte, durch solche Erscheinungen gebe Storjunkare sich und sein Wohlgefallen an dem Orte kund. Einen solchen Berg nannte man passe warra, heiliger Berg. Auch die Verehrungsstätte des Storjunkare ward eingezäunt. Rheen zählt in dem einzigen luhlensischen District über dreißig heilige Plätze der Art auf. (S. 102 flg.) Frauen durften nicht dahin kommen, nicht einmal hinter die Hütte, wegen des Heiligthums des Tiermes (sie durften daher auch bei keinem Opfer seyn. S. 109). Man glaubte, eine Frau, die eine Stätte des Storjunkare betrete oder ihr nahe komme, könne selbst das Leben verlieren. Man hielt die Frauen für unrein, denn dieses galt nur für die Mannbaren.

Storjunkare soll ein Stein gewesen seyn, den man salbte. (S. 106.) Auch ist die Rede von Steinbildern auf Bergen, und solche sollen sogar Vogelgestalt gehabt haben, oder zuweilen einem Menschen, zuweilen einem andern Geschöpf angeähnlicht gewesen seyn. Scheffer vermuthet, vielleicht nicht mit Unrecht, es möchten die, welche solches berichtet, eher dergleichen zu sehen geglaubt, als wirklich gesehen haben, denn sie sollen die Steine nicht gearbeitet, sondern gefunden haben. Tornäus läugnet im Allgemeinen gradezu, daß diese Steine irgend eine besondere Gestalt gehabt hätten, und sagt: sie sind nichts als rohe, schwarze, garstige, rauhe Steine voll Löcher und vom Waßer an Waßerfällen ausgefreßen. Nur mitten im Waßerfalle Darra auf einer Insel giebt er steinerne Seiten an, von menschlichem Aussehen, einen von der Höhe eines langen Mannes, dann vier etwas kürzere daneben, alle gleichsam mit Hüten auf den Köpfen. Da es aber schwer ist, nach dieser Insel zu schiffen, so gehen die Lappen nicht mehr hin, so daß man nicht erforschen kann, ob und wie sie verehrt wurden, und wie sie dahin gebracht wurden. Diese

Steine sind also nicht in der Nähe betrachtet worden. Auf manchen Bergen standen zwei, drei und mehrere Steine aufgerichtet, und da sagen sie, der eine sey Storjunkare, der andere Acte, d. i. sein Weib (finnisch akka, Alte, Weib), der dritte sein Sohn oder seine Tochter, und die anderen seine Diener oder Mägde. (S. 107.)

Dem Storjunkare wurden, wie dem Tiermes, männliche Rennthiere geopfert, ebenfalls hinter der Hütte, ganz wie dem Tiermes, nur daß zuerst ein rother Faden dem Thiere durch das rechte Ohr gezogen ward. Herzblut, Fett, Kopf und Halsknochen nebst den Füßen trägt der Opferer dann zum heiligen Stein des Berges, entblößt das Haupt, neigt sich, beugt die Kniee, bestreicht den Stein mit Blut und Fett, und legt das Uebrige hinter denselben. Es soll auch das Zeugeglied des Thiers an das rechte Horn, ein rother Faden auf Zinn mit etwas Silber an das linke gebunden worden seyn. Zuweilen opfern sie das Thier bei dem Storjunkare, d. i. dem heiligen Steine selbst, und verzehren daselbst das Fleisch, besonders das des Kopfes und Halses, indem sie Freunde dazu einladen und den Storjunkareschmaus feiern. Das Fell laßen sie aber liegen. War der heilige Berg zu steil, so daß man mit dem Opfer nicht hingelangen konnte, so bestrich man einen Stein mit dem Opferblut und warf ihn hinauf. Zweimal im Jahre ward der Stein des Storjunkare damit geehrt, daß man im Sommer Birkenäste und Gras, im Winter Fichtenäste darunter breitete. War der Stein beim Aufheben leicht, dann meinte man, Storjunkare sey gnädig gesinnt, fand man ihn aber schwer, so hielt man ihn ungnädig, und gelobte ihm Opfer.

---

## Die Göttin der Erde, die Lebensmutter.

Diese große Göttin wird die Alte, akka, die Großmutter oder alte Frau, ämmä, die Mutter emä, die Hausfrau, ementä genannt, und erscheint in den wenigen Bruchstücken, welche die späte Zeit von der alten Mythologie erhalten hat, vorzüglich als die Herrin des Nordens im Todtenreiche. Aber selbst da schimmert sie als Göttin der Lebensfülle durch, indem sie als Buhlerin dargestellt wird. Wie Pflanzen nach dem Himmelskönige, dem Donnerer Ukko, benamt wurden, so auch nach der Lebensmutter, z. B. ämmän hammas (d. i. Zahn der Ämmä, lotus corniculatus), ämmän kenkä (Schuh der Ämmä, arctium lappa), ämmän suurus (Frühstück der Ämmä, ajuga pyramidalis). Daß ein Katarakt bei Cajaneburg nach ihr ämmän koski genannt wird, mag sie als die unterweltliche bezeichnen.

Die Erzeugung, die Schöpfung ist in ihrer Macht, und sie ist eine Luonnotar, d. i. eine Göttin der Natur als Schafferin, Erzeugerin.

Dazu finden sich kolme neiltä luonnolarla, als drei schöpferische Jungfrauen noch erwähnt, doch etwas Näheres über dieselben wird nicht angegeben. Aber unter anderen Namen begegnen wir wahrscheinlich denselben. Peterson (S. 46 flg.) führt als lappländische Gottheiten an, die

## Aklikkes Olmai,

drei Luftgottheiten, denen der Freitag, Samstag, Sonntag heilig ist: der Freitag der Sarakka, der Samstag dem Nariet und der Sonntag den Beiden, so wie der Maderakka, welche die dritte und die Mutter jener ist. Sarakka war ihre ältere Tochter, und wurde zumeist von schwangeren Weibern angerufen, denn sie bildete das Kind in Mutterleib, Nariet aber, sandte ihm die Seele vom Sternenhimmel herab, wo sie wohnte. (Peterson 46.)

Mader-Akka. Eine Göttin der Erde. Sie nimmt von Radier? die belebte mit einer Seele versehene Leibesfrucht entgegen, und übergiebt dieselbe ihrer Tochter Sarakka. Ihre anderen Töchter waren Urakka und Jurakka. Alle Drei, so wie auch ihre Mutter, waren den Weibern bei der Geburt behülflich. (Das. S. 64.)

Ferner führt Peterson an, die Göttin

## Rana-neida,

die im Sternenhimmel wohnt, und im Frühling die Berge grünen macht, und den Rennthieren junges Gras giebt. Sie ertheilt aber auch den Weibern Schönheit und ist der Liebe günstig. Man opfert ihr im Frühling.

Diese Nachrichten sind nicht der Art, daß man sie für alte, wohlüberlieferte Mythologie halten könnte, ohne dem Verdachte Raum zu geben, es habe zum wenigsten eine Verwirrung Statt gefunden. Die Sternenkönigin, welche die Frühlingszeit und ihren Segen schafft; die Seelen, welche vom Sternenhimmel herabkommen, sind auf diesem Gebiete der Mythologie bedenklich. Wohl war die große Lebensmutter der Semiten eine Himmelskönigin, und wohin ihr Cult kam, blieb sie es, aber sonst findet sich die Erdgöttin nicht als solche. Wahrscheinlich hat man diesen Sternenhimmel in späterer Zeit als Ausschmückung hinzugethan. Hatten die Finnen, hatten insbesondere die Lappen wirklich drei Göttinnen in ihrer Mythologie, ähnlich den Moiren, Parzen, Nornen? Dienten ihnen die drei Nornen als Vorbild? Solche Fragen sind leicht aufzuwerfen, aber nicht leicht oder vielmehr durchaus nur mit Vermuthungen zu beantworten.

Von dem Culte der finnischen Lebensmutter spricht bei Boxhorn (S. 86) Strykowski [=Guagnini), indem er sie mit dem slavischen Namen Slota Baba, die goldne Alte oder Amme, nennt. Er sagt, daß Slota

Baba verehrt werde von Obderianern, Jubriscen, Behuliscen, Chuderensen und angränzenden Völkern. Sie bringen ihr Zobelpelze und sonstige kostbare Häute, auch opfern sie ihr auserlesene Hirsche, und bestreichen ihr mit dem Blute den Mund, die Augen und die anderen Glieder. Die Opfereingeweide verschlingen sie roh, und während des Opfers befragt der Priester das Bild, was man thun oder wohin man wandern solle. Man gab auch vor, es würde in den dieser Gottheit benachbarten Bergen ein Geklinge und ein gewißes Gebrülle gehört, ähnlich einem beständigen Trompetenklange. Wann die Moscowiten von einem Unheil, als Hungersnoth, Krieg oder Pest bedrängt sind, fragen sie alsbald diese Gottheit um Rath, was sie auf folgende Art thun: Vor das Bild hingestreckt beten sie, stellen dann eine Pauke in die Mitte, und um diese stellen sich solche, die durch das Loos gewählt sind, legen eine silberne Kröte darauf und schlagen die Pauke mit einem Stäbchen. Zu wem von den Umherliegenden die Kröte gelangt, der wird sofort getödtet. Sogleich aber wird er wieder durch gewiße Zauberei der Gottheit lebendig und legt die Ursachen des Uebels dar. Wann so die Gottheit gesühnt ist, wird nicht lange nachher das Volk von dem Unheile frei.

In dieser Erzählung ist das, was zuletzt angegeben wird, nicht sowohl als Unsinn ganz zu verwerfen, als vielmehr in der Darstellung verfehlt, was offenbar auf einer Verwechselung der Worte beruht. Der, zu welchem die Kröte gelangte, ward nicht getödtet, denn sonst wäre er nicht wieder lebendig geworden, sondern er starb und ward wieder lebendig. So nämlich muß die Sache angesehen worden seyn, um jene falsche Darstellung veranlaßt zu haben. Das Sterben aber ist so zu verstehen, daß der fragliche Mensch in einen schweren Schlaf verfiel, in welchem er todtähnlich dalag, wie es anderwärts in ähnlichen Verhältnißen vorkommt. Seine Seele hatte den Leib auf einige Zeit verlaßen, wie solche Weißager selbst vorgaben, und indeß die Dinge erkundet, während der Leib dalag, bis sie wieder in diesen zurückkehrte. Vor Allem gab die Unterwelt Kunde, und die Zlota Baba hatte daselbst Gewalt, denn die Lebensmutter Erde ist die Herrin der Geister der Verstorbenen, die sich in der Tiefe der Erde, in der Unterwelt befinden Eine Pauke dient zu diesem Zauberbrauche, denn es muß der Zauber des Kreises angewendet werden, zum Bannen und Zwingen der Geisterkräfte, wie auch die um die Pauke Stehenden, und die um das Bild der Göttin Liegenden, Kreise bilden müßen.

Eine finnische Dichtung lautet: Ilmarainen schmiedete in Pohjola, d. i. im Norden, ein herrliches Kleinod, den Sampo, und in dem Lande war es durch ihn herrlich, und alle Felder trugen reiche Saaten und Früchte. Die Götter aber suchten das Kleinod wieder zu erhalten, und Wäinämöinen nebst Ilmarinen bemächtigten sich desselben.

Louhi, die Herrin von Pohjola, nahm die Gestalt eines Adlers an und erreichte die beiden Räuber auf dem Meere. Louhi griff nach dem Sampo, aber Wäinämöinen schlug ihr mit dem Ruder auf die Finger, und Sampo fiel in das Meer und zerbach, doch der Deckel blieb in Louhi's Händen, und mit diesem flog sie nach Pohjola zurück. Seit dieser Zeit herrscht Hunger und Armuth daselbst; Wäinämöinen aber fand Stücke des Sampo am Meeresufer, ließ sie säen und es wuchsen Bäume daraus, unter welchen eine hohe, die Sonne verdunkelnde Eiche ist.

Die Herrin von Nordland bezeichnet mit ihrem Namen das steinige Feld, denn louhi oder louhet hat diese Bedeutung, und das Beiwort louheinen, louhisen heißt steinig. (Ebenso wird Rauni benannt, als Erdgöttin, denn raunio heißt ein Steinhaufen, und raunikko ein steiniger Ort. Daraus erhellt, daß Louhi und Rauni nur verschiedene Namen einer und derselben Göttin sind.) Der Name Sampo findet in dem Wortvorrathe, welchen wir bis jetzt von der finnischen Sprache besitzen, keine Erklärung, die Sache aber ist in ihrer Bedeutung nicht zweifelhaft, denn es kann keine andere seyn, als die Fruchtbarkeit, welche durch Sonne und himmlische Luft hervorgebracht wird, und welche die beiden Götter, in deren Gewalt Sonne und Luft sich befinden, dem Lande entziehen. Ob aber das Kleinod eine die Fruchtbarkeit der Erde hervorrufende Sache oder Zeit, oder ob es den Gewächsesegen selbst bezeichnen soll, können wir nicht entscheiden, so lange es nicht gelingt, die Bedeutung des Namens Sampo bestimmt zu erkennen. In der germanischen Mythologie hat, wenigstens dem Sinne nach, das herrliche Halsband der Freya, welches ihr von Loki gestohlen wird, Aehnlichkeit mit dem Kleinode Sampo.

Der Norden ist den Finnen eine heilige Gegend, wo ihre Unterwelt ist, und woher ihre Riesen und Helden kamen. Dort muß nach ihrer Meinung der Uebergang von der Erde zum Himmel seyn. Dort herrschte Pohjola, oder Pohjalan=Emänta, die Hausfrau des Nordens, auch Louhi genannt. Sie gebar neun Söhne. Das Lied sagt (Perterson S. 40):

„Die ehebrecherische Herrin des Nordens,
Louhiatar, die alte Frau,
Schlummerte in der Luft,
Da empfieng sie vom Feuer,
Die Frühlingsluft machte sie zittern,
Von ihr ward sie erfüllt,
Von ihr ward sie durchdrungen,
Kräfte erhielt sie von ihr;
Drauf gebar sie neun Söhne
Zu einer Stunde.
— — — — — — —
Akka *) erzeugte Söhne
Hinter den Bänken einer Badstube,
Neun Söhne gebar sie
Auf einem Stein im Waßer.
Der eine war Ruho,
Rampa der andere,
Der dritte Perisokia."

*) akka, Weib, altes Weib. Beiname mehrerer Göttinnen, z. B. der Rauni, Ahto; ehrende Bezeichnung, wie ukko bei männlichen Gottheiten.

Ruoho bedeutet Riesengroß, Rampa: Lahm, Perisokia: Blind. Ruoho schmiedete Pfeile und Pestgeschoße und war trefflicher Schütze, der die Vögel im Fluge schoß. Rampa, der an einem der beiden Füße nur vier Zehen hatte, war auch guter Schütze und schoß Pestpfeile. Der einäugige Peri-Sokia schmiedete dem Ukko und Ilmarinen Blitze.

Sonderbar kann es scheinen, daß diese Göttin, die Erdmutter, als eine Hure erscheint, aber so erscheint auch die Freya der germanischen, die Semiramis der semitischen und die von den Semiten stammende Aphrodite der griechischen, so wie die Acca Larentia und Flora der römischen Mythologie. Die Mutter des Lebens ist eine Buhlerin.

Pohjalan Impi, *) d. i. die Jungfrau des Nordens, ist keine andere, als die nämliche Göttin, welche die Liebe weckt und ihrer waltet. Zuweilen stolz und spröde, zuweilen der Liebe ergeben, stellt sie das Wesen derselben dar. Mit Meri-Turrisas, dem Meerriesen, zeugte sie neun Söhne, wiewohl die Rune sagt:

„Es ward geboren eine Jungfrau im Norden,
Immi an einem kalten Orte,
Sie wollte keinen Liebhaber,
Dachte auf keinen guten Gemahl."

Diese neun Söhne sind keine anderen, als die, welche der Louhi oder Akka zugeschrieben werden. Bei Brandwunden und Feuersbrünsten rief man sie an, sie möge aus dem feuchten Thal, aus der Kälte, zu Hülfe eilen.

Die Lebensmutter ist die eigentliche Liebesgöttin der Mythologie, und die Akka, oder Louhi, oder Pohjolan Impi giebt sich in der ihr zugeschriebenen Buhlerei als eine solche in dem finnischen Mährchen kund. Daneben konnte aber die Poesie die Liebe personificiren, wie sie so Vieles personificirt, und die finnische Dichtung that dies vielleicht mit der Sukka-mieli, die als Liebesgöttin im Lied erscheint, doch wird mit diesem Namen auch die Eifersucht der Gattin bezeichnet (mieli, Gemüth, Verstand, Laune. Ob sukka recht sey, weiß ich nicht. Wäre es nicht recht und müßte sikka-mieli heißen, dann würde das ganze Wort leicht erklärlich seyn, denn sikko oder sikka bedeutet die Brunst). Ob dieser Name aber ein Beiwort der Lebensmutter oder eine bloße Personification darbiete, läßt sich nicht bestimmen.

Die große Göttin mag manchen Beinamen gehabt haben, der verloren gegangen, manchen der unkenntlich geworden ist, d. h. der ihr aus Mangel näherer Beziehung nicht mehr mit einiger Sicherheit zugewiesen werden kann. So z. B. ist Lawiatar ein weibliches mythologisches Wesen

---

*) impi, Jungfrau; pohja, Boden, Grund. 2) Norden; pohjala, pohjola, Nordgegend, Nordland.

(lawia, breit), wenn aber der Name nicht verderbt ist und zu Louhi gehört, so läßt sich nichts darüber sagen. Hommasti, Hommalainen ist ein langes, mythologisches Weib, doch bietet sich nichts zur Erklärung dar. (Sprachlich ist Hommasli wie Hommalainen unerklärt, und doch ist schwerlich an ein aus hameellinen verderbtes Wort zu denken, welches eine mit einem Rocke versehene Frau bezeichnen würde.)

Heinrich der Lette (S. 48) erzählt, er sey im Jahr 1219 mit dem Priester Dietrich in dem esthnischen Bezirke Lappegunde in drei Dörfer an der Gränze von Wirland gekommen, um die Einwohner derselben zu taufen. An dieser Gränze war ein Berg und ein sehr schöner Wald, worin, wie die Eingeborenen sagten, der große Gott der Oeseler geboren war, der Tharapita heißt, und von da nach Oesel geflogen seyn soll. *) Wir vermögen den Namen nicht mit Gewißheit zu deuten, der auch Turupit geschrieben wird, **) und können natürlich auch nur unsichere Vermuthungen darüber anstellen, warum diese Gottheit nach Rügen verpflanzt worden sey, die nicht anzustellen, gerathener seyn möchte. Hier hätten wir denn einmal statt des bloßen Namens einen allerdürftigsten Mythus, mit welchem aber nichts anzufangen ist. Tharapita ist geboren in einem Hain in Esthland, und ist von da auf die Insel Oesel geflogen. Vom Fliegen der Götter erfahren wir sonst auf diesem Gebiete nichts, und sind ungewiß, wie das zu verstehen sey, ob man nämlich geglaubt, er habe Flügel gehabt oder habe die Gestalt eines Vogels angenommen, wie z. B. in der germanischen Mythologie Freya eine Falkenhülle (valshamr) hat, oder wie Odin in der Gestalt eines Adlers fliegt.

In dem Gedichte Kalewala finden wir auch auf dem mythologischen Gebiete der Finnen die Annahme der Vogelgestalt durch eine Gottheit. Louhi, heißt es daselbst, verfolgt Wäinämöinen in Adlergestalt. Freilich

---

*) Statt Tharapita wird in derselben Schrift auch Tharapilla gelesen, was aus Tharapitta durch Schreibfehler entstanden seyn mag. Parrot (Liven, Lätten u. s. w. S. 300) nimmt Tharapilla als den rechten Namen an und erklärt ihn nach seiner Art, wobei es rührend ist, daß er Mone tadelt, weil derselbe Tharapyhha geschrieben und nach seiner Weise erklärt hat, als käme es bei Mone's Schrift, d. h. bei dieser Manier auf Thatsachen an. Da Parrot's Schrift eine durchaus verfehlte, und vollkommen eben so unnütz ist wie Mone's weihsagendes Buch, so paßen ja Tharapyhha und Tharapilla recht gut zusammen.

**) Turupid dürfte unrichtig seyn, und Schafarik (II. S. 615 Note) räth auf patis, Herr, als dem Worte, woraus pit entstanden sey, dann wäre freilich Turupit oder Tharapita kein ehstnisches Wort sondern ein litthauisches, da patis nicht finnisch ist. An eine Ableitung von dem finnischen Stamme pidän, halten, dürfte allerdings nicht zu denken seyn.

ist dies Gedicht sehr spät abgefaßt, und läßt Behauptungen über das Alter einzelner Züge nur im Allgemeinen zu.

Kruse (S. 34) hält den Tharapitta für Thor. Ein Gott, sagt er, den wenigstens die alten Esthen gekannt zu haben scheinen, war der nordische Thor oder Thara. Dieser wurde, der Sage nach, in Wirland auf einem schönen Berge geboren, und floh bei der Christianisirung des Landes nach Oesel. Der Platz seiner Hauptverehrung in Esthland war, den Untersuchungen des Pastors Knüpfer zu Folge (Innland 1836. Nr. 22 flgg. 51), bei dem Dorf Ebbafer im Kirchspiele Klein Marien, an der Quelle der Pala.

Pastor Frey auf Oesel wußte nichts mehr von diesem Gott. Kruse's Vermuthung empfiehlt sich nicht besonders, denn sie sucht nur ein Stück des Namens zu erklären.

---

# Die Unterwelt.

In so fern angenommen ward, der Aufenthalt der Todten sey wirklich unter der Erdoberfläche, also unterirdisch, nannte man dieses Gebiet Maan-ala (maa, Erde, ala ein Ort, der unter etwas ist). Sie wird auch Tuonela genannt, d. i. Todtenwohnung, von tuoni, Tod, und Todesgott, welches Wort aus der nordischen Sprache in die finnische gewandert seyn mag. Rotaimo finden wir als einen Namen der Unterwelt, wo die Sünder ewig bestraft werden. Die dortige Göttin heißt Rota. In den finnischen Liedern bedeutet rota-meri einen bodenlosen See, und eine bodenlose Tiefe ist eine Vorstellung, welche sich leicht mit der Unterwelt verträgt. Die Lappen heißen die Unterwelt, die sie tief in die Erde setzen, Jabmiaimo, und opfern der Jabmiakka, der Todesmutter, daß sie den Menschen nicht wegnehme.

Die in den alten Mythologieen verbreitete Vorstellung, der Geist oder Schatten des Verstorbenen müße über ein Waßer, um in das Reich der Todten zu gelangen, ist auch hier zu finden. Dem Tode selbst, unter dem Namen Manalan-Matti, wird das Uebersetzen zugeschrieben. Daß dieser Name spät sey, ist klar, aber daraus folgt nicht, daß die Vorstellung ebenfalls spät verbreitet worden sey, denn in der christlichen Zeit gab es ja keine Veranlaßung zu einer solchen Vorstellung. Dieser Zeit aber gehört der Name an, denn er bedeutet: Unterwelts-Matthias, und ist eine jener traulichen Benennungen, wie Pellon-Pekko, Feld-Peter, welches der Name eines Feldgeistes ist.

In der finnischen Unterwelt (Manala) war ein See, Alaman-Järwi, d. i. der untere, tiefgelegene See mit Feuerwogen. Das Lied sagt (Peterson S. 70):

„In die Mitte des Alaman=järwi
Feuer schlug Ilmarinen,
Wäinämöinen blitzte
Hoch in den Himmeln,
Mit der lebendigen,
Mit der bunten Schlange,
Einmal blitzt er auf Kipumäki, *)
Achtmal durch den Himmel,
Gegen den Himmel zehnmal,
Immer gehet er fort,
Immer wendet er sich
In der Mitte des Alaman=järwi,
Den das Feuer verzehrte."

Ob die Finnen auch wie die Griechen, Germanen, Slawen, bei welchen ich es zur Genüge nachgewiesen habe, Unterwelten auf der Erde gedichtet und mit ihrem Zubehör ausgestattet haben, läßt sich nicht mit Sicherheit nachweisen, aber fast scheint es der Fall zu seyn, denn das Folgende sieht nach einer solchen Dichtung aus. Es gab nämlich einen Berg Kipumäki oder Kipuwuori, d. i. Schmerzen=Berg genannt (kipu, Schmerz, Krankheit, kiwun, schmerzen), der auch den Namen Kipula, Kipu harju hatte, was dasselbe bedeutet (harju, Bergrücken). Dieser hatte neun Höhlen, jede neun Klafter tief, und dahin verbannte man die Schmerzen. Im Kirchspiele Kemi, am Flußе Kemi, zeigt man diesen Berg mit einem flachen hohlen Steine, den mehrere Opferaltäre umgeben. Aber die Furcht hält die Leute ab, hinaufzugehen, denn wer ihn besteigt, heißt es, kommt nicht wieder lebendig zurück. Auf diesem Berge kocht des Wäinämöinen Tochter Kiwutar, d. i. die Schmerzbereiterin, auch Kiwu=neito (und Kipulan Neito), Kiwu=tyttö, d. i. Schmerzen=jungfrau oder Tochter, jedoch auch Tuonen=tyttö, d. i. Todes=tochter, genannt, den Menschen die Schmerzen. In der Rüne (Peterson S. 74) heißt es:

„Dorthin verwünsche ich die Plagen,
Wo Kiwutar an dem Keßel steht,
Wäinämöinen's Tochter am Grapen.
Worin die Plagen gekocht werden,
In der Mitte des Kipumäki.
Dort sind reißende Hunde,
Hunde von grauen Haaren,
Die früher unter den Menschen heulten,
In der Noth winselten."

Daß die Krankheiten und Schmerzen von der Todes=tochter in der Unterwelt bereitet werden, da sie den Menschen leicht in diese hinunterführen, ist eine Dichtung, die nichts Abentheuerliches hat. Wem es der Mühe nicht zu viel ist, der lese, um sich zu überzeugen, nur Virgil's Aeneide 6. V. 274 bis 281. — Auch einen Schmerzen=Quell nennt der Finne, mit dem Namen Kiiro, welches Wort nichts weiter als Schmerz bedeutet.

*) Es heißt nicht so, sondern: Ein Funke fiel, drang durch neun Himmel.

Weniger wahrscheinlich mag der Inari in Lappland auf eine Todtenwelt hinweisen. Dieser Fluß wird nämlich als ein arger geschildert, wohin man böse Geister verwies. Es heißt im Liede:

„Dahin verbanne ich dich,
Wo der häßliche Inari strömt;
Rutians häßliche Strudel sind,
Wo sich der Mond und die Sonne nicht zeigt."

(Rutia ist das nördliche Norwegen; rutian koski ist mythologisch ein reißender Strom oder Waßersturz.) Da jedoch der hohe Norden den Finnen eine Todtenwelt ist, so könnte immerhin der Inari einer solchen angehört haben, wenn wir uns auch bescheiden müßen, es dahingestellt seyn zu laßen. Einen Fluß, einen schauerlichen Waßersturz, wo alle Uebel waren, hatte der Finne in dem Kalari, welcher Name aber mythologisch ist, und dem daher keine bestimmte Gegend angewiesen ist, (kala heißt der Fisch).

So wie Waßer bei der Unterwelt sich überall findet, so ist ihr auch theilweise das Feuer nicht fremd. In der germanischen Mythologie begegnen wir demselben, und der Finne, wie das Lied vom Alamanjärwi es bezeugt, war nicht unbekannt damit. Es zeigt sich dies auch im Namen Kipinätär. In dem Liede (Peterson S. 114) wird Kipinätär Hiisi's, d. i. des Teufels, Katze genannt, die den Dieben die Schenkel zerreißt. Diese Dienerin des Hiisi nun hat ihren Namen von den Feuerfunken (kipinä, der Funke, kipinöitsen, Funken sprühen), und können diese, da sie dem Hiisi gehört, nur Funken des Unterweltsfeuers seyn.

Den Eingang zur Hölle denken sich die Esthen bei Kabbal in der Nähe von Oberzohlen. Doch giebt es auch eine andere Sage, nach welcher sie bei Odenpä, nicht weit vom Gute Samhof sich befand. Der Glaube an Wärwölfe ist bei den Esthen noch allgemein.

Die Lappen nennen ratta die Qualstätte der verbrecherischen Seelen, und rättaka den Unterweltsgott. Sie nahmen also früher oder später einen Unterschied in dem Befinden der Geister Verstorbener an.

Der Norden, wo die Unterweltsgöttin haust, führt auch den Namen Pimento oder Pimentola, d. h. Finsterniß, oder Land der Finsterniß. (pimiä, finster, pimeys, Finsterniß.) Die Lebensmutter, die daselbst die Göttin des Todes und der Todten ist, sendet von da aus Krankheiten, Schmerzen, schädliche Thiere, und heißt Gattin des Laaus (Schröter 161), welcher Name jedoch verdächtig zu seyn scheint. Aber diese Louhi, Louhiatar ist dennoch zugleich eine Luonon äiti, d. i. Mutter der Natur (äiti, Mutter), oder Luonnotar (so heißt auch die mütterliche Anverwandte).

## Der Unterweltsgott.

Die Vorstellungen vom Unterweltsgott erfuhren den Einfluß der spätern Zeit, aus welcher allein wir Nachrichten haben. Er erscheint böse, teuflisch, und die Benennungen sind zu einem Theile sogar dem Einfluße des Christenthums angehörig. So ist sogar Judas Ischarioth zu einem Teufel geworden, von welchem das Lied (Peterson S. 75) sagt:

„Juutas sank nieder bei'm Laufen,
Müde ward er, da er gieng
Zum neuen Fels des Ukko —
Schaum floß aus der Kröte Rachen,
Aus des Bösen Rache hervor. —
Dann gab ihr der Herr — (herra aus dem Germanischen
entlehnt) — eine Seele."

Mit dem Namen Panahainen hat es dieselbe Bewandtniß, denn derselbe bedeutet eigentlich den in den Bann Gethanen (panna, Bann, pannainen, pannahinen, in den Bann gethan, verflucht. Das Wort ist aus der germanischen Sprache entlehnt). Die Schlange wird Barthaar des Panahainen genannt, wie sie auch Barthaar des Hiitolainen heißt, d. h. Teufelshaar. Piessa oder Piessainen, Piessahainen ist der Unglücksgeist, der böse Geist, und erinnert an den slawischen Namen des Teufels bies, denn der Finne hat das b nicht in seiner Sprache. Paha-polwi, ein öfters vorkommendes Beiwort des bösen Geistes (bedeutet die böse Sippschaft woi paha-polwi, weh! böse Sippschaft), hat das Aussehen, ein Ausdruck der spätern Zeit zu seyn.

Hiisi, Hiitto, Hitto aber ist der gebräuchlichste Name des Unterweltsgottes, welcher jedoch auch ganz und gar als böser Geist, als Teufel unter demselben gilt. Er heißt ein Sohn des Kalewa, also ist er ein Riese, und der böse Berggeist, Waldgeist wird mit seinem Namen bezeichnet, um ihn als Berg-teufel, Wald-teufel darzustellen. Hiitola ist seine Wohnung, woselbst die bösen Geister hausen, die nach seinem Namen Hiidet heißen, und auch als Gespenster gelten. Hittolainen, Hittawainen bedeutet den von der Sippschaft dieses Gottes, zuweilen ihn selbst; denn die Schlange, die bildlich als ein Haar des Teufels bezeichnet wird, heißt auch Haar des Hiittolainen, also des Hiisi. Hittawainen gilt auch als Name eines Hundes, der die Hasen im Walde trieb, und in Carelien wie eine Gottheit verehrt wurde, um Glück auf der Jagd zu verleihen. Es wäre möglich, daß dieser Hund durch eine falsche Deutung des Namens zum Daseyn gekommen wäre, denn bei dem Namen Hittawainen konnte sich einer versucht fühlen, ihn von hitta, die Hündin, abzuleiten, und so den Gott zum Hunde zu machen. Daß der Waldteufel selbst, nicht der Hund, als der Verleiher

der glücklichen Jagd galt, möchte selbstverständlich seyn, und wohl dürfte an den Hiisi gedacht werden müßen, wenn Pastor Frey zu Pühha auf Oesel von den zu seiner Kenntniß gekommenen Resten des esthnischen Heidenthums unter den fünfzehn Gottheiten, die er aufzuzählen vermochte, den Hysi als den Gott des Fanges wilder Thiere nennt. (Scheffer sagt, daß hyse die Wölfe und Bären beherrsche.)

Ein Höllenhund Hiden-rakki oder Hijenrakki, d. i. Hund des Hiisi, wird erwähnt, und eine Hiden-Jungfrau (hiden-neitsi oder neitosia), welcher im Liede Haare gleich Stricken und Riemen zugeschrieben werden. Große Steinhaufen, die meist auf Höhen im Walde (kalmisto heißt ein solcher Platz) für Riesengräber galten, und in deren Innerem man Stücke von Rüstungen für Mann und Roß unter Asche und Todtengebeinen gefunden, nannte man Hiiden-kinkaat oder Hiiden-pesät, d. i. Teufelsgräber, weil sie aus der Heidenzeit stammten. Hiisi haukka, d. i. Teufels-Falke, bezeichnet den falco gentilis.

Lempo ist ein böser Geist und erscheint ganz wie Hiisi als Teufel. Die Schlange wird ebenso von ihm wie von diesem in bildlicher Sprache hergeleitet, und wie man die Saiten des Kantele Wäinämöinen's für Haare aus dem Schweife des Roßes Hiisi's ausgab, so heißt es auch, sie seyen aus dem Schweife des Roßes Lempo's. Wie jener ist er Riese, Kalewa's Sohn, und ha lempo! ist Verwünschungsformel, und es fehlt auch bei ihm nicht an Sippschaft, denn es finden sich auch die Namen Lemminkäinen und Lemmetär. *)

Im Liede (Schröter S. 136) kommt der Ausdruck vor: Laub gleich Lempo's Haaren, woraus sich schwerlich etwas folgern läßt.

Kilka, Kilo, Piru, Pirulainen, Petkko, Peiko, Peijakas, Peijainen oder Peijahainen, Pentelet oder Penkelet, sind Namen, die den bösen Geist, den Teufel bezeichnen sollen (peijaan heißt täuschen, und der davon abgeleitete Name ist ganz paßend für den Teufel, der ein Täuschender ist; doch heißt peijaiset auch die Begräbnißfeier; penger (Genitiv penkereen), und penter bezeichnen den Uferrand, den Grabenrand, wo man vielleicht böse Geister, die in das Waßer

*) Wenn man in der Rune von der Geburt des Eisens Lemmonlehti, d. i. Blatt des Lempo, liest, so ist das schwerlich recht, und wird wohl Lemmänlehti oder Lemmeenlehti, Seeblume, Blatt der Seeblume, zu lesen seyn, von lemmet (Genitiv lemmeen) Seeblume. Den Namen Lempo mit lempi, Gunst, Güte, lempiä, günstig, gewogen, lempeys, zärtlicher Sinn, zusammen zu stellen, und ihn für einen günstigen Gott zu erklären, geht nicht an; denn wenn auch ein Wesen der Unterwelt gut seyn oder heißen könnte, so ist doch in Lempo nur der schlimme Gott bekannt, allerdings freilich aus der spätesten Zeit.

hinabziehen, annehmen darf). Sie haben auch den biblischen Namen Saatana, und gebrauchen auch statt deßen das Wort Saakeli.

Die Lappen nennen den Unterweltsgott rätta und råttaka (rälla heißt die Qualstätte der verbrecherischen Seelen). Ihm opferte man Pferdegebeine oder ein todtes Roß, das man in die Erde eingrub, um Krankheiten abzuwehren. Daß es in der germanischen Mythologie ein Unterweltsroß gab, Roße des griechischen Aïdes, ein Roß des Charon, ist damit zu vergleichen.

An Namen für die Unterweltsgeister fehlt es nicht, denn wir finden sie benannt:

Mahiset, d. i. Erdgeister, von maa, Erde, woher Maahi und in der Verkleinerungsform Maahinen ein Schutzgeist der Erde heißt. Jene gelten für klein und hausen in der Erde. Der Maahinen aber und mit ihm der Maahi ist kaum etwas anders, als ein solcher Erdgeist, denn für ein eigentliches Schutzgeistchen ist die Erde selbst etwas zu groß.

Menninkäinen, meist in der Mehrzahl Menninkäiset (auch Männinkäinen wird geschrieben), sind kleine Geister, die in der Erde, bei Bäumen, Kirchen, Häusern ihren Aufenthalt haben, und man bezeichnet damit auch die Geister der Verstorbenen, die Gespenster.

Manulainen ist ein Name des Hausgeistes, wie Kotohaltia, der Hausgeist ist aber immer ein Unterweltsgeist. Der Hausgeist Tonttu (tontti vom schwedischen tomt, Hausplatz) zeigt sich, wie Rühs angiebt, Nachts bei den Wohnungen der Menschen. An jedem Morgen mußte man ihm Speise hinsetzen. Wollte Jemand etwas von ihm haben, so mußte er neunmal um eine Kirche gehen, worauf Tonttu erschien und Alles gewährte, was man verlangte. Er ist ganz und gar ein guter Hauskobold. Der Name Haltio, Haltia, Schutzgeist (haltu, Schutz, Herrschaft), findet sich in noch mehr Zusammensetzungen, z. B. maishaltia, die Schutzgöttin der Mädchen, mettän haltia, Waldschutzgeist. Haltiot heißt die Verzückung, das vom Geist Ergriffenseyn (wie der Grieche den Verzückten, „von den Nymphen ergriffen," bezeichnete); besonders hieß so die Extase der Zauberer.

Keijo oder Keiju werden die sehr feinen oder dünnen Erdgeister genannt, die sich gerne bei Kirchen aufhalten. Es ist jedoch damit keine besondere Gattung angegeben, sondern sie sind mit dieser Benennung nur als die herumhüpfenden, leicht beweglichen bezeichnet, eine Eigenschaft, welche den Geistern, zumal denen, welchen man eine kleine Gestalt gedichtet hat, gemein ist. (Keiju heißt die Schaukel, keikun, schaukeln, hin und her bewegen, hin und her springen.)

Rühs sagt: Bei Leichenbegängnißen und auf Kirchhöfen und Landstraßen fliegen kleine Geister umher, die Schneeflocken, Feuerstreifen, kleinen Puppen gleichen und Keijuset heißen. Sie sind schwarz und weiß,

gut und böse; sie finden sich in Zimmern ein, wo Jemand stirbt oder eine Leiche ist, und erfüllen sie mit einem übeln Geruch, genannt kalma, d. i. Leichengeruch. Wer einem wehe thun will, trägt ihm Knochen und Erde vom Kirchhof in das Zimmer, und gleich kommen die Keijuiset und quälen ihn.

Die unter dem Altare der Kirche hausenden kleinen Geister heißen Kirkowaki, das Kirchenvolk. Liegt eine Frau derselben in schweren Wehen, so kann ihr der Besuch einer Christin helfen, wenn ihr diese die Hand auflegt. Thut es eine, so wird sie reichlich belohnt.

Kuoliat nennt man die Geister, welche die Verstorbenen begleiten, die Sterbegeister, welche gleichsam einen aus dem Leber abholen. Ihren Namen haben sie von dem Worte kuolia, todt.

Liekkiö ist ein Name, der uns zeigt, daß man in Irrwischen und ähnlichen leuchtenden Erscheinungen, Geister zu sehen wähnte, denn liekki ist eine flackernde Flamme, und liehun heißt flackern. Insbesondere bezeichnet jener Name den Geist eines ausgesetzten und auf diese Weise umgekommenen Kindes, von dem man meinte, man höre es in den Wäldern schreien. Doch dient er auch um einen bösen Geist insgemein zu bezeichnen, und selbst ein schlimmer Mensch wird damit benannt. Sie glauben, sagt Rühs (S. 303) von den Finnen, an zwei furchtbare Waldgeister, wovon der eine Lekkio genannt wird: er nimmt verschiedene Gestalt an, bald erscheint er wie eine Krähe, bald wie ein Hund, ein ander Mal wie ein Mensch oder ein unbekannter Vogel, und erschreckt die Menschen; Ganander nennt ihn Leikkiö, und sagt, er habe Gewalt über Gräser, Kräuter und Bäume. (Peterson S. 84.) Vielleicht ist hier der Name Leikkiö angenommen, weil dieser an leikki, Spiel, Spaß, erinnert, und als Neckender gedeutet. Pastor Frey nennt Likki den Gott der Bäume und des Grases. Daß die feurige, hin und herfahrende Flamme der Grund sey, worauf die Vorstellung von diesem gespenstischen Wesen beruhe, ist durch das Wort selbst außer Zweifel gestellt.

Kurki heißt der Kranich, aber auch ein Gespenst, ein böser Geist (auch paha kurki genannt); in wie fern ein Zusammenhang zwischen dem Kranich und dem Gespenste seyn soll, ist nicht deutlich; denn wenn es im Kalewalagedichte heißt, daß der Kranich durch sein Geschrei Pohjola's Volk aufweckt, so erhellt aus einem solchen Verhältniße keineswegs, daß die Geister mit seinem Namen benannt zu werden geeignet seyen.

Den Alp kannten sie und nannten ihn Painajainen von painaja, der Drücker (painan, schwer seyn, beschweren, drücken), und die Esthen nannten ihn Lupainjas. Er gleicht (Rühs S. 304) einer weißen Nymphe, erhellt mit seinem Schein das ganze Zimmer und drückt den Schlafenden auf der Brust, der darüber schreit und jammert; er beschädigt auch die Kinder und macht sie schielend; er wird durch einen Besemer oder einen Stahl unter dem Kopfkissen vertrieben.

Vom Necken und Täuschen (peijaan, täuschen, hintergehen) heißt Peijainen oder Peijahainen ein böser, die Menschen neckender Geist, ein Gespenst; aber auch die Begräbnißfeier, das Todtenmahl wird so genannt.

Hattara bezeichnet auch einen bösen Geist, Pahat Hattarat, die bösen Geister (paha, böse), die dem Menschen Uebles anthun (hattaroitsen heißt: Böses stiften). Der Name ist aber nicht finnischen Ursprunges, sondern stammt vom nordischen Worte hatt, Hut, woher auch hatullinen, mit einem Hute versehen, kommt, welches auch die Bedeutung des Uebellaunigen bekommen hat, denn hatullinen mies nennt man den übellaunigen Menschen.

Mit dem Namen Kaawet findet sich auch das Gespenst bezeichnet, vorzugsweise als Todtenerscheinung, denn kaawi oder kaawet, heißt auch die Leiche, und dieser Begriff kann als der erste gelten. (Aus kaawa, Muster, kaawio. Nachbildung, könnte, wer diese Wörter für verwandt halten wollte, die Gestalt als Grundbegriff folgern.)

Kratti, Ratti ist der Gott der Schätze. Er ist aber der slawische Strat, welcher von den Finnen entlehnt ward, und deßen Namen sie beibehielten, denn daß er Kratti und selbst Ratti lautet, beruht auf der finnischen Aussprache. Zur Nachtzeit hört man ihn in Wäldern und auf Anhöhen mit Geld spielen. Schatzgräber opferten ihm einen rothen Hahn oder drei Schafsköpfe. Dieser Schatzgeist heißt auch vom aaret, Schatz, Aaret, oder Aarnet, oder Aarni.

Peterson (S. 95) sagt: Die Jami-Kiatser sind unterirdische Geister, denen die Lappen Knochen und andere Ueberbleibsel opfern. Sie meinen nämlich, die Götter und diese Jami-Kiatser umgäben die geopferten Knochen mit Fleisch und schüfen so neue lebendige Wesen. Da wäre denn die christliche Lehre von der Auferstehung des Fleisches eingedrungen.

Die Esthen glaubten an kleine Erdgeister (Ma allused), die unter Steinen, Baumwurzeln, Häusern, Thürschwellen lebten, und sich in der Neujahrsnacht in Zwerggestalt zeigten. Man meinte, wenn man sich an eine Stelle setzte, wo sie hausten, so hauchten sie dem Menschen Ausschläge an. Einen solchen Ausschlag nennt man Erdhauch (hingamine).

Feld-, Wald-, Waßer-, Berg-Geister finden sich mit verschiedenen Namen benannt, und daß die meisten Unterweltsgeister seyen, ist zu vermuthen. Von Allen aber läßt es sich nicht mit Bestimmtheit behaupten, da auch wirkliche Gottheiten, als Beschützer der einzelnen Theile der Natur, unter denselben seyn können; denn da nähere Nachrichten über diese Geister fehlen, und das Wenige, was uns von ihnen gemeldet wird, in der spätesten Zeit gelegentlich berichtet wird, so fehlt uns wirklich nicht weniger als Alles, was uns in den Stand setzen könnte, bestimmte unterscheidende Merkmale anzugeben.

Pellerwoinen heißt ein Erdgeist, von pellet, Erde, und Pellonpekko (Pelto-pekko, Pelto-pekka), ein Feldgeist. (Pekko heißt Peter, und ist aus diesem fremden Namen gebildet; offenbar ist also der späte Ursprung des Namens. Pekko heißt auch der Bär, der Hase, und selbst die Bußbank in der Kirche.) Die trauliche Benennung dieses Geistes mit einem gewöhnlichen Menschennamen darf nicht befremden, denn sie findet auch sonst Statt. *) Ein Sohn des Pellerwoinen wird

## Sämsä

genannt, der für einen starken Gott galt und die Bäume pflanzte.

Wenno heißt eine mythologische Person, welcher z. B. ein Quell zugeschrieben wird, und der Stier, der sich im dichtesten Waldesdunkel aufhält, mit welchem Sämsä die Landstriche pflügte, die er mit Baumsamen besäen wollte. Gewöhnlich bedeutet wenno den Freund, Kamerad; Sämsä pflügte also mit des Freundes Stier (wennon härkä), welcher im Lied uljamoinen, d. i. der stolze oder tapfere, zubenannt wird.

Tapio ist der Wald- und Jagd-gott, deßen Wohnung Tapiola heißt, mit welchem Worte man daher einen dichten Wald, einen Jagdort benennt. Tapiolatar und Tapiolainen bezeichnen den aus der Sippschaft des Tapio, seinen Hausgenoßen, den Waldbewohner. Man gab ihm den Beinamen des Guten, des Günstigen, Hippa (hippa, gelenksam, geschickt, artig, gewogen); und redete ihn z. B. an Metsän-Hippa, d. i. du Gütiger des Waldes. Man findet aber auch die Benennung Metsän-Hiisi, und Hiisi ist eine Benennung des Unterweltsgottes, des Teufels, so daß damit ein Geist als Waldteufel bezeichnet ist, welcher dennoch Tapio seyn könnte, denn dieser war als Waldgott oder Waldgeist trotz des freundlichen Zunamens, ein unheimliches Wesen. Daß ihm ein Hahn geopfert ward, beurkundet ihn als unterweltlich. Man schrieb ihm einen langen Hals zu, denn man gab ihm das Beiwort Kuippana (kuippana s. v. a. kaikkana, mit langem Halse). Ferner

---

*) In der Rune von der Geburt des Seehundes (Schröter S. 57) heißt es:

„Tagesvogel, kleine Schwalbe,
Tagesvogel, Fledermäuschen."

Fledermäuschen ist falsch und der ganzen Rune widersprechend, soll aber die Uebersetzung von pölli-pakko seyn. Der Finne Gottlund, der Herausgeber dieser Rune, soll sich einer unstatthaften Orthographie bedient haben. Wahrscheinlich hat der Fehler seinen Grund in einer falschen Auffaßung des Namens pikku-pöllo (pölö, pölhö) strix passerina (pöllö, Art Eule, pökkö, Art Falke), und die Rune nannte die Schwalbe pellon-pekko, einen Geist des Feldes, dem sie den Frühling bringt.

heißt er Halliparta, d. i. Braunbart, Rothbart. *) Der Wald heißt Mehta und dies Wort bezeichnet auch die Waldgottheit, daher auch Mehtola als deßen Wohnung genannt wird. Sicher ist das kein anderer als Tapio, und da Mehtolan Emänta, die Hausfrau der Mehtawohnung genannt wird, so ist sie als Gattin des Waldgottes gedacht worden. (Schröter S. 161.)

Metsän-Ementä, die Waldmutter, Tapio's Gemahlin und Tapiola's Herrin wurde auch mit dem Schmeichelnamen Sim-sirkku, blauäugige Schwester, angeredet. Von ihr heißt es im Liede (S. 54):

„Ihr Haar floß in goldenen Locken,
Ihr Haupt trug einen goldenen Schmuck,
Goldene Tücher schmückten ihre Hände."

Die heilige Anna hat dieser Göttin ihren Namen herleihen müßen in der Rune von den Vögeln:

„Annikka, Tawoin Emäntä,
Annikka, du Tapio's Wirthin!"

Schwerlich ist die Waldes-Alte, Metsän Eukkio, eine andere, als diese (eukko, die alte Frau). Auch wird uns von einem zottigen Wald-weibe gemeldet, aber nur, daß dasselbe Willatar, d. i. die Wollige, heiße (willa, Wolle). Den Namen Kyö oder Kyöpeli findet man auch als den eines Waldgespenstes, aber ohne nähere Bezeichnung.

Pinneus wird als ein Sohn Tapio's angeführt, von dem aber sonst nichts bekannt ist. Hongas ist die Göttin der Fichten (honka, Genitiv hongar, die Fichte). Man ruft sie zum Schutze gegen den Bären an. Peterson (S. 51) führt Hongatar als Tannengöttin an, mit welcher ihr Gemahl Hongonen den Bären erzeugt, und die ein sehr unfreundliches Gesicht hat.

Wir finden aber auch den Namen Ajattaro, Ajattara als den eines Waldgespenstes, welches furchtbar ist, Wanderer irre führt und den

*) Ein Waldgeist Rotimo soll ein Verfinsterer des Mondes gewesen seyn, nach Ganander's Ansicht, welche Schröter (S. 164) gelten läßt. Dieser übersetzt die den angeblichen Mondverfinsterer betreffende Stelle:

„Rotimo hieb eine Esve,
Hüllt die Sonn' ein mit den Zweigen,
Mit den Spitzen Mond umringte."

Er wäre also auch ein Verfinsterer der Sonne gewesen. Allein diese Auffaßung des Liedes ist ganz verdächtig. Ratimo ist Beiwort alter ästiger Bäume, z. B. rutimo-raita, alter Weidenbaum, und davon wird auch im Liede die Rede seyn, so daß es heißen muß — — „hieb eine große alte Esche, die mit ihren Zweigen Sonne und Mond berührte." Freilich liest man auch S. 80 und 81 von Rotimo's Gränzgang (rotimon rajan, raja heißt Gränze), das wird aber auch nur ein alter Gränzbaum seyn.

Jägern oft übel mitspielt, und öfters als weibliches Wesen erscheint. Lemmes wird bloß als ein Waldgeist genannt, dem ein Lied bei Petersen (S. 83) die Erschaffung der Erle zuschreibt. Als Waldpflanzer wird Kytölainen genannt. In einem Liede (S. 83) heißt es von ihm:

„Herzlich weinte Kytölainen,
Wiholainen (d. i. die rothe Ameise) klagte;
Eine Thräne floß aus seinen Augen,
Die eine folgte der andern,
Am Ufer erwuchsen Weiden."

Kati, d. i. der Neidische, ein Neidgeist (katens, Neid, Mißgunst), 2) ein Waldgeist, eine Waldnymphe im Liede (Peterson S. 82):

„Die schöne Kati, die junge Nymphe,
Steckte ein Haar ins Tuchgewebe,
Ins dunkele Pelzwerk des Ukko,
Daraus entstanden die Bäume."

Die Benennung scheint der Ansicht zu gehören, welche alle derartige Geister zu bösen Geistern machte.

Unter dem Namen Köntös wird ein Beschützer des Waldes angegeben, und als ein Ackergott Egres (Renvall möchte Eures oder Euret für die rechte Namensform halten) wird für einen ländlichen Gott in Carelien ausgegeben, der besonders Bohnen, Rüben, Kohl, Hanf und Flachs schützte. Als solchen Gott führt ihn auch Paster Frey auf Oesel an.

Rongoteus wird von Agricola als Saatgott in Carelien genannt, aber Renvall sagt, dieser Name klinge ganz und gar nicht finnisch. (ru'is, Genitiv rukiin heißt finnisch der Roggen, rukiinen ist das davon gebildete Beiwort.) Paster Frey führt den Rongoteus als Gott des Roggens, Pellopekko, als Gott der Gerste, Wierancannes als Gott des Hafers an. (Wieracannos, bei Scheffer Lapponia. p. 59.)

Ahtolainen gilt als ein die Wanderer plagender Berggeist (ahdet, ahleinen, Hügel, ahteellinen, hügelig).

Kankatar ist ein weibliches Wesen, das sich in Sandheiden aufhält (kankaro, Sandheide).

Juoletar (männlich und weiblich) ist ein Waßergeist, der sich in Flüßen aufhält, ein Neck, eine Nixe. In dem Liede heißt es:

„Juoletar schöner Herrscher (Juoletar Ukko Kaunis),
Goldner König des Waßers,
Erhebe dich aus deiner Quelle,
Um mir Hülfe zu leisten u. s. w."

Petersen (S. 67) nennt die Hillerwo seine Gemahlin, Renvall aber erklärt diesen Namen von einer Waldfrau.

Aus der germanischen Mythologie nahmen sie auch jenen Namen an, denn sie nennen auch einen Flußgeist Näkki (vom nordischen näck), der die Menschen in das Waßer hinabzieht. Man schrieb ihm eiserne, d. i. starke, Zähne zu. Eine esthnische Sage lautet: Auf dem Gras am Ufer wurde ein Mädchen von einem schönen Knaben angehalten, der einen schönen Bauerngürtel anhatte, und sie nöthigte, ihm ein wenig den Kopf zu kratzen. Als sie dieses that, ward sie unvermerkt durch seinen Gürtel an ihn gebunden, jedoch das Kopfkratzen schläferte ihn ein. Indeßen kam eine Frau und fragte das Mädchen, was es da mache? Das Mädchen erzählte den Vorgang und machte sich dabei von dem Gürtel los. Der Knabe war jetzt fest eingeschlafen und der Mund stand ihm weit auf. Da rief die näher stehende Frau auf einmal aus: Ha, das ist ein Neck, sieh' seine Fischzähne! und sogleich verschwand der Neck. (Etwas über die Esthen S. 51.) Auf Steinen im Waßer zeigen sich diese Geister manchmal, schmücken ihr goldfarbenes Haar und laßen ihren lockenden Gesang hören. Trotz dieser schönen Gestalt schreiben ihnen die Esthen auch eiserne Zähne zu.

Neitonen Norosta wohnt in wasserreichen Thälern. (neito, Jungfrau, norosta, naßes Thal, Thalbächlein.) Aus der Milch ihrer Brust wachsen die Birken. Ein Lied (Peterson S. 80) sagt:

„Erhebe dich, Neitonen Norosta,
Vom Lager des Hiden-poika,
Von der Seite des beeisten Kindes!
Dein Gewand bringe aus der Kälte u. s. w."

Wesi-Hiisi, der böse Waßergeist, der Waßerteufel. Man glaubte ihn aus dem Waßer in ein Gefäß bannen zu können, um anderen Menschen damit zu schaden. Besonders plagt er die Diebe. (Peterson S. 80.)

Nyrket bezeichnet einen Absturz, einen jähen Ort und einen dort hausenden Geist.

Kari ist eine Meeresklippe oder Sandbank, und ein Geist der Meeresklippen oder Gebirgs-Waßerstürze. Karilainen bezeichnet einen Diener des Kari, und einen Klippenbewohner. Doch über ihn sehe man weiter unten den Artikel Zwerge.

Als Personification des Winterfrostes erscheint

## Hyytämöinen,

und sein Name bezeichnet ihn als Frosterreger. hyy, Reif, hyydyn, hyydän, hyytän, gefrieren, hyytö, Reif, Frost, und im Liede personificirt, Frosterreger. Der Winter wird in der Rune (Peterson S. 43) Sohn des Hyytämöinen *) genannt. Aus seinem Geschlechte stammt

*) *Ärjämöinen*, zornig, murrend, ist ein Beiwort des heftigen Frostes. Peterson (S. 115) sagt, so heiße ein Gott des Winters, was aber nicht der Fall zu seyn scheint.

## Puhuri,

d. i. der Bläser, der Nordwind, der seinen Namen von puhun, blasen hat, und dieser hat zum Sohne den

## Pakkainen oder Pakainen,

d. i. den Frost, welcher sich am reißenden Strome oder Waßerfall Kiron-Koski in Lappland aufhielt mit Hyytö, denn dort war der Ursprung der Kälte. Kiro (Genitiv Kiron) heißt Fluch, und Koski, reißender Strom oder Waßerfall.

Als eine Göttin des Windes wird

## Tuuletar

genannt (tuuli heißt Wind). Man rief auch den Tuulipoika Pohjolainen, d. i. den Windsohn des Nordens an gegen das Feuer. So in einem Liede bei Petersen (S. 61, wo aber für tulipoika, d. i. Feuersohn, gewißlich tuulipoika gelesen werden muß).

## Hiilitär

war eine Vorsteherin der Kohlen, des Feuers (hiili, Kohle). Das Lied sagt:

„Palo's (palo, Brand) Tochter, Nordens Jungfrau,
Hiilitär, Tapio's Gattin (Waldes- oder Holzes-Gattin),
Sie wendet das Knie in heißer Asche,
Den Arm in Feuerfunken,
Hengst lief aus Pohjola,
Von dort nahm sie die Kälte,
Sie nahm das Eis zum Kühlen,
Aus dem Munde des nordischen Roßes,
Mit jener Kälte heilte sie,
Sie kühlte mit jenem Eise
Alle angebrannte Stellen,
Alle Wunden von Feuer erregt."

Also heilte sie als Vorsteherin des Feuers, die demselben gebot, die Brandwunden.

## Antero, Antera

sind die männliche und weibliche Schutzgottheit des Bades und gewähren Heilung. Anterinen ist ein Sohn oder Diener, Anteretar, eine Tochter oder Dienerin dieser Gottheit (auwer heißt Badhitze, Baddampf).

## Munnu

wird als ein weibliches Wesen des Heilens genannt. Ob bloße Personification, ob Name oder Beiname einer wirklichen Göttin, wißen wir nicht.

### Waawutar

macht die Kinder weinen, und heißt so von waawulan, krächzen oder weinen machen (waawun, waa'un, krächzen, weinen wie ein Kind).

### Wauwutar

quält die Kinder, und hat ihren Namen von wauwa, Kind.

### Äimätär

ist eine Göttin, welche Schmerzen bereitet, benannt von äimä, Ahle, Stopfnadel, welche also stechende Schmerzen verursacht (äimistän bedeutet Qual leiden). Sie soll vom Frühlingswinde schwanger, Wölfe geboren haben.

### Waiwiotar

wird als die Plagerin genannt, und waiwa heißt Mühe, Plage.

### Eteletär

heißt eine weibliche Personification des Süden (etelä, Süden).

### Äijätär

gilt als Schutzpatronin des Alters oder langen Lebens (äijä, der Alte, der Greis, der Großvater oder Urgroßvater).

Kekri wird ein Geist genannt, welcher als Segner oder Schützer des Viehes gilt. (Gott der Vermehrung des Viehes, bei Pastor Frey.) So heißt aber auch ein Festmahl, welches die Finnen im Herbst um die Weihnachtszeit, zu Ehren des Kekri, feierten, und jetzt ist es das Fest Allerheiligen. Es werden Lieder gesungen, und die Badestuben werden gereinigt, auch Badewaßer und die Badequasten zurecht gemacht für die heiligen Männer, die, wie man glaubt, zum Bade kommen. Man zieht von einem Hofe zum andern, und trinkt Branntwein. Kekritar, die Tochter oder Dienerin des Kekri fehlt nicht, da sich ja immer neben den mythologischen Hauptnamen solche Nebennamen finden. Nehmen wir Rücksicht auf die Zeit des Kekrifestes, und daß Allerheiligen an seine Stelle getreten ist, so ergiebt sich Kekri als Name für die Unterweltsgeister, die zu jener Zeit gesühnt wurden, damit sie günstig gestimmt keinen Schaden anrichteten. Es war ein Jahresfest der Seelen, die gesühnt und gefeiert werden mußten. Dem Feldbau und der Viehzucht konnten die Unterweltsgeister den größten Schaden zufügen, oder auch das beste Gedeihen gewähren. Beim Mahl am Allerseelentag, welches die Esthen ihren Todten geben, bitten sie diese, wann sie sie fortschicken, sie möchten nicht auf das Roggengras treten und die Wurzel nicht verletzen, damit es keinen Mißwachs gebe. Uebrigens wird statt Kekri auch Käyri, Köyri, Körri gesagt, und man versteht auch ein Gespenst darunter.

Käitös, der Schutzgott des Viehes, möchte wohl auch nicht leicht etwas anderes, als ein unterweltlicher Geist seyn. Unter dem Namen Para (schwedisch bjära) kannten sie auch einen Schützer des Viehes.

Die Schlange muß wohl auch bei den Finnen ein Sinnbild der Erde gewesen seyn, und folglich auch der Unterweltsgeister. Wir finden in Mammelainen eine böse Schlangenmutter, welche die unterirdischen Schätze bewacht, und dazu besteht der Name Mamotar, um ein Wesen aus ihrer Sippschaft zu bezeichnen. Beide Wörter gehören zu mamma, Mutter. Die Schätze werden von unterweltlichen Geistern bewacht, und wenn dies der bösen Schlangenmutter zugeschrieben wird, so läßt sich daraus schließen, daß die Finnen gleich anderen Völkern auch der Schlange das Hüten der Schätze zugetheilt haben. Teuflisch aber ist ja dies Thier, von dem es in der Schlangenbeschwörung heißt (Schröter S. 47):

„Bist Haarstrehle Hittolainen's,
Panahainen's Barteshärchen,"

wie sie auch von Juutas und Lempo abgeleitet wird, um sie als teuflisch zu bezeichnen. Als Schlangenerzeuger wird

**Kyytöläinen** oder **Kyitöläinen**

genannt, aber es ist von ihm sonst nichts bekannt. Wir finden auch einen weiblichen mythologischen Namen

**Käres,**

von welcher Petersen angiebt, sie sey eine Schlangenbeschützerin gewesen, und da auch von diesem Namen die Ableitung

**Käreitar**

nicht fehlt, so nennt er diese die Aufseherin der Füchse. Das ist nicht zu glauben, und beruht wohl auf einem Irrthume, wie so manches, was er angegeben, denn was sollen die Füchse bei den Schlangen. Er nennt auch (S. 119) einen

**Kämöinen**

als Schlangenbeschützer, und scheint sich auch hier geirrt zu haben, denn von einem Kämöinen weiß man nicht, wohl aber heißt karmeinen oder kärmehinen schlangenreich, von kärmet, Schlange.

Bei den Lappen, so wird gemeldet, gab es einen

**Leibolmai,**

den man als einen Gott der Schützen, des Thier- und Vogelfangs ansah, und dem man opferte, auf daß er gute Jagd gewähre. Scheffer nennt (S. 59) den

**Nyrcke**

als Gott der Eichhörnchen, und den

**Hyrtawanes**

als Patron der Hasenjagd.

Die Lappen haben große Furcht vor den Verstorbenen, besonders vor den Geistern ihrer Verwandten, und opfern den Todten. (Scheffer S. 93 flg.) Sie glauben, daß Geister in Felsen, Bergen, Seen oder Mooren herumschweifen. Besonders opfern sie dem Jul-schwarm, der durch die Luft zur Weihnachtszeit einherzieht.

Heilige Wälder, große Tannen-, Fichten- und andere Bäume, an denen kein Zweig abgerißen werden durfte, so wie Steine, Berge, Quellen, Höhlen u. s. w.; z. B. Bach Wohanda, Lirenhöhle bei Salis, sind bei Finnen, Lappen, Esthen Opferstätten, wo sie Milch, Geld, Stecknadeln, bunte Wolle darbringen, um verlorene Sachen oder die verlorene Gesundheit wieder zu erlangen. Niemand rührt etwas davon an, oder nimmt es weg, aus Furcht, das Leben zu verlieren oder blind zu werden. Dem Feuer opfern die Esthen ein Huhn, was sich auf die Geisterwelt bezieht, da der Hahn mit dieser in Verbindung steht.

---

## Zwerge.

Die kleinen Geister haben bei den Finnen eine eigenthümliche Heimath erhalten, nämlich eine Vögelheimath, Lintu-koto, *) (lintu, Vogel, koto, Wohnung), worunter man einen Aufenthaltsort verstand, in welchem die Zugvögel während des Winters verweilten. Dieser Ort galt als Heimath der Zwerge, und der Zwerg wird Lintukotolainen, d. i. Bewohner der Vögelheimath, genannt. Die wahre mythische Heimath der Zwerge ist in der Erde, der Unterwelt, und in eine Unterwelt sind demnach die Vögel während des Winters eingegangen in das Reich dieser kleinen Geister.

In einer ganz andern Weise findet sich in dem bekannten Mährchen von den Kranichen, welche mit den Pygmäen kämpfen, der Vogel mit den Zwergen in ein Verhältniß gebracht. Da ist es der Vogel, welcher mit dem Frühlinge gezogen kommt, der die bösen Geister der Unterwelt,

*) Die Milchstraße heißt linnun rata, Weg des Vogels, daß aber damit ein mythologisches Verhältniß berührt sey, ist nicht wahrscheinlich. Indem sie das Nordlicht rewon tulet benannten, von repo (Genitiv rewon), Fuchs, haben sie wahrscheinlich auch nichts Mythologisches im Auge gehabt.

welche während des Winters eine große Macht haben, bekämpft und vertreiben hilft.

Ob die Finnen ihren Zwergen die Metallarbeit in den Bergen zuschrieben, wie die germanische Mythologie es gethan hat, können wir nicht mit Gewißheit bestimmen. Daß aber ein Unterweltsvolk es war, dem sie dieselbe zuschrieben, ist gewiß. Sie nennen nämlich die Wuorenwäki, d. i. die Berg-leute, als das böse Volk des Hiisi, d. i. des Teufels, welches in den Bergen die Metallarbeit machte, aber auch oft in Menge heraus kam und schöne Frauen entführte. Betrachtet man aber, was von Karilainen gesagt wird, so wird man nicht ohne alle Wahrscheinlichkeit vermuthen, auch die Finnen hätten die Geister der Metalle oder Metallarbeit als kleine Leute betrachtet, die man mit den Zwergen vergleichen kann. Das Lied sagt (Petersen S. 53):

„Karilainen der unansehnliche,
Grub mit den Fersen in der Erde,
Mit den Zehen bewegt er sie;
Da erhob sich Herhiläinen aus der Erde,
Aus den Fußtapfen des Karilainen;
Schon war der dritte Tag da,
Und Karilainen, der unansehnliche,
Grub noch immer mit den Fersen;
Da erhob sich Mehiläinen aus der Erde,
Aus den Fußtapfen des Karilainen;
Dieser zog nach Honig,
Ueber acht Seen hin,
Zu zehen Meeren,
Um Arznei zu holen.“

Herhiläinen heißt die Hornisse, Mehiläinen, die Honigbiene, von mehi, Honig. Karilainen bedeutet den Klippenbewohner, von kari, Meerklippe, und in der Mythologie einen Gott, der Klippen bewohnt, Karilainen aber einen Sohn oder Diener des Kari. Man betrachtete denselben als einen Gott des Eisens in den Bergen, der aber schwächlich war (kaita poika, schmaler, schwächlicher Knabe, ist oben durch: der unansehnliche, übersetzt). Besonders wird die Biene angerufen, in den Wald (Metsola, Tapiola) zu fliegen, ja selbst über Sonne, Mond und Sterne zu fliegen, um Honig zu Arznei, zu Salbe für Eisenwunden zu holen. Wegen dieses Verhältnisses des Honigs zum verwundenden Eisen ist der Gott, der das Eisen schmiedet, der Schöpfer der Biene. Er giebt das verwundende Eisen, kennt aber auch und gewährt die Heilung der Wunde, die es geschlagen. Die Hornisse wird um ihrer Verwandtschaft willen mit der Biene ebenfalls von ihm erschaffen.

Der Ausdruck, schwachgliedriger Knabe, zeigt den Karilainen uns so, daß wir in ihm einen den Zwergen nicht unähnlichen Unterweltsgeist

vermuthen dürfen, der im Gestein und den Bergfelsen hauste, das Eisen der Berge in seiner Gewalt hatte und darum Schmied desselben war. Mit der Lahmheit des griechischen Feuergottes Hephästos darf man seine Schwäche nicht vergleichen, weil der Feuergott nur deßhalb für hinkend galt, weil die Flamme stets hin- und herschwankt.

Riesen (Jätti, Riese, Jättilä, Riesenheim, auch Jäppi, Jäppilä sind aus dem Germanischen entlehnte Namen) spielen auch in dem finnischen Volksglauben eine Rolle, und mitunter eine sehr derbe. In der finnischen Sage zerriß der Riese Soini, der den Beinamen kalkki (entlehnt aus dem deutschen Schalk) führte, als dreitägiges Kind seine Windeln; an einen karelischen Schmied, Köyrötyinen, verkauft, sollte er deßen Kind warten, stach ihm aber die Augen aus und aß sie, vergrub es und verbrannte die Wiege. Als ihm sein Meister dann befahl, die Felder einzuzäunen, nahm er ganze Tannen und Fichten, die er mit Schlangen durchflocht. Dann sollte er die Heerde weiden, die Hausfrau hatte ihm aber einen Stein in das Brod gebacken, was ihn so wüthend machte, daß er Bären und Wölfe rief, welche der Frau die Schenkel zerfleischten und die Heerde zerrißen. Bei den Esthen heißt es, er habe grasreiche Landstriche mit einem hölzernen Pfluge gepflügt, auf denen nun kein Gras mehr wachse, auch stelle er den Frauen nach. Soini war ein Sohn des Kalewa, des Riesenvaters, und hat seinen Namen vielleicht vom Sumpfe, denn soinen für suoinen bedeutet den Sumpf, den See. Das Mährchen erzählt auch, daß Riesen zu Kemisocken gehaust hätten. Eine Riesenjungfrau nahm einmal in den Schooß ihres Kleides Pferd, Pflüger und Pflug, und trug sie hin zu ihrer Mutter, die sie fragte: Was für ein Käfer mag das seyn, Mutter, den ich da fand in der Erde wühlen? Die Mutter sagte: Thu's weg, mein Kind, wir müßen fort aus diesem Land, und sie werden hier wohnen. Mit dem übermüthigen Riesen Joukkawainen, der, obgleich jung, den alten Gott Wäinämöinen zu übertreffen vermeint, läßt sich dieser in Wettstreit ein und besiegt ihn.

Koljumi wird als böser Riese genannt, doch bezeichnet dieser Name eben nur den Riesen, nicht aber eine böse Eigenschaft, denn er heißt so von dem Worte koljo, riesenhaft, groß von Gestalt. Er ward mit einem feurigen Schwerdte erschlagen. Bei Peterson (S. 117) wird ein Riese Hirmu genannt, und sollte es wirklich ein Riesenname seyn, nicht aber ein Mißverständniß, woran es bei ihm grade nicht fehlt, so wäre er der Riese: Schreck (hirmu, der Schreck, hirmuinen, schrecklich, sehr groß, riesengroß, und letzteres Wort würde geeigneter für einen Riesen seyn). Dem Riesen: Schreck würde, was den Namen betrifft, Kammo, der Schreck, der Schauer, und mythologisch der Schreckgeist scheinbar zur Seite stehen, doch ist dieser wohl der personificirte Schreck, zum mythischen Wesen gedichtet.

Wäki-Turilas erscheint als ein starker Riese, welcher ein Freßer ist (turila oder turilas bezeichnet einen Freßer, und ein sehr gefräßiges Insect wird so benannt). Eine Freßerin kennt der finnische Mythus ebenfalls unter dem Namen

## Syöjätär,

deren Brustschnalle aus einer Schlange besteht. Sie hat ihren Namen von syön, eßen, freßen (syöläs, Vielfreßer).

## Kihawanskoinen

wird als einer der Söhne Kalewa's angeführt, und war also ein Riese, von welchem aber nichts bekannt ist, was ihn näher bezeichnet.

An Riesensagen fehlt es auch den Finnen nicht, wie man sieht. Den Vorrang erhielt, wie es scheint,

## Kalewa's Sohn.

Die Esthen nennen ihn gewöhnlich Kallewe poëg (was eben nur Riese bedeuten soll, weil Kalewa's Söhne Riesen sind), und die Nachrichten über seine Thaten sind aus dem Munde mehrerer Esthen niedergeschrieben und mitgetheilt im Inlande (Nr. 32 vom Jahr 1836) und von Kruse, Urgeschichte des Esthnischen Volksstammes u. s. w. (S. 176 flgg.)

Er war ein Riese, der Bäume brach und darauf lag, wie auf Stroh. Er stammte aus dem Geschlechte der alten Götter, arbeitete für die Esthen und litt für sie, ein Sohn des alten Kallew (Káallew). Dieser war ein gewaltiger Herrscher über Land und Meer. Er hatte zwei Söhne, und als er zum Sterben kam, sagte er zu seinem schwangeren Weibe: Du hast zwei Söhne und wirst einen dritten gebähren, der mir am ähnlichsten seyn wird in That und Gesinnung. Meine Herrschaft will ich nicht theilen. Wenn der dritte herangewachsen ist, so mögen sie das Loos entscheiden laßen. Er starb. Sein Weib beweinte ihn, grub mit ihren Händen ein Grab und legte ihn hinein, und trug Steine darauf zu dem Denkmale. Wer den Glint in Reval sah, hat dieses sein Grab gesehen. Aus den Thränen der Wittwe sammelte sich der obere See bei Reval. Der dritte Sohn ward ein gewaltiger Mann. Er schlug seinen Brüdern vor, bei dem Sadegerwschen See bei Dorpat zu losen um die Herrschaft. Nun wählten sie drei gleiche große Steine und stellten sich neben einander. Der Aelteste schleuderte den Stein in weite Ferne, als wenn er fallen sollte, wo Himmel und Erde sich berühren; aber er senkte sich steil und fiel am andern Ufer nieder und wurde vom Waßer bedeckt. Der Zweite warf ihn noch weiter ans andere Ufer, und der dritte, Kallewe poeg, der jüngste an Jahren, aber breiteste an Schultern, schärfste an Augen, stärkste an Kraft, schleuderte ihn um vieles weiter. Sie wateten nun durch den See, und als die

Brüder den Stein des jüngsten am weitesten geschleudert sahen, so wanderten Beide aus, neue Herrschaften zu suchen. Der Jüngste war nun König des Landes, nahm Schwerdt und Pflug in Besitz, und beackerte das ganze Land, so daß die Furchen die Berge und Thäler wurden; am kenntlichsten in der Nähe des See's. Auf dem Steine des Kallewe poeg opferte man zum Andenken ein Geldstück, oder was einem sonst lieb ist.

Er gieng einst durch den Peipussee, der ihm kaum zum Leibe reichte, und verjagte einen Zauberer, der ihn durch Sturm in dem Waßer belästigte. Als er aber nachher schlief, kam dieser zurück, entwandte ihm sein Schwerdt, welches in das Waßer eines Baches fiel, aus welchem er es nicht wieder heraufbringen konnte. Als Kallewe poeg an den Bach kam, blinkte es ihm entgegen und hielt einen Wechselgesang mit ihm, aber er ließ es liegen, damit es in Zukunft Braven freiwillig diene. Die Esthen hoffen noch auf den Erlöser, der sich desselben bedienen könne, dem es sich aber von selbst zeigen und den es ansingen muß. Der Oheim des Kallewe poeg hatte dasselbe in Finnland geschmiedet in sieben Jahren von siebenerlei Eisen unter sieben Zaubersprüchen täglich, und es war gehärtet in sieben Waßern, im Meere, Peipus, Werzjärw, in der Embach, der Aa, im Pädjafluß und im Waßer des Himmels (Regen).

Drei Söhne jenes Zauberers überfielen ihn dann mit Waldbäumen, die sie aus den Wurzeln rißen, er jagte sie aber in die Flucht, ermuntert von einer feinen Stimme aus dem Walde Diese war die Stimme des Igels, dem er, weil er nackt war, ein Stück seines Pelzes dankbar zuwarf, woher der Igel seine struppige Haut hat. Sein Weg führte ihn dann an einer Höhle in Kabbal vorbei, wo er drei Jünglinge um einen Keßel am Feuer sitzen fand. (Was er dort that, wird nicht gemeldet, aber die Sage der Esthen kennt dort einen Eingang zur Hölle.) Als er am vierten Abend im Moos an der Pipschen Straße ruhte und eingeschlafen war, stellte sich die Tochter des Zauberers mit dem einen Fuß auf den einen, mit dem andern auf den andern Berg über ihn und ließ einen warmen Waßerstrahl auf ihn laufen. Er warf einen Stein und verstopfte den Quell. Noch jetzt verstopft ein gewaltiger Stein an der Seite des Berges ein schwarzes Loch, aus welchem die Quelle des Baches von Raudoja entspringt, bei Pillopal (pillu, weibliche Scham, palo, Hitze, Brand).

(In der Edda erscheint, als Thor durch einen Strom waden will, eine Riesenjungfrau, in gleicher Stellung den Strom anschwellend, und Thor verstopft ebenfalls durch einen geworfenen Stein den Quell. Bei dem Einfluße des Nordischen auf Finnland mag dieser Zug von dort entlehnt seyn, und die derbe Benennung von Pillopalo mag die Wahl der Localität veranlaßt haben.)

Manche Sagen giebt es von ihm, wie er Felsen schleudert, Eindrücke seiner Finger in Steinen zurückläßt, Hügel bildet, wo er Sand schüttet, den Peipussee gräbt, kurz das Einerlei der Riesensagen um die ungeheuere Stärke zu bezeichnen.

Seinen Tod fand Kalewe poeg durch sein eigenes Schwerdt. Er hatte zu diesem, als er es im Bache zurückließ, gesagt: Wenn der, der dich getragen (er meinte den Zauberer), durch das Bächlein geht, so schneide ihm die Beine ab. Nun gieng er selbst einmal durch den Bach, und das Schwerdt schnitt ihm die Beine ab. Die Götter goßen umsonst heilenden Kräutersaft in die Wunden, er starb und man klagte um ihn, und wird klagen, so lange die esthnische Sprache dauern wird. Als seine Seele in den Himmel kam, besorgte Allvater von dem starken Manne muthwillige Streiche, wenn er müßig blieb. Da nun der Teufel und seine Gesellen dem Alten vor einiger Zeit ungehorsam gewesen waren, ward dem Kallewe poeg das Amt ertheilt, Ordnung in der Hölle zu halten. Nach einer andern Sage verschwand er bei der Erscheinung Christi und ward an die Pforte der Hölle genagelt.

Eine Riesensage kann jedes Volk haben, bei welchem sich eine Mythologie ausbildet, aber dieser Kalewassohn ist ein Riese ungewöhnlicher Art, und was wir noch derartiges in den finnischen Runen finden, erklärt sein Verhältniß nicht. Er ist trotz seiner Riesenhaftigkeit ein Freund der Götter und Menschen, deßen Tod beklagt wird, und er bekämpft das Ungeheuerliche, wie er auch zuletzt noch Ordnung in der Hölle hält. Bei der bedeutenden Berührung des germanischen Nordens mit Finnland lernte dieses ohne Zweifel auch den Thor des nordischen Mythus kennen, und es scheint, daß man daraus den Sohn Kalewa's bildete, denn Thor ist der riesige Bekämpfer des Ungeheuerlichen, der Helfer der Götter und Menschen, der die Unterwelt bekämpft. Ist doch auch der komische derbe Zug von jener Riesenjungfrau mit den gespreizten Beinen genau dem nordischen Mythus entsprechend, nur etwas mehr in das Gemeine oder Menschliche herabgezogen.

Auf der Insel Oesel ist die Sage von Töll, dem Riesen, von dem man nichts weiß, als Größe (er watete neun Meilen durch das Meer) und Stärke. Er sagte bei seinem Tode, man solle, wann der Feind komme, nur seinen Namen rufen, so werde er kommen und helfen. Einst rief ein muthwilliger Knabe an seinem Grabe: Töll, der Feind kommt! Töll erschien, da er sich aber geneckt sah, erschien er nicht wieder. (Kruse S. 186 flg.) Auch curländische Sagen von großen Steinen und dergleichen hat Kruse (S. 187 flgg.), die aber wahrhaft Mythologisches nicht enthalten.

Wie anderwärts finden wir auch bei den Finnen Vögel von gespenstiger Art. So kommt in der Liederdichtung Tia vor, als ein

arges Wesen, als erschreckender Vogel (tiainen bezeichnet einen kleinern Vogel, als Finke, Specht, besonders Meise).

Kalewala, ein Heldengedicht, welches wir als eine der Quellen der finnischen Mythologie betrachten müßen, belehrt uns in folgender Weise.

Rune 1. Wäinämöinen, Herr des Nordens, schmiedet am Tage nach seiner Geburt ein Pferd von Eisen, auf dem er aus seiner Heimath Wäinölä oder Kalewala auf das Meer reitet. Ein Lappe, verwandt mit ihm, schießt aus dem Hinterhalte Pfeile auf ihn, die das Pferd tödten. Wo der nun auf den Wellen treibende Wäinämöinen das Haupt erhub, entstanden Inseln, wo er die Hand drehte, Landspitzen, und die Stellen, die sein Fuß berührte, wurden fischreich.

Ein Adler aus Turja (Lappland) suchte vergeblich einen Platz, ein Nest zu bauen. Wäinämöinen erhub das Knie als grünen Erdhöcker, wo der Adler baute und Eier legte. Beim Brüten fühlt Wäinämöinen Schmerz und Hitze, bewegt das Knie und die Eier fielen ins Waßer und zerbrachen, und Wäinämöinen sagte:

„Mög' der untre Theil des Eies
Sich in Erd' und Land verwandeln!
Sich der hohe Himmel bilden
Von des Eies obren Theilen!
Was als Weiß im Ei sich findet
Mög' der Erd' als Sonne leuchten!
Doch das Gelbe mög' so wie der
Mond die Finsterniß verscheuchen!
Und drauf alle andern Stücke
Glänzen so wie milde Sterne!"

2. Endlich führte ihn der Westwind nach Pohjola, das finstere und männermordende Land, wo er sein Geschick beweint. Louhi, Pohjolas Herrin, hilft ihm ans Land und bewirthet ihn gut, und verspricht ihm zur Heimath zu helfen und ihre Tochter zur Frau zu geben, wenn er ihr Sampo schmiede. Er sagt, dies könne er nicht, wolle ihr aber seinen Bruder Ilmarinen schicken. Louhi sendet ihn nach Haus.

3 und 4. Unterwegs sieht Wäinämöinen Pohjolas berühmte Jungfrau auf dem Regenbogen ein Goldgewebe webend. Entzückt sucht er sie in seinen Schlitten zu locken, aber sie legt ihm, zur Erwerbung ihrer Gunst, Arbeiten auf, deren letzte war, ein Boot aus einer Spille zu zimmern, ohne daß das Beil die Erde berühre. Hiisi wendet das Beil, daß es Wäinämöinen's Knie verletzt. Er sucht Jemand das Blut zu stillen, und als ein Greis dieses verstand, aber die Geburt des Eisens vergeßen hatte, die zu wißen für den Zauber nöthig war, theilt Wäinämöinen ihm diese mit, und wird durch die Zauberworte des Alten geheilt.

5. Heimgelangt, ruft er in Kalewala eine Fichte durch Zaubergesang hervor, die über die Wolken ragt. An ihre Spitze setzt er den Mond und das Siebengestirn. Betrübt, daß er Ilmarinen der Louhi versprochen, ermahnt er diesen, doch hinzugehen und Sampo zu schmieden und die Jungfrau zu erhalten. Dieser sagt:

„— — mich hast du geopfert,
Mich nach Pohjas finstrer Wohnung,
Als Einlösung für dein Leben,
Um dich selber zu befreien.
Nimmermehr in meinem Leben,
Nicht, so lang sich Tage streifen,
Reis' ich hin nach Pohjas Wohnung,
Hin nach Saariolas Sälen,
Zu des Menschenfreßers Heimath,
Wo man tapfre Helden tödtet!"

Wäinämöinen überredet ihn, die Fichte zu beschauen und den Mond und das Siebengestirn herabzunehmen. Als Ilmarinen hinaufgestiegen war, zaubert Wäinämöinen Sturm, der ihn nach Pohjola führt, wo er Sampo schmiedet, sich in die Jungfrau verliebt und von Louhi glücklich in die Heimath geschickt wird.

6. Der kühne, stolze Lemminkäinen reist nach Pohjola, umsonst von der Mutter vor der Zauberei der Lappen gewarnt, um die Jungfrau zu werben. Uebermüthig sagt er, nur dann könne ihm Unglück begegnen, wann seine Haarbürste von Blut fließe. In Pohjola kommt Niemand, ihm die Pferde auszuspannen, da schlägt er mit der Peitsche auf die Erde, und aus dem Staub erhebt sich ein Mann zu seinen Diensten. Er hört die Lappen in einem Zimmer Zaubergesänge singen, und geht unbemerkt hinein. Auch er erhebt einen Gesang, der das ganze Volk von Pohjola zerstreut. Einige schickte er zum Lappischen Meer, Andere zum Waßerfall Rutja's und sonst hin. Nur einen blinden Greis ließ er da, dem er auf seine Frage nach der Ursache schmähend sagt, er sey zu schlecht, um weggezaubert zu werden. Der Alte gieng zornig fort, um ihm am Fluße Tuonela aufzulauern.

7. Als er um Louhi's Tochter anhält, wird ihm aufgegeben, zuerst Hiisi's Elennthiere zu fangen. Er thut's, zügelt dann Hiisi's Roße, und soll noch die heiligen Schwäne auf dem Tuonela schießen. Dort aber tödtet ihn jener Greis, wirft ihn in den Fluß und Tuoni's Sohn haut ihn in fünf Stücke.

8. Die frühere Gattin Lemminkäinen's, die er durch Kauf erhalten, findet die Bürste von Blut triefend und erzählt es der Mutter. Diese fliegt auf Lerchenflügeln nach Pohjola, sucht ihn, und erfährt endlich sein Schicksal von der Sonne. Sie läßt sich eine lange Harke schmieden, fliegt nach Tuonela, hinter neun Meeren, und ruft die Sonne an, Tuonelas

Volk einzuschläfern. Diese stieg als Vogel herab und setzte sich auf einen Birkenbaum. Tuonelas Volk schlief ein, Lemminkäinen's Mutter suchte seine Glieder zusammen, und machte ihn wieder lebendig, ja noch beßer, als vorher.

9. Wäinämöinen macht sich ein Boot mit Gesang, um nach Pohjola zur Werbung um die Jungfrau zu reisen. Drei Worte fehlen ihm noch, um es fertig zu machen, und als er sie umsonst bei den Thieren gesucht, geht er nach Tuonela, erhält aber da keine Worte. In der Nacht werden ihm Netze in den Tuonelafluß gelegt, doch als Schlange geht er durchs Netz, und spricht dann:

„O ihr wachsenden Geschlechter,
Und ihr, die ihr später kommet,
Geht nicht nach Tuoni's Wohnung,
Nach Manala Worte suchen!
Viele sind dahin gegangen,
Wenige zurückgekommen
Von der düstern Heimath Tuoni's,
Von Manala's finstrer Wohnung!"

10. Darauf geht er zu Antera Wipunen, der alten Kalewa, um die fehlenden Worte zu suchen. Diese war schon so lange begraben, daß hohe Bäume über ihr gewachsen waren, und der Weg dahin führte über Schwerdt- und Lanzen-spitzen. Mancher, der hin wollte, war umgekommen, aber Ilmarinen, als er er ihn vergebens abgemahnt, schmiedete ihm Schuhe, Handschuhe und Harnisch von Eisen und eine Eisenstange. Am Grab angelangt, stößt Wäinämöinen die Eisenstange in Wipunen's Mund. Sie erwacht und verschlingt ihn. In ihrem Magen macht er sich eine Schmiede, und quält sie. Da beginnt sie Zaubergesang, ihn zu vertreiben, doch er weicht nur, als sie ihm die fehlenden Worte sagt.

11. Das Boot wird fertig und er fährt fort. Als er an Ilmarinen's Gut vorbeifuhr, wusch deßen Schwester Annika Kleider am Ufer, und als er ihr nicht sagen wollte, wohin er fahre, drohte sie das Boot umzuwerfen, und er sagte es. Sie theilt es Ilmarinen mit, der sofort zu Land eben dahin geht. Als Beide nach Pohjola kommen, will Louhi die Tochter überreden, den Wäinämöinen vorzuziehen, diese aber will den wählen, der Sampo geschmiedet und den schönen Deckel gemacht. Bei Wäinämöinen's Bewerbung weist ihn die Jungfrau als Seemann und Alten ab, bei Ilmarinen's Bewerbung legt ihm Louhi Arbeiten auf: einen schlangenbesäten Acker zu pflügen, Wölfe und Bären zu zügeln, einen Hecht zu fangen, der viele Leute im Fluße Tuonela umgebracht hatte. Er richtet Alles aus und erhält die Jungfrau.

13 bis 16. Große Anstalten zur Hochzeit. Ein Ochse wird geschlachtet, so groß, daß eine Schwalbe einen Tag brauchte, um von einem Horne

bis zum andern zu fliegen. Er war schwer schlachten. Ein gewißer Palwonen, auch Wirokannas genannt, versuchte es, floh aber, als der Ochse den Kopf schüttelte, in einen Baum. Endlich kam ein daumengroßer Mann aus dem Meer und schlachtete ihn. Wäinämöinen singt zur Hochzeit.

17. Lemminkäinen zieht nach Pohjola zur Rache, weil er nicht zur Hochzeit geladen war. Da es dem Wirthe von Pohjola nicht gelingt, ihm mit Zaubergesang zu schaden, fordert er ihn zum Zweikampfe, fällt, und Lemminkäinen zerstreut das Volk durch seinen Zaubergesang. Louhi schafft durch ihren Gesang andere Leute zur Rache.

18. Lemminkäinen flieht und sucht Rath bei der Mutter, die ihn nach einer Insel hinter neun Meeren weist. Nach einiger Zeit werden ihm dort die Männer feind, weil die Jungfrauen ihn lieben. Er muß im Boote fliehen. Louhi schickt ihren Sohn, die Kälte, so daß Lemminkäinen einfriert und das Boot übergiebt. Endlich erreicht er das Land.

19. Kullervo, ein in Kalewa geborener Knabe, ward dem Ilmarinen als Sclave verkauft. Als er deßen Kinder wiegen soll, tödtet er sie, verbrennt die Wiege, thut sonst noch Schaden und wird zur Heerde geschickt, bringt aber Bären heim, die Ilmarinen's Weib tödten, worauf er fort in den Krieg zieht.

20. Ilmarinen schmiedet sich eine Gattin aus Gold, die er untauglich findet, und schenkt sie Wäinämöinen, der sie auch nicht mag, als er am andern Morgen frierend an ihrer Seite erwacht. Als Ilmarinen nun um Louhi's jüngere Tochter warb, erhielt er harte Antwort, und gieng wieder heim. Wäinämöinen fragte ihn, wie es dort gehe, und er antwortete:

„Leicht ist es, daselbst zu leben,
Da man Sampo dort besitzet.
Da ist Pflügen, da ist Säen,
Da sind Früchte, da sind Saaten,
Dort, ja dort herrscht ew'ges Glück!“

21. Wäinämöinen beredet Ilmarinen, mit ihm Sampo zu holen, und unterwegs gesellt sich Lemminkäinen zu ihnen.

22. Das Boot stößt auf einen Hecht, den Wäinämöinen nimmt, und aus deßen Gräten er das Kantele macht, auf welchem er spielt, daß ihm selbst Thränen entfließen, die im Meere Perlenmuscheln werden.

23. In Pohjola schläfert Wäinämöinen die Leute mit dem Kantele ein. Sampo, in einer Burg verschloßen, wird geraubt, als aber Wäinämöinen auf der Rückfahrt sang, erschrack ein Kranich und schrie laut, daß die Leute in Pohjola erwachten. Da bat Louhi den Ukko um Sturm, ihre Bitte ward gewährt und die Leute von Pohjola nähern sich bald dem Boote des Wäinämöinen. Dieser aber wirft einen Feuerstein in

das Meer, der zur Klippe wird, woran Pohjolas Boote zerschellen. Louhi ward zum Adler, nahm die Leute unter die Flügel und setzte sich auf den Mast des Bootes Wäinämöinen's. Ilmarinen schlug umsonst mit dem Schwerdt auf sie, ebenso Lemminkäinen. Wäinämöinen aber traf sie mit dem Steuer, daß sie in das Boot fiel und die Finger verlor bis auf einen, womit sie nach Sampo griff. Sampo fiel ins Meer und zerbrach, woher die Bewohner und Schätze des Meeres stammen. Mit dem noch gebliebenen Deckel flog Louhi nach Pohjola und sang:

„Nun ein Elend ist in Pohja
Und ein brodlos Seyn in Lappland."

24 und 25. Wäinämöinen findet Stücke von Sampo am Ufer und giebt sie Sampsa Pellerwoinen zum Säen, woraus Bäume wachsen. Eine Eiche schoß in die Höhe, daß sie die Sonne verdunkelte. Deßhalb mußte sie abgehauen werden, was ein kleiner Mann aus dem Meere that. Wieder ward gesäet und Wäinämöinen wünscht mit seinem Gesange Glück dazu. Louhi droht durch Kälte Alles zu verderben, und gebiert neun unheilvolle Söhne, so wie Krankheiten u. s. w., die sie nach Wäinölä schickt. Aber Wäinämöinen verjagt sie nach Kipuwuori, dem Berge der Schmerzen und Krankheiten.

26. Louhi schließt Sonne und Mond durch Zaubersang in einen Berg. Wäinämöinen steigt mit Ilmarinen zum Himmel, und Ilmarinen schlägt mit dem Feuersteine Feuer, welches von einer Jungfrau über den Wolken bewahrt werden sollte, doch aus Sorglosigkeit fiel es auf die Erde. Wäinämöinen, Ilmarinen und Sampsa Pellerwoinen suchen nun in einem Boot auf dem Newastrome das Feuer. Ein Weib meldet ihnen, es sey in eine Wiege gefallen, habe das Kind verbrannt und die Mutter beschädigt. Sie verstand das Feuer zu bezaubern und barg es in Alajärvi. Vor Hitze kochte der See, bis ein Lachs das Feuer verschlang, der von einem Hechte verschlungen ward. Dieser ward gefangen, aufgeschnitten und das Feuer herausgenommen. Da verbrannte Halb-Finnland, und selbst Ilmarinen ward beschädigt. Endlich bezwungen, wird es durch Eis und Kälte aus Pohjola unschädlich gemacht.

27. Umsonst versucht Ilmarinen, Sonne und Mond zu schmieden. Wäinämöinen geht nach Pohjola, besiegt die Leute im Zweikampfe, kann aber den Berg nicht öffnen. Ilmarinen schmiedet Schlüßel, Louhi kommt als Vogel zur Arbeit, und auf ihre Frage antwortet er, er schmiede ein Halsband für Louhi. Sie fliegt nach Haus und setzt Sonne und Mond wieder an den Himmel.

28 und 29. Eine Bärenjagd.

30. Wäinämöinen begegnet Joukahainen, sie wettstreiten mit ihren Kenntnißen, und Joukahainen von Wäinämöinen besiegt, sinkt bis zu

den Schultern in einen Sumpf, doch da er Wäinämöinen seine Schwester zur Gattin verspricht, befreit ihn Wäinämöinen durch die Macht seiner Worte. Als Joukahainen nach Haus kommt, klagt er über sein Unglück, aber die Mutter sagt, daß sie Wäinämöinen schon längst zum Schwiegersohne gewünscht.

31. Als das Mädchen in den Wald kam, Besen zu binden, begegnet ihm Wäinämöinen und sagt, es solle mit einem ihm wohlwollenden Sinne heranwachsen. Weinend erzählt die Jungfrau es der Mutter, die ihr räth, die schönsten Kleider anzuziehen. Aber sie stürzt sich ins Meer, um nicht Wäinämöinen's Gattin zu werden. Wäinämöinen zieht sie einmal als Fisch an der Angel heraus und hält sie für einen Lachs. Doch als er aufschneiden will, springt sie heraus ins Meer. Sie erscheint dem Wäinämöinen noch einmal im Traum und sagt ihm, daß sie nicht wieder gefangen werden kann.

32. Maria verschluckt eine Beere und wird schwanger. Als sie bei der Taufe des Kindes den Namen des Vaters nicht nennen kann, soll Wäinämöinen über das Kind entscheiden. Dieser wollte, es solle getödtet und in einen Sumpf versenkt werden, aber das Kind erklärt, Wäinämöinen habe nicht gesetzlich geurtheilt und wird getauft. Wäinämöinen ärgert sich, zaubert ein Boot und zieht für immer fort, in Suomi zurücklaßend Gesang und Kantele.

Es handelt sich im Wesentlichen, das leuchtet auf den ersten Blick ein, um Sommer und Winter, Wachsthum und Absterben. Um die Mutter Erde, die Göttin des Lebens und Wachsthums, so wie auch des Todes und der Todtenwelt, wirbt der Gott des Himmels und der Sonne. Auch Riesen werben um sie, da diese dem Leben nachstellen und es zu zerstören suchen. Wir lernen demnach nicht viel Neues daraus, doch bei dem Mangel an beßeren Nachrichten aus einem höhern Alterthum, ist auch diese Belehrung schätzbar.

---

## Die Sonne.

Dieses Gestirn wird finnisch Päiwä genannt, wozu die Ableitung Päiwätär sich findet, was Sonnentochter heißen kann, aber schwerlich etwas Anderes als Sonne bezeichnet. In dem Liede von der aus einem Huhn erwachsenen Jungfrau Salme (Peterson S. 34 flg.) wird der Sonne die Witterung zugeschrieben, sowohl Regen als Gewitter, aber eine wirkliche Göttin der Sonne findet man bei den Finnen nicht.

Die Nebensonne (parhelion) wird paiwan-suppi genannt, von suppi, Galle, Zorn, also Galle oder Zorn der Sonne, doch ist darin sicherlich nichts Mythologisches enthalten. Einer wirklichen Personification der Sonne begegnen wir in der folgenden Fabel.

Aus dem Mund eines Greises zeichnete nämlich Fählmann folgende Erzählung auf:

Kennst du die Leuchte in Allvaters Hallen? So eben ist sie zur Ruhe gegangen, und da, wo sie erlischt, glänzt der Wiederschein noch am Himmel, und schon zieht sich der Lichtstreif hinüber nach Osten, wo sie sogleich in voller Pracht wieder die ganze Schöpfung begrüßen soll. Kennst du die Hand, die die Sonne empfängt und zur Ruhe bringt, wenn sie ihren Lauf vollbracht hat? Kennst du die Hand, die die erloschene wieder anfacht und ihren Lauf am Himmel beginnen läßt? Allvater hatte zwei treue Diener aus dem Geschlechte, dem ewige Jugend verliehen war, und als die Leuchte am ersten Abend ihren Lauf vollbracht hatte, sagte er zu Aemmarik: Deiner Sorgfalt, Töchterchen, vertraue ich die sinkende Sonne an. Lösche sie aus und verbirg das Feuer, daß kein Schaden geschieht. Und als am andern Morgen die Sonne ihren Lauf wieder beginnen sollte, sagte er zu Koit, dein Amt, Söhnchen, sey, die Leuchte anzuzünden und zum neuen Laufe vorzubereiten. Treulich übten Beide ihre Pflichten und keinen Tag fehlte die Leuchte am Himmelsbogen; und wenn im Winter sie am Rande des Himmels hingeht, erlischt sie früher am Abend und beginnt später am Morgen ihren Lauf; und wenn im Frühling sie die Blumen und den Gesang erweckt, und im Sommer die Früchte mit ihren heißen Strahlen zur Reife bringt: so ist ihr nur eine kurze Ruhezeit vergönnt, und Aemmarik übergiebt die erlöschende unmittelbar der Hand des Koit, der sie sogleich wieder zum neuen Leben aufacht.

Jene schöne Zeit war nun gekommen, wo die Blumen erblühen und duften, und Vögel und Menschen erfüllen den Raum unter Ilmarinen's Zelt mit Liedern; da sahen Beide sich zu tief in die braunen Augen, und als die verlöschende Sonne aus ihrer Hand in die seinige ging, wurden die Hände auch gedrückt und auch Beider Lippen berührten sich. Aber ein Auge, das nimmer sich schließt, hatte bemerkt, was zur Zeit der stillen Mitternacht im Verborgenen vorgieng; und andern Tages rief der Alte Beide vor sich, und sagte: Ich bin zufrieden mit der Verwaltung eueres Amts und wünsche, daß ihr ganz glücklich werden möget. So habet denn einander und verwaltet euer Amt hinfort als Mann und Weib.

Und Beide entgegneten aus einem Mund: Alter, störe unsere Freude nicht. Laß uns ewig Braut und Bräutigam bleiben, denn im bräutlichen Stande haben wir unser Glück gefunden, wo die Liebe immer jung und neu ist.

Und der Alte gewährte ihre Bitte und segnete ihren Entschluß. Nur einmal im Jahr auf vier Wochen kommen Beide zur Mitternachtsstunde zusammen, und wenn Aemmarik die erlöschende Sonne in die Hand des Geliebten legt, folgt darauf ein Händedruck und ein Kuß, und die Wange

Aemmarik's erröthet und spiegelt sich rosenroth ab am Himmel, bis Koit die Leuchte wieder entzündet, und der gelbe Schein am Himmel die nun aufgehende Sonne ankündigt. Der Alte schmückt noch immer zur Feier der Zusammenkunft mit den schönsten Blumen die Fluren und die Nachtigallen rufen der am Busen Koit's zu lange weilenden Aemmarik scherzend zu: laisk tüdruk, laisk tüdruk! öpik! d. i. Säumiges Mädchen, säumiges Mädchen! die Nacht wird zu lang!

Da die Namen aus dem Griechischen entlehnt sind, und den Tag und Schlaf bezeichnen (ἡμέρα, κοῖτος), so ergiebt es sich von selbst, daß diese Erzählung, welche den Charakter des Volksmährchens nicht hat, in Finnland ihren Ursprung in der Volksdichtung nicht habe.

## Der Mond.

Kuu, der Mond (Kuuatar, Mondnymphe), wird von Kuumet, dem Mondverfinsterer verfolgt (kuumet bedeutet einen matten Schimmer), aber durch Kawet befreit. Dieser stellt auch der Sonne nach, und der Päiwätär, der Sonnentochter oder Sonnennymphe. Diese befreit Kawet ebenfalls.

Aehnlich dem Kuumet in der Bedeutung ist Rahkoi, ein mythologisches Wesen, welches die Mondfinsterniße verursacht, denn es bedeutet nur die getrübte Erscheinung des Mondes (rahka, schaumiger Schweiß, Hefe, sumpfiges Waßer, rahka wesi; auch der Masernausschlag, die Beule heißt rahko).

Kawet bedeutet feinbehaart und ist ein Beiwort der Geister, und es mag schwerlich recht seyn, daß die Geister, oder einer derselben, wirklich als Befreier der Sonne oder des Mondes gegolten. Die Esthen hatten den Glauben, die Sonne oder der Mond sollten verschlungen werden, und die Finsterniß derselben rühre daher, weßhalb sie dies durch Zauberformeln zu hindern suchten. Theoderich, der Bischofsgehülfe des Meinhard, ward nach Esthland geschickt, hatte aber dort, wegen einer Sonnenfinsterniß, die am Johannistag eintrat, viel auszustehen, weil die Esthen meinten, er selbst eße die Sonne auf. (Gruber orig. Livon. S. 7.) Nicht der matte Schimmer oder das trübe Licht kann der eigentliche Verfolger dieser Gestirne gewesen seyn, sondern ein böser Geist, und grade Kawet hat wahrscheinlich diesen bezeichnet, der Befreier und Retter aber muß eine wirkliche Gottheit gewesen seyn.

## Das Waßer.

Daß dem Waßer Geister zugeschrieben wurden, ist in dem Kapitel von den Unterweltsgeistern bemerkt, und es sind deren daselbst angegeben. Aber wir finden auch in den Liedern einen König und eine Herrscherin des Waßers.

### Weden=Kuningas,

d. i. Waßer=König, ward von den Fischern angerufen:

„Du, mit dem tuchenen Hut und grauen Bart,
Gehe mit mir auf den Fischfang u. s. w.“

### Weden=Emäntä,

d. i. die Waßer=Mutter oder Waßer=Hauswirthin, ward angerufen in gleicher Weise, und wird die sanfteste unter den Weibern genannt. (Emä, Mutter. Emä weden, die Mutter oder Schöpferin der Waßer; emäntä, Hauswirthin.)

Unter dem Namen

### Ahto

riefen die Fischer ihre Gönnerin an als Göttin des Meeres und der Flüße. Als Akka erscheint sie auch als Meergöttin. Sie wohnte in einer Meerenge, wo sie, auf einem Fels sitzend, ihr Haar kämmte. Fiel eins ins Waßer, so ward durch das Schäumen der Welle eine Seeschlange draus.

„Akka — kämmte ihr Haupt,
Ihr Haupthaar schmückte sie,
Beim Kämmen entfiel ihr ein Haar,
Es fiel in die breiten Wogen,
In das glänzende Meer hinab.“

Fr. Thiersch erzählt im Taschenbuche für Liebe und Freundschaft (1809. S. 179) folgende esthnische Sage: „Am See Eim wohnten wilde böse Menschen, sie mähten die Wiesen nicht, die er wäßerte, besäten die Aecker nicht, die er fruchtbar machte, sondern raubten und mordeten, daß die klare Fluth durch das Blut der Erschlagenen getrübt wurde. Da trauerte der See; eines Abends berief er seine Fische alle und hub sich mit ihnen in die Lüfte. Als die Räuber das Tosen vernahmen, riefen sie: Der Eim ist aufgestiegen, laßt uns seine Fische und Schätze sammeln. Aber die Fische waren mitgezogen, und nichts fand sich in dem Grund, als Schlangen, Molche und Kröten, die stiegen heraus und wohnten bei dem Menschengeschlecht. Aber der Eim stieg immer höher und eilte, einer weißen Wolke gleich, durch die Luft; die Jäger in den Wäldern sprachen: Welch' ein dunkeles Wetter zieht über uns? die Hirten: Welcher weiße Schwan fliegt in der Höhe? Die ganze Nacht schwebte er unter den Sternen, am Morgen erblickten ihn die Schnitter, wie er sich senkte,

und aus dem Schwan ein weißes Schiff, und aus dem Schiff ein dunkler Wolkenzug ward. Und es sprach aus den Gewäßern: Hebe dich von dannen mit der Erndte, ich will wohnen bei dir. Da hießen sie ihn willkommen, wenn er ihre Aecker und Wiesen bethauen wolle, er senkte sich nieder und breitete im neuen Lager sich aus nach allen Enden. Sie ordneten sein Bett, zogen Dämme, pflanzten junge Bäume ans Ufer, seine Wellen zu kühlen. Da machte er die ganze Gegend fruchtbar, das Gefilde grünte und sie tanzten um ihn, daß der Alte jugendlich froh ward."

Bei den Esthen wirft die neue Ehefrau ein Geschenk in den Brunnen des Hauses.

Die heilige Wöhhanda in Liefland entspringt in Esthland in dem Bezirk Odenpä und fließt in den Peipussee. Der Quell ist in einem heiligen Haine, den Niemand zu verletzen wagen darf, oder er muß im Laufe des Jahres sterben. Alljährlich werden Quell und Bach gereinigt, wirft man etwas in den Quell oder den kleinen See, durch welchen er fließt, so entsteht Unwetter. Als im Jahr 1641, berichtet Gutslaff, Pastor zu Urbs in Liefland (Bericht von der Wöhhanda), ein durch die Schweden in das Land gekommener Gutsbesitzer, Hanns Ohm auf Sommerpahl eine Mühle in den Bach baute, und es einige Jahre lang unfruchtbare Witterung gab, überfielen die Esthen, welche das Uebel der Entweihung des heiligen Baches zuschrieben, die Mühle, verbrannten sie und zerstörten die Grundpfähle im Waßer. Auf Ohm's Klage wurden die Bauern verurtheilt, er aber veranlaßte, um sich vor Verfolgung zu sichern, den obgenannten Pastor, die Leute über ihren Aberglauben aufzuklären. Auf die Frage über ihren Glauben an den Bach, antworteten sie: Es ist unser alter Glaube, die Alten haben uns also gelehrt, der Bach verträgt keine Hemmung, es sind schon mehr Mühlen an demselben abgebrannt, esthnisch heiße er pöha jögge, lettisch schwäti ubbe, d. i. heiliger Bach. Man könne durch ihn das Wetter stellen, und wenn man Regen haben wolle, brauche man nur etwas hineinzuwerfen. Es seyen einmal drei Ochsen in dem See ertrunken, und da sey Schnee und Frost entstanden. Zuweilen steige ein Kerl mit einem blauen und gelben Strumpf aus dem Bache herauf.

---

## Der Bär.

Dieses Thier ist bei den Finnen nicht wenig angesehen in ihrem Aberglauben, was gewiß nicht weder aus dem Schaden, noch dem Nutzen, wozu er ihnen gereichen konnte, hervorgegangen ist. Sie sprechen seinen Namen, gleich dem des Wolfes, aus einer höchst ehrwürdigen Scheu nur selten aus, und dasselbe findet in Betreff des Bären bei dem Volk in

Schweden Statt. (Schröter, Finnische Runen S. 163.) Er heißt ein Sohn des Bösen (S. 77), wozu seine Gefährlichkeit nicht veranlaßen konnte, die auch nicht die Benennung eines Gestirns mit seinem Namen veranlaßte. Sein finnischer Name ist Ohto, und so heißt auch das Gestirn Otawa, ja ein Lied setzt seinen Ursprung an den Himmel. Da Rühs (S. 330) es am vollständigsten giebt, so setze ich es, wie er es gegeben hat, hieher:

## Ohto's Geburt.

„Wo ist Ohto geboren,
Honigtatze wie ein Kind geschaukelt?
Bei dem Monde, nah' den Sternen
Auf des Siebengestirnes Schulter;
Von dort ist er herabgezogen
Mit versilberten Sielen
In goldenen Wiegen.
Jungfrau Maria, das Mütterchen,
Warf Wollflocken auf's Waßer,
Binden wie Flaggen
Auf die klaren Meeresblasen,
Auf die weiten Wogen.
Sie wiegte der Wind,
Der Wasserzug umschaukelte sie,
Zu einer honigreichen Spitze,
In den Wäldern zu springen,
Die Nordlande zu durchziehn.
Thu' nicht, was schlimm und rasend ist,
Gieb dich nicht ab mit Schimpflichem,
Zerdrück' nicht des Viehes Hüfte,
Fälle nicht die Milchträgerin;
Deine Mutter hat mehr zu thun,
Deine Erzeugerin hat große Beschwerde,
Wenn der Sohn Übel thut,
Ihr Kind sich arg gesinnt beweißt.
Fahr wie ein Schwein vorbei,
Tummle dich wie ein Fisch.
Komm herein in unsre Wohnung,
Ohne daß die Melkerin es weiß."

Otawainen wird als Sohn des Otawa, oder als er selbst, und Otawatar als Tochter desselben genannt. Im Liede wird letztere (Peterson S. 39) angerufen gegen die Diebe:

„Otawatar, Sonnentochter,
Komm her zu Hülfe!
Bringe das Meinige wieder,
Und das Verlorene beschütze!"

Da sich bei den Finnen aus so vielen mythologischen Namen weitere männliche und weibliche Namen gebildet haben, die Diener oder Söhne, Dienerinnen oder Töchter jener mythologischen Wesen bezeichnen, oder doch bezeichnen können, so ist es nicht zu verwundern, auch bei dem Otawa dieses Verfahren angewendet zu sehen.

Aber nicht bloß in Liedern ward der Bär verherrlicht, sondern es ward auch ein Bärenfest gefeiert, kouwon päälliset genannt. Man hieng sein Haupt mit vielen Cärimonien unter Gesang und Gelag an einen Baum. Die Nachbarschaft schoß Getraide und Speisen zusammen. Ein Jüngling und eine Jungfrau wurden in vollem Schmucke zum Brautpaar ausgewählt. Auch waren alle Gäste festlich gekleidet. Das Fleisch des Bären ward nebst einer Erbsensuppe hereingebracht und mit den Worten empfangen:

„Fern seyen die Knaben vom Vorhause,
Fern die Mädchen von der Fackel (?)
Komme du in die gute Stube,
In die glückliche trete du hinein!“

Die Bedeutung dieses Thiers ist eine sinnbildliche, und hat ihren Grund in seinem Winterschlafe. Durch diesen ward er zum Sinnbilde des Schlafs oder der Unwirksamkeit, welche den Winter über in der Natur stattfindet, und somit des Gottes, deßen Wirksamkeit während dieser Zeit gelähmt ist. Daraus läßt sich begreifen, warum die Nennung des Bärs ebenso unheimlich war, wie die des Wolfes, des Todessinnbildes.

---

## Das Eisen.

In den finnischen Liedern spielt das Eisen eine nicht unbedeutende Rolle, und zwar besonders das Sumpfeisen. Geschaffen ist das Eisen durch natürliche Kraft, heißt es, indem Luonnotar als das weibliche Wesen genannt wird, welches es geschaffen habe, denn luonto, woher der Name gebildet ist, bedeutet natürliche Beschaffenheit, eingeborene Anlage (von luon, etwas beginnen, den Anfang einer Sache machen, luoma, die Anfangmachung, luonto-kappalet, das Geschaffene, ein Stück der Natur). Sie nannten auch die Erzeugerin des Sumpferzes Ruojutar oder Ruojuatar, und hatten damit nur das Entstehen aus dem Sumpf angegeben (ruoja heißt Schlamm, Moder, Sumpfschlamm). Das Eisen und den Eisenrost erzeugt Ruostehetar, die weiter nichts als eine Personification des Rostes ist (ruostet heißt nämlich der Rost).

Einen Schutzgott des Eisens besitzen sie im Rehki und einen zweiten im Wuolainen oder Wuolahainen, dem man ein weibliches Wesen zur Seite stellte in der Wuolatar oder Wuolahatar. (Sie haben ihren Namen von den Eisenblechen oder Eisenplatten.) Rauta ist auch ein Gott des Eisens und wird mit Rehki zusammengestellt; rauta aber bedeutet das Eisen, und das Lied nennt Rauta relhi als den Eisengott mit goldenem Helm, und sagt zu ihm (S. 59):

„Beschwöre deine Brüder,
Dein Speichel heile meine Wunden,
Bespreche du meinen Leib.“

Auch Hölmä, die Eisendruse, wie sie aus dem Sumpfe geschöpft wird, bevor sie dem Feuer übergeben ist, ward zu einem Eisenerzeuger gedichtet. Das Lied (Petersen S. 92) sagt:

„Hölmä kam aus Tuonala,
Unter der Erde hervor kam Manala's Sohn,
Im Morast fand er Rostgras,
Im Sumpf stahlartiges Gras,
Brachte es in Ilmarinen's Hütte.“

Keito, ein Schützer des Metallwesens (Keitolainen, Einer, der zu ihm Gehörigen). Das Lied sagt (Peterson S. 58):

„Es schoß Perisokia
Über den Himmel hin,
Den Himmel wollt' er erstürmen,
Der Welt Säulen zertrümmern.
Wo aber ein Eisengeschoß fiel,
Da ergriff es Keito mit der Hand,
Ohne daß die Erd' es merkte,
Noch das feste Land getroffen ward."

Und weiter heißt es:

„Hebe weg, Keito, deinen Spieß,
Ziehe ab deine furchtbare Macht.
Gehe uns vorüber,
Hebe weg das blutige Meßer."

(Keito heißt wohlfeil, und dieser Begriff eignet sich nicht wohl um einen Patron, sei es des Metalls, sei es der metallenen Geschoße zu bezeichnen. Wäre der Name etwa nicht recht überliefert, und wäre er aus Kaito verderbt, dann hätten wir in ihm einen dem Karilainen ähnlichen Zwerg.)

## Die Geburt des Eisens.

„Kenn' ich wohl Geburt des Eisens?
Räth man wohl den Werth des Stahles:
Ist vom Berg Geburt des Stahles,
Vom Fels die Geburt des Eisens.
Sprech' ich nicht mit eignem Munde,
Spreche ich mit reinem Munde,
Mit des Herren gutem Athem.
Ehe möge Eisen rosten,
Möge Rost sich fest dran setzen,
Ehe meine Worte trügen!
Darum setz' vor den Mund der Wunde,
Grases Stängel vor die Oeffnung;
Daß die Milch nicht fließe nieder,
Rothes Blut nicht falle nieder,
Rothes Blut (vor unserm) Jesus,
Süße Milch (Mutter) Maria's,
Daß das Blut nicht tröpflen könne,
Daß nicht fallen kann das rothe!
Wo das Fleisch sich weggerühret,
Dahin mögest Fleisch du löthen!
Woher Haut ist weggegangen,
Dahin möge Haut (neu) wachsen!
Wo die Ader ist zerrißen,
Mögen Adern dort sich binden!
Dicht hierbei lies't er die Lesung,
Bindet Adern dicht zusammen,
Welcher lieset hier die Lesung,
Bindet rücklings fest die Adern.
Werth ist's nicht des Hauchs des Windes,
Ist nicht werth des Gegenwehens,
Vorbei mögen Winde wehen,
Vorbei möge Regen regnen!
Sonne mög' dagegen scheinen!
Badstub=Brodem geh' zum Fachwerk,
Wandre Ruß sich zu verlieren.
Ist es nichts mit Brodems Finden.
Mit der Wärme Herbeschickung.
Heil dir Brodem, heil dir Wärme,
Heil auch werde ihrem Grüßer!

---

Giengen drei Luontos Mädchen,
Angestrenget drei der Bräute;
Trugen sie vollharte Brüste,
Trugen frische rohe Wärzchen.
Giengen sie Heu zu bergen,

Giengen Schachtelhalm zu sammeln.
Melkten ihre Milch zum Boden,
Warzen aus auf grünem Grase:
Melkte Eine rothe Milch aus,
Ließ die Andre weiße träufeln,
Blutgemischte melkte Eine.
Welche rothe Milch gemelket,
Davon ward das spröde Eisen;
Die die weiße niederträufelt,
Davon wurde Stahles Eisen;
Die die blutgemischte melkte,
Davon ward das brüch'ge Eisen.

---

Ach, du armes, armes Eisen!
Damals warst du gar nicht groß noch,
Weder groß, noch warst du kleine,
Auch nicht hoch so ganz besonders,
Als du noch als Milch geschlafen
In der jungen Jungfrau'n Brüsten,
In der wachsenden Armhöhle.
Damals warst du gar nicht groß noch,
Weder groß, noch warst du kleine,
Auch nicht gar besonders schmerzhaft,
Auch nicht gar besonders schöne,
Als gewaschen aus dem Moor warbst,
Ausgespület aus dem Sumpfe.
Damals warst du gar nicht groß noch,
Weder groß, noch warst du kleine,
Als man grub dich aus der Erde,
Und erhielt dich unter Lehm aus.

---

Ilmarinen selbst, der Schmiedgott,
Setzt zurecht sich seine Esse
Auf Hiitolas Kieselhügel;
Suchte Herdes Unterlage,
Suchte nach der Essen Breite,
Wandt' er an sein Hemd zu Blasbalg,
Seinen Pelz zu einem Pülster,
Hosen an zu Pülsters Röhre.
Stellte nun Schmied Ilmarinen
Seine Knechte an, zu blasen,
Diener sein, zum Druck des Pülsters.
Keuchten an dem Blasbalg Knechte,
Rührten einen Tag, noch einen,
Rührten bald ihn auch den dritten;
Und bereits am dritten Tage,
Sah der Schmied selbst, Ilmarinen,
In das Innerste der Esse:
„Was nun bringt mir wohl mein Feuer,
Was hervortreibt meine Esse?"
Eisen drängt sich aus dem Feuer,
Großes Eisen aus Quellgrund,
Muttererz aus Waßers Nabel;
Schäumend schreitet vor das Eisen,
Wandert Stahl hervor wie Gold (roth),
Schimmert wie das (weiße) Silber,
Wenn er kömmt aus Schmiedes Feuer.
Ilmarinen selbst, der Schmiedgott,
Schmiedet's hurtig, hämmert's schmeidig,
In der gar thürlosen Schmiede,
In der Schmiede ohne Fenster;
Sieht drauf, auf und ab es wendend:
„Hoi! du armes, armes Eisen!
Armes Eisen, Erzbestandtheil!
Damals warst du gar nicht groß noch,
Als du schwanktest in dem Sumpfe,
Als gebracht du warbst zur Schmiede,
Ausgestreckt wie Weizenteig warbst,
Als wie frischer Teig du gohrest,
Als ich trieb dich in die Esse."
Schwor das Eisen schweren Eidschwur:
„Bei des Jesus Fuß Verderben,
Von mir sollt nicht Böses werden,
Wenn du ließest mich vollreifen!"

---

Maid Maria, kleine Mutter,
Mutter mit dem reinen Antlitz,
Holt herbei (so leise), tripplend,
Waßer zu des Eisens Härtung.
Herhiläinen, Hiisi's Vogel,
Flog rings außen um die Schmiede,
Plagen zum Verkauf ausbietend;
Trug herbei der Schlange Zischen,
Trug herbei der Ameis' Jucken,
Trug herbei des Frosches Tücke,
Trug des Wurmes schwarze Galle,
In des Eisens Härtungswaßer.
Wäre böse nicht das Eisen,
Wäre nicht der Schlange Zischen,
Wäre nicht der Ameis' Jucken,
Wäre nicht des Frosches Tücke,
Nicht des Wurmes schwarze Galle.
Ach, du armes, armes Eisen!
Armes Eisen, Erzbestandtheil!
Damals warst du gar nicht groß noch,

Weder groß, noch warst du kleine,
Auch nicht gar besonders wacker,
Als gewaschen aus dem Moor warbst,
Ausgespület aus dem Sumpfe.
Ach, du armes, armes Eisen!
Armes Eisen, Erzbestandtheil!
Damals warst du gar nicht groß noch,
Weder groß, noch warst du kleine,
Als du noch als Milch geschlafen
In der jungen Jungfrau'n Brüsten,
In der wachsenden Armhöhle.
Aus dem Nebel dein Geschlecht ist,
Aus dem Waßer deine Stärke;
Du verschmilzest ganz zu Nebel,
Wie das Salz im Meere schmilzet,
Wie die Milch in Mädchens Brüsten,
Wie geschmolznes Fett, wenn's schmilzet,
Wie das Schmalz, wenn es aufsiedet.

---

Ach, du armes, armes Eisen!
Armes Eisen, Erzbestandtheil!
Wer mahnt' dich zu Missethaten?
War's dein Vater, war's die Mutter?
War's die Müdigkeit der Eltern,
Oder thatst nach eignem Kopf du's?
That'st du es nach eignem Kopfe,
So dein Werk zu kennen komme,
Zu verbessern deine Unthat,
Eh' ich sag' es deiner Mutter,
Plaudr' es aus vor deinen Eltern:
Mehr zu thun hat deine Mutter,
Große Last liegt auf den Eltern,
Wenn der Sohn was bös ist übet,
Wenn die Tochter Pelz verdirbet.

Maid Maria, kleine Mutter!
Komme eilend, gehe eilig!
Wunde geht in Eiter über.
Biene, Vogel du der Lüfte! —
Fliege aus zu holen Honig,
Honig uns herbei zu bringen,
Über neun der (weiten) Meere,
Über Hälfte wohl des zehnten —
Geh' aus an des Mondes Rande,
Fliege längs des Sonnensaumes,
Hole Honig von Mehtola,
Süßigkeit aus Tapio's Wohnung!
Währt es eine kleine Zeit nur,
Eilte nur vorbei ein Weilchen,
Da sie späht (umher) nach Blumen,
Da sie kommet Schwingen wiegend,
Da sie schaukelnd kommt geflogen,
Mit sechs Schälchen an der Seiten,
Sieben hinten an dem Rücken,
Mit viel andern guten Salben;
Dort ist Honig, dort ist Waßer,
Dort sind andre gute Salben.

Maid Maria, kleine Mutter!
Komme eilend, gehe eilig!
Nimm die Schwingen eines Ammers,
Vom Schneespatze reine Feder!
Lös' Schweiffeder von der Schwalbe.
Salb' damit die Schmerzerstarrte!
Salbe auf der obern Seite,
Salbe auf der untern Seite,
Salb' inwärts zu Qualbefreiung,
Niedwärts, daß nicht Hülfe nöthig,
Daß nicht Schmerz gefühlt wird, oben!

Kiwutar, der Krankheit Dirne!
Wind' die Plag' in deine Binden,
Winde um die Brust die Schmerzen!
Führ' sie springend zu dem Bache,
Springend sie zu deinem Bache!

Maid Maria, kleine Mutter!
Komme eilend, gehe eilig!
Du hast hundert Knochenstücke,
Hundert Stücke starker Sehnen,
In den Armen Aderknäuel,
Schwielenhaufen im Ellbogen.
Leg' vom Lempos Baume Blatt drauf,
Blatt der Goldnecknos' aufdrücke!
Lege auf des Schöpfers Flechten,
Wind' darum des Schöpfers Binden!

Sprech' ich nicht mit eignem Munde,
Spreche ich mit reinem Munde,
Mit des Herren gutem Athem,
Hauche mit dem warmen (Athem):
„Leih' uns deinen Geist, o Herrgott!
Leih' den Mund uns, milder Gott du!
Reicht die Milch nicht zur Verschwendung,
Nicht das theure Blut zum Träufeln.
Möge Theer doch niedertriefen,
Niederrinnen Fett der Fichte,

Eher als das Blut der Unschuld!
Wenn ein Tropfen niederspritzet,
Nehm' ihn Jesus in Verwahrsam,
Eh' er schmecken kann die Erde,
Eh' er kommet zu dem Grunde!
Komme du nur nicht hernieder,
Um zu kommen auf die Erde,
Um auf Grus gesprengt zu werden."

**Verweisung der Pest.** (Rühs 331.)

„Auf und davon, du wunderliche,
Des Landes Unheil, fliehe
Von dem nackten Fleisch;
Gern will ich dir Fuhrwerk geben,
Ein Roß, damit zu fahren,
Deßen Hufe nicht auf dem Eise gleiten,
Deßen Füße nicht auf der Klippe straucheln;
Fahre, ich bitte dich,
Nimm ein Pferd aus der Hölle,
Aus dem Berg wähl' dir einen Klepper,
Wenn du nach Fuhrwerk fragst
Und einen Traber begehrst;
Ich ermahne dich,
So daß du frisch magst fahren
Hin nach Norwegs Alpen
In den stahlharten Berg;
Fahre dann hart auf den Felsen,
Hebe der Hölle Öfen aus,
Wenn du heimfährst
Nach der Hölle schaurigen Heiden,
In den ewigen Abgrund,
Wo du nimmer gehöret wirst,
Nicht in ewigen Zeiten gesehn wirst;
Dahin verweise ich dich,
In der Lappmark dickesten Wald,
In des Nordens Grenzen;
Fahre dahin, ich bitte,
In den dunkeln Nord!"

---

# Feste; Opfer; Gebräuche.

Die Feste der Naturreligion haben meist den Verlauf des Jahrs in seinen Wirkungen auf die Erde zum Grunde. Das Wachsen und Reifen in der Pflanzenwelt, das Absterben derselben, die belebende Wärme und der winterliche Tod sind es vorzugsweise, welche die hauptsächlichsten Feste veranlaßen, und die christliche Kirche sogar hat dieselben aufgenommen, indem sie ihnen einen ihr gemäßen Sinn unterschob.

Der Jahresanfang, man mochte denselben bestimmen, wie man wollte, ob mit der abgestorbenen Natur nach beendigter Erndte, ob mit der neu auflebenden Natur in dem Frühling, ob mit dem Verhältniße der Sonne, wann sie gleichsam gegen das Ende des December nach der Abnahme ihrer Kraft neu geboren wird, immer ward der Jahresanfang gefeiert. So finden wir auch bei den Finnen ein solches Fest, Wuoden Alkajaiset, d. i. Jahres-Anfang, genannt (wuosi, wuoden, das Jahr, alkajainen, alkaj aiset, Anfang machend, Anfänger). Es fand im Herbste Statt, und man aß an ihm zuerst von dem Getraide der jüngst eingethanen Erndte, womit diese gleichsam geweiht wurde.

Fastnacht wird auch in Finnland lustig gefeiert. Man schmaust und fährt dann auf Schlitten oder Schlittschuhen von einer Anhöhe herunter und schreit dabei: Langen Hanf, langen Flachs! Von dem Herabfahren auf Schlitten hieß man das Fest Laskiainen, d. i. herab-

laßend, auch ist angegeben, man habe an diesem Tage das Pferdefleisch nicht verschmäht.

Die Ankunft des Frühlings wurde am Sanct Georgstage, Sanct Yrjänä (23. April), bis in neuere Zeit gefeiert. Man vermied an diesem Tag allen Lärm, ja alles Geräusch, damit die Gewitter, hieß es, der Saat nicht schaden möchten in dem folgenden Sommer. Selbst die Thüren wurden nur leise zugemacht, und die Thürangeln geschmiert, damit sie nicht knarrten. Die Frauen unterließen alle Arbeit, außer, daß ihnen erlaubt war, Strümpfe zu stricken. Auch hielt man sich zu Hause, als Opfer aber stellte man Schalen mit Milch unter heilige Bäume, und was man dergleichen mehr opferte. (Schröter S. 162.) Man feiert offenbar damit die Zeit, wann der Himmelskönig die Kraft zur Besiegung des winterlichen Todes, während deßen die Unterwelt große Gewalt besitzt, wieder erlangt hat. Die Opfer sollen zur Besänftigung der Unterweltsgeister dienen, damit sie nicht schaden und dem neuen Leben der Natur Raum geben.

Das altfinnische Frühlingsfest, Hela oder Helaa genannt, war besonders fröhlich und lustig. Man zechte, tanzte, spielte auf Rasenplätzen oder in Hainen um ein heiliges Feuer (Hela-walkia genannt), welches durch das Reiben zweier Hölzer entzündet ward. Noch nennen die Finnen den Himmelfahrtstag den Hela-Donnerstag. Das Feuer sollte vollkommen rein seyn, und darum mußte es durch Reiben des Holzes gewonnen werden als ein Sinnbild des neuen Lebens, denn durch sein Licht und seine Wärme war es ein solches geworden. Andere Völker verehrten das Feuer in gleicher Weise, und in der germanischen Mythologie kommt auch solches durch Reiben gewonnenes Feuer vor. — In Abo und Tawastland, wo um diese Zeit Spiele angestellt wurden, Hiippa genannt, war dabei eine Art Rennspiel, in welchen Zwei einen Dritten schlugen. Ob dieses eine Darstellung einer mythologischen Idee seyn sollte, läßt sich nicht erhärten.

Am Tage vor dem Julfest, d. i. Weihnachten, und an diesem Festtage selbst opfern sie dem Julvolke, das durch Wälder und Berge schweift. An jenem Tage fasten sie, d. h. sie eßen kein Fleisch, von dem Anderen aber, was sie eßen, heben sie sorgfältig ein Theilchen auf. Dies thun sie auch am Festtage, wo sie gut eßen. Diese zwei Tage bewahrten Theilchen thun sie in ein Kästchen aus Birkenrinde, geformt wie ein Schiff mit Segeln und Rudern, und gießen etwas Fett von der Brühe hinzu, bestrichen sie mit Rennthierblut, und hängen es für das Julvolk hinter der Hütte auf an Bäume.

Aus diesem Schiff erhellt, daß die Ansicht, man müße zu Schiff in die Unterwelt ziehen, bei ihnen bestand, oder zu ihnen gebracht ward, denn das Schiff sollte die Todtenopfer den Geistern zur Unterwelt

bringen. Das Julvolk sollte die Gaben bei seinem Schweifen in der Luft finden, und so hängte man das Schiffchen an einen Baum, wo es den Geistern das Todtenopfer darbietet, und der Brauch bewahrt nur die ursprüngliche Idee in allerdings seltsamer Weise.

Zur Zeit des Johannistages werden Feuer auf Höhen angezündet, wie solches auch in Deutschland bis in neuere Zeiten geschah. Man feierte damit die Sonne in ihrer höchsten Kraft.

In wie weit fremder Einfluß Statt gefunden habe, und ob er überhaupt Statt gefunden habe, bei einem dieser Feste, ist für uns nicht mehr zu erkennen. Die Nachbarschaft der nordischen Germanen ist zwar nicht ohne Einfluß auf die Finnen geblieben; aber wir können nicht genau bestimmen, falls er auch in mythologischer Hinsicht sich geltend machte, ob er Wesentliches oder Untergeordnetes, oder wohl gar nur Benennungen betraf. Die Lappen nennen einen Gott jauloherra. Das hat allerdings etwas vom Germanischen, denn das Julfest ist dem Namen nach nicht finnisch; und eben so wenig der Julherr, aber wir wißen nicht, ob es nicht ein finnisches Fest gab, welches auf derselben Idee beruhte, und nur den germanischen Namen des Gottes entlehnte, was nicht sehr wahrscheinlich ist.

Am Sanct Michaelstag, der bei den Nordfinnen sehr heilig war, wurden die Pferde in den Stall geführt und mit Bier, Korn, Hermelinfleisch u. s. w. gefüttert. Auch das andere Vieh ward zeitig in die Ställe getrieben, damit es keinen Schaden nehme.

Am Sanct Olafstage, wann die Wollschur vorüber war, schlachtete man ein ungeschorenes Lamm vom Frühjahre. Wann die Speisen in die Stube getragen wurden, sprengte man mit Erlen- und Tannenzweigen Waßer über die Schwelle, und goß am Ende des Tisches etwas von dem zu Genießenden hin, ehe man selbst genoß. Auch wurden Speisen in einen heiligen Birkenhain getragen.

Die Lappen halten ferner die Tage Sanct Catharina, Marcus, den sie Kante Paiwe nennen, ferner Clemens für ungeeignet zur Arbeit und meinen, wenn sie an diesen auf die Jagd giengen, würde ihnen der Bogen brechen (S. 89). Kantaan heißt finnisch, die Antiphonieen singen, und kantauspäiwät, ist der Tag der Antiphonieen, der Processionstag, es ist also die Benennung kantaan, entlehnt aus dem Lateinischen (cantare, singen), durch die christliche Kirche eingeführt worden. — Auch der erste Weihnachtstag gilt für unglücklich, und kein Familienvater geht an ihm aus seiner Hütte, selbst nicht leicht in die Kirche, wohin sie nur ihre Söhne und Töchter schicken. Sie glauben nämlich, an diesem Tage zögen die Gespenster herum.

Die Esthen machen zu Neujahr einen Strohmann, Metziko, zum Schutze des Viehes und der Gränze, den sie in Begleitung des Dorfs auf einen Baum setzen.

Etliche alte Gebräuche unter den Esthen haben seit zwanzig Jahren aufgehört. Vormals liefen z. B. die ledigen Bursche um Martini in den Dörfern des Nachts verkleidet herum, und erbettelten allerlei Eßwaaren und Getränke; die Dirnen aber thaten dies an Catharinen=Tag, da sie Flachs und Wolle bettelten. Bei solchen Aufzügen fielen manche Unordnungen vor. Jetzt geschieht es gar nicht mehr, oder nur in einigen Gegenden und gleichsam heimlich. (Hupel. IV. S. 769.)

Thieropfer und Spenden von Milch sehen wir den Göttern dargebracht, sowie kleine Gaben als Geschenke. Aber es fehlt auch bei ihnen nicht die Spur des schrecklichen Menschenopfers.

Von den Esthen gibt Adam von Bremen (n. 75) an: Sie opfern Menschen, welche sie von Kaufleuten erhandeln, nachdem sie dieselben sorgfältig geprüft, daß sie keinen Fehler am Leibe haben.

Die Todtenfeier der Esthen beschreibt der angelsächsische König Alfred, der im Jahre 900 starb, in der Geographie des europäischen Nordens also:

Bei den Esthen ist es Brauch, daß, wenn ein Mann gestorben ist, seine Leiche bei seinen Verwandten und Freunden einen Monat, manchmal zwei, liegen bleibt. (Wie man die Leichen so lange und, wie es gleich weiter angegeben werden wird, noch länger aufbewahrte, möchte man wohl wißen, erfährt es aber nicht.) Könige und andere vornehme Männer bleiben, nach Verhältniß ihres Nachlaßes, noch länger, manchmal gar ein halbes Jahr liegen, ehe sie verbrannt werden. In der Zeit liegen sie über der Erde in ihren Häusern; und während dieser ganzen Zeit wird mit Trinken und allerhand Spielen fortgefahren bis zum Tage der Verbrennung. An diesem Tage theilen sie unter Zechen und Spielen des Verstorbenen Nachlaß in fünf, sechs, manchmal noch mehr Loose, je nachdem der Nachlaß von Bedeutung ist. Hernach vertheilen sie sie wenigstens auf eine Meile weit; das vornehmste Loos am weitesten vom Ort, dann das zweite, dann das dritte, bis Alles auf die Meile vertheilt ist; das schlechteste Loos soll am nächsten bei dem Orte sein, wo der Todte liegt. Dann sollen alle Männer, die dort zu Lande die schnellsten Pferde haben, wenigstens fünf bis sechs Meilen von dem Orte zusammenkommen Dann rennen sie Alle an den Ort hin. Wer nun das schnellste Pferd hat, gewinnt das erste und vornehmste Loos, und so alle die übrigen nach einander, bis Alles weg; dabei nimmt der den schlechtesten Theil, der bei diesem Wettrennen nach dem Nachlaß am nächsten bei dem Orte geblieben ist. Nun reiten Alle fort, Jeder mit seinem Loos, welches Jeder ganz und gar behalten kann; daher sind schnelle Pferde dort zu Lande ungeheuer theuer. Wenn nun aller Nachlaß auf die Art zerstreut worden, dann erst trägt man den Todten hinaus, und verbrennt ihn sammt seinen Waffen und Kleidungsstücken. Fast sein ganzes Vermögen wird durch die lange Aufbewahrung der Leiche im Hause zerstört, so auch

durch das, was unterwegs vertheilt und von Fremden in die Wette weggerißen wird. (Diese Nachricht giebt Schlözer's Bearbeitung des Nestor, Theil V. S. 36 flg. Note, der sie aus den Schriften der königlichen Akademie der Alterthümer zu Stockholm, Theil VI. S. 101 — 105 entlehnt hat, in welchen das Werk Alfred's angelsächsisch und schwedisch von Porthan bearbeitet enthalten ist. Schlözer sagt am Schluß: Hier ist Vieles undeutlich, weßhalb ich auf Porthan verweise. Von dieser Esthischen tryzna war wohl die der Drewischen und Kiewer Slaven in den Gebräuchen sehr verschieden: nur wie? weiß man nicht Beiläufig führe ich noch an, daß der Geograph vorher berichtet, daß bei den Schmausereien der Esthen die Vornehmen und Reichen Stutenmilch (destillirte, Kumysz?), nur die Armen und Sclaven aber Meth tranken.) Bei Spelmann steht Alfred's Orosius, und diese Stelle findet sich S. 208. Der Geograph sagt auch, wenn einmal ein Knochen unverbrannt gefunden worden, so hätten sie es geahndet; auch sagt er: sie können Kälte machen, denn durch die Kälte erhalten sich die Leichen so lange.

Die Esthen sind der Meinung, daß man nicht im Bett sterben dürfe. Deßhalb wird der Sterbende von seinen nächsten Verwandten aus dem Bett gerißen und auf den Fußboden auf Stroh hingeworfen, wodurch oft sein Tod befördert wird. Der Leichnam wird gewaschen, und dann angekleidet auf den Tisch gelegt. In der Nacht wird bei ihm gewacht, und die Wächter werden mit gekochten Erbsen tractirt. In den Sarg legt man dem Todten eine Kopfbürste, ein Stück Seife, eine Münze und ein Fläschchen Branntwein. Einige geben auch einen Paß für den heiligen Petrus mit. Der Sarg wird dann auf einen Wagen gesetzt, auf welchem sich zugleich seine nächsten Angehörigen, zum Theil auf dem Sarge selbst sitzend, befinden, und eine Menge Wagen voll Männer und Frauen, die weiße Tücher um den Kopf gebreitet haben und singen, folgen im Trabe dem schnell fortgefahrenen Sarge. Beim Einsenken pflegt noch Einer der Umstehenden dem Sarge drei Stöße mit der Ferse des linken Fußes zu geben, damit der Verstorbene nicht durch nächtliches Herumwandeln die Zurückbleibenden störe. (Kruse S. 31.) Derselbe sagt (S. 133) von dem Herausreißen der zum Tod Erkrankten aus den Betten bei den Esthen und Letten: Ich habe diese Sitte in meinem eigenen Hause mitangesehen, wo mein todtkranker Hausknecht von seiner eigenen Frau aus dem Bett gerißen und dem Tod überliefert wurde. Man glaubt, der Kranke sterbe im Bett nicht so leicht, als auf der Erde.

Stirbt bei den Lappen Einer, so verlaßen die Anderen aus Furcht das Haus. Der, welcher die Leiche zum Begräbniße besorgt, erhält von den nächsten Verwandten einen Meßingring, den er um den rechten Arm geschlungen trägt, bis er den Todten in den Sarg gelegt und dem Grab

übergeben hat (Scheffer S. 313). Offenbar soll dieser Ring ihn durch eine geheime Kraft gegen den Todten schützen. Statt eines Sarges bedienen sie sich auch des Schlittens. In älterer Zeit begruben sie gerne in Wäldern, was zuweilen noch geschieht, wie sie auch Leichen in Höhlen, die sie mit Steinen zuschließen, beisetzen. Peucer meldet, sie hätten die Todten unter dem Herde begraben, um sich vor ihren Geistern zu schützen, Scheffer aber leugnet dieses. Dem Todten geben sie ein Beil und einen Stahl nebst Feuerstein mit, um sich, sagen sie, Licht zu machen und den Weg zu bahnen. Die Leiche begleiten sie in den schlechtesten Kleidern, bringen die Kleider, worin Einer starb, an die Grabstätte, und laßen sie da, nebst dem Schlitten, worauf der Sarg gefahren ward. Drei Tage nachher wird ein Todtenmahl gehalten, wozu sie das Rennthier schlachten, welches den Sarg gezogen hat. Die Knochen werden dabei sorgfältig gesammelt und in einem Kästchen begraben, auf welchen sie ein Holzbild legen von der Größe des Verstorbenen. Reichere wiederholen das Todtenmahl alljährlich ganz in derselben Weise.

Wann sie den Unterweltsgeistern opferten, ward dem Rennthier ein schwarzer Faden durch das rechte Ohr gezogen. (Ein Anderer sagt: Um die Hörner gewunden. Scheffer Seite 117.) Das Fleisch ward gegeßen, und nur ein Stück vom Herzen und eins von der Lunge, jedes in drei Theilen geschnitten und an drei Stäbe befestigt, die man, mit dem Opferblute bestrichen, in die Erde begrub.

Vor Behexung fürchten die Esthen sich noch sehr allgemein. Auch Drachen und Vögel *) beteten sie an, denen sie von Kaufleuten erhandelte Menschen ohne Fehler opferten. (Adam von Bremen. Kap. 217.) Die Schlangen sind ihnen jetzt noch heilige Thiere. Sie glauben noch häufig an Zauberei durch Zauberer, die mit dem Teufel (Kurrad) oder dem Schwarzen (Wanna) in Verbindung stehen, oder durch weise Männer (Targad), so wie an Phropheten und Traumdeuter.

Petri **) sagt (II. S. 168 flgg.) von den Esthen: Noch immer giebt es welche, die heimlicher Weise den Waldgöttern an gewißen Oertern, die eine alte Sage und der Aberglaube geheiligt hat, Geld und Fleisch opfern. Mit dem Teufel (Kurrat) führen sie einen ewigen Krieg, rufen ihn bei jeder Gelegenheit bei seinem wohlklingenden Namen und verpallisadiren ihm den Eingang, so gut sie können, mit Gebeten, Kreuzmachen und Teufelsdreck. Oft schleicht sich aber, aller angewandten Vorsicht ungeachtet, dieser ungebetene Gast dennoch durch, rächt sich an Vieh oder wohl gar aus Versehen und in der Dunkelheit der Nacht, wohl gar an

*) „Unter den Vögeln ist nach Einigen die Eule mit zu verstehen, das Sinnbild des Tarapitha, der obersten Gottheit der Esthen.“ (Kruse S. 37).
**) Ehstland und die Ehsten von Petri. Gotha 1802.

der Familie des Hauses, und dann nimmt das ganze Dorf daran Theil, jagt den unseligen Tölpel mit Prügeln und durch Räuchern, so wie in Deutschland durch neunerlei Holz, mit gesammter Macht über die Gränze des Dorfes hinaus, und ist froh, noch so mit heiler Haut davon gekommen zu seyn. Bei der Taufe haben sie auch allerhand Aberglauben. Die Meisten z. B. geben ihren Kindern Teufelsdreck in die Windeln mit, weil sie dadurch für Hexerei geschützt wären, und dann der Böse eher ausfahre. Dergleichen Hexen- und Teufelskram mit allen Wahrsager künsten und weiser Frauen Wesen ist im Lande, selbst unter manchen Vornehmen, die in ihrem Leben von ihrem Gute nicht weggekommen sind, ganz etwas Gewöhnliches. Das sogenannte Johannisfeuer in der Nacht vor Johannistag, ist in den Städten und auf den Dörfern sehr üblich. Des Donnerstags wird selten eine Bäuerin für sich spinnen, aus Furcht, die Schafe möchten nicht gedeihen. Beschreien, Besprechungen, Gesundmachen durch gewiße Worte, ist nebst Blutregen und Donnerkeil allgemein herrschender Wahn. In der Weihnachtszeit gießen sehr viele Blei, besonders Hofbediente, und weißagen einander allerlei daraus nach den verschiedenen Figuren, die das Blei im Waßer bildet. Auf Aller-Seelen-Tag kochen viele Eßen für die Verstorbenen, und setzen es ihnen irgend wo im Hause hin. Dem Todten geben sie ein Büschel zusammen gebundener Birkenzweige (eine sogenannte Badequaste) mit in den Sarg, die Seife, womit der Todte gewaschen wurde, eine Kopf bürste (einen Kamm haben sie nicht) und bisweilen auch etwas Geld, damit sich der Verstorbene unter Wegs eine Kanne Bier kaufen könne; einer Mannsperson geben sie auch wohl Pfeife und Tabak mit. (Die Rußen setzen ihren Todten wohl auch einen Teller voll Reisbrei auf das Grab.)

Das Loben oder Beschreien kleiner Kinder oder des jungen Viehes macht sie auch bange, und sie suchen es durch allerlei hergemurmelte Worte wieder gut zu machen oder zu vertreiben. Des Abends, ehe sie Licht anzünden, kreuzigen und segnen sich viele. Spüren sie an ihrem Leib einen Ausschlag oder ein Geschwür, so sinnen sie nach, an welchem Orte sie zuletzt geseßen oder gelegen haben, und die böse Stelle muß dann Schuld daran seyn. Sie gehen sofort hin, und schaben ein wenig Silber von einem Rubel (am liebsten von dem Halsschmuck ihrer Weiber) an den verdächtigen Ort, darauf auch etwas um ihre Wunde oder Beule herum, und murmeln dabei einige unverständliche Worte. Diese Kur nennen sie das Weise an einen Ort legen. Mit Schlangen, vornehmlich mit unvermuthet gefundenen, wollen sie mächtige Wunderkuren thun.

So oft sie etwas schlachten, legen sie ein Stück davon hinter den Viehstall an eine gewiße Stelle zum Opfer. Ist ihnen ein Haus

abgebrannt, so werden sie das neue nie wieder ungezwungen an die alte Stelle bauen, und wenn beim Zuhauen des Grundbalkens zum neuen Hause durch den Beilhieb ein Feuerfunke sprüht, vermuthen sie abermaligen Brand und suchen eine neue Stelle. Ehe sie einen Stall bauen, prüfen sie, ob die Stelle gut oder böse sey. Unter anderm legen sie Lappen und Kräuter hin, und warten, ob sich Ameisen dabei sehen laßen. Kommen schwarze, so wird das Vieh gedeihen, kommen rothe, so ist es eine unglückliche Vorbedeutung, und man baut nicht auf die Stelle.

Gewiße Tage im Jahre sind ihnen ungemein heilig und merkwürdig. Dahin gehört unter andern der Matthiastag, an welchem sie das Wetter beobachten, und kein Sieb in die Hand nehmen, um von Ungeziefer rein zu bleiben. Den 23. April hauen sie nicht gerne Holz, damit ihnen die Wölfe keinen Schaden zufügen. In der Johannisnacht brennen sie viele Feuer, um ihr Vieh vor Verhexungen zu schützen. Während dem Vollmonde beschlagen sie nicht gerne Pferde und verpflanzen keine Gewächse. Wenn sie den Neumond erblicken, so grüßen sie ihn: Sei gegrüßt, o Neumond! ich müße jung, du alt, meine Augen helle, deine Augen dunkel werden; ich leicht wie ein Floh, du wie Eisen schwer! Auch zeigt der Esthe nicht gern nach dem Neumonde mit dem Finger, damit dieser Finger im Grabe nicht unverweslich bleibe.

Dem Teufel schreiben sie auch Orkane, Sturm und Wirbelwinde, Hagel u. s. w. zu. Treibt ein solcher Wind irgendwo den Staub zusammen, so verfolgen sie ihn schreiend, und werfen Steine, Erdschollen, und was ihnen zur Hand kommt, hinterdrein. Manche Höhlen nennen sie Wohnungen des Teufels; bei anderen opfern sie wieder, noch anderen legen sie eine besondere Heilkraft bei, und tragen ihre Kranken dahin. Sie glauben oft den fliegenden Drachen zu sehen, und Butter, Käse, Eier, Mehl und Korn getragen bringen. Ein etwas wohlhabenderer Hauswirth muß schlechterdings den Drachen haben. Die Sternschnuppen halten auch einige für Drachen, und zwar für kleine oder junge. Wenn die Bauern den Prediger zu einem Kranken holen laßen, fragen sie gleich, ob der Kranke genesen werde, denn sie glauben, der Geistliche, als ein Mann Gottes, müße das wißen. Eben dies erwarten sie von seinem Pferde, nach deßen Kopf sie forschend blicken. Trägt es bei der Ankunft den Kopf empor, so kommt der Kranke gewiß wieder davon; läßt es denselben traurig sinken, so ist keine Rettung.

Von den heiligen Oertern, Tempeln, Hügeln, Höhlen und Hainen, wo die heidnischen Esthen (und Letten) ihre gottesdienstlichen Cärimonien verrichteten, findet man noch hin und wieder Spuren, und sie bezeugen auch noch jetzt gegen solche heilige Plätze vielfältig eine schaudernde Ehrfurcht. Dergleichen Hainen nahen sie sich nicht anders, als mit der größten Ehrfurcht und Andacht. Einen Zweig von einem Baume, der

an einem solchen geheiligten Orte steht, abzuhauen oder abzubrechen, halten sie für eine große Ruchlosigkeit, ja sie nehmen nicht einmal, so weit sein Schatten reicht, gern eine Erdbeere weg. An solche heilige Orte, die man gemeiniglich auf Hügeln, an Quellen, in dicken Waldungen u. s. w. findet, begraben Manche gern heimlich ihre Todten, hüten sich aber sorgfältig, daß es nicht herauskommt, wegen der darauf gesetzten Strafe. Daher trifft man auf solchen Anhöhen, und hier und da in Wäldern, noch viele Gräber und Todtenhügel aus der Vorzeit an, deren Umfang eine von Steinen aufgesetzte kleine Mauer oder Rasenwand einschließt, und die sich von den neueren nur durch die Entfernung von Dörfern und Gütern unterscheiden. Ungefähr vier Meilen von Reval fährt man über eine solche Anhöhe, nicht weit von dem Hofe Ruil an der Landstraße, auf der man jedesmal eine Menge dürren und grünen Strauch, Stecken, Hölzer und dergl. aufgehäuft sieht. Dies ist aber ein solcher von den Bauern für heilig gehaltener Ort, vor welchem keiner vorbeifährt, ohne etwas hinzulegen; ja man hat mir versichert, daß man bisweilen sogar Geld unter dem Haufen des Gesträuches findet. Und wenn dasselbe heute auf Befehl des Gutsherrn weggeräumt worden ist, so liegt der Platz den andern Tag wieder so voll, als vorher, wovon ich mehrmals Augenzeuge gewesen bin. Wahrscheinlich war dies in den heidnischen Zeiten ein Opferplatz, wie es deren mehrere im Lande giebt, von denen sich die Sage und ein abergläubiger Wahn fortgepflanzt hat, ohne daß die Esthen jetzt noch den Grund von diesem Gebrauch anzugeben wißen. Man hat wohl Bauern zwingen wollen, einen Baum auf einer solchen heiligen Höhe abzuhauen, aber weder durch Vorstellungen, noch Drohungen hat man sie dazu zwingen können. Wie mir versichert worden, bringen wirklich jetzt noch welche Opfer an solche geheiligte Orte, die in Geld, Wolle, Brod, Garn, Wachs und dergl. bestehen.

Paster Hollmann fand in dem esthnischen Aberglauben in Ehren:

1) Den geheiligten Herd in der Waschküche, dem jährlich einmal von der gekochten Speise in die Asche geworfen wurde, zum Schutze des Hauses.

2) Eine Gottheit (deren Namen er nicht nennt) in einer kleinen Umzäunung im Hof, an welcher Opferstätte aufgehäufte Asche, Schutt, Hahnenfüße und Hahnenköpfe lagen, zum Gedeihen des Hauswesens.

3) Eine ähnliche Stätte mit Knochen größerer Thiere für das Gedeihen der Hausthiere.

4) Eine Feuerstätte zu Opfern für die Reisenden.

5) Auf einem großen Stein einen Topf mit Bier, für Wiesen und Felder.

6) Außerhalb des Hofraums in einem Haine, wo kein Holz gehauen

werden durfte, Opfer zu Sanct Georg für die Pferde in die Erde gelegt und mit drei Steinen bedeckt.

7) Zu Johannis Mahlzeit unter alten Bäumen und Eingraben von Butter, Milch und Brod in die Erde, damit die Kühe reichliche Milch gäben.

8) Erndtefest von dem erstgedroschenen Roggen, einen Löffel voll Brei in die Erde vergraben.

9) Zu Michaelis, Opfer unter einem von Stangen getragenen Drachen, worunter Feuer angebracht wird. Jeder schlachtet einen Hahn, läßt das Blut ins Feuer spritzen, wirft Kopf, Füße, Federn hinein und kocht ihn, worauf die Hähne verzehrt werden.

Spuren des Heidenthums sind, wenn auch sehr vereinzelt, in Esthland und Livland noch übrig; Kruse (S. 33) fand in der Livenhöhle bei Salis noch ganz frische hineingelegte, freilich unblutige Opfer, welche, wie gewöhnlich, in Hahnenfedern und allerlei bunter Wolle bestanden, und bei Pame, an der nördlichen Küste der Insel Oesel, einen mit Steinen umgebenen Platz, unter freiem Himmel, in welchem alle Jahr einmal, am Sanct Margarethen-Tag, eine Art von Gottesdienst mit Fürbitte für eine gesegnete Schifffahrt gehalten ward. Darauf wird aber noch immer dem alten Meergott ein Tönnchen mit Branntwein als ein Opfer in die See weit hineingefahren, und dann ins Waßer geworfen. Man glaubt, wenn dies nicht geschieht, so fordert der Seegott (deßen Namen Kruse nicht erfahren konnte) sein Opfer, einen Menschen oder ein Stück Vieh, welches dann von den hohen schroffen Felsen, die das Vorgebirge bilden, ins Meer hinabgezogen wird.

Von den Lappen insbesondere berichtet Scheffer, was aber im Allgemeinen von den Finnen überhaupt gilt. Ehe man opferte, erforschte man erst den Willen der Gottheit, ob sie das Opfer annehmen wolle. Dies geschah mit einer Trommel, die sie Kannus (welches auch Sporn bedeutet) nannten, oder lappisch auch Quobdas, und auf welcher die Gottheiten sich mit rother Farbe gemalt fanden. Wollen sie nun erforschen, welchem Gott sie zu opfern haben, ob dem Tiermes, oder Storjunkare, oder der Sonne, so binden sie erstlich das Opferthier hinter der Hütte an, ziehen ihm ein Haar an der untern Seite des Halses aus, und binden dieses an einen Ring, deren sie mehrere zusammengebunden haben, und die sie immer auf der Trommel gebrauchen. Dann schlagen sie die Trommel, daß der Ringbündel in Bewegung kommt, und wann der Ring mit dem Haar an eines der Götterbilder kommt, bleibt er da, und zeigt an, daß diesem Gott zu opfern sei; auch geht er von dem Bilde nicht eher weg, als bis diesem Gott das Opfer versprochen ist. Bei dem Schlagen der Trommel singen sie, Männer und Frauen zusammen, und fragen den Gott, ob er das Opfer wolle? Eine andere Beschreibung, die Peucer

davon machte, hält Scheffer (S. 110) für irrig. Sie lautet: Sie haben eine eherne Trommel, worauf vierfüßige Thiere, Fische und Vögel, die sie ohne Schwierigkeit haben können, gemalt sind. Auch haben sie einen ehernen Frosch an einem eisernen Stabe gebunden, welchen sie mitten auf die Trommel senkrecht stellen. Dann machen sie Beschwörungen, schlagen die Trommel, und zu welchem der Thiere der Frosch hüpft, das wird den Göttern geopfert.

(Ihr gewöhnliches Opfer besteht in Rennthieren, doch werden auch Katzen, Hunde, Lämmer, Hühner als solches genannt, letztere als dem Storjunkare dargebracht. Die Lappen kauften in Norwegen Thiere, um sie im Herbst ihren Göttern zu opfern.)

Die Zaubertrommel, womit sie den Götterwillen und die Zukunft erforschten, war von dem Holz einer Fichte oder Tanne oder Birke, vom Stamm eines dieser Bäume, der nach dem Laufe der Sonne gewachsen war, d. h. die Fasern desselben, die von unten nach oben gehen, mußten von der Rechten zur Linken gehen. Das Holz ward von der einen Hälfte des in der Mitte gespaltenen Stammes genommen, etwas auf der einen Seite ausgehöhlt und mit einem Fell überspannt. Indem man zwei längliche Löcher in die untere Seite bohrte, erlangte man dadurch einen Handgriff. Der Schlägel besteht aus einem Stück Rennthierhorn, woran zwei Zacken sind. Die rothgemalten Bilder (man nahm Farbe von Erlenholz dazu) gleichen sich auf den erhaltenen Zaubertrommeln nicht immer. Sie bestehen in den äußerst roh gezeichneten Bildern ihrer Götter, in Sonne, Mond, Sternen, Vögeln und sonstigen Thieren. Aber auch Christus und die Apostel kommen vor. Gewöhnlich war sie eiförmig und nicht über eine halbe Elle lang. (Scheffer giebt Abbildungen S. 125—129.)

Sie ward sehr heilig gehalten, und in einem Lammfelle sammt Ring und Schlägel aufbewahrt. Das Weib durfte sie nicht berühren, und gieng ein heurathbares Weib auf dem Wege, wo ein Mann die Zaubertrommel getragen hatte, bevor eine Zeit von drei Tagen abgelaufen war, so glaubte man, sie müße auf der Stelle sterben oder sonst in ein Unglück gerathen, und sie führten viele Beispiele deßen an. Konnte sie einen solchen Weg nicht vermeiden, so entgieng sie der Gefahr, wenn sie der Zaubertrommel einen Ring von Erz schenkte. Man nahm auch gern einen andern, als den gewöhnlichen Weg für die Fortschaffung der Zaubertrommel, und wählte die ungebahnte Strecke. Beim Gebrauche dieses Werkzeuges wurde die darüber gespannte Haut durch Feuer angespannt, und anfangs ward gelinde, dann heftiger geschlagen. Der Schlagende lag dabei auf den Knieen, ebenso die Anderen, die dabei waren.

Sie bedienten sich der Zaubertrommel besonders in vier Fällen. Erstens, um zu erforschen, was an einem, auch sehr weit entfernten Orte vorgehe. Zweitens, um den glücklichen oder unglücklichen Ausgang von

Unternehmungen zu erfahren, und ebenso von Krankheiten. Drittens, um Heilmittel zu finden, und viertens für die Opfer der Götter, wie oben schon angegeben ist. Um zu erfahren, was in der Ferne geschieht, scheint die Zaubertrommel nicht durchaus nöthig gewesen zu sein. Bei Scheffer (S. 134 flg.) lesen wir ein Geschichtchen, daß ein Finnlappe dem deutschen Kaufmannsdiener Johannes Delling sagte, was sein Herr in Deutschland gerade damals that. Da heißt es denn: Der Finnlappe begann zu schreien wie ein Trunkener, plötzlich aufzuspringen, einmal und zweimal im Kreise herumzulaufen, dann fiel er zu Boden, lag einem Todten gleich da, und als er wieder zu sich gekommen war, stand er auf und ertheilte die Kunde über den Herrn. Dies ward in das öffentliche Kaufmannsbuch eingetragen und bewahrheitete sich. Aber Olaus Magnus (III. 16) macht über diese Art von Wahrsagung folgende Angabe: Er geht mit einem Begleiter oder seiner Frau in die Stube, schlägt einen ehernen Frosch oder eine eherne Schlange auf der Zaubertrommel mit vorgeschriebenen Schlägen und murmelt Zaubersprüche, worauf er in Extase fällt und eine kleine Weile wie todt daliegt. Der Begleiter bewacht ihn während dem auf das Sorgfältigste, daß ihn keine Schnacke, Mücke, oder sonst irgend ein Lebendes berühre. Sein Geist schweift indeß ins Weite und bringt Zeichen seiner Wanderung, einen Ring oder ein Meßerchen, mit. Wieder ein Anderer meldet nichts von der Zaubertrommel, sondern giebt an: Er wirft sich auf den Boden, verliert seinen Geist und wird einem Todten ähnlich, schwarz und im Gesichte braun. So liegt er eine oder zwei Stunden, je nachdem der Ort, wohin derselbe zu wandern hat, weit entfernt ist. Daß übrigens die Zaubertrommel bei einer so bedeutenden Sache des Wahrsageglaubens gebraucht worden sei, was mehrfach angegeben wird, ist durchaus glaublich; aber daß Frauen dabei sein durften, die doch sonst aus ihrer Nähe ausgeschloßen waren, ist sonderbar. Es wird nun aber bestimmt gemeldet, denn außer Olaus Magnus meldet es auch Rheen (S. 136), der sagt: Zu dem Gesange deßen, der die Trommel schlägt, fügen die Anwesenden, Männer und Frauen, ihre Gesänge, jene mit lauter, diese mit leiserer Stimme. Ja diese mußten, wenn jener wie todt dalag, ihren Gesang ununterbrochen fortsetzen, um ihm ins Gedächtniß zu rufen, was sie wißen wollten. Ja, ein Ungenannter fügt hinzu, wenn sie dies nicht thäten, sterbe jener wirklich. Ebenso wird angegeben (S. 140), wenn der Daliegende berührt werde, kehre er nicht wieder in das Leben zurück.

Da nicht alle Nachrichten genau übereinstimmen, so müßen wir es dahin gestellt seyn laßen, ob dies an den Berichterstattern liegt, oder ob wirklich nicht überall und zu allen Zeiten eine strenge Gleichheit in der Handhabung dieses Aberglaubens stattfand. Die Hauptsache, und in dieser stimmen Alle überein, ist der Glaube, die Seele könne für einige Zeit

den Leib verlaßen und Erkundigungen einziehen, während der Leib todt daliege. Dieser Glaube beruht nicht auf der Verzückung, denn diese findet nur Statt, wenn der Mensch innere Gesichte hat, auf wunderbare Weise von einer höhern Geisteskraft erfüllt. Er beruht vielmehr auf der Ansicht von dem Wißen der Unterwelt; denn wer ihre Geister zu rufen versteht, kann jede Kunde durch sie erlangen. Aber eine eigenthümliche Gestaltung der Sache ist es, daß der Mensch für einige Zeit selbst stirbt, um zu erfahren, was er wißen will, und daß am Ende sogar angenommen wird, die Seele schweife an verschiedene, selbst die fernsten Orte der Erde, und sehe sich da um.

Wann sie aber die Zaubertrommel zu Rathe ziehen bei einem Vorhaben, um zu erforschen, ob dies glücklich von Statten gehen werde, bedeutet es Glück, wenn die Ringe rechts beim Schlagen der Trommel sich bewegen, nach dem Laufe der Sonne. Bewegen sie sich links, dann bedeutet es Mißlingen. Wollen sie jagen, dann beobachten sie außerdem, wohin der Ring sich wendet, ob nach Sonnenaufgang oder Untergang, denn sie meinen, nach der angezeigten Gegend müßten sie hinziehen. Bei Krankheiten ward durch die Zaubertrommel erforscht, ob sie natürlich seyen oder durch Zauber bewirkt, und welches Opfer der Kranke einem Storjunkare zu seiner Genesung zu geloben habe. Zuvor muß der Kranke dem Schläger der Trommel einen ehernen und einen silbernen Ring um den rechten Arm binden, die deßen Eigenthum werden, und die derselbe zu den anderen, womit er erforscht, zusammenthut. Auch zu bösem Zauber diente dieses Werkzeug (S. 143). Tornäus giebt 1671 an, es hätten Manche dazu Trommeln von einer Größe gehabt, daß man sie nicht habe wegbringen können, sondern verbrennen müßen. Unter diesen Lappen war ein achtzigjähriger, sagt er weiter, der bekannte, in seiner Knabenzeit jene Kunst von seinem Vater gelernt zu haben, und im Jahr 1670 wegen eines Paars Handschuhe durch Zauber bewirkt zu haben, daß ein Bauer in einem Strudel ertrank. Er ward zum Tode verurtheilt und in Feßeln nach der nächsten Stadt Bothniens geführt, bewirkte aber durch seine Kunst, daß er gesund auf dem Schlitten sitzend, plötzlich starb, wie er vorhergesagt hatte, daß er nicht in des Henkers Hand kommen werde.

Ein anderes Zaubermittel der Lappen waren die Windknoten (S. 144). Sie hatten Stricke, in welche sie drei Zauberknoten knüpften, beim Lösen des ersten wehte leidlicher Wind, beim Lösen des zweiten, ein heftigerer, durch das Lösen des dritten entstand Sturm. Olaus Magnus (III. 16) giebt dasselbe von den Finnen an, und unter jenen Lappen sind grade die Finnlappen zu verstehen. Ein eigenthümlicher Aberglaube war der, daß man annahm, der Zauberer habe besonders den Wind in seiner Gewalt, welcher geweht, als er geboren ward. Solche Windknoten

wurden an Seefahrer verkauft. Die Finnen und Finnlappen konnten auch zaubern, daß ein Schiff unbeweglich stehen blieb. Dagegen half nur die Reinigung einer Jungfrau, womit man Gänge und Ruderbänke bestreichen mußte, weil die bösen Geister davor wichen. Dies Mittel bemerkt auch Plinius (28. 7) als gut an Pfosten zu streichen, um Zauber zu vernichten.

Was jene Windknoten betrifft, so beruht ihre Erfindung auf dem bloßen Gedanken des Feßelns. Der Wind wird damit zauberhaft geknüpft, gefeßelt, und dies ist das Aeußere, während der Zauber selbst ein Uebernatürliches ist, der aber im Aberglauben durchaus an das Aeußere gebunden ist. Das Knüpfen, Verschlingen erscheint auch sonst als das Feßelnde, Hemmende, wie z. B. das bekannte Nestelknüpfen, und wie in der griechischen Fabel von der Geburt des Herakles diese dadurch gehemmt wird, daß die Geburtsgöttin ihre Hände über ihren Knieen verschlungen hält. Ein Feßeln des Windes kommt, freilich in etwas anderer Weise, auch in der griechischen Fabel vor. Aeolus, der König der Winde, thut dieselben in einen Schlauch, mit Ausnahme eines einzigen, der dem Odysseus zur See günstige Fahrt gewähren soll, und giebt demselben diesen Schlauch in sein Schiff. Denkt man sich den Wind eingeschloßen, so ist der von Luft aufgeblasene Schlauch ein sich leicht darbietender, paßender Behälter dafür, und dies liegt der Wahl in diesem Mährchen zu Grunde.

Die Esthen glauben, man könne den Wind machen und seine Richtung bestimmen. Man soll nach der Gegend, woher man den Wind haben will, eine Schlange hängen oder ein Beil aufrichten und den Wind durch Pfeifen heranlocken. Ein Prediger sah einmal Bauern bei drei Steinen großes Gepränge halten, sie aßen, tranken und tanzten nach dem Schalle ländlicher Instrumente. Als man sich nach der Absicht des Festes erkundigte, wurde geantwortet, mittelst dieser Steine könne trocknes oder feuchtes Wetter hervorgebracht werden; trocknes, wenn man sie aufrecht stelle, feuchtes, wenn man sie der Länge nach lege (über die Esthen S. 48. Grimm S. 607). Das Letztere, feuchtes Wetter durch einen Stein hervorzubringen, finden wir auch bei den Römern, bei welchen ein solcher Stein, Fließ-stein (lapis manalis) genannt, in dem Bereiche des Marstempels vor dem Thore der Stadt lag, den man bei andauernder Dürre holte und durch die Fluren bewegte, um Regen zu bewirken. (Römische Mythologie S. 84.) Dieser Glaube an die Wirksamkeit des Steins ist aus einer Wahrnehmung hervorgegangen, und hat keine tiefere Beziehung. Die Feuchtigkeit schlägt sehr merklich an die Steine an, und diese Erscheinung hat den Glauben hervorgebracht, Steine vermöchten die Feuchtigkeit anzuziehen und herbeizuziehen, was denn leicht in den Aberglauben einer Zauberkraft derselben in Beziehung auf feuchtes Wetter übergieng.

Die Finnlappen hatten auch in einem Lederbeutel dämonische Geschoße oder Dämonen, die Mückengestalt gehabt haben sollen, und die sie gegen Personen richteten. Der davon Getroffene bekam tödtliche Beulen und starb in Zeit von drei Tagen. (Scheffer S. 146.) So wird erzählt, daß einer auf der Bärenjagd zu einer Höhle in einem Fels kam, wo er ein rohes Götzenbild eines Finnen fand, und daneben seinen Zauberbeutel, als er diesen öffnete, sah er bläuliche Mücken, die Zaubergeschoße oder Zaubergeister desselben. Man meinte, ein solcher Finne müße täglich einen solchen Geist wohin senden, und wenn er Niemand habe, gegen wen er dieses thue, denn er thue es nicht ohne Ursache, die aber oft sehr gering sey, so schicke er ihn in die Winde, daß diese nach ihrer Lust gegen Alles toben. Schickt er ihn in Berge, dann spaltet er große Felsen. Wie schon der Ausdruck zeigt, daß dieser Zauber nämlich geschoßen wird, gleicht dieser Aberglaube dem vom Alpschoß. Als etwas Eigenthümliches wird auch angegeben (S. 148), der Zauberer könne mit diesem Zauber keinem schaden, wenn er den Namen des Vaters deßen nicht wiße, den er verderben wolle.

Sie hatten auch Zauberkugeln (tyrä, d. i. Hoden, von ihrer Gestalt genannt) von der Größe einer Nuß oder eines mittelmäßigen Apfels, geballt aus zartem Flaum eines Thiers oder des Mooses, von einer aus Gelb, Grün und Aschgrau gemischten Farbe, worin ein blaßes Gelb vorherrschte. Ward diese Zauberkugel abgeschickt, so machte sie ihren Weg mit reißender Schnelligkeit, und stieß sie dabei auf ein lebendes Wesen, so gieng dieses zu Grund, und auf diese Weise verfehlte der Zauber öfters sein Ziel und ein Unschuldiger ward sein Opfer.

Die Lappen gelten noch jetzt bei den Finnen für die besten Zauberer, und die finnischen Zauberer reisen insgeheim manchmal in die Lappmarken, um sich in ihrer Kunst daselbst zu vervollkommnen. (Rüh's Finland S. 297.) Die finnischen Zauberer treiben ihre Künste jetzt natürlich nach neuerer Art. Sie wißen, sagt Rüh's (a. a. O.), gestohlene Sachen zu entdecken, verlaufenes Vieh nachzuweisen, den Ausgang einer Sache voraus-zusagen, sobald sie nur in ein Branntweinglas sehen. Selbst Abwesende heilen sie, wenn ihnen nur etwas von den Kleidern oder dem Hausgeräthe des Kranken gebracht wird. Ihre Mittel sind der Art, daß der Kranke um eine Kirche, oder Nachts auf den Kirchhof gehen muß u. s. w. Gesundet er nicht, dann sagen sie, er habe die Vorschrift nicht genau befolgt, oder ein böser Geist oder Mensch sei ihnen hinderlich. Solche weise Alte werden meilenweit aufgesucht. Sie sind immer mit abergläubischen Mitteln, z. B. Menschenschädeln, Knochen, Kirchhofserde, Schlangenköpfen u. s. w. versehen, womit sie Alles ausrichten zu können glauben. Kirchen, Kirchhöfe, die alten, in Wäldern und auf Inseln befindlichen Begräbnißplätze der ehemaligen Bewohner, der Lappen, die große Ehr-

furcht genießen und Kalmisto heißen (kalma, Leichengeruch, Leiche, Tod, kalmet, leichenblaß, kalmisto, Begräbnißplatz oder Hain der Altfinnen), geben ihre Mittel her. Leichen werden verwundet und zerschnitten, Knochen ausgegraben u. s. w., um zu heilen oder auch, um Menschen und Vieh zu schaden. Die Zauberer gehen Nachts in die Kirchen und rufen die Kirchengeister an, ihnen behilflich zu sein. Erzürnt man solche Zauberer, so gerathen sie in Wuth, knirschen, sträuben das Haar, springen in die Höhe, stampfen mit den Füßen und gebärden sich ganz rasend. Ein vorzüglich kräftiges Mittel, deßen sie sich bedienen, sind die Zaubergesänge, die Luwot, d. i. Lesungen, heißen, die entweder heimlich mit lauter Stimme und Verzückung (haltiot genannt; haltia, Beschützer, Herr, haltio, Schutzgeist, in der Mehrzahl haltiot, die durch den haltio bewirkte Entzückung), Stampfen und Gliederverdrehung gesprochen werden, oder leise gemurmelt, wobei ausgespuckt, mit dem Munde geblasen wird u. s. w.

Auf bestimmte Dinge angewendet, heißen sie Sanat (sana, das Wort), z. B. Madon Sanat, Worte gegen Schlangenbiß (mato, Genitiv madon, Schlange) u. s. w. Sie wähnen, alle Elemente, Körper und Thiere zu beherrschen und zu bezwingen, wenn sie nur den Ursprung derselben erforschen und die sich darauf beziehenden Lieder absingen. Erprobte Kenner der Zaubersprüche laßen sich bezahlen und vererben ihre Kunst auf ihre Kinder, so daß sie gewißen Familien, besonders den Schwein- und Pferde-schneidern eigen ist. Einen Lehrling taufen sie zuerst auf einem Stein in einem Waßerfalle Sie heißen auch Sackmänner (Kukkaromies), weil sie ihr Geräthe in einem Sacke bei sich führen. Die größeren Geräthe vergraben sie in der Erde, oder verbergen sie im Wald oder auf dem Boden. Sie geben den Rathsuchenden gewöhnlich auch eine Arznei, die meist in Salz, Branntwein, Milch, Fett und dergl. besteht. Die Krankheiten schreiben sie der Behexung zu, welcher ihre Lieder abhelfen, die sie stehend, öfter knieend, mit entblößtem Kopf, und den Hut in der Hand, hersagen. Es ist schwer, ihre Lieder zu erfahren, weil sie fürchten, bei der Obrigkeit angegeben zu werden, und besorgen, sie könnten durch Ungeweihte ihre Kraft verlieren. Nur im halben Rausche laßen sie sich zur Mittheilung bewegen, und auch dann laßen sie die Stellen, die sie für gefährlich halten, aus oder verändern sie. Wie sehr diese Leute an ihre Kunst glauben, beweist folgender Vorfall, der im März 1804 in Kemi stattfand:

Der Bauer Mats Kallanwaara galt für den vornehmsten Zauberer des Orts und war sehr gesucht. Seine Kunst in ihrer Blöße darzuthun, stellte ein Officier sich krank und entlockte ihm durch Geld und Branntwein das Versprechen, ihm Geister zu zeigen. Erst erforschte der Greis die Krankheit im Branntweinglas und fand, sie rühre von Kirchengeistern her. Der Kranke sollte daher den Kirchhof besuchen und ein Reichs-

schuldzettel auf den Gräbern geopfert werden. Zur bestimmten Zeit, Abends um neun Uhr, begaben sich acht junge Männer, in weiße Tücher gehüllt, mit Masken und Hörnern auf der Stirn in den Glockenthurm; die Haare und das Gesicht hatten sie mit Phosphor bestrichen. Als der Zauberer mit dem angeblichen Kranken in den Thurm kam, spielten diese vermeinten Geister ihre Rolle, die der Zauberer für wirkliche Geister nahm und alle Mittel gläubig gegen sie anwandte. Er wiederholte besonders die Beschwörung: Flieht ihr Einwohner der Gräber, flieht zurück zu eueren Wohnungen — laßt das unglückliche Opfer frei, er kennt sein Christenthum, hat nie gestohlen, nie gemordet. Sollt ihr einen Fremden anfallen, da ich euch so oft besucht habe? Und du, Gehörnter, schrie er einem von der Gesellschaft zu, hast du nicht genug in der Hölle zu thun, die Verdammten zu plagen. Da sich der Officier stellte, als sey er durch diese Scene verrückt geworden, wandte der Hexenmeister noch viele Mittel zu seiner Herstellung an, so daß Alles zeigte, wie derselbe an alle diese Dinge im vollen Ernste glaubte.

Der Hexenglaube war auch und ist auch in Finnland zu Hause. Als mythologischer Name kommt **Panetar**, d. i. die Ordnerin, vor (von panen, legen, setzen, ordnen). In der Osternacht wird die Leitkuh mit der Schelle versehen, und Sicheln werden vor die Stallthüren gestellt, um die fliegenden Hexen abzuhalten; die Leute sitzen die ganze Nacht auf, glauben die Hexen in der Luft zu sehen, schmieden, klopfen und dreschen zu hören, und verkündigen daraus künftige Dinge, den Jahreswuchs, Todesfälle u. s. w. Die Hexen führen um diese Zeit alle Wolle, Kuhhaare, Schwänze u. s. w., die sie gesammelt haben, nach Blåkulle, dem schwedischen Blocksberg, einer kleinen Insel im Calmarschen Sunde. (Rühs S. 305.)

Sonntags-, Montags-, Donnerstags-Abend gilt für heilig. In der Dämmerung des Sonntagsmorgens geht die Wirthin dreimal gegen die Sonne um ihre Kühe in einer besondern Körperstellung, zwischen den Zähnen trägt sie ein Meßer, in der einen Hand die Schlüßel zum Hof, eine Sichel, Axt und dergl., und in der andern brennende Holzspäne. Am Donnerstagsabend darf Niemand spinnen, sonst spukt es: Am Sanct Georgstage (23. April) darf Niemand arbeiten, Holz fällen, klopfen oder stark durch ungeschmierte Thüren gehen; höchstens ist den Weibern verstattet, Strümpfe zu stricken Auch wird unter gewiße heilige Bäume im Walde Milch gestellt. Am Sanct Catharinentage sammelt die Wirthin von jeder Nachbarin einige Hände voll Mehl, woraus ein Brei bereitet wird; die Schafe werden um diese Zeit zum dritten Male geschoren. Am Fastnachtabend darf weder gesponnen noch Holz gehauen werden, wenn die Kühe nicht lahm werden sollen; damit sie im Sommer früh zu Hause kommen mögen, legt man sich auch noch bei Tage zu Bett.

Am Olofstage darf Niemand sich mit der Heuerndte beschäftigen, denn der Bär beschädigt das Vieh desjenigen, der an diesem Tage das Futter anrührt. Es wird auch ein seit dem Frühling ungeschornes Lamm geschlachtet, und beim Hereintragen wird mit Erlen- und Tannenzweigen Waßer über die Schwelle gesprengt. Ehe man die Speisen genießt, wird etwas davon in einen Winkel bei der Bank am Ende des Tisches auf den Boden und auf die Birken im Walde gegoßen, die um Johannis auf den Hof gesetzt werden. In Osterbottn wird an diesem Tage der Erndtekäse bereitet und gegeßen. Am 15. September (Kreuzerhöhung) werden die Stallwände und die Kühe bekreuzt, und ein heiliger Stein wird unter vielen Cärimonien in den Wald getragen. Im Juli wird dem Donner zu Ehren ein großes Brod gebacken, bis zur künftigen Frühlingssaat aufbewahrt, und alsdann mit gewißen Gebräuchen unter die Hofleute ausgetheilt.

Die Schwalbe gilt allgemein für einen glückbringenden Vogel; wenn der ostbottnische Bauer merkt, daß sie an seinem Haus ihr Nest bauen will, sucht er es ihr auf alle mögliche Art zu erleichtern.

In Permien u. s. w. glaubt man, daß Hexen die Frauen zur Unfruchtbarkeit verzaubern können, andere aber im Stande seyen, sie fruchtbar zu erhalten, weßhalb sich Bräute an die letzteren wenden. (Georgi S. 499.)

---

# Anmerkungen.

---

**Die Finnen** (Georgi Rußland S. 19—21).

Sie verehrten in dem Jumar, Jumala, den allgemeinen Gott, und Jumar heißt auch Gott überhaupt. Einige stellten ihn in einer großen Statue mit einem goldenen Halsbande vor. Thore war eine ähnliche Gottheit und vielleicht Jumar unter einem veränderten Namen. Sie nahmen viele Untergötter an und opferten allen. Einige ihrer Götzen standen in Felsenklüften. Sie glaubten einen Teufel und nannten ihn mit den Lappen Perkel, auch Peiko (Höllengott), und die geringeren Teufel Maahinen, d. i. unreine Geister.

So lange auch Götzen und Götzendienst ein Ende haben, ist doch unter dem Landvolk Aberglauben, welcher in Fortpflanzung und Vererbung der väterlichen Meinungen und den, dem Unterrichte hinderlichen Zerstreuungen der Wohnungen Nahrung findet. Z. B. der Montag und Freitag sind ohne Gedeihen; wer am Georgentage lärmt, setzt sich dem Gewitter aus; am Weihnachtstage kommt kein Vieh aus dem Stall; am Stephanstage müßen die Pferde über Silber trinken; am Fastelabend wird weder Feuer, noch Licht angezündet und dergl.; nichts aber verwildert sie mehr, als der Tag Allerheiligen, den sie Kikri nennen, welches der Name eines Abgottes war. Der katholischen Heiligen wegen wird den Abend vorher die Badstube mit warmem und kaltem Waßer, Badquasten u. s. w. versehen und auf Tische Speise in dieselbe gesetzt. Der reinlich gekleidete Wirth macht, wann es finster wird, mit entblößtem Haupte die Hofthüre so höflich auf, als ob er Fremde einließe, öffnet die Badstube ebenso bescheiden und verschließt sie. Nach einer Weile entläßt er die vermutheten Heiligen wieder und begleitet sie mit einer Flasche Branntwein zum Hofe hinaus. Den Kobolden (Naggena) wird an eben diesem Abend in die Viehställe Speise gesetzt. Des Abgottes Kikri wegen wird am Tag Allerheiligen ganz früh ein Lamm geschlachtet, gereinigt und, ohne daß irgend ein Bein von demselben geschnitten würde, gekocht, auf den Tisch gesetzt und verzehrt. Ein Fest, das sie Wuoden Alkajas nennen, ist doch etwas mehr als Aberglaube. An dem Tage, den der Vater des Wirthes und deßen Vater u. s. w. dazu bestimmt hatte, wird ein Schaf gekocht und gegeßen. Kein Thier darf etwas davon bekommen, daher sie die Knochen u. s. w. vergraben. Ohne Beobachtung dieser Weise, bei der sie vermuthlich gewiße Gebete an die Götzen hersagen, erwarten sie in der Viehzucht kein Gedeihen.

Alle heidnische nord- und nordöstlichen Völker halten die **Bären** für wichtige Thiere und glauben, daß deren Seelen nach dem Tod ebenso wie die Menschenseelen fortleben, wovon denn so viele abergläubische Fratzen bei ihrer Jagd entstanden sind. Die alten Finnen hatten eigene Lieder, die sie bei Erlegung eines Bären absangen. Damit man sich von denselben einen Begriff machen könne, will ich eins aus dem Finnischen übertragen, hersetzen.

„Du theures, überwundenes, schwer verwundetes Waldthier,
Bringe unsern Hütten Gesundheit und Raub, wie du ihn liebst, hundertweise,
Und sorge, wenn du zu uns kömmst, für unsre Bedürfniße.
Ich muß zu den Göttern treten, die mir heute so gute Beute bescheerten.
Wann sich das Tageslicht hinter den Alpen verkriecht, und ich nach Hause komme,
So soll die Freude in meiner Hütte drei Nächte in Blumen stehen.
Hinführo werde ich mit Lust und Liebe über die Berge klettern,
Mit Freuden werde ich zurücke kehren, und der Böse wird sich von mir entfernt halten.
Freudig brach der heutige Tag an, und freudig endigt er sich.
Ich will dich immerfort ehren und Beute von dir erwarten,
Damit ich mein gutes Bärenlied nicht vergeßen dürfe."

---

## Letten, Esthen, Lieven (S. 24).

Ihre heidnische Religion kam mit der finnischen und lappischen ganz überein; wie diese Völker nannten sie den höchsten Gott Jumala, auch Thor, und ordneten ihm seine Eigenschaften und die Erscheinungen in der Natur u. s. w. als Untergottheiten zu. Den Teufel nannten sie Wels, Weles und Unholde oder Gespenster **Raggana**. In dem Kriewa hatten sie einen obersten Priester und zugleich ihren obersten weltlichen Fürsten.

---

## Ingrier in Ingermannland (S. 27).

Diese Finnen sind voll heidnischer Meinungen, die sie mit den Gebräuchen des Christenthums zusammenflechten. Die Bilder der Heiligen der Kirche vertreten oft die Stelle heidnischer Idole; man trägt und verehrt sie in **Hainen** u. s. w. **Gekaufte Bräute** werden in der Kirche getraut, und den ganzen Kirchweg singen zwei verschleierte Weiber verstandlose Lieder. Nach der Hochzeit wird den armen Weibern mit heidnischer Härte begegnet, die Mütter werden um der Söhne willen geprügelt u. s. w. Wann der Geistliche Todte beerdigt hat, graben sie des Nachts Speise auf dem Grab ein und wiederholen dieses oft. Die Gruben machen sie so flach, daß die Hunde die Speisen auskratzen, und

dann beschuldigen sie die Todten, daß sie sie verzehrt haben. Sie glauben überhaupt, daß man in der Unterwelt wie in der Oberwelt lebe, und nur im Grabe wohne. Daher vergraben sie ihr Geld, um es nach dem Tode zu nutzen, sprechen mit den Todten in der Erde und fürchten sie. Eine Frau z. B. in einem St. Petersburg nahen Ischorkischen Dorfe, die vierzehn Tage nach dem Tod ihres Mannes einen andern geheirathet hatte, ward, weil sie Spukereien abwenden wollte, auf dem Grabe des verstorbenen Mannes heulend liegend von einigen meiner Freunde, die Finnisch verstanden, behorcht. Sie sagte weinend und ungebärdig unter Anderem: Nun bist du todt! ei, ei, ei, ei! Du wirst es doch nicht übel nehmen, daß ich den jüngeren Mann gefreiet habe! ei, ei, ei, ei! Deinen weißköpfigen Jungen will ich versorgen! ei, ei, ei, ei! u. s. w. Unter ihren heidnischen heiligen Oertern ist unter anderen am Riga'schen Wege, zehn Werste von St. Petersburg, eine sehr große Linde, deren Zweige sich so in die Zweige naher Bäume flechten, daß daraus eine natürliche Laube entsteht. Unter derselben versammeln sich die Ischorki (Ingrier) in der Johannisnacht, bringen sie singend und heulend bei einem großen Feuer zu, und verbrennen endlich unter vielen Grimassen einen weißen Hahn u. s. w.

Seite 10. Die Lappen waschen sich Sonnabends, welcher ihnen der heiligste Tag ist, in Flüßen. Entbehrliches Geld, Silber und was ihnen von Werth ist, vergraben sie in die Erde, und zeigen es auch auf dem Sterbelager nicht an, weil sie es in jener Welt zu benützen hoffen. Die Unfruchtbarkeit ist bei den Lappinnen schimpflich.

Seite 11. Die Lappen begraben ihre Todten ohne Särge, an einigen Orten in ihren Kleidern, an anderen ganz nackt. Heiden begraben die berühmtesten Schützen Opferplätzen nahe. Vordem legte man die Leichen auf die Erde hin, setzte Steine umher und warf einen Steinhaufen über ihnen zusammen. Auf das Grab legen sie gewöhnlich einen umgekehrten Schlitten und geben dem Todten auch etwas Speise und Geräth mit, welches die Getauften heimlich zu thun pflegen. Reiche Leute geben den Begleitern ein kleines Gastmal, die meisten aber unterlaßen es.

Seite 12. Die Lappen glaubten als Heiden, und die heidnischen glauben noch in dem Jubmel einen allgemeinen Gott, und außer ihm gute und böse, männliche und weibliche Untergottheiten. Die wohnen und regieren im Himmel, wie Jubmel und Rädian, der die frommen Todten zu sich nimmt; in der Luft z. B. Baiwe (die Sonne), Horangelis, der auch Aja und Thor genannt wird und den Donner bedeutet, Biag Olmai, der dem Sturme gebietet; auf der Erde, auf heiligen Bergen, z. B. Leib Olmai, der Gott der Jagd, Maderakko mit ihren drei Töchtern, Göttinnen über weibliche Angelegenheiten; Saiwo Olmiak, Berggötter der Zauberer u. s. w. Unter der Oberfläche der Erde

Jabme Akko, die Mutter des Todes, bei der die abgeschiedenen Seelen bis zur Entscheidung ihres Schicksales sind, und im Mittelpunkte der Erde oder der Hölle, wo Peskal der oberste der bösen Gottheiten, Rota und andere über die Gottheiten gebieten; auch im Waßer glauben sie böse Gottheiten. Sie fürchten Kobolde und Gespenster (Stallomna), Waldteufel, Waßernixen u. s. w. Verschiedene Lappen haben nicht selten einen verschiedenen Glauben an alle oder mehr und weniger, auch wohl an andere Gottheiten und Geister.

Statt der Tempel haben sie heilige Berge, die immer vom Rennthiere den Beinamen haben, z. B. Styren Alda, das Rennthier des Berges Styre, auch heilige Seen (Ailekas Jauwra) und Flüße (Paße Jok). An diesen Orten stehen geheiligte Bäume, an welche sie Figuren geschnitzt haben, und in der Nähe sind drei bis fünf Fuß hohe Opfergerüste. Solche Orte sind auch den christlichen Lappen so fürchterlich, daß sie ihnen nicht ohne Opfer nahe kommen, und in ihrer Nähe weder jagen, noch wohnen; am meisten muß das weibliche Geschlecht sie vermeiden. Sie haben daselbst hölzerne, unförmig von Wurzeln geschnitzte oder steinerne Götzen, erstere nennen sie Paße, und letztere, die sonderlich an Seen und Flüßen sind, und aus ganzen Haufen seltsam geformter Steine bestehen, Saeti. Wenn sie in solchen Seen fischen, dürfen sie nicht sprechen, keinen Hund bei sich haben, sich von ihren Weibern nicht helfen laßen und dergl.

Sie opfern wegen Krankheiten, Seuchen der Rennthiere, unfruchtbarer Ehen und anderer zeitlichen Bedrängniße. Ein Zauberer muß ihnen sagen, an welche Gottheit sie sich zu wenden, und was und wo sie zu opfern haben u. s. w. Dazu bedient er sich zuweilen der Zaubertrommel (Gobodes), einer eiförmigen, an einer Seite mit einem Felle bespannten Schachtel, mit vielen Schnüren und Klimperwerk. Das Trommelfell ist mit Bildern von Himmelskörpern, Thieren, Vögeln, Charakteren u. s. w. bezeichnet. Wenn der Zauberer einen Ring auf daßelbe legt, und dann mit dem Schlägel, der ein haariges Rennthierhorn ist, darauf schlägt, kann er aus der Figur, auf welcher der hüpfende Ring liegen bleibt, alle Fragen, die Vergangenes und Künftiges betreffen, beantworten. Sie citiren auch durch die Trommel Geister, wobei sie in Ohnmacht fallen und ihre Seele an den Versammlungsort derselben, um sich mit ihnen zu unterreden, reisen laßen.

Ein Jeder opfert selbst. Wann dies geschieht, reinigt sich der Opferer, bindet alle Hunde fest, damit sie ihm nicht über den Steig laufen, und wandert mit den Knochen und Hörnern des verlangten Thiers, ohne zu reden, nach dem heiligen Ort. Sobald er denselben erblickt, fällt er nieder und kriecht dahin. Er legt dann sein Opfer auf das Gerüste, betet auf dem Angesichte liegend und geht nach Haus. Die

meisten Opfer bleiben liegen, wovon große Haufen Knochen und Hörner anwachsen; einige aber begraben sie, vermuthlich weil sie unterirdischen Gottheiten bestimmt sind. Fleisch opfern sie nie, weil sie annehmen, daß die Götter die Knochen schon damit kleiden würden. Frißt ein Hund einen Opferknochen, so muß er sterben, da denn eben die Knochen von seinem Gerippe, die er zerstörte, statt derselben auf das Gerüste gelegt werden. Bisweilen laßen sie das Blut der Opferthiere in einen Fluß laufen, oder gießen Milch oder Brauntwein als Opfer auf die Erde, um den Erd- und Waßergöttern angenehm zu sein.

Sie sind reich an Träumen, Gespenstern, Aberglauben und Mährchen. Den Bär z. B. nennen sie nicht mit Namen, sondern den Alten mit dem Pelze; von den Zauberern glauben sie, daß sie Winde und Regen verschaffen und hindern, Insecten rufen und vertreiben, Geister sprechen und dergl. können, daß sie aber der Donner verfolge, daher sie sagen: Wäre kein Donner, verginge die Welt durch Zauberei. Sie trauen gewißen Sprüchen und Formeln besondere Kräfte zu u. s. w.

---

**Die Tscheremißen** (Georgi Rußland S. 31—37).

Sie kaufen ihre Weiber, und bei den Heiden ist die Vielweiberei gebräuchlich. Sie heurathen nicht in der Verwandtschaft und nicht zwei Schwestern zugleich, desto lieber aber eine nach der andern. Der Freiwerber, gewöhnlich der Namenvater, schließt den Handel, die jungen Leute sehen sich dann und wechseln Ringe. Bei der Hochzeit theilt der Bräutigam, der mit Musik in das Haus der Braut zieht, Geschenke aus, wohnt einer Mahlzeit und Lustbarkeiten bei, und führt am folgenden Tage die verschleierte Braut, die sich sträubt und weint, in seine Wohnung. Im Hochzeithause steht der Hausgötze auf dem Tisch, und der Kart verrichtet ein Gebet vor demselben. Darauf Mahlzeit und Tanz nach der rußischen Harfe, dem Dudelsack und der Maultrommel, Gesang u. s. w. Die Braut wird entschleiert, und der Bräutigam führt sie nach der Gaststube, wo sie während eines Gebetes des Jüktülsch oder des Kart niederkniet. Hierauf theilt sie ihre Geschenke aus, reicht jedem Gast Bier oder Meth, und kehrt dann nach ihrer Hütte zurück. Abends wird sie durch Weiber, nicht ohne ihren Widerstand, zu Bett gebracht. Der zweite Tag wird auch mit Wohlleben verbracht, und beim Fortgehen werfen die Gäste einige Kopeken in den Becher für das neue Paar. Die christlichen Tscheremißen befolgen meist vor der christlichen Trauung diese heidnischen Bräuche. Manche rauben die Mädchen, und zahlen dann, was sie wollen, für dieselben.

Ihre Leichen legen sie in der besten Kleidung in den Sarg, und

begraben sie am Sterbetage. Beide Geschlechter folgen. Das Grab ist von West nach Ost, und der Kopf liegt im Westen (sieht also nach Osten). Dem Todten bindet man einige Kopeken in den Gürtel, und man giebt ihm auch einigen Hausrath, einen Bastschuhleisten, einen Stock, die Hunde abzuwehren, und einen kleinen Bündel Rosensträuche, der die bösen Geister abhält, mit ins Grab. Wann daßelbe mit Erde gefüllt ist, setzen die Begleiter für jeden vorher verstorbenen Freund eine Kerze darauf, und sagen zu wiederholtenmalen: Lebt verträglich! Jeder der Begleiter ißt bei den brennenden Kerzen einen Pfannkuchen, legt drei Bißen von demselben auf das Grab und sagt: Das ist für dich! Endlich setzen sie eine Flagge, gleich einem an einen Stock gebundenen Lappen, auf das Grab. Nach der Rückkehr baden sie sich und wechseln ihre Kleider. Die schlechte Kleidung des Verstorbenen wird weggeworfen, und die gute ausgewittert.

Für jeden Todten halten sie drei Gedächtnißfeste. Das erste am dritten Tage, nachdem er gestorben. Die Freunde eßen beim Grabe, wie beim Begräbniße, Kuchen, geben drei Bißen ab und sagen, daß es für den Todten sey. Am siebenten Tage werden bei brennenden Kerzen im Sterbehause Kuchen gegeßen und einige Bißen nach dem Grabe gesendet. Das dritte Fest gleicht dem zweiten und ist am vierzigsten Tag. Einmal in jedem Jahr ist in jedem Dorf ein ähnliches allgemeines Todtenfest.

Im Götzendienste laßen sie sich durch ihre Priester, die sie Muschan, Maschan, und den Oberpriester Jügtüsch nennen, blindlings leiten, und halten diese Traumdeuter, Wahrsager, Zauberer und Schwärmer in großen Ehren. Gegenwärtig sind wenig Priester, statt derselben aber wählt sich jede Gemeinde in einem alten klugen Manne von unbescholtenem Wandel einen Kart, und der hat in einem Udschö einen Gehülfen.

Gott überhaupt heißt in ihrer Sprache Juma, auch Kojujuma (der höchste Gott). In der Jumon=Awa (Göttermutter) verehren sie seine Gemahlin ihm zunächst am höchsten. Die Untergottheiten von guter Art sind Kinder oder Verwandte dieser beiden höchsten Gottheiten, unter welche die Regierung der Welt und der Schicksale vertheilt ist. Sie sind verheurathet oder ledig, und die gesammten Gottheiten nennen sie Gottes Familie. In den Namen und den Begriffen von den Geschäften der Götter ist bei ihnen keine Uebereinstimmung; ein Muschan u. s. w. kennt viele, ein anderer wenige, der wendet sich in seinen Angelegenheiten an diesen, der in eben denselben an einen ganz andern. Die ihnen geläufigsten Götter sind Purüktscha auch Pugurscha Juma, Kudortscha Juma, unter welchen sie das Gewitter verstehen, Puember Juma, der der von den Tartaren angenommene Prophet seyn wird, da diese ihren Propheten Muhamet Puember, d. i. Prophet,

nennen. Weibliche Gottheiten sind Kitscheba, die Mutter der Sonne, Kaba und mehrere. Sünder wenden sich an Götter, und Sünderinnen an Göttinnen.

Der Stammvater der Götter böser Naturen ist der Satan (Schaitan), den sie nicht bei seinem Namen, sondern Jo nennen. Er wohnt im Waßer und ist sonderlich in der Mittagsstunde mit Unglück schwanger. Wädasch sind Waldteufel, die über Wald und Wild gebieten, die Jagd verderben oder beglücken u. s. w. Es giebt auch böse Göttinnen, aber manche von einem und demselben Namen werden bald zu den guten, bald zu den bösartigen gezählt.

Von Götzen machen sie wenig, weil sie aber den Donnergott (Kudortscha) am meisten fürchten und ihm die Fruchtbarkeit der Erde zuschreiben; stellen ihn Viele als eine männlich gekleidete Puppe in einer Schachtel von Birkenrinde in einen Winkel der Wohnung und legen ihm ohne weitere Verehrung von Zeit zu Zeit einige Bißen Kuchen hin. In Wäldern hangen an einigen geachteten Bäumen Brettchen von einer Spanne ins Gevierte, aus Birkenrinde geschnitten, ohne alle Bilder oder bedeutende Zeichen, die sie Kuda Wadasch nennen, verehren und bald für Götzen, bald für Opfer der Waldteufel ausgeben.

Sie verehren die Götter nicht in Tempeln, sondern auf freien heiligen Plätzen (Keremet), die sie in allgemeine und besondere für einzelne Familien theilen. Sie sind in Hainen oder Wäldern, wo aber diese fehlen, müßen sie doch einen, und wenn's seyn kann mehrere Bäume, am liebsten Eichen, enthalten. Der ansehnlichste Baum ist dem Juma, der ihm folgende der Jumon Awa und die übrigen anderen Gottheiten heilig. Ein Keremet ist ein mit Bäumen oder einem Zaun umgebener Platz von zehn bis zwanzig Klafter im Durchmeßer, zu welchem drei Zugänge, einer im Westen zum Ein- und Ausgehen, der zweite in Osten für das Opfervieh und der dritte in Süden zum Waßertragen sind. Unter dem vornehmsten Baume steht statt eines Altars ein Tisch, und neben dem Keremet ist ein Schoppen, unter welchem das Fleisch gekocht wird. Kein Frauenzimmer darf sich dem Keremet nähern und Mannsleute müßen sich vorher baden und reinlich kleiden, auch wo möglich nicht mit leerer Hand erscheinen. Nach den Begriffen Vieler ist der Keremet selbst eine mächtige, wohlthätige Gottheit, daher ihm die Opfer und Anbetungen mit angehen. Der Freitag ist zu Anbetungen vorzüglich und wird ohnehin durch Ruhe von Arbeit gefeiert.

Sie opfern Pferde, Rinder, Rothwild, Schafe, Ziegen, Schwäne, Gänse, Enten, Kuchen von Weizenmehl, Bier, Meth, Branntwein und Honig. Weiße Thiere haben einen Vorzug, scheckige gelten nicht und schwarze nur in einigen Fällen; sonst ist Alter und Geschlecht gleich. Opfergetränke und Kuchen müßen Jungfrauen bereiten. Vom Opfer darf

das Frauenzimmer zu Hause miteßzen. Die Zeit der Opferungen richtet sich nach der Bestimmung der Geistlichen, die sich mit Grimassen durch Werfung einiger Bohnen auf den Tisch, Ausmeßzungen ihrer Gürtel u. s. w. bei den Göttern darnach und auch nach den Umständen befragen.

Das vornehmste Fest, welches die ganze Götterfamilie angeht, heißt Jumon Bayran. Die Benennung Bayran (Fest) haben sie, so wie das Baden vor den Festen, von den Tartaren angenommen. Es wird nach den Umständen der Gemeinde, die das Opfervieh gemeinschaftlich kauft, jedes andere, dritte, auch wohl fünfte Jahr im Herbste begangen. Die Muschans oder Karts zünden am Opfertag in dem Keremet sieben Feuer in einer Reihe von Norstwest nach Südost an, von welchen das nordwestlichste dem Juma, das nächste der Jumon Awa u. s. w. gehört. Jedes Feuer hat seinen Muschan oder Kart und Udschö. Vor jedem Feuer ist ein Tuch ausgebreitet, auf welches Trankopfer, Honig und Kuchen gestellt werden. Jeder Udschö stellt sich mit seinem Opferthiere vor sein Feuer, der des Juma mit einem Hengste, der Udschö der Jumon Awa mit einer Kuh, die Uebrigen mit kleinerem Vieh oder mit Vögeln. Die Gemeinde steht mit entblößtem Haupte hinter ihnen. Der Priester des Juma hebt einen Kuchen und ein Gefäß mit Getränk in die Höhe und betet laut, aber kurz, wobei sich die Gemeinde oft bis zur Erde neigt und Amen! sagt. Ihm folgt der Priester der Jumon Awa und dann die übrigen. Jeder Udschö begießt dann sein Thier mit kaltem Waßer; schaudert es, so ist es gut, wo nicht, wiederholt er das Begießen, wenn es aber nach der siebenten Wiederholung nicht schaudert, haben es die Götter verworfen. Sie tödten die Thiere so, daß das Blut ins Feuer spritzt, reinigen Fleisch und Eingeweide außer dem Keremet und kochen's unter dem Schoppen.

Von dem Gekochten hält der Priester seiner Gottheit Herz, Lunge, Leber und den Kopf in einer Schüßel in die Höhe und betet. Wann dies von Allen geschehen, bringen sie dem Priester des Juma, welches ein Oberpriester seyn sollte, die Schüßeln, der Alles in Portionen theilt und jedem Andächtigen eine Portion reicht, die er gleich mit Ehrerbietung verzehrt, worauf der Priester wieder betet. Eben so theilt er einige Bißen Kuchen und etwas Getränk aus; ins Feuer aber werfen sie nichts. Die Knochen werden verbrannt; die Haut des Hengstes wird beim Keremet auf einen Baum gehangen, die übrigen Häute aber bekommen die Priester u. s. w. Das Uebrige der Opfer nehmen sie mit nach Hause und verzehren es mit den Ihrigen oft in schwärmendem Vergnügen.

Anga Soaren ist ein Frühlingsfest jedes Dorfes. Wann sie den Pflug einsetzen wollen, versammeln sie sich im Felde, Jeder mit einem willkürlichen kleinen Speise- und Trankopfer. Der Kart opfert den Göttern davon etwas unter Gebet und der vorhin beschriebenen

Andacht der Laien; dann verzehren sie das Uebrige gemeinschaftlich und mit desto größerem Vergnügen, da auch ihre Weiber und Kinder Antheil daran nehmen. Endlich pflügt noch Jeder auf seinem Acker einige Furchen.

Ein Erndtefest (Utkinde Bayran) feiert jeder Hausvater für sich. Nach vorhergegangenem Baden stellt er von jeder Getraideart des Jahres nebst etwas Malz, Getränk und Kuchen davon, in Schüßelchen auf den Tisch in der Stube. Er geht darauf mit einem Schüßelchen nach dem andern auf den Hof, hält das Opfer gegen die Sonne und dankt den Göttern ehrerbietig für ihren Segen, worauf er seine Freunde bewirthet.

Die getauften Tscheremißen feiern meistens diese Feste insgeheim, oder nehmen auch an der Feier der Heiden so viel Antheil, als es, ohne von der Geistlichkeit entdeckt und bestraft zu werden, nur geschehen kann.

---

**Die Tschuwaschen** (S. 38 flgg.)

von den Tscheremißen Kurk Mari, Bergmenschen, genannt, wohnen an beiden Seiten der Wolga. Ihr Jahr fängt mit dem November an, die Woche mit dem Freitag, der ihr Ruhetag ist: den Mittwoch nennen sie Jenken, Bluttag, und den November Tschuk Dich, d. i. Opfermonat. Die heidnischen Tschuwaschen verabscheuen Schweine, was sie von den Tataren angenommen haben, halten aber Raubthiere und bei Mangel umgefallen Vieh für gut.

Vor Tisch sagen sie betend, Thore bar Tyra, Gott, gieb Brod! und nach Tisch, Thore Syrlak, Herr, verwirf mich nicht! Bei der Geburt eines Kindes versammeln sich die Freunde und Freundinnen, die mit Bier bewirthet werden, und dem Kind einen Namen geben, es auch beschenken, indem sie einige Kopeken in den Becher werfen. Die Bräute werden gleichsam gekauft, die Aussteuer derselben steht im Verhältniße zu dem Kaufpreis. Ist die Werbung durch einen Freiwerber geschehen, so besucht der Bräutigam mit seinen Eltern die Braut, bezahlt den Kaufpreis und beschenkt die neuen Verwandten mit Hemden, Tüchern oder Leinwand. Der Brautvater opfert einer glücklichen Heurath wegen ein Weizenbrod und etwas Honig, indem er es betend gegen die Sonne hält. Bei der Hochzeit hält sich die Braut hinter einem Schirm verschleiert. Sie kommt dann hervor, geht feierlich in der Gaststube rund herum und läßt durch Dirnen Bier, Honig und Brod vor sich her tragen. Beim dritten Umgang reißt ihr der Bräutigam den Schleier ab, giebt ihr einen Kuß und wechselt mit ihr Ringe. Sie heißt nun ein verlobtes Mädchen. Daßelbe theilt das Brod, Honig und Bier aus, und verfügt sich dann wieder hinter den

Schirm, hinter welchem ihr die Weiber statt der schlechten Mädchenmütze eine reichere Weiberhaube aufsetzen.

Beim Entkleiden der jungen Leute muß die Braut dem Bräutigam die Stiefel ausziehen. Am folgenden Tage geht es lustig her, und bei den Getauften folgt noch, oft lange nachher, die Trauung in der Kirche. Am gewöhnlichsten ist die Hochzeit bei den Eltern des Bräutigams, und jeder Gast bringt etwas zu eßen mit. Eine Schüssel mit Brod, in welchem ein Pfeil steckt, steht auf dem Tisch, und manche Gäste legen einige Kopeken bei demselben hin zum Geschenke für die Neuvermählten. Der Mann ist unumschränkter Gebieter der Frau, und wenn er allzu unzufrieden mit ihr ist, so zerreißt er ihren Schleier, wodurch er dann für immer von ihr geschieden ist. Eben dieses gilt bei allen heidnischen Tscheremißen, Mordwinen, Wotjaken und Wogulen.

Sie begraben ihre Todten wie die Tscheremißen, und geben ihnen auch eine solche Aussteuer. Auf das mit Erde gefüllte Grab legen sie bei brennenden Kerzen einen Kuchen und ein Stück von einem gekochten Huhn, wobei sie sagen: Das sey für dich! Das Uebrige verzehren die Begleiter und glauben dabei, mit dem Todten gespeist zu haben. Sie werfen endlich die schlechten Kleider des Verstorbenen auf das Grab, baden sich, und erquicken sich dann durch eine Mahlzeit im Trauerhause. Den dritten und siebenten Tag begehen sie ein Gedächtnißfest, dem ersten Tscheremißischen gleich, im October aber schlachtet ein jeder bei dem Grabe der Seinigen ein Schaf, Rind oder wohl auch ein Pferd, welches daselbst gekocht und bis auf etwas Weniges, das man davon und von Bier auf das Grab setzt, bei demselben verzehrt wird. Am Gründonnerstage setzt jeder Hausvater für jeden Todten, den er verloren, etwas Speise auf den Hof und zündet jedem eine Kerze an. Die Hunde verzehren's statt der Verstorbenen. Die Getauften fürchten, daß ohne diese Gebräuche die Ruhe der Ihrigen im Grabe leiden würde.

Die heidnische Religion der Tschuwaschen ist in den Hauptbegriffen und Cärimonien der Tscheremißischen ähnlich. Ihre Priester, die eines und das andere opfern, beten, zaubern, weißagen u. s. w., heißen Juma, auch Jömma. Wo sie fehlen, vertritt ein verständiger alter Mann unter dem Namen eines Tschuck Toat deßen Stelle. Ihre Keremets sind den Tscheremißischen ganz gleich und werden auch Irsan genannt.

Den allgemeinen Gott nennen sie Thore und deßen Gemahlin Thore Amysch, Göttermutter. Unter den guten Untergöttern, die Kinder oder Verwandte des Thore sind, scheint der Keremet der vornehmste, weil ihm die Andacht und die Opferplätze geheiligt sind, und ihm auch auf denselben geopfert wird. Außer demselben haben sie einen Pulichs, Chirisir, Pichambar, eine Kabe, und andere Tschuwaschen andere Götter. Geringere Götter nennen sie überhaupt Irisin. Es

scheinen Engel oder vergötterte Menschen zu sein. Unter den Gottheiten böser Natur ist der Satan (Schaitan) auch der vornehmste und wohnt im Waßer. Obito sind verführerische Waldgötter. In ihren Gebeten flehen sie den Thore an, daß er den Satan bändigen wolle.

Sie haben keine eigentlichen Götzenbilder, ihr Jerich oder Irich ist aber doch so etwas, und dem Mudor der Wotjaken ähnlich. Ein Jerich besteht aus einem kleinen Bündel Rosensträuche, die im Herbst geschnitten, in den Winkel eines Zimmers gestellt, und so heilig oder gefährlich geachtet werden, daß sich ihnen keiner nähern darf. Alle Herbst erneuern sie den Jerich, und laßen den alten auf einem Fluße davon schwimmen.

Einige machen sich von einem gedoppelten Zustande nach dem Tode den Begriff, daß redliche Leute in das Land der Zufriedenheit (Tschemherda) versetzt würden, in welchem sie die Ihrigen, ihr Vieh und Vermögen beßer, als sie es in der jetzigen Welt verlaßen, wieder fänden. Die Bösen werden in kalten, unfruchtbaren Steppen als Gerippe ohne Fleisch herumirren.

Ihre Keremet- oder allgemeine sowohl, als die Hausfeste sind den Tscheremißischen bis auf die Namen ähnlich; Opferthiere, Anstalten, Gebräuche wie bei diesen; nur darin unterscheiden sie sich, daß die Tschuwaschen von allen Opfern etwas ins Feuer werfen.

Ihr Jumen-Bayran fällt in den Frühling und hat die Erbittung eines gedeihlichen Jahres zur Absicht. Uitschuck ist ein Dankopfer für die Erndte, welches dem Keremit gilt und zu welchem nur kleines Vieh genommen wird. Keremet Tasados, oder das Fest der Reinigung des Keremets, wird im Frühlinge, wann das Pflügen den Anfang nimmt, im Keremet vor sieben Feuern mit Opfern begangen. Sie opfern Kuchen und Milch, gießen etwas ins Feuer, verzehren das Uebrige und richten ihr Gebet besonders an Keremet den Vater (Keremet Asch), die Mutter (Keremet Amscha) und den Sohn (Keremet Uewli). Wann sie dem Pichambar wegen Krankheit, Gedeihen des Viehs u. s. w. ein großes Thier opfern, geschieht es im Keremet, Geflügel und kleines Vieh opfert ein jeder zu Hause. Das Opfer vom frischen Brod ist das Utkinde Bayran der Tscheremißen. Munkun (der große Tag) ist der Mittwoch vor Ostern. Jeder Hausvater opfert an demselben zu Hause Geflügel und Kuchen, wobei einer den andern besucht u. s. w. Ueberhaupt haben sie, wie die Tscheremißen, Mordwinen, Wotjaken u. s. w. vieles vom Christenthum und noch mehr von Muhamet's Festen unter die ihrigen gemengt, z. B. der große Tag vor Ostern, das Todtengedächtniß am Gründonnerstage, das Baden und die Art der Anbetungen und dergl.; selbst der Name Bayran (Fest) ist von den Tartaren.

Ihre Gebete sind bis auf den Umstand der Veranlaßung und der

Gottheit, an die sie gerichtet werden, immer einerlei. Das vollständigste Tschuwaschische heißt: Gott (Thore oder eine andere Gottheit), erbarme dich! Gott, verlaß mich nicht! Gieb mir viele Söhne und Töchter! Gott, gieb mir viele Kornhaufen und fülle meine Vorrathskammern! Gott, gieb Brod, Honig, Trank, Eßen, Gesundheit, Ruhe! Gott, fülle meinen Hof mit Pferden, Rindern, Schafen, Ziegen! Gott, segne mein Haus, daß ich Reisende aufnehmen, speisen und wärmen könne! Gott, segne die Beherrscherin der Erde (die Monarchin). Zwischen jedem Stoßgebete sagt dann die Gemeinde: Amin.

---

## Die Mordwinen (S. 49 flgg.)

Sie werben durch Kauf um ihre Weiber. Der Vater des Bräutigams holt gegen die Hochzeit die Braut ab, die ihm der Brautvater, sie an der Hand führend, übergiebt, wobei die Brautmutter dem Schwiegervater ihrer Tochter ein wenig Salz und Brod reicht. Die Braut nimmt dann weinend Abschied und reist verschleiert fort. Nach ihrer Ankunft setzt sich der Bräutigam neben sie an den Tisch, wobei er die Mütze fest über die Augen zieht. Auf dem Tische liegt ein ungefähr drei Fuß langer Kuchen. Der Bräutigamsvater schiebt die Spitze desselben unter den Schleier der Braut und sagt: Siehe das Licht! habe Glück zu Brod und Kindern! Nun erst sieht der Bräutigam die ihm ausgewählte Braut. Wann christliche Brautleute zur Trauung fahren, ist die Braut auch verschleiert. Man sorgt dann, daß ihr auf dem Wege zur Kirche Keiner begegne, weil dies Unglück bedeutet.

Die Todten begraben sie in den besten Kleidern. Beim Grabe werden Kuchen gegeßen und wird Bier getrunken, von Beidem aber etwas auf das Grab gethan.

Der Götzendienst ihrer Heiden ist dem Tscheremißischen u. s. w. ähnlich. (Schweine eßen sie.) Ihre Keremets sind in nichts verschieden. Sie haben jetzt keine eigentlichen Götzenpriester, deren Stelle alle guten Männer vertreten, die sie Atä nennen. Den allgemeinen Gott nennen die Ersaner Paas oder Pas, die Mokschaner Skei, welches auch die Benennung des Himmels ist. Sie haben eine Mutter der Götter und einen Sohn Gottes (Initschi Pas). Master Pas ist eine unterirdische, nicht sehr gütige Gottheit. (Den heiligen Nikolaus haben sie von den Rußen angenommen.) Sie stellen die Götter unter keinen Bildern vor. Ihre Anbetungen, Opfer und Opferungen sind, sowie die Feste überhaupt und die Veranlaßungen den Tscheremißischen und Tschuwaschischen gleich, nur unterscheiden sie sich von letzteren, daß sie dem Feuer nichts, dagegen aber der Erde etwas geben. Das Blut der Opferthiere läuft

in ein Grübchen und wird verscharrt; man vergräbt auch einige Bißen vom Opfer selbst. Die Knochen werfen sie in die Flüße und die Häute gehören den Atäs.

Im Frühling haben sie Keremetfest, an welchem Thiere geopfert werden. Ein Feldfest, welches die Ersaner Waln Ofks und die Mekschaner Wel Ofts nennen, wird im Felde von beiden Geschlechtern gefeiert. Sie opfern dem Pas Atschuskei eine rothe und dem Master Pas eine schwarze Kuh. Der Sonne, die sie Tschi Pas nennen, opfert jeder Hausvater zu Hause mit den Cärimonien der Tschuwaschen Geflügel, Kuchenwerk und starkes Getränke. Wenn sie den neuen Mond zuerst sehen, neigen sie sich und bitten ihn um Glück unter seiner Regierung. Im Herbst erhält der Jurtschasche Pas wegen eines guten Winters ein Hausopfer. Am ersten Oster und Weihnachtstag opfern sie den ihnen unbekannten rußischen Gottheiten Geflügel, Kuchen und Getränk, um sie zu Freunden zu haben. Wann es donnert, sagen sie: Erbarme dich, Gott Purgini! opfern aber nichts. Ihre Gebete sind wie die der vorhin beschriebenen Völker. Der Anstand beim Beten, das Fallen auf das Angesicht u. s. w. ist wohl von den Tataren angenommen.

---

## Die Wotjaken (S. 53 flgg.)

Der Freitag ist ihr Sabbat, und den Mittwoch nennen sie Bluttag, an dem sie nichts von Wichtigkeit unternehmen. Bei der Geburt eines Kindes opfert der Vater dem Schutzengel desselben einen weißen Widder. Dieses Opfer nennen sie Engelopfer, und verzehren es mit Vergnügen. Die Weiber werden gekauft, und bei den Heiden sind mehrere Frauen erlaubt. Die verschleierte Braut wird vom Bräutigam abgeholt, im Hause seiner Eltern als Frau gekleidet und zu den Gästen geführt. An der Stubenthüre bleibt sie auf einem ausgebreiteten Tuche stehen, bis der Priester (Tor Kart) einen Becher Bier geopfert und dem neuen Paare Brod, Kinder und Reichthum bei den Göttern bestellt hat. Dieses geweihte Bier läßt er das Brautpaar austrinken, und das ist gleichsam die Trauungscärimonie. Ein Brautmädchen giebt dann Meth oder Bier herum, die Braut aber legt sich vor jedem Gaste, bis er ausgetrunken, bittend auf die Kniee. Dann folgt Gastmahl, Tanz u. s. w. Kurze Zeit nach der Hochzeit kommt der Brautvater, der noch etwas zur Aussteuer mitbringt, und nimmt die Tochter auf einige Monate, auch wohl auf ein Jahr mit sich. Die junge Frau kleidet sich während dieser Zeit als Mädchen, und arbeitet theils für sich, theils für ihre Eltern. Wann sie der Mann wieder holt, sträubt sie sich ebenso wie als Braut bei der Hochzeit, läßt sich aber leichter davon abbringen, und es findet wieder

eine Bewirthung der Freunde Statt, bei der es noch lustiger zugeht als zuvor. Abgewiesene Liebhaber rauben das begehrte Mädchen.

Die Todten werden gewaschen und vollständig gekleidet. Dem Meßer am Gürtel wird die Spitze abgebrochen. Ehe man die Leiche hinausträgt, brennt eine Kerze bei ihr, und auf die Brust legt man ihr Kuchen. In das Grab werden einige Kopeken geworfen und dabei gesagt: Erde gieb Platz! Die Leiche liegt zwischen Brettern und bekommt Keßel, Beil, Leisten zu Bastschuhen u. s. w. zur Aussteuer. Wann das Grab mit Erde gefüllt worden, zünden sie einige Kerzen auf demselben an und streuen die Brocken von drei hartgekochten Eiern über daßelbe, wobei gesagt wird: Nun das habe für dich! Bei der Rückkehr schreiten die Begleiter über ein beim Sterbehaus angezündetes Feuer, reiben sich die Hände mit Asche, baden und wechseln die Kleider, worauf sie bewirthet werden. Diese Umstände sind bei allen Arten der Todten die nämlichen.

Am dritten Tag ist das erste Gedächtnißfest. Im Sterbehaus eßen die Freunde Kuchen und trinken Bier. Von Beidem wird für den Todten mit den Worten: Habe das für dich! auf den Hof gestellt und die Hunde verzehren es. Am siebenten Tage wird ein Schaf und am vierzigsten ein Rind oder Pferd geschlachtet, und zum Andenken des Todten verzehret, so wie ihm einiges davon mitgetheilt wird. Am Gründonnerstag ist allgemeines Todtenfest, an welchem Jeder bei brennenden Kerzen Fleisch oder Kuchen bei den Gräbern der Seinigen genießt und ihnen etwas davon hinstellt.

Mittwoch und Freitag gelten für unglücklich zu Geschäften. Ein schwarzer Specht, der über den Weg fliegt, ein Rabe oder Kukuk auf dem Hausdache bedeuten, so wie ein gehender Schweinigel, Tod oder schwere Krankheit. Durch Tödtung der Schwalben, Kibitze, Tauben und Bachstelzen bringt man sich um das Gedeihen des Viehes. Den Schwalben bauen sie Nester. Ein angeschoßener Bär kennt seinen Feind Zeitlebens und verfolgt ihn. Man muß ihn nicht bei seinem Namen, sondern den alten Mann nennen. Trifft das Gewitter einen Baum, so erschlägt es einen Teufel, der in demselben wohnte. Vom Blühen der Rose bis zu Ende Augusts ist die Mittagsstunde gefährlich. Sie bringen kein Wachs aus, weil die Bienen davon mißrathen. Wann eine Sonnen- oder Mondfinsterniß ist, so greift ein Verwandelter (Ubir) die Sonne oder den Mond an. Mißwachs verursachen die christlichen Wotjaken, die den Göttern keine Opfer hinsetzen, denn Geben ist sicherer, als alle Gebete. Wer über Waßer geht oder fährt, wirft eine Hand voll Gras in daßelbe und sagt: Halte mich nicht! und Vieles dergleichen.

Ihre Religion gleicht der der Tscheremißen, Tschuwaschen, Mordwinen, sie sind aber eifrigere Götzendiener. Jeden Keremet, der immer

im Weiß-Tannenwalde auf einer Höhe seyn muß, eignen sie dem Saltan Djes (guter Saltan) als einem Schutzgeiste zu. Ihre Priester, welche die Götter fragen, heißen Tuna oder Tona, die, welche opfern, Ludu Tiäß oder Keremetpriester. Wedin oder Wedun sind Zauberer, die mit bösen Geistern im Verständniße stehen und sogar Menschen und Thiere verwandeln können. Ein solcher Verwandelter, der immer herumirrt, heißt Ubir.

Den höchsten Gott nennen sie Inmar, Inma oder Ilmar, und setzen seine Wohnung in die Sonne. Mukalzin oder Mutzien Kalzin, Muma Kalzyn stellen sie sich als die Mutter Inmar's vor, die über das Gedeihen der Erde und die Fruchtbarkeit der Menschen und Thiere waltet. Schundu Mumy wird für die Mutter der Sonne und der Kinder gehalten u. s. w.

Unter den bösen Gottheiten ist der Satan (Schaitan) auch bei ihnen der erste. Er wohnt im Waßer und wird deßwegen auch Waßermann (Wu Murt) genannt. Palas Murt (Halbmensch), auch Alida (Waldteufel), wohnt in Wäldern. Er hat nur einen und dazu verkehrten Fuß, ein großes Auge und eine sehr große Brust, die er den Menschen in den Mund stopft und sie dadurch erstickt. Albaste ist unser Kobold, der in verlaßenen Häusern, Dörfern und auch in Badstuben sein Spiel treibt, daher sie ihre alten Hütten u. s. w. abbrennen. Den Zustand nach dem Tode stellen sie sich zwiefach vor. Dunja Juggit (das helle Leben), welches den Frommen zu Theil wird, hat alle Vortheile eines wotjakischen glückseligen Lebens in dieser Welt, Kuratsin inti (der bittere Ort) hat viele Theekeßel, in welchen die Bösen gekocht werden.

Sie opfern Pferde, Rinder, Schafe, Ziegen, Gänse, Enten, Spechte, Meth, Bier, Honig und mancherlei Kuchen theils im Keremet, theils zu Hause. Keremet Nunal (Keremetfest) wird nach der Erndte im Keremet gefeiert. Sie opfern dann außer allerlei Opfervieh auch ein Pferd, am liebsten von Fuchsfarbe (schwarz darf es nicht seyn), Meth, Bier und Kuchen. Der Tona, oder ein statt deßen gewählter Mann, der Utiß genannt wird, stellt die Thiere und übrigen Opfer vor einem Feuer im Keremet gegen Süden und sagt: Inmar! Saltan Djes! (und mehrere Gottheiten) wir opfern dir einen rothen Hengst, weißen Widder u. s. w. für deine Erndte; befreie uns von Krankheit; mache uns reich; segne die Monarchin; gieb Gesundheit u. s. w. Das Vieh wird dann geschlachtet und das Fleisch gekocht, von demselben aber etwas auf den Opfertisch gestellt und das in den Magen gelaßene Blut wird verbrannt. Was auf dem Tische steht, wird das hohe Opfer genannt. Der Tona hält es wieder gegen die Sonne, betet eben so, und theilt es aus. Die Gerippe werden bei dem Keremet aufgestellt, die Häute gehören dem Tona, und das übrige

Fleisch wird im Dorfe mit Weibern und Kindern verzehrt. Nach dem Fleische werden Kuchen, Honig und Getränke ebenso geopfert. Von allen wirft der Tona etwas in das Feuer und sagt dabei: Feuer bringe du es vor den Inmar, Mukalzin u. s. w. Bei dieser Gelegenheit opfert ein Jeder seine Gelübde. Wann sie nach Hause gehen, bücken sie sich tief gegen den Keremet und sagen: Lebe bei Glück wohl und erhalte uns! auf diese Weise werden alle Keremetfeste gefeiert.

Das Fest Aketschka in der Sommerstube (Budschin Koala). Der Budschin Koala ist eine einzelne der Andacht geweihte Stube ohne Ofen und Bänke und gleichsam eine Dorfkapelle, bald im Dorfe, meistens in einem nahen Walde. Dies Fest fällt in unsere stille Woche; beide Geschlechter haben Theil daran und baden und reinigen sich vor demselben. Ein Jeder bringt dem Tona oder Utiß etwas, was zum Opfer gültig ist. Die Hütte hat die Thüre im Süden. Wenn das Fleisch gekocht ist, setzt der Priester von allen Speis- und Trankopfern etwas auf einen Tisch gegen die Thür, also an der nördlichen Wand. An derselben ist über dem Tisch ein kleines Brett befestigt, welches mit Reisig von Weiß-Tannen, einem den Göttern geheiligten Baume, bisweilen auch mit Gras (Aira aquatica) bestreut worden. Auf daßelbe setzt er, als auf einen Altar in einer Schüßel einige Bißen vom Opfer, die denn das hohe Opfer heißen. Das Brettchen oder der Altar selbst wird Mudor oder Modor genannt und für so heilig gehalten, daß sich ihm Keiner nähert; diese Heiligkeit behält er auch, wann nicht geopfert wird. Der Tona oder Utiß nimmt dann das hohe Opfer und das Getränk, hält es gegen die Thür und gegen die andächtige Gemeinde, wobei er sagt: Wir bringen dir, Gott Woschud (dieser Gottheit gilt das Opfer), am Fest Akatschka das hohe Opfer! Gieb uns Gesundheit, Kinder, Vieh, Glück, Honig, Brod u. s. w., vertreibe die Raubthiere, Woschud! dazu sagt die Gemeinde oft Amin. Ist's ein Gelübde, so sagt der Tona: Woschud, ich versprach dir z. B. einen Widder, du halfst und heute opfere ich ihn dir; hilf ferner! Das hohe Opfer wird dann andächtig von Allen in der Hütte genoßen, das Uebrige aber zu Hause vergnügt verzehrt. So werden alle Haus- oder Mudorfeste, deren manche sind, begangen. Am ersten Ostertage z. B. wiederholt jeder Wirth dieses Opfer in seiner Sommerstube, und vertritt selbst die Stelle des Tona.

Das Sommer-Mudorfest (Tulis Nunal oder Guschan Zuon) ist wegen seines Opfers, zu dem einige Buntspechte gehören, merkwürdig. Es wird um die Zeit der Heuerndte von einzelnen Dorfschaften im Budschin Koala durch den Tona oder Utiß begangen. Alles ist wie bei dem vorigen, nur werden ausdrücklich einige Buntspechte (Kutscha) in Schlingen gefangen, zum hohen Opfer auf den Mudor gestellt, und

weil man sie nicht ißt, ganz in das Feuer geworfen. Das Gebet, welches hiebei gebräuchlich ist, lautet: Hoher Gott (Inmar) wir opfern dir ein Lamm (drei oder mehr), Spechte, Enten, Honig, Kuchen, Meth u. s. w. demüthig; segne uns, gieb warmen Regen, Getraide, Honig, Vieh, Kinder, gute Jagd, gute Menschen, gieb Frömmigkeit; segne uns! Die Gemeinde sagt Amin. Dieses Fest hat sonderlich das Gedeihen der Bienen zur Absicht.

Sie feiern auch Feldfeste, ein Getraidefest (Juwele Wesäsken), ein Säefest (Gerschied Zuon) und vielleicht noch mehrere, die sie den Tschuwaschen gleich in offenem Felde mit Opfern, Beten und Fröhlichseyn begehen, auch die Ihrigen an demselben Antheil nehmen laßen.

Wann sich Seuchen unter den Menschen zeigen, opfern sie dem Inmar ein schwarzes Schaf an einem Fluß, in der Absicht, daß er dem Teufel ihnen zu schaden verbieten soll. Die Cärimonien sind den vorigen gleich. Aber während das Opferfleisch kocht, geht jeder Wirth mit einem Stock in seinen Wohnungen umher, schlägt um sich und sagt: Gehe aus meiner Wohnung! Sie schießen dann einen Hund oder eine Katze im Dorfe, schleppen das Thier am Opferplatze vorbei abwärts des Flußes, und laßen es mit Strick und Prügeln liegen, worauf sie das Opfer, welches Orwas heißt, vollenden.

Kranken befiehlt der Tona bisweilen, dem Waßer zu opfern, weil er die Krankheit vom erzürnten Waßer (Wu Wäschä) herleitet. Es scheint dem Satan oder Waßermanne (Wu Murt) zu gelten, und besteht in einer Ziege oder einem Hahne. Die Cärimonien sind wie bei den übrigen. Es werden einige Bißen in den Fluß und einige ins Feuer geworfen und dabei gesagt: Dir, erzürntem Waßer, opfere ich einen Hahn u. s. w., mache mich gesund! und beim Feuer: Feuer bringe es dem Bache! Hilft dies nicht, so verlaßen sie das Haus.

Bei Beziehung eines neuen Hauses opfert der Wirth dem Inmar einen schwarzen Widder, oder so er arm ist, dicken Brei. Ueberhaupt sind die Wotjaken sehr eifrige, um den Beifall der Götter sehr besorgte, und wenn man so sagen darf, fromme Götzendiener. Die christlichen können ihrem väterlichen Aberglauben um so mehr anhängen, da sie nicht mit anderen Völkerschaften vermischt wohnen. Alles, was ihnen vom Christenthum gefällt, bringen und mischen sie in und unter ihren Götterdienst. (Man vergleiche Müller, Ugrier II. 393 flgg.)

## Die Wogulen (S. 65 flgg.)

Sie zählen die Jahre nicht, benennen aber die Monate nach Naturbegebenheiten im Wald, und ihr Hauptgeschäft ist die Jagd. Die christlichen und heidnischen Wogulen kaufen ihre Weiber, und die letzteren bisweilen deren zwei zugleich. Das Wochenbett verunreinigt eine Frau auf sechs Wochen, während welcher Zeit sie allein wohnen und eßen muß. Das Kind erhält von einem Fremden ohne Umstände einen Namen.

Ihre Todtenäcker sind im Walde. Die Leiche wird in ihrer Kleidung zwischen Brettern im Grabe mit dem Kopfe gegen Norden gelegt und mit ihr Pfeil und Bogen nebst einigen Hausrathssachen verscharrt. Sie überlaßen sie dann ohne Schmäuse oder Gedächtnißfeste der Verwesung.

Sie sind, weil sie zerstreut leben und wenige Priester (Satkataba) haben, in der heidnischen Religion nachläßiger und in ihren Begriffen noch verworrener, als die übrigen Heiden. Jeder Dorfälteste ist in Ermangelung des Satkataba Opferpriester seines Dorfs oder seiner Familie. Vormals waren den Götzen und deren Dienst gewiße Höhlen in Flußufern und auch einige Hügel in Wäldern gewidmet, und noch wißen und verehren sie diese Oerter, die man an den Haufen von Knochen erkennen kann. Die Rußen geben solchen Stellen den Namen des Teufels, in Wogulischer Sprache Schaitan, wovon an der Tschußowaja und anderen Uralflüßen viele Bäche und Uferstellen Schaitan und Schaitanka heißen. Die Permischen Wogulen opfern jetzt auf Keremeten, die sie Toron Satkadug nennen, in Wäldern, welche den Keremets der Tscheremißen u. s. w. völlig ähnlich, doch bisweilen ohne Bäume sind. Nahe bei dem Opfertische steht ein aufgerichteter Klotz oder eine Säule im Keremet.

Sie haben Götzenbilder, die sie verehren, seltsam geformte Steine und geschnitzte menschenähnliche oder metallene Puppen. Am Loswa, einem Tawda- und Irtyschfluße, wird eine Klippe, welche die Gestalt eines Rennthieres haben soll, verehrt. Man hat auch in dieser Gegend eine metallene Puppe mit einem Jagdspieß im Walde gefunden. Bei den gewöhnlichen Keremets stellen sie, wie Augenzeugen versichern, eine gekleidete Puppe, die sie im Walde verborgen halten, auf den Opfertisch u. s. w.

Sie glauben in dem Torom einen allgemeinen Gott und gnädigen Beherrscher der Welt. Ihm ordnen sie Untergottheiten zu, die sie sich verschiedentlich vorstellen und benennen. Die Sonne ist die Wohnung des Torom, aber auch selbstständige Gottheit, wie es auch der Mond, die Wolken und die vornehmsten Naturbegebenheiten sind. Vom Teufel (Kul) machen sie sich verächtliche Begriffe und fürchten ihn wenig.

Ihr Hauptfest heißt Jelbola und ist zugleich ihr Neujahr. Sie

feiern es am ersten Ostertag und nennen es das Fest der Herabkunft Gottes, womit sie den Frühling meinen. Es ist vorzüglich dem Torom und der Sonne gewidmet. Ein zweites allgemeines Keremetfest heißt Ankobo, und wird am zweiten Neumonde nach dem ersteren, doch mit wenigeren Opfern gefeiert. Zum Opfer (Tain) taugen Pferde, Rinder, Rothwild, Schafe, Ziegen, und von Vögeln Schwäne, Gänse, Enten, Auer-, Birk- und Haselhühner, Kuchen, Honig, Bier, Meth und Branntwein. Die Cärimonien sind bei beiden Festen, auch bei Krankenopfern und Gelübden, einerlei. Gelübde erfüllen sie gewöhnlich an Festen, für Kranke aber opfert ein jeder zu Hause.

Wenn sich die Gemeinde beim Keremet versammelt hat, und das Vieh geschlachtet, auch das Fleisch gekocht ist, stellt der Priester oder wer deßen Stelle vertritt, Kopf, Herz, Lunge und Leber in einem Gefäß, auch Kuchen und Getränk, auf den Opfertisch, das Gehirn aber wird auf einem Brettchen auf der Säule im Keremet angezündet, und damit es gut brenne, ihm Talg zugesetzt. Während des Brennens des Gehirns betet der Priester kurz und nachdrücklich, wobei die Gemeinde sich oft bis zur Erde neigt und Amin! sagt. Er theilt dann das Opfer aus, welches andächtig genoßen wird. Von einem Pferde hängen sie die Haut, so wie den Schädel an einen dem Keremet nahen Baum, die übrigen Häute werden verbraucht und die Knochen der Opferthiere vergraben. Weil ein Wirth nach dem andern opfert, vergeht darüber viele Zeit. Wenn Alles vorbei, kehren sie mit dem übrigen Opferfleisch und Getränke nach ihren Dörfern zurück, und verzehren es mit den Ihrigen in aller möglichen Fröhlichkeit.

Von den noch heidnischen, besonders in den nördlichen Gegenden lebenden Wogulen, wird noch angegeben (Müller, der Ugrische Volksstamm I. S. 170 flg.): Ihre Priester, Satkataba sind meistens die Familienhäupter. Zur Elenns- und Zobeljagd sollen sie besondere Götzenbilder in der Gestalt jener Thiere haben, denen sie Opfer darbringen. So soll an der Soswa bei den Jurten eines reichen Wogulen Denischkin ein von Stein grob ausgehauenes Bild eines Elennkalbes, von deßen wunderbarer Versteinerung fabelhafte Erzählungen unter ihnen umhergehen, vorhanden seyn, über welches eine besondere Jurte aufgebaut ist, und zu welchem die Wogulen aus sehr entfernten Gegenden sich einfinden, um glückliche Jagd mit Gebeten, Opfern und kleinen Geschenken zu erbitten. Sie haben aber auch Götterbilder in menschlicher Gestalt. Man soll dergleichen aus Holz geschnitzte, denen Schrot oder Korallenkörner statt der Augen eingesetzt sind, bei ihnen finden. Zu Pallas Zeit fanden Erzsucher in einer ausgebrannten Waldstrecke zwischen der Soswa und Loswa an einer hohen Fichte ein aus Kupfer gegoßenes Bild in menschlicher Gestalt, mit einem Jagdspieß versehen, und zu

Gmelin's Zeit fand man auf dem bekannten Blagodat einen eisernen Götzen der Wogulen, welcher ganz und gar die Gestalt eines Jagdspießes hatte, und an einer hohen fichtenen Stange auf dem Gipfel des Berges aufgestellt war. Die Wogulen verehrten, früher wenigstens, ihre Gottheiten meistens in Felsenhöhlen oder über hohen und jähen Felsenwänden, oder die Bilder wurden auch an hohen Fichten aufgestellt. An der Loswa befindet sich gleich oberhalb eines Baches Schaitanka in einem Kalkberg eine Höhle, welche noch jetzt als ein heiliger Tempel der Wogulen bekannt ist. In derselben sollen viele Opferknochen liegen, und man findet zuweilen darin kleine Bilder, kupferne Ringe mit eingeschnittenen Figuren und dergleichen, was die Wogulen zum Theil von den Rußen kaufen, und heimlich als Götzen verehren. Unzählige Bäche, Berge und Plätze werden noch jetzt am Ural mit dem Namen Schaitanka oder Schaitanskaja bezeichnet, weil die Wogulen daselbst ihren Cultus gehabt haben, und ihre Götzen von den rußischen Bewohnern mit dem allgemeinen Namen Schaitan, d. i. Satan, wie auch bei allen muhamedanischen turktatarischen Völkern benannt werden. Eine andere merkwürdige Höhle an der Jaiwa auf der Westseite des Ural, als früheren Cultusort, fand Lepechin; sie war noch ganz erfüllt mit Knochen von Hirschen und Elennthieren, die daselbst geopfert waren.

## Die Ostiaken (S. 73 flgg.)

Die Jahre rechnen sie nicht, theilen sie aber in dreizehn Monate, und fangen ihr Neujahr mit dem neuen Monde zwischen dem 14. und 21. October an. Die Mond'släufe benennen sie von den Veränderungen in der Fischerei und dem Ziehen der Vögel. Wann ihre Händel vor die Landesobrigkeit kommen und sie schwören müßen, so geschieht es auf einer Bärenhaut, auf der ein Beil liegt. Man reicht ihnen einen Bißen Brod, und sie sagen: Schwöre ich falsch, so soll mich der Bär zerreißen, das Beil tödten und das Brod ersticken. Sie schwören wohl auch bei Idolen und nie falsch.

Die Geburt eines Kindes verunreinigt eine Frau auf einige Wochen. Die Nachgeburt hängen sie in einer Schachtel, in die sie einen Fisch nebst einem Stückchen Fleisch legen, an einen Baum. Der Vater giebt den Söhnen Namen, Mädchen aber bleiben nicht selten namenlos. Bei den heidnischen Ostiaken ist die Vielweiberei üblich, und bei ihnen wie bei den christlichen findet das Kaufen der Weiber Statt. Die Schwiegertochter darf den Schwiegervater ihr Gesicht nicht sehen laßen, und ehe ein Kind da ist, darf der Schwiegersohn der Schwiegermutter auch nicht vor die Augen kommen.

Die Todten begraben sie am Sterbetage, Männer die männlichen,

Weiber die weiblichen Leichen. Sie ziehen ihnen die besten Kleider an, und laßen sie durch ein Rennthier ziehen, welches auf dem Todtenacker (Chalas) geschlachtet wird und zum Trauermahle dient. Hinter den Leichen der Reicheren folgen drei Rennthiere mit leeren Schlitten. Die Leiche, welcher Waffen, Beil und Hausrath mitgegeben wird, liegt im Grabe mit dem Kopfe nach Norden. Die drei Rennthiere werden beim Grabe zum künftigen Gebrauche für den Todten erschlagen und bleiben liegen, die Schlitten aber stützen sie über dem Grabe gegen einander. Reiche Leute stellen nachher einige Todtenopfer an.

Die heidnischen Ostiaken, und das sind alle nördlichen oder am untern Ob wohnenden, nennen ihre Zauberer und Priester Toteba oder Totscheba. Sie deuten Träume, prophezeien, bannen Teufel, heilen Kranke, beten und opfern. Sie haben weder Tempel, noch eigentliche Keremets, sondern gewiße heilige Berge in Wäldern, wo bedeutende Götzen stehen. Solche Hügel fürchten sie, und nehmen von denselben weder Holz, noch Waßer aus ihren Quellen. Viele Götzen sind seit dem Jahr 1712 verbrannt und ihre Stätte zerstört, noch aber sind deren genug. In ihren Vorstellungen von dem höchsten Wesen, den Opfern und Anbetungen gleichen sie den vorhin beschriebenen Heiden. Den höchsten Gott nennen sie Innen Nom (Gott, der oben ist). Außer ihm giebt es Untergötter. Der Satan heißt in ihrer Sprache Lus, auch Kombegen, ein Waßer- und Fischgott Ultego Lus, der Gott der Waldung und Jagd Maßu Lus u. s. w.

Ihre Götzen, die sie überhaupt Lus nennen, sind geschnitzte hölzerne Figuren, wachsende Bäume, auf welchen Adler nisten, unförmige Stümpfe, auch seltsam geformte Steine. Im Jahr 1771 standen die beiden vornehmsten ostiakischen Idole, die zugleich von den Samojeden verehrt wurden, an der Westseite des obischen Busens, siebenzig Werst unter Obdorsk im Wald, in der Nähe der Woksarskischen Jurten. Sie stellen eine männliche und eine weibliche Figur vor. Jede steht unter einer Hütte an einen Baum gelehnt, und ist nach ostiakischer Art mit Laken und Pelzwerk gut gekleidet, auch Schamanen gleich mit blechernen Figuren von Thieren, Menschen, Vögeln, Kähnen, Fischen u. s. w. behangen. (An dem Baume des männlichen Gottes hingen Köcher und Bogen, und an den umherstehenden Bäumen zahlreiche Rennthierhäute von den dargebrachten Opfern. Pallas Reise III. S. 60.) Um sie her liegen Keßel, Schüßeln und anderer Hausrath, auf den nächsten Bäumen hängen Rennthierfelle und Bogen. Der männliche Götze wird von Männern, der weibliche von Weibern verehrt. Hie und da sind für heilig erklärte Bäume, auf welche jeder Vorübergehende einen Pfeil abschießt. Jede Hütte hat ihren eigenen Götzen in der Stube, welcher eine kleine Puppe zu seyn pflegt.

Bei den belogorskischen Jurten, unterhalb der Vereinigung des

Irtisch mit dem Obi, stand ein Götterbild, und der Ort hieß Lonkpugl, d. i. Götzendorf, von den Rußen die Satansjurte genannt. Es war ein kleines grobes Holzbild, das Gesicht mit weißem Blech und Pelz bedeckt. Neben demselben standen zwei weibliche Bilder aus Birkenreisern zusammengefügt. Es stand in einer mit rothem Tuche bekleideten Hütte, und ein Priester hatte die Aufsicht darüber und ertheilte Weißagesprüche. Dieses Bild soll Ortlonk, d. i. Fürst der Götzenbilder, geheißen haben. Die Ostiaken brachten es angeblich aus Permien nach Sibirien mit, die Rußen aber sollen es bei der Bekehrung derselben zerstört haben. (Müller Sammlung rußischer Geschichten VI. S. 237.)

In häuslichen Bedürfnißen opfert ein jeder seinem Hausgötzen kleine Thierfelle, Fische, Vögel, und vorzüglich beschmiert man ihn mit Fett und Blut. In wichtigeren Angelegenheiten erkundigt sich der Toteba durch die Zaubertrommel (Püngre) nach der Ursache des Zornes der Götter, und nach den Opfern, durch die sie versöhnt sein wollen. Allgemeine Opfer werden den Götzen in Wäldern gebracht. Das Volk schließt um den Götzen, den Toteba und das Opfervieh, welches in Rennthieren, Rothwild und Waßervögeln, auch Pelzwerk besteht, einen Kreis. Der Toteba stellt das Opfer den Göttern dar und trägt sein Anliegen in einem Gebete vor. Auf ein Zeichen mit dem Stabe schießt einer einen Pfeil durch das Thier, andere aber stechen es mit spitzen Stangen völlig todt. Dann schleifen sie es am Schwanze dreimal um den Götzen, kochen das Fleisch, salben den Götzen mit dem Blute, das im Herz ist, das Maul, und verzehren das Opferfleisch in aller Fröhlichkeit. Haut, Schädel und Geweihe wird im Wald aufgehangen.

Bei einem Krankenopfer, welches vor der Jurte des Kranken dargebracht wird, giebt man dem Kranken eine an das Opferthier gebundene Schnur in die Hand, der Toteba betet, und wann der Kranke an der Schnur zieht, wird das Thier erstochen, und nach der Salbung des Hausgötzen das gekochte Fleisch verzehrt. Half der Götze nicht, so begegnen sie ihm grob mit Scheltworten, stoßen ihn herunter und schlagen ihn wohl auch.

Den Bären bestimmen sie nach dem Tode wenigstens ein ebenso gutes Schicksal, wie sich. Wenn sie einen erlegt haben, singen sie Entschuldigungslieder und erweisen dem aufgehangenen Balge viele Höflichkeiten, damit er sich im Reiche der Schatten nicht an ihnen rächen möge. Ihre wichtigen Leute erklären sie für Halbgötter oder Heilige. Eine Puppe, die sie vorstellt, wird neben die Götzen gestellt, und wie dieselben gespeist und gesalbt. Wittwen nehmen wohl auch solche Puppen ihrer Männer mit in das Bett und geben ihnen bei jeder Mahlzeit Speise. Die christlichen Ostiaken über Narim sind noch sehr abergläubisch und voll heidnischer Ideen, wie denn nicht leicht einer ohne einen Götzen (Lus), den sie bisweilen in den Stiefeln tragen, auf die Jagd gehen wird.

Obgleich die Baschkiren Muhamedaner sind, so haben sie doch manche heidnische Gebräuche, wenn sie z. B. bei Festlichkeiten ein Thier schlachten, so stellen sie das gekochte Fleisch der Sonne unter vielen Verbeugungen u. s. w. auf einem Gerüste, völlig den schamanischen Heiden gleich, hin. Sie haben auch einige Teufelsbanner, die sie Schaitam Kurjäszia nennen, welche des Nachts die herumwandelnden Teufel zu sehen vorgeben, Schüße, Säbel- und Stockhiebe nach ihnen thun, sie zu verfolgen, in Moräste, Waßer zu jagen, sie zu verwunden scheinen, auch wohl vorgeben, daß sie die Teufel getödtet haben.

Vom Wachholderstrauch glauben sie, daß er alle bösen Geister aus den Wohnungen entferne und Zaubereien verhindere. Sie fürchten Zaubereien und haben selbst Zauberer (Kaschmesch), die Vergangenes und Künftiges zu wißen meinen u. s. w. Wo ihre Bienen sind, hängen sie einen Pferdekopf an einem Baum auf, der Bezauberungen hindern soll. Heftige, hysterische und hypochondrische Anfälle, die bei ihnen nicht selten sind, auch die Zufälle der Schwangeren, halten sie für ein leibliches Beseßensein vom Satan, den die Mulas durch Formeln aus dem Koran, die sie täglich hersagen, und dabei die Kranken auf Rechnung des Satans stoßen, schlagen, schimpfen und anspucken, auszutreiben bemüht sind. Wenn sich ein solcher Kranker beßert, hängen sie ihm einen Spruch in Leder genäht um den Hals, damit der böse Feind nicht zurückkehrt.

Ihr Pfingfest hat bis auf die Gebete der Mulas alle Aehnlichkeit mit den Anga Soaren der Tscheremißen. So wenig sie aus dem Ackerbau machen, erscheint doch an diesem Fest jede Dorfschaft, Weiber und Kinder nicht ausgenommen, zu Pferd auf ihren Aeckern, hört ein Gebet des Mula um Fruchtbarkeit der Erde und Gedeihen des Grases an, und belustigt sich dann mit Trinken, Tanzen, Singen, Wettreiten u. dergl. (Georgi S. 184 flg.)

Die Kirgisen (Georgi S. 221 flg.) bestatten als Mahomedaner ihre Todten wie diese, doch werfen viele über den Gräbern Steinhaufen zusammen. Um sich des traurigen Andenkens der Verstorbenen zu erwehren, legen Manche alle Geräthschaften der Todten, die Wiegen der Kinder u. s. w. auf das Grab. Für eine vornehme Leiche werden drei Gedächtnißfeste im Sterbejahr gefeiert. Die Wittwen und Kinder wehklagen dabei, der Todte wird gerühmt und durch einen Kampf um ausgesetzte Preise gefeiert. Außerdem feiert jeder Kirgisenstamm alljährlich ein allgemeines Todtenfest auf dem Begräbnißplatze, bei welcher Gelegenheit sie nach heidnischem Brauche Pferde schlachten, das Fleisch den Todten hinstellen, und es endlich unter Gesprächen mit den Todten selbst verzehren. Wenn Jemand dem Grabe seines Freundes nahe kommt, redet er ihn an und legt einen Büschel Haare aus der Mähne seines Reitpferdes auf das Grab. Aehnliche, nur wenigere Umstände beobachten sie bei den Leichen der Weiber und Kinder.

Es giebt sehr viele Zauberer unter ihnen, die sich vorzüglich in folgende Klassen theilen: Falsche sind Astrologen, die aus den Constellationen des Himmels die geringsten Kleinigkeiten vorhersagen, glückliche und unglückliche Tage unterscheiden u. s. w. Diagsa oder Kalendermacher sind Leute, die nicht nur die Witterung vorher wißen, sondern auch in ihrer Gewalt haben, und Regen, Wind, Hitze u. s. w., auch Geschmeiß abhalten und schaffen können. Unter den Hofleuten der Vornehmen ist gewöhnlich ein Diagsa. Die Bakſa haben mit den Schamanen alle Gleichheit. Sie rühmen sich des Umgangs mit den bösen Geistern, rufen sie unter Gaukeleien, wobei sich einige auch der Trommel bedienen, gebieten ihnen, treiben sie aus, machen Weiber und Heerden fruchtbar, heilen Kranke, weißagen u. s. w. Alle, welche über die Teufel zu klagen haben, bedürfen ihrer, daher sich viele derselben sehr reichlich ernähren. Armätschi oder Jaruntschi weißagen aus den Rißen, welche die Schulterblätter oder die Schwanzknochen der Schafe im Feuer bekommen, und einige auch aus dem Zittern geschnellter Bogensehnen. Sie entdecken Diebstähle, Untreue in der Liebe, den Ausgang der Reisen u. s. w. Ihre Kunst ist nicht schwerer, als daß mancher Hauswirth oder manche Hausfrau selbst so viel davon versteht, als in der Haushaltung nöthig ist, daher Achtung und Gewinn nur gering sind.

Die Tschulymschen Tataren (Georgi S. 231) haben den Vermählungsbrauch: Das junge Paar bringt nach der Trauung die Nacht in einer neuen Jurte zu, und zwischen dieser und der väterlichen Jurte wird ein Feuer unterhalten. Bei diesem muß der Bräutigam mit den Verwandten der Braut ringen.

Die Katschinzen, schamanische Heiden (Georgi S. 238), begraben ihre Todten in Kleidern ohne Särge, legen aber wie die Mahomedaner Bretter über die Leiche, damit sie nicht von der Erde berührt werde. Sie geben ihr einiges Geräthe mit ins Grab, und hinterlaßen eine Trinkschale auf demselben. Nach einem Jahre besuchen Männer und Weiber die Gräber der Ihrigen, wehklagen anfänglich und trinken dann aus der Todtenschale mitgebrachtes starkes Getränke so häufig, daß sie sehr munter weggehen. Die Katschinzen nennen ihre Götzen Tus und die Zauberpriester und Priesterinnen Kamnö. Die Teleuten (S. 246), ebenfalls schamanische Heiden, nennen den allgemeinen Gott Kudai oder Kutai, die Götzen Tschalu und die Priester Kam, Kaman. Ehemals verbrannten sie die Leichen, oder ließen sie auf Bäumen im Walde verwesen, und so legen sie noch Kinderleichen, weil sie noch nicht gesündigt haben, auf Bäume, die Erwachsenen aber begraben sie, wobei der Kam mit seltsamem Thun die bösen Erdgeister zu vertreiben sucht. Die sajanischen Tartaren (S. 257), die mit den Katschinzen in vielem übereinstimmen, legen ihre Leichen in Särgen auf Bäume. Die Beltiren

(S. 259), die sie in besonderen Fällen begraben, thun sie gewöhnlich, zwischen Bretter gebunden, ebenfalls auf Bäume. Jeder Todte bekommt bei ihnen einen Sattel zwischen die Beine, ein Beil, Meßer, Wurzelspaten, Speisen, Branntwein ist ihre Mitgabe. Die männlichen Leichen erhalten außerdem Bogen und zerbrochene Pfeile; Musikfreunde eine dreisaitige Laute oder ein Hackbrett. Am siebenten Tag ist Gedächtnißfeier, wobei das beste Pferd des Gestorbenen geschlachtet und gegeßen wird. Die Haut und den Kopf mit einem Zaum im Maule hängen sie an einen Baum, sowie einen Schlauch Milch an einen andern Baum.

Bei den Samojeden (Georgi S. 283) gilt das weibliche Geschlecht für unrein, daher sie ihm verächtlich und theils unmenschlich hart begegnen. So lange die Weiber noch gebären, haben sie einige Schonung zu erwarten, die bei dem höhern Alter ganz aufhört. Sie dürfen nie mit den Männern eßen, sondern bekommen, was diese übrig laßen. In der Jurte müßen sie an einer Seite bleiben, und dürfen wie die Burätinnen nicht um das Feuer gehen, weil sie diesem Heiligkeit zuschreiben. Die Oerter, wo sie in der Jurte oder im Schlitten geseßen, und Sachen, die sie gebraucht haben, müßen sie, sowie sich selbst, über brennenden Rennthierhaaren räuchern. Auf ihren Zügen dürfen sie nicht über den Steig der Männer und Rennthiere gehen, sondern müßen an einer Seite desselben bleiben; beim Auf- und Abpacken der Schlitten ist ihnen nicht erlaubt, um dieselben herum zu gehen, sondern sie müßen unter den Stangen durchkriechen und dergleichen mehr. Besonders verabscheut werden sie zur Zeit der monatlichen Reinigung und die ersten zwei Monate nach einer Entbindung. Sie dürfen dann weder Speisen anrühren, noch Männern etwas reichen, noch von frisch erlegtem Wild eßen und dergleichen mehr. Diese Absonderung endigt mit einem feierlichen Räuchern über Rennthierhaaren.

Todte begraben sie an dem Orte, wo sie sterben. Sie ziehen der Leiche die besten Kleider an, wickeln sie in eine Rennthierhaut, tragen sie nicht aus der Thüre der Jurte, sondern aus einer Seitenöffnung derselben und verscharren sie in sehr flachen Gräbern. Im Grabe stürzen sie einen Keßel über den Kopf des Todten, auch legen sie andern Hausrath, besonders aber Bogen und Pfeil mit ins Grab. Nach der Beerdigung besänftigt ein Zauberer den Geist des Verstorbenen, damit er die Lebenden nicht beunruhige, ihnen seine besten Jagden nicht entziehe u. s. w. Zum Beschluße wird beim Grab ein Rennthier zum Todtenopfer geschlachtet und auf der Stelle verzehrt. Dies wiederholen reiche Leute einigemal. Den Namen eines Verstorbenen aussprechen, heißt ihn beunruhigen, daher sie mit vielen Umschweifen von Todten reden und deren Andenken recht bald erlöschen laßen.

Sie sind schamanische Heiden. Ihre Götzen sind hölzerne Puppen oder seltsam geformte Steine. Die Priester (Tadib) werden geehrt.

Die Karakassen (S. 291) sind getauft, halten aber mehr als andere bekehrte Sibiriaken am alten schamanischen Glauben. Sie haben jetzt weder Götzen, noch Priester oder Zauberer. Jeder betet für sich die Sonne und das Firmament in Stoßseufzern an, und opfert von Bären und Rothwild Kopf und Herz, die er auf ein Stück Rinde legt und unter Gebet gegen die Sonne emporhält und dann verzehrt. Ansehnliche Berge und Flüße ehren sie und opfern ihnen, wann sie sich ihnen nähern, ein wenig Tabak, ein Baumreis, ein Stückchen Pelz oder sonst eine Kleinigkeit unter Verbeugungen.

Jetzt beerdigen sie ihre Todten. Ehemals ließen sie dieselben an der Luft, mit dem Kopf gen Osten auf der bloßen Erde, auf Stangengerüsten oder Bäumen, mit Reisig bedeckt, verwesen, die ihnen aber besonders werth waren, verbrannten sie.

Die jetzt getauften Arinzen (Georgi S. 297) waren schamanische Heiden. Sie begruben ihre Todten, gaben ihnen Waffen mit, opferten beim Grab ein Pferd, das sie verzehrten, und deßen Haut sie über dem Grab aufhiengen. Noch halten sie Eide für sehr fürchterlich. Wer bei ihnen schwört, stellt sich zwischen ein Reh und einen Hund, und beißt zum Beweise seiner Unschuld in den Kopf eines Bären Dennoch wird ein solcher Gerechtfertigter bei ihnen nicht geduldet, sondern muß in die Gegend wandern, die ihm das entlaßene und vom Hunde verfolgte Reh zeigt. Wöchnerinnen werden in den ersten Tagen nach der Entbindung dreimal gebadet, hernach aber mit Irwen (einer Gattung Artemisia), einem den heidnischen Göttern geweihten Kraute, beräuchert u. s. w.

Die Tungusen (S. 312) haben drei Arten des Eides. Die geringste ist, wenn der Beschuldigte mit einem Meßer gegen die Sonne fechtend sagen muß: Bin ich schuldig, so laße die Sonne Krankheiten wie dieses Meßer in meinen Eingeweiden wüthen. Ein schwerer Eid ist, wenn der Beklagte auf einem für heilig geachteten Berg, z. B. an der Ostseite des Baikal auf die Schamanenklippen, in der Nähe eines heißen Bades am Frölichafluß u. s. w. klettern und ausrufen muß: Bin ich schuldig, so will ich sterben, oder Kinder und Vieh verlieren, nie glücklich jagen oder fischen, nachdem es nämlich befohlen worden. Der schwerste Eid ist, wenn ein Hund bei einem Feuer geschlachtet, dann gespießt, verbrannt oder weggeworfen, dem Angeklagten aber etwas von deßen Blut zu trinken gegeben wird, wobei er sagen muß: So gewiß ich dieses Blut trinke, rede ich die Wahrheit; lüge ich, so will ich umkommen, verbrennen oder verdorren, wie dieser Hund.

Die Tungusen (S. 325) begraben ihre Leichen in Kleidern, und geben ihnen Tabaks- und anderes Geräthe, den Männern auch Waffen mit. Ohne Anordnung der Verstorbenen geschieht die Beerdigung am

Orte des Todes. Schamane und manche Andere wollen an der Luft verwesen, da man sie denn mit Steinen und Reisig bedeckt, auch bei ersteren die Trommel aufhängt. Einige wollen bei den Ihrigen, Andere unter einem geliebten Baume begraben sein. Die Beerdigung geschieht durch Freunde ohne Cärimonien, nach derselben aber speiset ein Freund nach dem andern den Todten, indem er Speise und Getränk auf deßen Grab stellt, welches sie Schiturap nennen.

Sie nennen die höchste Gottheit Boa, den Teufel Bugi.

Wann sonst bei den Kamtschadalen (Georgi S. 343) in einer Hütte Jemand starb, verließen sie dieselbe, weil sie fürchteten, der Richter der Unterwelt käme in dieselbe, und wen er sähe, der müße bald sterben. Wegen der Schwierigkeit eine neue Hütte zu bauen, brachten sie daher die Kranken heraus. Jetzt ist dieser Gebrauch nicht so allgemein, doch bewohnen sie ungern eine Hütte, in welcher Jemand gestorben ist. Vormals wurden die außer den Jurten Gestorbenen von den Hunden gefreßen; dies geschieht jetzt seltener, da sie die meisten vergraben und Kinder in hohle Bäume legen. Die Todtengräber kriechen, um den Tod an ihrer Verfolgung zu hindern, zweimal durch einen geflochtenen Ring, und verbrennen von zwei Vögeln, gleichviel von welcher Art, einen, den andern aber verzehren sie. Zum Gedächtniße des Verstorbenen verzehren sie nachher einen Fisch und verbrennen die Fittige.

Sie sind schamanische Heiden. Den höchsten Gott nennen sie Dustaechschitsch oder Kutka, den Satan Kanna, die Götzen, die in den Hütten ihren Platz dem Luft- oder Zugloche gegenüber haben und hölzerne Puppen sind, Nusautsch oder Kamuli, und die Zauberpriester Guispahas.

Sie waren leichtsinnige Heiden und sind jetzt meist leichtsinnige Christen geworden, sie lieben und scheuen Gott nicht, scherzen über die Vorsehung und verlangen Alles recht sinnlich. Am allerwenigsten fragen sie nach einem Himmel, der keinem ihrer Wünsche die geringste Befriedigung verspricht.

Die Koräken, den Kamtschadalen in ihren Gebräuchen sehr ähnlich, verbrennen ihre Todten, die nomadisirenden alle, die ansäßigen großentheils. Sie fahren sie auf Schlitten mit Rennthieren zu den Scheiterhaufen, in den besten Kleidern nebst Waffen und Hausrath. Den Vorspann schlachten sie, eßen das Fleisch, und werfen, was nicht verzehrt wird, in das Feuer. Bei einem Gedächtnißfest werden wieder Rennthiere geschlachtet.

**Das schamanische Heidenthum** (Finnen, Tataren, Samojeden, Ostiaken, die krasnojarischen, mandschurischen, ostsibirischen Völker, Insulaner des Ostmeers, auch der Burätten. Georgi 375 flgg.)

Bei allen schamanischen Heiden steht das weibliche Geschlecht tief unter dem männlichen, und es wird ihm hart und verächtlich begegnet. Es gilt für unrein, zur Zeit der Menstruation und des Wochenbettes für gefährlich unrein für Menschen und Thiere. Vom Götterdienst ausgeschlossen, darf es auch nicht um das Feuer in den Jurten gehen, weil dasselbe den Göttern geweiht ist. Die Weiber haben darum ihre eigenen Sitzplätze, Reitpferde, Sättel, sogar auch meist ihre eigenen Speisegeräthschaften, und soll sich ein Mann dieser Gegenstände bedienen, so müßen sie vorher geräuchert und von der Verunreinigung gereinigt werden. Ein Weib, welches mit Zwillingen oder mißgestalteten Kindern niederkommt, wird der Buhlerei mit dem Satan beschuldigt. Töchter sind den Eltern nie angenehm.

Deßen ungeachtet giebt es bei den Schamanen auch Priesterinnen, und diese werden nicht weniger geachtet oder für weniger mächtig gehalten als die Priester. Sie nehmen an, daß Leute dieses Standes von den Göttern selbst ausgezeichnet werden, und halten Krämpfe, Zuckungen und andere Zufälle der Kinder für Kennzeichen dieses höhern Berufes. Die Tungusen, Buräten u. s. w. nennen die Priester Schaman, welches einen seufzenden Einsiedler und Herrn aller Leidenschaften bedeutet; die Teleuten u. s. w. nennen sie Cham, Kam, Kamnö, d. i. Herr oder Prophet. Die Jakuten Ajun, Abys, welches tatarische Priestertitel sind, die Samojeden Tadyb u. s. w.

Die Schamanen beider Geschlechter sind gemeine Leute, welche sich weder durch Ehelosigkeit, noch besondere Regeln oder Lebensart, sondern bloß durch die Kleidung und beßere Kenntniß der Lehren und der Gebräuche ihres Glaubens unterscheiden. Sie leben von Geschenken und Opfern, müßen aber gewöhnlich die Handthierung ihres Volkes zu Hilfe nehmen, jagen, fischen u. s. w. Alte unterrichten die Jungen in Allem, was zum Glauben gehört. Weil die Priester allein im Besitze der Lehre sind, so werden sie als Mittler zwischen dem Volk und den Göttern, welche die letzteren zu versöhnen verstehen, gefürchtet und geehrt, aber auch wegen des beschuldigten Mißbrauchs ihres Amtes nicht selten gehaßt. Die große Anstrengung bei ihren Gaukeleien bringt viele um die Augen, das ist aber eine Empfehlung für ihr Ansehen bei den Geistern. Weil es bei ihnen auf zufälligen Beruf ankommt, so sind ihrer bald viele, bald wenige. Einige treiben ihr Amt bis sie sterben,

Andere übergeben es Anderen bei ihrem Leben. Sie sind theils Enthusiasten, theils Betrüger, meistens beides zugleich.

Die Absicht der ausgezeichneten Kleidung der Schamane ist, den Göttern wohlgefällig und dem Volke fürchterlich zu erscheinen, dies suchen sie auf verschiedene Weise zu erreichen. Die tungusischen und überhaupt die meisten Schamane tragen lange morgenländische, meist lederne Röcke und Strumpfstiefeln, häufig mit Blechgötzen, Schellen, Glöcklein, Ringen und anderem Klimperwerk, Adlersklauen, ausgestopften Schlangen, Pelzstreifen u. s. w. besetzt und fast bedeckt. Die Mütze ist bald einer Kappe, bald einer Panzerhaube ähnlich, mit ausgestopften Schlangen u. s. w. behangen und mit Eulenfedern besetzt. Der Anzug eines solchen Menschen und das Geklirre desselben haben in den nur mit Feuer erleuchteten Jurten viel Scheußliches. Verschmitzte Schamane legen diese Kleider bei dem Opferfeuer unter Schaudern u. s. w. an, als ob ein anderer Geist in sie führe. Bei einigen Nationen haben die Schamane kürzere Amtskleider, bei anderen behängen sie die gewöhnlichen Kleider nur mit Fetzen von Pelzen und Lumpen, Götzen u. s. w., und setzen einen Federbusch auf die Mütze.

Das vornehmste Schamanengeräth ist die Trommel. Sie ist eiförmig bis drei Fuß lang, kaum eine Spanne hoch, der Rand von Weidenholz, nur an einer Seite mit einem Felle bespannt, an der andern offen, mit einem Querholze zur Handhabe. Das Fell ist voll Figuren von Götzen, Thieren und Hieroglyphen; inwendig aber hangen Götzen und Klimperwerk. Es ist nur ein Schlägel nöthig, und dieser etwas gebogen, und des dumpfen Schalles wegen mit Haasen- oder anderm Fell überzogen, auch wohl durch ein paar Zinken, Hörnern ähnlich, schrecklich gemacht. Die Kraft einer Zaubertrommel ist nach ihrer Ueberzeugung sehr groß; gewiße Schläge berufen oder vertreiben die Geister. Schamane ohne Trommel bedienen sich statt derselben zweier drei Fuß langer, mit Götzen behangener Stäbe. Die burättischen Schamane bewegen unter den Anbetungen eine kleine Fahne von einem Lerchenbaumzweig und einem Läppchen. Die Jakuten nehmen statt derselben einen Pferdeschweif. Die sibirischen Schamane bedürfen weder Tempel, noch Keremet. Sie verrichten ihre Geschäfte bei einigen Völkern unter freiem Himmel, auf Hügeln oder an Flüßen, bei anderen in Jurten, bei verschiedenen zu allen Zeiten des Tages, bei den meisten des Nachts bei Feuer.

Alle schamanischen Heiden glauben an einen allgemeinen Gott und Schöpfer aller Dinge, den die Tungusen Boa, die Burätten Tingiri Burchan, d. i. Gott des Himmels, die Teleuten Kudai, die Kamtschadalen Kutka, die Ostiaken und Wogulen Toron (? Torom?), d. i. Licht, die Samojeden Num, Nom nennen. Gott liebt seine Schöpfung, weiß und vermag Alles, kümmert sich aber nicht um die einzelnen Hand-

lungen der Menschen. Man kann Gott weder beleidigen, noch sich um ihn verdient machen. Er straft und belohnt nicht, und ist also weder zu fürchten, noch zu lieben. Die Kamtschadalen unterscheiden sich durch verächtliche Begriffe vom höchsten Wesen. Alles, was ihnen in der Welt mißfällt und das Elend des Lebens halten sie für Beweise mangelnder Macht und Einsicht der Vorsehung und spotten darüber.

Die Meisten stellen sich Gott als unsichtbar, im Himmel oder der Sonne wohnend, von menschlicher Gestalt vor; Einige halten die Sonne selbst für Gott. Die Teleuten und altaischen Tataren glauben an Erscheinungen und Offenbarungen des Höchsten in Träumen. Sein Ansehen gleiche einem alten bärtigen Manne, seine Kleidung der eines Dragonerofficiers (etwas Glänzenderes können sie sich nicht denken). Er habe einen prächtigen Hofstaat und viele Pferde. Wann er ausreite, so entstehe der Donner von dem Geräusch und der Blitz von den Funken der Hufeisen und Steine im Himmel u. s. w.

Die Regierung der Welt und der Schicksale der Menschen ist von dem höchsten Wesen unter viele Untergottheiten vertheilt, die zwar unter demselben stehen, aber doch meist nach eigener Willkühr verfahren, daher den Menschen deren Wohlwollen unentbehrlich ist. Ihre Vorstellungen von den Untergöttern sind verworren, widersprechend und theils Unsinn. Verschiedene Völker verehren verschiedene Gottheiten und eignen auch denselben andere Einflüße und Beschäftigungen zu. Wenn man ihre Begriffe, so viel man kann, sammelt, so läuft es auf das Folgende hinaus. Die Untergötter sind überhaupt guter oder böser Art, d. i. Freunde oder Widersacher der Menschen. Die Begriffe von der Natur und den Eigenschaften dieser Gottheiten sind grob, körperlich und oft ganz ungereimt; sie verwechseln auch vielfältig die Namen und Wirkungen der guten mit den bösen Göttern.

Jede gute Gottheit hat eine oder mehrere Beschäftigungen in der Regierung der Welt. Gern ist sie wohlthätig, oft parteiisch, beleidigt strafend, eigensinnig hart, rachgierig. Alle Eigenschaften Gottes personificiren sie und halten sie für männlichen oder weiblichen Geschlechts, glauben sie aber nicht, wie die finnischen Heiden vermählt. Alle Himmels- und schreckhafte oder ansehnliche Erdkörper und Naturbegebenheiten, durch welche ihnen Gutes oder Leides widerfährt, sind Gottheiten, die sie namentlich verehren; Sonne, Mond, Sterne, Wolken, Regenbogen, Gewitter, Sturm, Feuer, Waßer, die Erde, ansehnliche Berge und Flüße. Einige halten Berge und Waßer nur für Götterwohnungen, und Feuer für ein Opfer oder auch für einen Götterboten. Die Tungusen, welche den Götterdienst mit vieler Treue üben, und Andere haben auch einen Gott der Gesundheit (tungusisch Tala), der Jagd (tungusisch Axagin), der Reisen (tungusisch Jelowin), der Weiber

und weiblichen Zufälle und Tugenden (tungusisch Helben), der Kinder (tungusisch Mundi), der Rennthierzucht (tungusisch Sekjewo) u. a. m.

Die Klasse der feindseligen Götter oder Satane ist nicht schwächer. Sie glauben einen Obersatan und Beherrscher der übrigen und nennen ihn meistens Schaitan, die Tungusen Bun (?), die Burätten Okodil, die Kamtschadalen Kanna u. s. w. Nach der allgemeinen Gottheit ist er der mächtigste. An ihm ist kein gutes Haar, aber er läßt sich doch besänftigen und würdigt die Schamane seines Wohlwollens. Die Untersatane oder bösen Geister theilen sich in die Ausübung des Bösen und die Beförderung allerlei Unglücks. Unter den Satanen verstehen sie theils die personificirte Strafgerechtigkeit des Höchsten, theils das Unglück und Uebel in der Welt selbst, welches sie sich als selbstständig vorstellen und für dasselbe unzählige Namen haben, dabei aber Alles verwirren und verwechseln. Die Wohnungen der Satane sind im Waßer, unter der Erde, in feuerspeienden Bergen und in Wäldern, daher es Waßernixe (Mitgh, Garan), Erdunholde (Kongdueki, Tschisikam, d. i. Erdherr, Ilgiriki u. s. w.), Berggeister (Temir Kam, d. i. eiserner Herr), Waldteufel (Usaktschu, Wodasch u. a. m.), einen Insectengott (Aschintitei) und viele andere giebt.

Außer diesen verehren sie ihre verstorbenen Stammväter, Helden, und alle Schamane beider Geschlechter als Halbgötter oder Heilige, deren die Götter sich bei Regierung der Welt als Rathgeber und Gehülfen bedienen, die Kenntniß von der Unterwelt besitzen, Anrufungen verstehen, und Hülfe und Glück verschaffen können. Die Unzählbarkeit derselben macht, daß sie diese Heiligen mit den Göttern und Satanen verwechseln und ihre Bitten oft vor ganz unrechte Throne bringen. Die, welche den Rußen nahe wohnen, schreiben den Wohlstand derselben dem heiligen Nicolaus der griechischen Kirche zu, und rufen ihn daher ihres eignen Wohlstandes wegen auch an. Götter und Heilige leben nach menschlicher Weise, nur prächtiger, und verschaffen sich ihre Bedürfniße bald durch ihren bloßen Willen, bald aber auch durch Arbeiten. Wenn sie den Ort verändern, so gehen, reiten oder fahren sie. Die Kamtschadalen laßen ihren Gott Tui mit einem Zuge schöner Hunde fahren, die, wenn sie sich schütteln, Erdbeben verursachen; wenn es beim Gewitter regnet, so schlägt der Donnergott Beluta sein Waßer ab; die Hütten, welche die an Vieh reichen Burätten den Göttern in den Steppen zum Obdach errichten, und das Weihen der Pferde bei vielen Hirtenvölkern bezieht sich auf diese Begriffe. Einige laßen ihre Götter, um nicht zu darben, jagen, fischen, Wurzeln graben und dergl.

Die Götter erscheinen den Schamanen nach ihrer Einbildung am liebsten als Bären, Schlangen und Eulen; daher diesen Thieren mit Achtung begegnet wird. Weißtannen, eine Art Wermuth, welche

die Katschinzen und Andere Irwen nennen, das Ehengras auf Kamtschatka, auch bei anderen Völkern andere Gewächse, sind den Göttern gewidmet und ein lieblich Rauchwerk, daher man mit denselben Götzen und Opfer schmückt, verunreinigte Sachen räuchert u. s. w. Unrein und zu Opfern untauglich sind Schweine, Frösche, Insecten und Gewürme.

Ihre Vorstellung von der Welt schränkt sich meist auf ihre Wildniße ein. Die Dauer der Welt ist ewig, und der Zustand der Menschen und Thiere nach dem Tod eine Fortsetzung der jetzigen, daher sprechen sie mit den todten Bären, Wallfischen u. s. w. wie mit lebenden Menschen. Glück und Unglück des Menschen hängt von den Göttern, Satanen und von dem Einfluß anderer Menschen ab, daher einige den Zorn der Götter ängstlich fürchten, andere sich über gar Nichts Vorwürfe machen. Die Götter lieben und belohnen Ehrfurcht gegen sich, Rechtschaffenheit und Menschenliebe, und haßen und bestrafen Ruchlosigkeit, Betrug und Härte. In anderen Fällen kann man sich nach ihrer Moral nicht leicht versündigen. Die Götter kümmern sich nicht darum, ob man faul oder fleißig sey, bei seinem oder eines Andern Weibe schlafe, viel oder wenig eße und trinke, gestohlenes oder selbst erlegtes Wild verzehre u. s. w. Die Satane schaden ohne Rücksicht auf unsere Handlungen, daher man sie durch Schamane mit Opfern, Geschenken, guten Worten, Drohungen u. s. w. von sich abhalten muß. Glück besteht in Gesundheit, Reichthum an Vieh und Kindern, einträglicher Jagd und Fischerei und dem Genuße der Wollust; Unglück im Gegentheil und besonders im Tode.

Von dem Leben nach dem Tode haben sie eine traurige Vorstellung, und verabscheuen den Tod, wie sie auch die Todten fürchten. Von einer Beerdigung zurückkehrend, suchen sie den Tod und die Todten von sich abzuwehren, sie springen über Feuer, kriechen zwischen Stangen durch, wobei der Schamane nach dem Tode schlägt; dann räuchern sie sich und die Hütten oder verlaßen sie, und nennen den Namen der Todten nicht, die Verwandten gleiches Namens aber verändern ihn. Unter der Erde herrschen die Erdgeister, die den Todten Unheil zuzufügen suchen, daher die teleutischen und koräkischen Schamane dieselben bei Beerdigungen durch Formeln bannen und durch Lufthiebe mit einer Hacke abzuhalten suchen, Viele aber, besonders die in Wüsteneien wohnen, setzen ihre Leichen auf Bäume oder laßen sie über der Erde verwesen, oder verbrennen sie, um den Erdunholden zu entgehen. Die östlichsten sibirischen Völker und Insulaner halten das künftige Leben für eine verbeßerte Fortsetzung des jetzigen. Deßwegen scheuen sie den Tod nicht, und geben sich manchmal kaltblütig denselben durch Selbstmord. Weil die Christen einen Himmel ohne alle die irdischen Herrlichkeiten hoffen, bedauern sie dieselben und preisen ihr eignes Glück. Die Schamane sterben meistens muthig. Weil sie sich im Leben mit Versöhnung der

Götter und Satane beschäftigen, ihre Gaukeleien für nöthig halten und nach dem Tode zu den Heiligen gezählt werden, die an den Schicksalen der Lebendigen und an ihren Opfern Theil haben, so erwarten sie eine gute Zukunft. Den Anfechtungen der Erdgeister auszuweichen und ihrer eigenen Reinigung wegen, verordnen sie mehrentheils die Verbrennung ihrer Leichen.

Die Götterbilder werden von seltsamen Holzauswüchsen oder Steinbrocken, an welchen die Einbildung etwas menschenförmiges findet, meist aber von Schamanen gemacht. Oft werden ganze Klippen wegen ihrer ungewöhnlichen Gestalt für Götzen gehalten, z. B. der Schamanfelsen an der Ostseite des Baikals u. s. w. Die gemachten Götzen sind kleinere oder größere geschnitzte, ausgestopfte oder seltsam geformte Puppen. Hölzerne Puppengötzen, welche die Tungusen Schowoki, die Kamtschadalen Kamuli, die Burätten Ongon nennen u. s. w., sind bis eine Spanne lang und drüber, und werden wie Schamane gekleidet. Einigen bedecken sie die Gesichter mit Kupferblech. Der Ringgötze der Burätten (Imegilschin) ist eine solche Puppe in einem zwei Finger breiten Ringe von Weidenholz, der einer Trommel gleichen soll. Die Kuriler setzen ihre Götzen aus Spänen zierlich zusammen. Ausgestopfte Götzenpuppen sind bei den Jakuten, Tschulymern, Teleuten und altaischen Tataren u. a. m. gebräuchlich. Die Tschulymer nennen sie Scheitan, die Teleuten, die ihnen die Gestalt kleiner, etwa acht Zoll langer, halb so breiter Polster mit einem an dem einen Ende gezeichneten Menschengesicht und Glaskorallen oder Hagelkörnern statt der Augen geben und sie mit Eulenfedern zieren, nennen sie Tschalus. Der Schafgötze der Burätten ist ein Lämmerfell mit Füßen und Schwanz und einem geschnitzten Menschengesichte. Blechgötzen (tungusisch Hanen) sind bei allen schamanischen Heiden, besonders um sie an die Schamankleider, Trommeln, Wiegen zu hängen u. s. w., im Gebrauch. Aus Eisenblech geschnitten stellen sie mit genauer Noth Menschen, Bären, Rennthiere, Vögel, Fische, Schlangen, Gestirne und die Elemente vor. Ein Menschengesicht bedeutet die Sonne, ein Halbcirkel den Mond, ein Schiffchen das Waßer, ein Dreieck das Feuer, ein Rost die Erde u. s. w. Die Jakuten und Burätten haben aus Filz geschnittene Götzen von der Länge einer Spanne. Der Irgekin der Burätten ist ein gleich einem Kamm in in viele Riemen getheiltes Leder ins Gevierte eine Spanne groß, deßen Riemen die gesammte Götterschaar vorstellen. Gemalte Götzen, welche die Burätten Nogat nennen, und die bei vielen Völkern gebräuchlich sind, sind einer Spanne lange Umriße nackter Menschen, mit Blut aus dem Herzen der Opferthiere oder auch mit Röthelstein gezeichnet, und mit Blei- oder Korallenaugen versehen, auch am Kopfe mit Eulenfedern besetzt.

Die Kamtschadalen errichten in ihren Wildnißen kleine Säulen, umwinden sie mit Ehegras und verehren sie göttlich. Sie binden auch Krautwerk in der Gestalt eines Wolfs zusammen und stellen es als einen Götzen, den sie Chaitu nennen, in ihren Hütten auf. Der Tschiptipkan der Waldtungusen ist eine kleine Pforte von Nadelstrauch, in welcher geopferte Vögel aufgehangen werden. Ihr Doi ist ein aufgerichtetes Kreuz mit einem gekreuzigten Vogel, ihr Boge Nadelreisig in Menschenform gebunden. Der Tüs der Katschinzen ist ein gabelförmiger Stock, zwischen deßen beiden Zinken ein Fuchskopf oder zwei geschnitzte Vögel gehangen werden.

Weil die Götzendiener fast bei jedem Opfer einen neuen Götzen bekommen, so hat manche Jurte deren viele. Die Teleuten stellen alle in einen Winkel der Stube; die Burätten hängen einen Beutel mit Götzen (Ongo Negir) in der Jurte zur Linken und des Sommers an eine Säule vor der Jurte; die Tungusen hängen sie an ein Gestelle (Schonan) von drei ausgesperrten Stäben; der Tus der Katschinzen erhält seinen Platz auf dem Dache; den Heerdengöttern der Burätten werden Hütten (Obo) auf Bergen erbaut, Einige legen sie in Schachteln u. s. w. Immer hängen Wiesel-, Hermelin- und andere Felle, Knochen geopferter Thiere, Büschel Haare von geweihten Pferden und andere kleine Opfer bei den Götzen. Die meisten Heiden zeigen ihren Götzen Ehrfurcht, neigen sich betend vor ihnen, nehmen sie mit auf die Jagd, füttern oder beschmieren sie mit Blut und Fett, räuchern sie mit Fett, Fleisch, Blut, Tannenreisig, Wermuth u. s. w. Andere schelten sie bei Unfällen aus, werfen ihnen die Ehrenbezeugungen vor, schmeißen sie an die Erde oder ins Waßer und prügeln sie wohl gar.

Die Anbetungen sind theils allgemeine, festliche, theils besondere eines jeden in seiner Hütte. Von Anbetungen mit leerer Hand erwarten sie wenig, daher sie die feierlichen mit Opfern begleiten. Sie feiern ein Frühlings-, und ein Sommer- oder Herbst-fest. Das Frühlingsfest ist ihr Neujahr, an welchem sie das erste Gras und die Erstlinge der Viehzucht, vorzüglich Milch opfern, und für das Jahr Segen erbitten. Das Sommer- oder Herbstfest wird nicht an jedem Orte jährlich, doch so gefeiert, daß ein Jeder jährlich Theil an demselben nehmen könne.

Zu Opfern taugen, Schweine ausgenommen, alle Thiere, Fische, Vögel, Pelzwerk, Schädel, Blut, Fett, Haare, Hörner, Milch, Käse, geröstetes Getraide (Kurmgtsch), Bier, Branntwein, Zeuge, Geld und fast Alles. Die östlichsten Sibiriaken opfern auch Hunde. Reisig von Weißtannen wird vorzüglich den Bergen und Gewäßern geopfert.

Die Cärimonien des feierlichen Götterdienstes sind nicht bloß bei verschiedenen Völkern, sondern theils bei einzelnen Schamanen etwas

verschieden. Bei allen aber kommt es auf die eigentlichen Anbetungen der guten Götter, Opferungen und auf die Beschwörungen der Satane an. Einige Schamane verrichten dieses abgesondert, andere verbinden Alles, und laßen ihre Opfer zur Versöhnung der Götter und Satane zugleich rauchen.

Beim Frühlingsfeste der Teleuten versammelt sich die reinlich gekleidete Gemeinde männlichen Geschlechts im Feld um den Kam, der die Trommel rührt, dann betet, dabei Milch und Bier umherspritzt, auch Kurmatsch streut, dann aber selbst etwas davon genießt und Jedem etwas mittheilt, der es andächtig zu sich nimmt. Hierauf wirft er die Milchschale von sich und urtheilt aus ihrem Fall über die Annahme der Opfer. Steht sie, so gefiel es den Göttern, liegt sie, so mißfiel es. Der fröhliche Genuß des übrigen Biers und der Milch beschließt das Fest. Bei den Katschinzen zündet der Kamnö an diesem Fest an einem Flußufer oder auf einer offenen Höhe ein Feuer an, betet unter Bewegung einer kleinen Flagge und spritzt etwas gesäuerte Milch gegen die Sonne, den Mond, Flüße und Berge ihres Gebiets und endlich auch für den Satan. Mit dem Uebrigen der geweihten Milch besprengt ein Jeder in seiner Jurte Alles, und was dann noch bleibt, wird gesellschaftlich ausgetrunken. Bei den Jakuten opfert der Ajun die erste Milch in jeder Jurte unter Gebet und Bewegung einer kleinen Fahne oder eines Pferdeschweifs. Er nennt alle Götter, Satane und Heilige, und sprengt bei jedem Namen einen Löffel voll Milch in die Luft, welches er dreimal wiederholt. Von der in der Schale übrigen Milch nimmt er einen Schluck und läßt jeden der Anwesenden, welche zum Theile knieen, durch einen Knaben einen Trunk reichen. Der Fall des weggeworfenen Löffels erklärt die Gesinnung der Götter. Die Tungusen und Burätten opfern bei diesem Fest auch etwas frisches Gras.

Das Herbstfest begehen die Teleuten im October. Eine Dorfschaft opfert auf dem erwählten Platz ein junges Pferd. Die Gemeinde schließt einen Kreis von Pfählen und Strauchwerk um den Platz mit dem Opfergerüst oder Altar. Der Kam trommelt und betet; dann schlachten sie das Pferd und ziehen es so ab, daß Hufe, Kopf und Schweif an der Haut bleiben, schneiden das Fleisch von den Knochen, kochen es nebst dem Eingeweide, und stellen es den Göttern auf dem Gerüste so lange dar, als das wiederholte Gebet währt. Endlich verzehren sie das Opferfleisch und hängen die Haut auf einer Stange mit dem Kopfe gen Osten, neben demselben aber an einer Schnur Hasenfelle und andere kleine Opfer. Die nächsten Dorfschaften nehmen daran Theil. Die Burätten bringen zum Herbstfeste (Sange Haara, d. i. weißer Mond), Pferde, Rinder, Schafe und Ziegen nach dem Opferplatz. Ein Thier nach dem andern wird geopfert und gegeßen. Sie tödten sie durch einen

Schnitt in die Brust und Abreißung der Schlagader. Die Gebete richten sie gegen Lappengötter (Nugit oder Nogat), die sie an ein kleines Zelt befestigen. Auch richten sie Birkensträuche auf und hängen Läppchen als Fähnchen dran, deren Bewegung sie, wie die lamaischen Heiden, für Gebete halten. Den Unrath aus den Eingeweiden und Alles, was nicht gegeßen wird, verbrennen sie, damit kein Hund davon freße. Die Haut der Opferthiere hängen sie um die Gerippe derselben und richten sie, auf Stangen gespießt, so auf, daß sie stehen. So lange diese nun stehen, verneigen sie sich vor ihnen, so oft sie sie erblicken. Bei dieser Gelegenheit weihen sie auch die Knebel zum Anbinden der Füllen und Kälber, indem sie dieselben an ein ausgespanntes Seil hängen, woran Eulenfedern und Betfähnchen befestigt sind. Die jakutischen und Anderer Feste sind diesen ähnlich.

Die Gelegenheitsopfer sind mehr verschieden. Die Kuriler opfern von jeder Jagd die Haut des zuerst erlegten Thiers und hängen sie vor der Jurte auf. Die Kamtschadalen werfen in Bedrängnißen einige Stücke Fische ins Feuer. Die Koräken setzen den Kopf eines Hundes oder Rennthiers auf einen Pfahl gegen einen Fluß oder brennenden Berg gerichtet, und halten bei demselben unter dem Lärm der Zaubertrommel Gebete. Die Teleuten nehmen bei häuslicher Noth ihre Zuflucht zum Opfer eines Hasen, deßen Balg mit Kopf und Pfoten sie vor der Thür auf einen Birkenstrauch hängen und sich gegen denselben oft neigen. Ueberhaupt sind die Bälge der Wiesel und kleinen Thiere die gewöhnlichsten Hausopfer. Bei großen Verlegenheiten werden auch große Thiere mit den bei den Festen angegebenen Cärimonien geopfert und vor den Hütten aufgerichtet, daher es vor manchen wie auf Schindangern aussieht. Auf Reisen opfern die meisten den Bergen und Flüßen, über welche sie kommen, Tannenreisig, einige Brocken Fleisch, Fische oder Käse, Haarbüschel der Pferdemähnen, kleine Felle, Pelz- und Lakenfetzen u. s. w. Die Opfer der Berge werden auf der Höhe an einen Baum, den die Tungusen Nalakit nennen, gehängt. Das Feuer wird bei aller Gelegenheit durch ebenso kleine Opfer, auch Fett oder Blut, welches man in dasselbe wirft, geehrt. Bei Leichen wird gewöhnlich großes Vieh geopfert als eine Mitgabe für den Verstorbenen in der andern Welt, was bei einigen Gedächtnißfesten wiederholt wird, wobei Viele die Häute der Opfer aufhängen.

Zum Schutze der Heerden widmen sie den Göttern einige Thiere derselben, besonders Hengste und Stiere für immer, und zum Gedeihen derselben die ganze Heerde auf einen oder mehrere Monate. Sie nehmen an, die Götter ritten Nachts zum Schutze der Heerde auf jenen Thieren, und bilden sich öfters ein, dieselben Morgens schwitzig zu sehen. Ein geweihtes Pferd darf keinen gebrauchten Sattel tragen, von keinem

Frauenzimmer geritten, weder verkauft, noch geschlachtet werden. Von Heerden, die den Göttern geweiht sind, hat der Eigenthümer den Nießbrauch, darf aber während der Weihezeit nichts davon schlachten oder veräußern.

Farbe und Geschlecht des zu weihenden Pferdes ist bei den Burätten gleichgiltig. Der Schaman opfert bei einem Feuer etwas Milch, Käse und Milchbranntwein, und begießt das Pferd mit Milch. Er betet unter Bewegung des Betfähnchens, das er im Feuer anbrennt und deßen Rauch er in die Nase des Thieres ziehen läßt. Ein wenig Haare aus der Mähne und dem Schweif wirft er gegen Süden, und bindet ein rothes Läppchen in die Mähne. Endlich setzt er ihm die Milchschale auf den Rücken und läßt es in die Steppe laufen. Aus dem Falle der Schale erkennt er, ob das Opfer den Göttern angenehm sei oder nicht. Die Katschinzen räuchern bei diesem Opfer das Thier mit heiligem Wermuth (Irwen).

Alle ihre Gebete sind kurz und bestehen beim gemeinen Manne bloß in Stoßseufzern, die ihre Bedürfniße und Wünsche gradezu aussprechen. Beim Beten richten sie das Gesicht gegen die Sonne, Berge, Flüße, Götzen oder aufgestellte Opfer, und wenden sich namentlich an die Gottheiten, Satane und Heilige zugleich. Z. B. Gott N. N. oder Götter und Heilige gebt mir oder den Meinigen Gesundheit, Gedeihen des Viehes, eine gute Jagd u. s. w.! Opfern sie, so bitten sie um Ersatz. Götter u. s. w.! dieses Opfer ist für euch, oder mit demselben speise ich euch! gebt mir nun auch Kinder, Vieh, langes Leben, haltet den Tod von meinem Weibe, Kinde, mir u. s. w. zurück. Den Tod haßen sie aufs äußerste, und klagen mit Händeringen und oft ungebärdig: Was habe ich euch gethan, ihr Götter! Satane! Heilige! daß ihr mich von der Erde rafft! Was hat mein Mann, Weib, Kind, Freund u. s. w. gesündigt, daß ihr sie tödtet, daß ihr sie den Göttern der Unterwelt übergebt u. s. w. Bei Unglücksfällen: Was ist mein Verbrechen, daß mein Vieh zerrißen wird, mein Bogen kein Wild trifft? Die Schamane haben gewiße Formeln bei Opfern und Festen, die sie bloß nach den Veranlaßungen verändern, und welche Anrufungen der Götter und Heiligen, und Beschwörungen, Drohungen oder Versprechungen an die Satane enthalten. Das vornehmste Gebet der Teleuten heißt: Gott, Zaar des Himmels, lieber Herr, siehe an unser Opfer! erhalte die Kaiserin! gieb uns Gesundheit, langes Leben, Kinder, Vieh, Getraide und Glück! Die Gebete der Schamane, der Tungusen, Burätten u. s. w. haben Aehnlichkeit mit unseren Litaneien. Sie beten singend, nennen eine Gottheit nach der andern, und erbitten von jeder, worüber dieselbe zu gebieten hat, von der Sonne gute Witterung, vom Gott der Weiber

Kinder, vom Gott des Wildes Wildpret u. s. w. und von den Heiligen oder verstorbenen Schamanen Fürsprache. Die Schamane singen beim Opferfeuer nach Rührung der Trommel: Gott, gieb Gesundheit, laß mich nicht von Thieren zerrißen werden, nicht von Felsen stürzen, nicht ersaufen! Gieb Kinder, Vieh, Wild, Fische! (und andere Bedürfniße). Wir opfern dir ein Rennthier, einen Vogel, Fisch, setzen dir einen Götzen Doi, Boge. Die Gemeinde sagt bei jedem Absatz eines ums andere: Höre! Erhöre uns! Hilf! Erbarme dich! welches sie oft zwei- bis dreimal wiederholen. Die Schamane nennen zuletzt nur Namen der Götter und Heiligen, und das Volk sagt immer dazwischen! Höre, erhöre, erbarme dich, hilf!

Der schamanische Glaube räumt den Satanen große Macht in den Erscheinungen der Natur und Schicksalen der Menschen ein, läßt die bösen Geister überall in der Welt herumschwärmen und zu schaden suchen. Die Priester und Zauberer rühmen sich der Bekanntschaft mit der Geisterwelt, des nähern Umgangs mit den Satanen, der Herrschaft über dieselben, und des Besitzes der Mittel, Alles von ihnen erfragen, sie besänftigen und wohl auch Gutes durch sie erlangen zu können. Ein Werkzeug der Unterredung ist die Trommel. Durch die mit ihnen in Vertraulichkeit stehenden Geister vernehmen sie die Ursachen des Wohlwollens oder des Zorns und Haßes der Götter, die Anzeige der Mittel der Versöhnung, Kenntniß von vergangenen Dingen und künftigen Schicksalen, Nachrichten von entfernten Orten und Leuten, Macht, im Glück und Unglück vieles zn ändern, Gaben, Träume zu deuten, zu weißagen u. s. w. Das schamanische Heidenthum und mehr noch das Ansehen der Priester beruhen auf diesem Glauben, daher letztere ihn sorgfältig unterstützen.

Wenn die Schamane, Kame u. s. w. etwas Vergangenes oder Zukünftiges von den Schaitanen, Bunis, Okodillen und dem ganzen Heere der Unterwelt erfragen, oder auch die Satane bändigen und beschwören wollen, so thun sie es mit den Verzerrungen eines Unsinnigen und scheinen zum Theil wüthend. Nach angelegter Schamanenkleidung und Anzündung des Feuers rauchen sie gewöhnlich ängstlich Tabak, schaudern oft und stehen dann auf, um durch Rührung der Zaubertrommel die bösen Geister herbeizurufen. Sie machen dabei die seltsamsten Sprünge um und über das Feuer, verzerren das Gesicht, arbeiten mit den Händen, schreien und brüllen unverständliches Zeug, rufen die Geister namentlich, welches Alles bei der Dunkelheit, dem dumpfen Ton der Trommel und dem Geklirre des Behanges der Schamanenkleidung scheußlich zu sehen und zu hören ist. Etwa nach einer halben Stunde stellen sie sich, als ob die Satane erschienen wären und als ob sie mit ihnen kämpften. Sie fragen, drohen, bitten, versprechen, geben ihnen Aufträge u. s. w. Um ihre Antworten zu vernehmen, werfen sie den Schlägel der Trommel, oder irgend etwas,

welches der, den es betrifft, am Leibe getragen, eine Mütze oder dergleichen, in die Luft, als ob die Antworten dadurch heruntergebracht würden, und stecken den Kopf horchend in die Trommel, wobei sie zittern, schaudern und schwitzen. Die jakutischen, tschulymischen und andere Schamane geben Entgeisterungen und Entzückungen vor. Nach einigen der vorhin erwähnten Gebärdungen fallen sie ohnmächtig nieder, weil ihre Seele sie verläßt und die Götter der Unterwelt in ihren Wohnungen, Bergen, Wäldern, Abgründen u. s. w. besucht und mit ihnen unterhandelt. Die Seelen machen diese Reise auf Bären, Schweinen, Adlern u. s. w. Alle behaupten nachher, die Satane in Gesichtern als Bären, Löwen, Eulen, Adler, Schwäne, Käfer, Spinnen, Drachen u. s. w., als Lichtschein oder Schatten gesehen zu haben. Die Antworten, welche sie ertheilen, sind, nach Beschaffenheit der Fragen, Orakelsprüche, voll Verblümtheiten und Zweideutigkeiten, daher sie fast immer zutreffen, oft weitläufiges Gerede vom Zustande der Abwesenden oder unserer Zukunft. Man sollte von solchen Leuten nicht so bilderreiche Erklärungen vermuthen, als sie oft aus dem Stegreif, und ohne die Frage einmal recht gefaßt zu haben, ertheilen.

Außer dieser höhern Magie trifft man bei allen Heiden eine geringere, bei Priestern und oft bei gemeinen Leuten, an, die mit der der Zigeuner, der Kartenwahrsager u. s. w. Aehnlichkeit hat. Die krasnojarischen Zauberer (Jedatschi) und viele andere werfen das Schulterblatt von einem Schaf ins Feuer, und lesen aus den Rißen und Flecken, die es bekommt, eines jeden Fragenden vergangene und künftige Schicksale. Den tungusischen und anderen Propheten ist das Schwirren eines abgeschoßenen Pfeils oder das Zittern einer gespannten Bogensehne eine Antwort auf alle Fragen. Die teleutischen, sajanischen und abinzischen Weißager sehen sich durch die Figuren der Zaubertrommel, auf welche vierzig in die Höhe geworfene kleine Stäbe zu liegen kommen, von Allem unterrichtet. Die Ajuns der Jakuten geben Dem, der mit seiner Zukunft bekannt sein will, eine Münze oder einen Ring in die Hand, und ersehen dann aus der Hand Alles klar und deutlich. Wind zu erregen hängen sie einen Blasenstein eines Thieres mit einem Stöckchen und einem Pferdehaar an einen Baum und sagen dabei voll Erwartung: Ich entsage Vater und Mutter, um deine Kraft zu sehen, und was dergleichen mehr ist.

Betrachtungen hierüber anzustellen, ist unnöthig, denn der Sinn deßen, was in obigen Nachrichten aus dem ältern Heidenthume herstammt, ist klar und erheischt keine Besprechung. Eine Mythologie der Finnen und der anderen genannten Völker läßt sich aber nicht eigentlich darstellen, und ich habe deßhalb ihrer auf dem Titelblatte nicht erwähnt. Daß ich den Titel Mythologie der Slawen gebraucht habe, geschah nur wegen der

Gleichheit in der Benennung mit den vorhergehenden Theilen dieses Werks. Eigentlich kann man ja nur von dürftigen Bruchstücken der slawischen Mythologie sprechen.

## Zusatz.

Im fünften Bande dieses Werkes habe ich die Titanen als die Sonne erklärt und ihre Zahl auf Sieben gesetzt. Ich hätte nicht vergeßen sollen, hinzuzufügen, daß man, weil die Namen der Frauen eben so gut, wie die der männlichen Gottheiten ein Nothbehelf seyn können, um für einen Gott eine Anzahl Namen aufzustellen, diese mitzählen könnte. Dann könnten zwölf Titanen seyn, wegen der Zwölftheilung des täglichen Sonnenlaufes, wie die Asen, welche diese Zwölftheilung vorstellen, ebenfalls zum Theil aus Frauen bestehen.

## Zu verbeßern.

**Band 6.** Seite 335. Sviagris, d. i. Schwein der Sviar, Wortspiel gleich dem daselbst angegebenen, ist in Gedankenlosigkeit als deutsches Wort behandelt, und muß ich mich deßen anklagen.



## Wörterbuch der deutschen Sprache

in Beziehung auf Abstammung und Begriffsbildung.

Von Dr. Konrad Schwenck.

Dritte, vielverbesserte und vermehrte Ausgabe. 52 Bogen in groß Lexikonformat.

Gebunden Rthlr. 2. 20 Sgr. fl. 4. 48 kr.

## Catullus

übersetzt von Dr. Konrad Schwenck.

Anhang: Sechster Gesang der Odyssee.

gr. 12. Geh. Velinpap. Rthlr. 1. fl. 1. 45 kr. Druckpap. 20 Sgr. fl. 1. 12 kr.

## Die sieben Tragödien des Sophokles.

Erklärungen von Dr. K. Schwenck. Geh. 21 Sgr. fl. 1. 12 kr.

## Goethe's Werke.

Erklärungen von Dr. K. Schwenck. 8. Geh. 22½ Sgr. fl. 1. 20 kr.

## Schiller's Werke.

Erklärungen von Dr. K. Schwenck. 8. Geh. 26 Sgr. fl. 1. 30 kr.

## Sinnbilder der alten Völker.

Erklärungen von Dr. K. Schwenck. Rthlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42 kr.

## Literarische Charakteristiken und Kritiken.

Von Dr. Konrad Schwenck.

gr. 8. Geheftet. Rthlr. 1. 16 Sgr. fl. 2. 42 kr.

(Cl. Brentano — G. A. Bürger — Fr. Dingelstedt — M. Enk — F. Freiligrath — Geibel — J. Görres — Görres und Börne gegen Goethe — A. Grün — H. Heine — Herder — G. Herwegh — E. T. A. Hoffmann — Hoffmann von Fallersleben — Jacob — F. M. Klinger — N. Lenau — Lewitz — Montaigne — G. Pfitzer — Platen's Werke — Platen's Tod — R. F. Prutz — H. v. Nebenstock — Rötscher über die Wahlverwandschaften — Rötscher über König Lear — Fr. Rückert — Fr. Schlegel — F. C. Schlosser — J. H. Voß — v. Zedlitz.)


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 16 20 05 10 016 2